Die
Teutſche Geſchichte.

Für Schulen bearbeitet

von

F. Kohlrauſch.

Verzeichnis-Nr. 89

Zweite Abtheilung.

Vierte verbeſſerte Auflage.

1821.

Bei Heinrich Büſchler in Elberfeld.

Ludwig Eckl's
Privatbibliothek
Verzeichnis-No.
98.

G 10-978

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede zur zweiten Auflage.

Als ich die vorliegende Arbeit unternahm, war mein nächſter Zweck, der allgemein aufgeregten Theilnahme an der Geſchichte des Vaterlandes einen einfachen Leitfaden darzubieten, welcher die Kenntniß derſelben allgemeiner, wie bisher, verbreiten helfe. Mit innig dankbarer Anerkennung des Sinnes, der mir entgegen gekommen, und früher, als ich irgend zu hoffen gewagt, darf ich mich eines belohnenden Erfolges freuen. Kaum war der Schluß des Ganzen vollendet, als ſchon eine zweite Auflage nöthig wurde; und aus vielen ermunternden Zeichen konnte ich wahrnehmen, daß das Buch auch außer den Schulen in die übrigen Kreiſe des Lebens Eingang gefunden habe.

Die Liebe zu allem Geſchichtlichen iſt das Merkmahl einer Zeit, die zu lebendiger Theilnahme an den Ideen des Vaterlandes, der Ehre, der kräftigen bürgerlichen Gemeinſchaft, erwacht

iſt. Eine ſolche Zeit wendet ſich immer zu der Geſchichte zurück; ſie will, in den Spiegel der Vergangenheit blickend, das Verſtändniß über Gegenwart und Zukunft, und zugleich die rechte Zuverſicht zu ſich ſelbſt gewinnen, welche durch die Erkenntniß begründet wird, daß das Beſte in einem jeden Volke nicht von Heute oder von Geſtern, ſondern noch immer die alte, urſprüngliche, durch eine höhere Hand feſt eingepflanzte Wurzel der Volkseigenthümlichkeit ſey.

Unſere Geſchichte iſt noch wenig reif zu einer geſchloſſenen Darſtellung; die Vorarbeiten über das Einzelne in ihr ſind noch bei weitem nicht vollendet. In ſofern war alſo der Entſchluß, ſie als ein Ganzes zu bearbeiten, ſehr gewagt. Allein das Verlangen nach ihr war dringend erwacht, das Gemüth der Zeit forderte ſeine Befriedigung, und ſo überwand ich raſch alles Bedenken, weil ich mich ſelbſt mit ganzer Liebe und voller Hingebung des Gemüthes zu dieſer Arbeit getrieben fühlte. Aber um deſto wichtigere Pflichten legt mir nun der Erfolg auf, der um Vieles größer geweſen, als meine Erwartungen und den ich mir nicht als Verdienſt anrechne. Das angefangene Werk ſoll mir eine Lebens-Aufgabe ſeyn; was ich an Zeit und Kräften gewinnen kann, ſoll demſelben treu gewidmet werden;

die beſten Gaben, welche mir die Erforſchung der vaterländiſchen Geſchichte bietet, werde ich für den Mitgenuß der Empfänglichen unter den Männern und Frauen, für die Jugend und das reifere Alter, mit allem Fleiße bearbeiten. Der Standpunkt, der ſich in dieſer erſten Arbeit als der rechte bewährt hat, weil er verhältnißmäßig die Meiſten zu umfaſſen im Stande iſt, ſoll mir auch ferner bleiben. Indem ich nemlich vor Allen das mittlere Jugendalter im Auge gehabt, für dieſes die Auswahl der Gegenſtände, ſo wie die Weiſe der Darſtellung berechnet habe, iſt der allgemein menſchliche Standpunkt von ſelbſt hervorgetreten. In den Jahren des beginnenden Bewußtſeyns allgemeiner Ideen im Menſchen ſpiegeln ſich alle ſpäteren Alter wieder; ſie ſehen ſich im Bilde verjüngt und finden die frühere Wärme des Gefühles aufgefriſcht, welche ihnen die Abſichtlichkeiten und Mühen des gewöhnlichen Lebens genommen hatten.

Auch darin beruht ein weſentlicher Vortheil jenes Standpunktes, daß er mich nöthigte, die äußere Geſchichte, die eigentliche Reichs- und Kaiſer-Geſchichte, in dieſer erſten Arbeit vorherrſchend zu verfolgen, um die der Jugend nöthige Ueberſicht, und für das Gedächtniß die hervorſtechendſten Punkte zu gewinnen. Es war dieſes

der am leichteſten zu bearbeitende Theil, welcher eine zuſammenhängende Reihe der Erzählung darbietet und die Gränzen eines mäßigen Lehrbuches nicht überſchreitet. Hätte ich die Geſchichte der einzelnen Stämme und Völkerſchaften, der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der bürgerlichen Einrichtungen, mit Einem Worte, die Anſchauung der innern Entwicklung des teutſchen Lebens, damit verbinden wollen, ſo würde der Umfang des Ganzen viel zu groß, und zugleich die Einfachheit des Ueberblicks für die Lernenden unmöglich geworden ſeyn. Nun habe ich dieſes Alles für eigene Ergänzungs-Bände aufgeſpart, welche neben der allgemeinen Reichsgeſchichte fortlaufen und ihre einzelnen Gaben leicht in dieſelben einreihen werden. Geſchöpft aus den Quellen und Urkunden jedes Zeitalters, aus den Chroniken der Länder und Städte oder angeſehener Geſchlechter, den Lebensbeſchreibungen einzelner Kaiſer und Fürſten, berühmter Männer und Frauen, und wo ſich ſonſt eine bezeichnende Einzelheit findet, werden ſie, als in ſich verſtändliche, geſchloſſene Darſtellungen menſchliches Lebens und Wirkens dem Gemüthe der Jugend eine reiche Befriedigung, und dem forſchenden Auge des Mannes zugleich Belehrung über den Zuſtand eines ganzen Zeitalters darbieten. Dieſe Vielfachheit des Eindru-

ckes gewährt die Geſchichte gleich der Natur, durch ihre größten Gaben wie durch die kleinſten. Dem Kinde iſt die Blume nichts weiter, als eine Fülle der Farben und des Duftes in ſchöner geſchloſſener Geſtalt; dem Manne dagegen eine Welt im Kleinen, ein Bild der ganzen Schöpfung in ihrer großartigen Schönheit und Ordnung; — ſo auch die Blüten, welche die Geſchichte in ihrem reichen Schatze, woran Jahrtauſende geſammelt haben, aufbewahrt hält.

Wenn es mir daher gelingt, dieſe einzelnen Schilderungen recht zu wählen und zu ordnen, ſo können ſie für den Kreis, welchen ich zunächſt im Auge habe, die zweite Hälfte unſerer Geſchichte neben der bis jetzt erſchienenen, die innere neben der äußeren, enthalten, und ich werde auch namentlich danach ſtreben, daß die einzelnen teutſchen Stämme, Staaten und Landſchaften in das ihnen gebührende Licht treten. So iſt das Bild, welches mir vorſchwebt, und welches meine ferneren Arbeiten über die teutſche Geſchichte leiten ſoll.

Was den Gebrauch der gegenwärtigen Arbeit in den Schulen betrifft, ſo iſt genug hier eben zu wiederholen, daß ſie für die höheren Bürgerſchulen und die Gymnaſien beſtimmt iſt. Das Nähere habe ich in einer jetzt erſchienenen Abhand-

lung — „Ueber die Stufenfolge des Geſchichts-unterrichts in den höheren Schulen“ — ausführlich entwickelt.

Düſſeldorf, im Juni 1818.

Zur dritten und vierten Auflage.

Ich habe zu den Worten, welche die zweite Auflage begleiteten, nichts hinzuzuſetzen, als daß die dritte und vierte Auflage jener ſo ſchnell haben folgen müſſen, daß die Zugaben, welche ich zu dieſer Geſchichte verſprochen, noch nicht erfolgen konnten. Zugleich wiederhole ich aber, mit inniger Dankbarkeit für die fortdauernde Theilnahme an dieſer Arbeit, mein dort gegebenes Verſprechen.

Münſter, im Juli 1819 und Dez. 1820.

Einleitung.

Das alte Teutſchland und ſeine Bewohner.

1. Die Natur des Landes und der Menſchen.

Unſer Vaterland war in alten Zeiten größtentheils ein rauhes und unwirthbares Land, voll ungeheurer Waldungen, Sümpfe und öder Strecken. Der große Hercyniſche Wald zog ſich von den Alpen nordwärts 60 Tagereiſen weit hindurch; und von ihm ſind noch der Rheinwald, Schwarzwald, Odenwald, Weſterwald, Speſſart, Böhmerwald, Thüringerwald, das Fichtel- und Erzgebirge, der Harz und viele andere die Ueberbleibſel. Der Boden war wenig bearbeitet. An Getraide konnte man nur Gerſte und Hafer bauen; die Weiden aber waren grasreich und ſchön, und das Rindvieh ſo wie die Pferde, wenn gleich klein und unanſehnlich, doch von

ſehr guter, dauerhafter Art. Edle Obſtbäume konnten nicht wohl gedeihen, es wuchſen nur einige Arten wilder Beeren; und die Römer fanden das ganze Land ſo unfreundlich, daß ſie es für unmöglich hielten, jemand könne Italien verlaſſen, um in Teutſchland zu wohnen.

Unſere Vorfahren aber liebten dieſes Land über Alles, weil ſie als freie Männer darin geboren waren, und weil des Landes Beſchaffenheit ihre Freiheit ſchützen half. Die Wälder und Sümpfe ſchreckten den Feind; die rauhe Luft, ſo wie die Jagd der wilden Thiere, ſtärkten die Körper der Männer, und bei einfacher, natürlicher Koſt, wuchſen ſie zu ſo hohen Geſtalten und ſolcher Kraft empor, daß die andern Völker ſie ſtaunend bewunderten. So hart hatten ſie ſich von Jugend auf gewöhnt, daß ſie ſelbſt im Winter nur wenig Kleidung trugen, und ſich im Freien, im kalten Fluſſe, badeten. Felle wilder Thiere, die Siegeszeichen ihrer Jagden, hingen von den Schultern herab, doch ſo, daß ein großer Theil des Leibes unbedeckt war. Die Kinder aber liefen faſt ganz nackend umher, und die verweichlichten Völker, welche ihre Kinder nur mit Mühe durch die früheren Jahre hindurch brachten, wunderten ſich, wie die Knaben der Teutſchen ohne ängſtliche Pflege und Wartung in ſolcher Fülle der Geſundheit heranblühten.

Die Römer nannten dieſes Volk, nach ſeiner kriegeriſchen und tapferen Sinnesart, Germanen, *)

*) Von dem Worte Geer, welches Spieß bedeutet, und aus welchem auch das Wort Heer, und das franzöſiſche guerre, Krieg, entſtanden iſt.

und hielten es, mit Recht, für ein uraltes, reines, ungemiſchtes Stammvolk. Es war nur ſich ſelbſt gleich; und wie die gleichartigen Gewächſe des Feldes, die aus reinem Saamen, nicht in der üppigen Pflege des Gartens, ſondern in dem geſunden, freien Boden draußen emporwachſen, durch Ausartung nicht von einander abweichen, ſo war auch unter den Tauſenden des einfachen teutſchen Stammes nur Eine, feſte, gleiche Geſtalt. Ihre Bruſt war breit und ſtark, ihre Haare meiſtentheis gelb und lang herabhangend, ihre Augen blau, ihr Blick durchdringend und kühn. — Zur Kriegsarbeit waren ſie unermüdet, für ſitzende Gewerbe aber unluſtig. Sie litten geduldiger Hunger, als Durſt; geduldiger Kälte, als große Hitze.

Städte liebten und bauten ſie nicht, ſie verglichen ſie den Gefängniſſen; nicht einmahl zuſammenhängende Dörfer legten ſie gern an; ſo groß war ihre Luſt und Liebe zu uneingeſchränkter Freiheit. Die Hütte lag meiſtentheils in der Mitte der Feldmark, die zu ihr gehörte und mit einem Gehege umſchloſſen war; und eine Anzahl ſolcher Höfe zuſammen bildete eine Gemeine, mehrere Gemeinen und Ortſchaften ein n Gau. Sehr oft wählten ſie ihre Sitze nicht ſowohl nach der Bequemlichkeit und dem Nutzen, als nach ihrer Liebe zur freien und ſchönen Natur. Wo ein Hain, wo eine Quelle ſie lockte, ſagt ein römiſcher Geſchichtſchreiber, da ſchlugen ſie ihre Wohnung auf. Und auch deshalb mogten ſie ihr Vaterland ſo ſehr lieben, weil es eine ſo große Mannigfaltigkeit an Berg und Thal, an Gewäſſern aller Art, ſo wie an Wald und Wieſe und Feld ihnen darbot.

Dieſes ſtarke Natur-Gefühl, welches in unſern Vorfahren von Anfang gelebt hat, iſt ein Grundzug des teutſchen Weſens, und ſchützt uns, ſo lange wir es bewahren, vor der Erſchlaffung der Sinne und der Sitten, in welche die gebildetſten Völker des Alterthums, durch Ueberverfeinerung und Ueppigkeit, und durch das Zuſammendrängen in große Städte, verſunken ſind.

---

2. Lebensart und Sitten.

Der Teutſchen Lieblingsbeſchäftigung war nächſt dem Kriege die Jagd; und ſie war ſelbſt ein Krieg; denn die Wälder bargen, außer dem noch jetzt gewöhnlichem Wilde, auch Wölfe, Bären, Auerochſen, Elennthiere, und viele Arten der großen Raubvögel. Daher wurde der Knabe von Jugend auf im Gebrauche der Waffen geübt; und das war ſein feſtlicher Tag, wenn er zuerſt mit dem Vater im Walde den reißenden Thieren nachjagen, oder mit ihm in die Schlacht gehen konnte. — Man mogte die Germanen leichter dazu bringen, den Feind herauszufordern, und Wunden zu holen, als die Erde zu pflügen und die Erndte zu erwarten; ja es ſchien ihnen ſogar feige, durch Schweiß zu erwerben, was man mit Blut gewinnen könnte. Daher war das Leben der freien Männer zur Friedenszeit arbeitslos. Der Ackerbau und die Geſchäfte des Hauſes waren den Weibern und Knechten überlaſſen.

So iſt es bei rohen Völkern häufig; aber daneben war und iſt bei keinem die edle Naturanlage, die Zucht und Ordnung, die Keuſchheit, die Treue, die bei den Teutſchen war; keines iſt, bei welchem ein Wort ſo viel galt, als bei ihnen; denn es galt ihnen mehr, als ihren Nachkommen die Eidſchwüre. Dort lächelte niemand, wie der Römer ſagt, über Laſter, und verderben oder ſich verderben laſſen, hieß nicht vornehmer Ton; denn bei ihnen vermogten gute Sitten mehr als anderswo gute Geſetze.

Die Mutter ernährte ihre Kinder an der eigenen Bruſt; ſie wurden nicht Mägden und Ammen überlaſſen. Dafür verehrten die Teutſchen auch die tugendhaften Frauen ſehr hoch; ja, ſie glaubten, es ſey ihnen etwas Heiliges und Ahndungsvolles eingeboren, ſo daß ſie ihren Ausſprüchen oft in entſcheidenden Augenblicken folgten.

Zu der Morgengabe der Frau gehörte auch ein Schlachtroß, Schild und Waffe; eine Gabe, die bei einem Volke nicht unnütz war, wo die Frauen, beſonders bei großen Zügen, dem Heere oft in den Krieg folgten. Die Frau ſollte Tapferkeit, Krieg und Waffen nicht für etwas ihr durchaus Fremdes halten, und ſie wurde daher durch dieſe heiligen Zeichen der beginnenden Ehe erinnert, ſie komme als Gefährtin der Arbeiten und Gefahren des Mannes, im Kriege wie im Frieden, und ſo müſſe ſie leben, und ſo ſterben; ſie empfange etwas, das ſie unverletzt und würdig ihren Kindern übergeben, und was ihre Schwiegertochter wiederum erhalten ſolle, um es den Enkeln zu überliefern. Und ſo war dieſe Gabe gleichſam die geheime, heilige Weihe, und die Schutzgottheit der Ehe.

Der Frauen einfacher Schmuck beſtand im Haarwuchs; man gab den Haaren die blonde Farbe, wenn ſie ſie nicht von Natur hatten, durch Kunſt. Uebrigens findet ſich aber bei den Teutſchen nichts von den Entſtellungen des Körpers, die bei rohen Völkern überall gefunden werden, durch Einritzen und Brennen wunderlicher Zeichen und Zierrathen in die Haut; und ſo zeigt ſich ſelbſt hierin die edlere Natur des uralten Stammes. — Der Mann kannte keinen Schmuck als ſeine Waffen; Helm und Schild verzierte er, ſo gut er konnte, und das Horn des erlegten Wildes, am Rande mit Silber eingefaßt, war das koſtbarſte Trinkgeſchirr.

Kein Volk ehrte die Rechte der Gaſtfreundſchaft höher, als die Teutſchen. Einen Fremden, wer er auch ſey, von ſeinem Hauſe zurückzuweiſen, wäre ſehr ſchimpflich geweſen. Ein jeder nahm ihn an ſeinem Tiſche auf nach ſeinem Vermögen; war ſein Vorrath aufgezehrt, ſo wurde der, welcher noch eben Wirth geweſen, der Wegweiſer und Begleiter des Gaſtfreundes, und ungeladen traten beide in das nächſte, beſte Haus ein. Auch da wurden ſie gleich freundlich empfangen. Wenn der Fremde Abſchied nahm, ſo erhielt er als Gaſtgeſchenk, was er nur begehrte; und der Geber forderte ſeiner Seits eben ſo frei und offen. Das gutmüthige Volk hatte Freude an Geſchenken; aber ſie rechneten weder die Gabe hoch an, noch hielten ſie ſich durch diejenige ſehr verpflichtet, die ſie empfangen hatten.

Nicht ſelten rathſchlagten die Teutſchen bei ihren Gaſtmählern über die wichtigſten Angelegenheiten, über die Verſöhnung zwiſchen Feinden, über Bündniſſe und Freundſchaften, über die Wahl der Fürſten, ja über Krieg und Frieden; weil die Fröhlichkeit des

Mahles und der Geſellſchaft die Geheimniſſe der Bruſt aufſchloß. Aber am folgenden Tage wurde das, was ſo an das Licht gekommen war, in endliche Ueberlegung genommen, ſo daß das Verhältniß beider Zeiten richtig geſtellt war; ſie rathſchlagten, wenn ſie ſich nicht verſtellen konnten, und faßten den Beſchluß, wenn ſie zu ruhiger Ueberlegung fähig waren.

Bei ihren Mahlen hatten ſie eine eigene Art von Schauſpielen. Nackte Jünglinge tanzten zwiſchen bloßen Schwerdtern und aufgerichteten Spießen; nicht um Lohn und Gewinnſt; ſondern der Lohn dieſes faſt kühnen Muthwillens war das Vergnügen der Zuſchauer und die Ehre ſolcher gefahrvollen Kunſt.

Das Würfelſpiel trieben ſie, — wie uns der römiſche Geſchichtſchreiber Tacitus voll Verwunderung erzählt, — nüchtern, als ein ernſtes Werk, und mit ſolcher Begierde um Gewinn und Verluſt, daß ſie, wenn Alles verloren war, auf den letzten Wurf ihre Freiheit und ſich ſelbſt wagten. Der Verlierende ging in die freiwillige Knechtſchaft; wenn gleich jünger und ſtärker als der Gegner, ließ er ſich geduldig binden und als Knecht verkaufen. So ſtandhaft hielten ſie ihr Wort, ſelbſt in einer ſchlechten Sache; ſie nannten das Treue, — ſagt der römiſche Schriftſteller.

Und ſeine Schilderung überhaupt zeigt uns, wie neben Fehlern, — die jedoch nur das Kleid und die Hülle des erſten Naturzuſtandes zu nennen ſind, — in unſerm Volke ſehr große Tugenden, und ein ſehr geſunder Verſtand wohnten.

3. Die bürgerlichen Einrichtungen.

Das ganze Volk beſtand aus Freien und Knechten. Die Knechte aber hatten ein beſſeres Loos, als bei andern Völkern. Sie empfingen meiſtentheils Haus und Hof und ein Stück Land von ihrem Herrn, und entrichteten ihm dafür eine beſtimmte Abgabe an Korn oder Vieh oder an gewebtem Zeuge, welches in jeder Haushaltung ſelbſt verfertigt wurde. Der Waffen aber wurde der Knecht für unfähig gehalten; ſie waren das Vorrecht und die Ehre der freien Männer.

Unter dieſen gab es auch ſchon edle Geſchlechter, aus denen beſonders die Könige genommen wurden, wo deren waren, — denn nicht alle Völkerſchaften hatten Könige; — die Anführer aber im Kriege, die Herzöge, (die vor dem Heere herzogen,) wählten ſie nicht nach der Geburt, ſondern nach ihrer Tapferkeit und Mannestugend. — Ein jeder Stamm, oder mehrere zuſammen, machten einen Bund und eine Eidgenoſſenſchaft aus; und in Allem, was den allgemeinen Bund anging, waren die Geſetze ſehr ſtreng. Jede Treuloſigkeit, desgleichen Feigheit, wurde mit dem Tode beſtraft.

Es galt der Grundſatz: „Einer für Alle, und Alle für Einen, auf Leben und Tod!" (Möge er für alle Jahrhunderte aller Teutſchen Wahlſpruch ſeyn!)

Jeder freie Mann hatte Antheil an dem Gedeihen des Ganzen, denn er war ein Glied der Volksverſammlung, welche in allen wichtigen Dingen die Entſcheidung gab. An Neumonden und Vollmonden kam die Gemeinde zuſammen; dieſe Zeiten

hielten ſie für die glücklichſten zu irgend einem Geſchäft. Sie kamen bewaffnet, — Waffen waren das Merkmal der Freiheit, und lieber ſetzten ſie ſich der Gefahr des Mißbrauchs aus, als daß Einer ohne Waffen erſchienen wäre. Das Recht, ſie zu tragen, wurde dem Jüngling, wenn er das Alter erreicht hatte und würdig befunden war, in der Volksverſammlung ſelbſt ertheilt; dort ſchmückte ihn einer der Fürſten, oder ſein Vater, oder ein Verwandter, feierlich mit Schild und Speer. Dieſes war bei ihnen das Männerkleid, dieſes der Schmuck der Jugend; vorher erſchienen ſie nur als Glied des Hauſes, hinfort des Vaterlandes.

Der Gemeinde ſtanden Prieſter vor; nur Gott war der allgemein gefürchtete Herr, dem zu gehorchen kein Abbruch der Freiheit war; und unter ſeinem Anſehn hielten die Prieſter die Menge in Ordnung. Sie geboten Stillſchweigen; der König, der Herzog, die Alten, welchen lange Jahre Erfahrung gaben, die Edeln, die von Voraltern erblich wußten, wie der Gau zu verwalten ſey, die Tapferſten, die durch Kriegsthaten bei Allen in Achtung ſtanden, redeten einfach, kurz, nachdrücklich, nicht im Tone des Befehlens, ſondern durch die Kraft der Gründe. Mißfiel der Vorſchlag, ſo verwarf ihn die Menge durch Ziſchen und Gemurmel; gefiel er, ſo ſchlugen ſie die Waffen klirrend zuſammen; die ehrenvollſte Weiſe des Beifalls war, mit den Waffen zu loben.

Bei wichtigen Angelegenheiten rathſchlagten erſt der König und die Fürſten, (die Vorderſten und Erſten) ehe ſie die Sache vor das Volk brachten; und ſo geziemt es ſich für eine gute Verfaſſung, weil die Menge nur über eine einfache und klar vorgelegte Sache einen Beſchluß faſſen kann.

In dieſen wenigen, einfachen Zügen uralter germaniſcher Einrichtungen, iſt das Vorbild der ächten teutſchen Verfaſſung gegeben und alle Staatsweisheit niedergelegt, deren wir nur in irgend einer Zeit bedürfen. Das teutſche Volk, das einen Fürſten aus altem, edlem Stamme hat, zu welchem es ein wohlbegründetes Vertrauen hegen kann; deſſen Vorſteher in Krieg und Frieden nicht nach der Geburt, ſondern nach dem Verdienſte ausgewählt werden; und das eine Volksvertretung beſitzt, in welcher alle Stände ihre Fürſprecher haben, denen der Fürſt, nach der Berathung mit ſeinen erſten Dienern, die Angelegenheiten des Vaterlandes vor Augen legt, — ein ſolches Volk muß gute Geſetze haben und wohl regiert werden, — oder es iſt ſolches Glückes in ſich ſelber nicht würdig.

---

4. Die Kriegsordnung und die Waffen.

Wenn eine große Gefahr dem Volke drohte, oder wenn ein großer Zug in Feindes Land geſchehen ſollte, ſo wurden alle freie Männer zu den Waffen gerufen, und das war der Heerbann. Er zog aus unter dem Banner des Nationalgottes, welches die Prieſter voran trugen. Die Fürſten und Richter eines jeden Gaues waren auch ſeine Aufführer im Kriege; die Genoſſen Einer Mark und Eines Geſchlechtes fochten zuſammen, und wenn der Zug in ein fremdes Land ging, ſo folgten Weiber und Kinder und Heerden, und alles bewegliche Gut, ſo daß

der Krieg eine Wanderung wurde. Auf ſolche Weiſe war Alles vereinigt, was ihre Tapferkeit anfeuren konnte; neben jedem Streiter ſeine nächſten Verwandten, Genoſſen und Freunde, und hinter der Schlachtordnung die Weiber und Kinder, deren Zuruf ſie hörten. Zu den Müttern und Frauen kehrten ſie verwundet zurück, und dieſe unterſuchten und zählten unerſchrocken die Wunden. Man lieſt, wie die Weiber einige ſchon wankende Schlachten wieder hergeſtellt haben durch ihr ſtandhaftes Flehen, durch die Furcht vor ihrer Gefangenſchaft, ja, indem ſie ſelbſt die Fliehenden mit den Waffen in der Hand wieder in die Schlacht zurücktrieben.

Außer dem Heerbann, dem allgemeinen Aufgebot der Volkseidgenoſſenſchaft, gab es noch eine, auf freiwilliges Zuſammentreten gegründete, Waffenfreundſchaft, die man das Gefolge nannte. Kriegsluſtige Jünglinge ſammelten ſich um den bewährten, hochgeachteten Anführer, und ſchwuren, vereint mit ihm zu leben und zu ſterben. Unter dieſem Gefolge war ein großer Wetteifer, wer bei ſeinem Kriegsfürſten die erſte Stelle hätte; denn das Gefolge hatte ſeine Stufen. Nicht nur bei ſeinem Volke, ſondern auch bei den Benachbarten war es einem ſolchen Anführer ein hoher Ruhm, wenn er durch die Zahl und Tapferkeit ſeines Gefolges glänzte; man rief ihn zu Hülfe, man ſchickte ihm Geſandtſchaften, man ehrte ihn mit Geſchenken; oft wehrte er blos durch den Ruf ſeines Namens einen Krieg ab. Wenn es zur Schlacht kam, ſo war es dem Führer eine Schande, an Tapferkeit beſiegt zu werden, dem Gefolge aber, es der Tapferkeit des Fürſten nicht gleich zu thun; für das ganze Leben

aber war es ein Schimpf, ſeinen Fürſten überlebend aus der Schlacht heimgekommen zu ſeyn. Die Treue war ſo groß, daß kaum ein Beiſpiel dieſer Art gefunden wurde. Den Waffenherrn vertheidigen, beſchirmen, die eigenen tapferen Thaten ſeinem Ruhme zulegen, war die heiligſte Pflicht. Die Fürſten ſtritten für den Sieg, das Gefolge für den Fürſten. Wenn der Stamm, zu welchem ſie gehörten, in langem und trägem Frieden ſaß, ſo zogen die meiſten kühnen Jünglinge mit einem ſolchen Waffenherrn freiwillig zu den Völkerſchaften, die Krieg hatten; Ruhe war ihnen verhaßt, und unter Gefahren war Ruhm und Beute des Tapferen Lohn. Auch forderte das Gefolge von ſeinem Fürſten jenes kriegeriſche Roß, jenen blutigen und ſiegreichen Speer; und ſo konnte ein großes Gefolge am leichteſten durch Krieg und Beute erhalten werden.

Dieſe beiden Theile der Kriegsordnung bei den alten Germanen verdienen großes Lob. Zuerſt iſt Wehr- und Waffenfähigkeit eines jeden Mannes heiligſte Pflicht. Das Recht der Waffen muß er ſich nicht nehmen laſſen, denn mit ihnen gäbe er ſein beſtes Theil, die Mannhaftigkeit der eigenen Bruſt, dahin; und in der Meinung, die Tugenden der Tapferkeit und der Todesverachtung dem eigentlichen Kriegerſtande übertragen zu haben, deſſen alleiniger Beruf ſie ſeyen, würde er bald in feige und knechtiſche Geſinnung verſinken. Daher ſoll ein jeder Mann auch Krieger ſeyn, und in der Gefahr des Vaterlandes ſich nicht ſcheuen, aus ſeiner Werkſtatt und hinter ſeinem Pfluge weg heranzutreten, die Wehre zu ergreifen, und gegen den Feind zu ſtehen. Das iſt der Heerbann unſerer Vorfahren,

und das iſt jetzt Landwehr und Landſturm. Aber es muß daneben auch ſolche geben, die aus der Waffenkunſt ihr eigentliches Geſchäft machen, die durch Fleiß und Uebung in allen Fertigkeiten und Kenntniſſen, die dazu gehören, es zu der höchſten Vollkommenheit bringen, damit ſie der andern Vorbild und Lehrer ſeyn können; und damit jeder unvorgeſehene Anfall des Feindes eine immer bereite Schaar in den Waffen finde. Eine ſolche Schaar waren die Waffenbrüder bei den alten Germanen und eine ſolche ſollen die ſtehenden Heere der neueren Zeit ſeyn.

Die Waffen der alten Teutſchen waren Schild und Speer, nach ihrer Benennung Pfriemen, mit einem ſchmalen und kurzen Eiſen, das aber ſo ſcharf und zum Gebrauche geſchickt war, daß ſie mit derſelben Waffe, wie es eben Noth that, in der Nähe oder Ferne fochten. Aus Mangel an Eiſen trugen nur wenige Panzer, und kaum einer oder der andere einen Helm; ſelbſt Schwerdter waren ſelten, und die Schilder nur von Holz, oder aus Weidenruthen zuſammengeflochten. Und dennoch richteten ſie mit ſo einfachen Waffen ſo Großes aus, weil der Arm und der Muth mehr thun, als die Waffen. Nur einige Völkerſchaften, die an der Oſtſee wohnten, mögen aus Schweden Eiſen geholt haben, denn die Cimbern z. B. konnten Tauſende von gepanzerten Reutern ins Feld ſtellen.

Ihre Pferde waren weder durch Schönheit noch durch Geſchwindigkeit ausgezeichnet, aber ſehr dauerhaft; und die Teutſchen wußten ſie ſo gut abzurichten, daß ſie oft die vollkommen bewaffnete und berittene römiſche und galliſche Reuterei über den Haufen warfen. Sie achteten dieſe gering, weil ſie Sättel gebrauchten; das ſchien ihnen unmännlich und

weichlich, ſie ſelbſt ſaßen auf dem bloßen Rücken der Pferde. Doch war die Stärke der Schaaren im Fußvolk, und ſie ſtellten die hurtigſten und kräftigſten ihrer Jünglinge, vermiſcht mit den Reutern, in's Vordertreffen, um den Reihen derſelben Feſtigkeit zu geben. Die Reuter wählten ſich ihre Gefährten ſelbſt unter den Fußkämpfern, und ſo hatte bei ihnen in der rohen Arbeit des Krieges auch das Gemüth und die wechſelſeitige Liebe ihre Stimme. Dieſe nun hielten zuſammen im Getümmel der Schlacht, und kamen einander zu Hülfe, wenn der Streit hart war. Sank einer mit ſchweren Wunden vom Pferde, ſo umſtanden ihn ſchnell die Fußgänger und beſchützten ihn. Wenn man raſch und weit vorwärts oder zurück ſollte, ſo war die Geſchwindigkeit derer zu Fuß durch anhaltende Uebung ſo groß, daß ſie, an den Mähnen der Pferde ſich haltend, dieſen im ſchnellſten Laufe gleichkamen.

Ihre Schlachtordnung war meiſtens keilförmig, damit ſie die Reihen der Feinde ſchnell durchbrechen konnten. Vor der Schlacht ſangen ſie den Schlachtgeſang oder Bardit, welcher die Gemüther entflammte, und ſelbſt eine Weiſſagung von des Treffens Ausgang war. Der Feldherr hoffte, oder fürchtete, je nachdem der Geſang kräftiger oder matter ertönte. Oft hielten ſie, um den Schall fürchterlicher zu machen, die hohlen Schilde vor den Mund.

Den Schild im Stiche zu laſſen, war eine unauslöſchliche Schande; wer ſich ſo beſchimpft hatte, durfte weder dem Gottesdienſt beiwohnen, noch in der Volksverſammlung erſcheinen, und viele, die der Schlacht glücklich entronnen waren, konnten ein ſo trauriges Leben nicht ertragen, ſondern endigten es durch freiwilligen Tod. Für die beſte Reuterei wurde

die der Tenchterer, eines Volkes in Weſtphalen, gehalten. Zu Fuß aber that es kein Volk den Katten, (das ſind die jetzigen Heſſen,) zuvor. Sie waren mehr als alle andere an Kriegszucht und Ordnung gewöhnt, und wußten befeſtigte Lager aufzuſchlagen; dabei waren ſie beſonders groß, kraftvoll und unerſchrocken, und ihr kriegeriſcher Blick flößte Schrecken ein. „Schlagen können ſie alle, ſagt Tacitus, nur die Katten wiſſen Krieg zu führen; und was ſehr ſelten bei barbariſchen Völkern iſt, ſie ſetzen mehr in den Feldherrn, als in das Heer. Das Glück zählen ſie unter die zufälligen, die Tapferkeit unter die gewiſſen Dinge.“

Ihre Jünglinge ließen Haar und Bart lang wachſen und trugen einen eiſernen Ring, das Zeichen der Unfreien, am Arme, bis ein erſchlagener Feind ihre Mannhaftigkeit erwies; über ſeinem Leichnam und der Waffenbeute machten ſie das Geſicht wieder frei, und rühmten ſich dann erſt, den Lohn für das Leben bezahlt zu haben, und des Vaterlandes und der Vorfahren würdig zu ſeyn.

---

5. Die Religion.

Der Teutſchen Gottesdienſt ſchloß ſich an die Natur an, es war eine Verehrung ihrer großen Kräfte und Erſcheinungen; aber er war viel einfacher und erhabener, als der Naturdienſt der andern alten Völker, und trug das Gepräge ihres unmittelbaren, tiefen Naturgefühles. Wenn gleich noch roh, fühlten ſie doch die Ahndung der unendlichen und ewigen

göttlichen Kraft in ihrer Bruſt; denn ſie hielten es der Würde der Gottheit entgegen, ſie in Mauern einzuſchließen, oder irgend in menſchlicher Geſtalt nachzubilden. Nicht Tempel baueten ſie, ſondern ſie weiheten Haine und Wälder, denen die Natur die Säulen gebaut hatte, und deren Decke der unendliche Himmel ſelbſt war, zu Heiligthümern, und benannten nach dem Namen der Gottheit das Geheimniß, welches ſie allein durch gläubige Andacht ſchaueten. Selbſt ihre uralten, dichteriſchen Erzählungen aus ihrer Götterwelt zeugen von der edleren Naturanlage der Teutſchen, welche nicht, wie Griechen und Römer, ihren Gottheiten alle Schwächen der menſchlichen Natur andichteten, um ihre eigene Sünde damit zu bemänteln, ſondern die Bilder der Stärke, der Erhabenheit, der Tapferkeit und Großmuth in ihnen aufſtellten. Und noch mehr unterſchieden ſie ſich von allen alten Völkern durch den feſten, heiteren Glauben an die Unſterblichkeit der Seele, der bei ihnen alle Todesfurcht vertilgte. In der Hoffnung eines andern Lebens gaben ſie ſich ſelbſt den Tod, wenn das Leben nur durch Knechtſchaft erkauft werden konnte.

Dieſe edle Naturanlage und dieſe Reinheit ihrer Religionsbegriffe machte die teutſchen Völker ſpäterhin beſonders geſchickt zu der Aufnahme des Chriſtenthums. Sie wurden das Gefäß, welches ſich Gott für die reine Bewahrung ſeiner Lehre auserſehen hatte. Denn Juden und Griechen und Römer waren ſchon durch Sinnlichkeit und Laſter entkräftet; ſie konnten die neue Lehre nicht faſſen, noch halten, wie, nach dem Bilde der Schrift, der alte Schlauch den neuen Moſt nicht halten kann.

Die alten Teutſchen verehrten, gleich den Perſern, Sonne und Feuer, als oberſten Gott aber den Wodan (Guodan, den Goden, Guten, Gott). Sie nannten ihn auch mit einem ſchönen Namen Allvater. — Der Sonne hielten ſie in den heiligen Hainen weiße Pferde, welche vor den geweihten Wagen geſpannt, von dem Prieſter oder dem Fürſten geführt wurden. Dieſe achteten ſorgfältig auf ihr Wiehern, denn das galt ihnen, wie gleichfalls den Perſern, als eine Vorbedeutung der Zukunft.

Als die wohlthätigſte Göttin verehrten ſie die Mutter Erde; ſie nannten ſie Hertha, und von ihrer Verehrung wird uns Folgendes erzählt: „Es war auf einer Inſel im Meere ein heiliger Hain, und in demſelben ein geweihter, mit Teppichen bedeckter Wagen. Bisweilen, (das merkten die Prieſter), ſtieg die Göttin von den heiligen Wohnungen herab, dann fuhr der Wagen, mit geweihten Kühen beſpannt vom Prieſter in tiefſter Ehrfurcht begleitet. Dann waren die Tage fröhlich, die Orte feſtlich, die ſie ihrer Gegenwart würdigte, dann zogen ſie in keinen Krieg, ergriffen keine Waffen, verſchloſſen ruhte alles Eiſen; man kannte nur Friede und Ruhe, und liebte ſie allein, bis der Prieſter die, des Umgangs der Sterblichen geſättigte, Göttin in den Tempel zurückführte. Darauf wurde der Wagen und Teppich, und, wenn man es glauben will, die Göttin ſelbſt in einem geheimnißvollen See gebadet; Sklaven verrichteten den Dienſt, die ſogleich derſelbe See verſchlang. Daher ein geheimes Grauen und eine heilige Unwiſſenheit, was das ſeyn möge, das nur, die ſterben mußten, erblickten."

„Jene Inſel des heiligen Haines ſteht noch im Meere, (erzählt ein Jetziger), das lieblichſte Eiland

der Oſtſee. Ihr Name heißt Rügen, und noch wird Germaniſch in ihr geſprochen. Ein anderes Geſchlecht und ein anderer Gott haben die alten verdrängt, aber die unſterbliche Sage bleibt lebendig. Noch zeigt der Eingeborne dem Fremdling den heiligen Hain, wo einſt freudige und freie Menſchen ſich zum Frühlingsfeſte der Mutter Erde verſammelten, und der Prieſter mit dem Wagen den fröhlichen Umgang hielt. Noch ruht der Herthaſee mit ſeinen tiefen Waſſern, zirkelrund, von mooſigen Hügeln umſchloſſen, und von dunkeln Buchen beſchattet; heilige Schauer wehen um ihn, ſtille Füße umwandeln ihn: nur das Geläut der Heerden oder eine Ente oder ein Taucher, der aus den Binſen aufrauſcht, ſtören die feierliche Stille. An ſeinem nördlichen Ende liegt mit ſeinen hohen Wällen die Burg mit dem Eingange, wo das Bild der Göttin verehrt ward; auch ſie jetzt mit Binſen bewachſen; umgeſtürzte Altäre und Opferſteine erinnern an frühere Zeiten: tauſend Schritte davon das offene Meer, und die Schiffe, und die herrliche Stubenkammer, und der Königsſtuhl mit ſeinen erhabenen Pfeilern."

Seinen Urſpung leitete das Volk gleichfalls von den Göttern her. Der Gott Teut oder Tuiskon (welches Stärke bedeutet) hatte einen Sohn, Man, der war der Stammvater des Volkes; von ihm benannte daſſelbe alle ſeine männlichen Nachkommen.

Auch auf Weiſſagungen und Vorbedeutungen hielten ſie viel, wie ſchon des Wieherns der heiligen Sonnenpferde gedacht iſt. Wenn ſie einen Krieg hatten, ſo nahmen ſie oft von dem feindlichen Volke einen Gefangenen und ließen ihn mit einem von ihren Landsleuten, jeden mit ſeinen vaterländiſchen Waffen, einen Zweikampf halten; der Sieg des einen

oder des andern wurde als eine Vorbedeutung oder als ein Gottesgericht angenommen.

Bei den Begräbniſſen war kein Gepränge; nur wurde der Leichnam des Vornehmen wohl mit koſtbarem Holze verbrannt, und zugleich mit ihm ſeine Waffen oder ſein Streitroß. Das Grabmahl war ein Hügel von Raſen. Prächtige Denkmähler verſchmähten ſie, als den Todten läſtig. Wehklagen und Thränen legten ſie bald, die Traurigkeit aber ſpät ab. Den Frauen hielten ſie die Klage für geziemend, den Männern aber Erinnerung.

6. Die teutſchen Stämme und Völkerſchaften.

Die vielen einzelnen Völkerſchaften, die das alte Teutſchland bewohnten, laſſen ſich im Allgemeinen unter drei Hauptſtämme vereinigen.

1) Im nordweſtlichen Teutſchland, zwiſchen Elbe und Rhein, alſo um die Aller, Leine, Weſer, Lippe, Ruhr und Ems nennen uns die Römer viele einzelne Völkerſchaften, die wir am beſten unter den Namen des ſächſiſchen oder ſaſſiſchen Stammes zuſammenfaſſen können, obgleich die Römer es nicht thun; denn ſie alle beſchäftigen ſich vorzüglich mit dem Ackerbau, hatten feſte Wohnplätze und waren daher Einſaſſen, Saſſen, ſtatt daß die Völker jenſeits der Elbe und im ſüdlichen Teutſchland früherhin mehr eine unſtäte Lebensart führten und daher Sueven, Schweifende, heißen *). — Von den Völkern ſächſi-

*) Der Name der Sachſen kömmt als geſchichtlicher Name zuerſt im zweiten Jahrhundert nach Chr. vor und bezeich-

ſchen Stammes gilt vorzüglich, was oben über die Wohnart der Teutſchen geſagt iſt; ſie hatten ſich meiſtentheils einzeln angebaut, wie ein Platz ihnen gut ſchien, und wie noch in einem großen Theile von Weſtphalen und in den Haidegegenden zu ſehen iſt. Jeder Hof hatte ſeine Feldmark um ſich herum, und das Ganze war mit Hecke oder Erdwall eingehegt. Jeder Hausvater war Herr in ſeinem Gehöfe, und durch freiwilligen Bund mit einer Anzahl anderer Hofherren zu einer Gemeinde verbunden, mehrere Gemeinden wieder zu einem Gau. Noch 800 Jahre nach Chriſti Geburt gehorchten die Sachſen keinem Könige, ſondern ſelbſtgewählten Vorſtehern ihrer Gauen, aus welchen, zur Zeit des Krieges, oder für gemeinſchaftliche Unternehmungen, ein allgemeiner Herzog oder Heermann, oft durchs Loos, gewählt wurde.

Solche Einrichtung mag für die Kraft des ganzen Volkes, gegen Fremde, nicht die günſtigſte ſeyn; aber dem einzelnen Manne giebt es einen ſtarken und ſelbſtſtändigen Sinn, wenn er in ſeinem Hauſe und Hofe der alleinige Herr iſt, und Frau und Kind durch ſeine eigene Kraft beſchützen muß. In Dörfern oder gar Städten, wo er dicht unter Vielen wohnt, verläßt er ſich auf den Schutz der andern, und wird darüber gar leicht feige und träg. Auch iſt der einzelne Wohner, in ſeiner oft trotzigen Einſamkeit, dennoch menſchlich und gaſtlich geſinnt und beut dem Nachbar und Freunde, ja ſogar dem Fremden, an ſeinem Heerde eine immer bereite Stätte. Denn er fühlt es inniger, wie der freund-

net ein einzelnes Volk im jetzigen Holſtein, welches ſich von dort im dritten Jahrhundert nach Niederſachſen und Weſtphalen ausbreitete und den Völkern, die es bezwang oder zum Bunde vereinigte, ſeinen Namen gab.

liche Anblick des Menſchen und die Erquickung geſelliger Rede dem Gemüthe wohl thun; da hingegen der Städter, der auf jedem Schritte einer Menge begegnet, ſich gewöhnt, an dem menſchlichen Antlitze kalt vorüberzugehen. Wenn der Sachſe, mit dem Jagdſpeer in der Hand, durch Schnee und Sturm über die Heide geſchritten war, ſo lachte ihm gleich einem glücklichen Eylande auf wüſtem Meere, die Hütte des Gaſtfreundes willkommen entgegen.

Die Hauptvölker ſächſiſchen Stammes waren; die Cherusker, am Harz und an der obern Weſer; die Foſen, im Kalenbergiſchen und Hildesheimiſchen; die Dulgibiner, im Herzogthum Weſtphalen; die Uſipeter, in der Wetterau; die Tenchterer, ihre Nachbaren; die Sigambrer, zwiſchen der Sieg, der Lippe und dem Rhein; die Brukterer, an der Ems, Lippe und Ruhr, (deren Wohnſitze ſpäter von den Chamavern und Angrivariern eingenommen wurden); die Marſen und Amſibarier (Emsfahrer?) im Münſterſchen, (letztere im Jahr 58 nach Chriſti Geburt, ausgerottet); die Frieſen, an der Nordſee, bis zur Ems und Elbe, die Weſer umſchließend, ein großes, gerechtes, und geachtetes Volk. Von denjenigen unter ihnen, die dicht am Meeresufer wohnten, erzählt ein Römer: der Ocean ſchwellt täglich zweimal bei ihnen ſo hoch an, daß man unſchlüſſig wird, ob man dieſe Gegend Land oder Meer nennen ſoll. Sie haben ſich Hügel, ſo hoch, als das Waſſer ſteigt, aufgeworfen, und auf dieſen ihre Hütten gebauet. Da wohnen ſie, bei der Fluth Seefahrenden ähnlich, bei der Ebbe Schiffbrüchigen. Die vom Meer hergetriebene Fiſche fangen ſie mit Netzen von Schilf

und Seerohr. Sie haben weder Milch noch Vieh, weder Wildpredt noch Geſträuche. Die Erde trocknen ſie mehr an der Luft, als an der Sonne, um daran ihre Speiſen zu kochen (Torf). Sie haben kein anderes Getränk, als Regenwaſſer, das ſie vor ihren Hütten in Gruben auffangen.“ Und dennoch däuchte ihnen die Freiheit in dieſen Sitzen lieblicher als das herrlichſte Land unter fremden Herren. — Neben den Frieſen, im Bremiſchen und Verdenſchen, wohnten die Kauchen oder Chaucen; und der Stamm der Cimbern endlich findet ſich noch ſpät in den Gegenden von Schleswig und Jütland, welche von ihnen die Cimbriſche Halpinſel genannt wurden.

2) Die ſueviſchen Völker waren ſchon früh zu einem großen kriegeriſchen Bunde vereinigt, und umgaben die Völker ſächſiſchen Stammes in einem Halbkreiſe vom Mittel-Rhein bis an die Oſtſee, ſo daß ſie an dem rechten Elbufer, an der Havel und Spree und Oder, dann in der Mitte Teutſchlands, in Thüringen und Franken, an der Saale, am Mayn, und hinauf bis an den Neckar und die Donau wohnten. Die Catten aber, die auch zum ſueviſchen Stamme, aber nicht zum Bunde gehörten, erſtreckten ſich im weſtlichen Teutſchland an der Lahn hinab bis an den Rhein, und ſüdlich bis an den Mayn.

Die Grundzüge des ſueviſchen Bundes waren durchaus kriegeriſch; die Liebe der Waffen ſollte in allen lebendig erhalten werden, auf daß ſie zu jeder Unternehmung ſtets bereit ſeyn möchten. Daher hatten die Einzelnen kein beſtimmtes Maaß an Länderei, ſondern die Fürſten und Vorſteher theilten den Familien jährlich ihr Land zu, wie und wo es ihnen

gut däuchte; auch durften ſie nicht einmahl denſelben Acker zwei Jahre hintereinander beſtellen, ſondern mußten mit andern tauſchen, damit keiner ſich zu ſehr an den Boden gewöhnen und den feſten Wohnplatz lieb gewinnen möchte, und die Luſt des Krieges mit dem Ackerbau vertauſchte. Wenn der Einzelne ein weites Gebiet erwürbe, ſo fürchteten ſie, möchte der Mächtige den Armen verdrängen, ſich zierliche Häuſer erbauen, und durch Begierde nach Reichthum Partheiungen und Spaltungen entſtehen. — Außerdem mußten jährlich aus jedem ihrer hundert Gaue tauſend Männer in den Krieg ziehen, die übrigen aber, die zu Haus blieben, den Acker für dieſe mitbeſtellen. Im folgenden Jahre waren umgekehrt die andern unter den Waffen und jene blieben zu Hauſe; ſo daß ſowohl der Feldbau als auch die Kunſt der Waffen in beſtändiger Uebung war.

Sie hielten es für einen Ruhm, wenn an ihren Gränzen das Gebiet weit herum wüſt lag, zum Zeichen, daß die Nachbar-Völker ihrer Gewalt nicht hatten widerſtehen können. Auch mochte es ihnen ſo ſicher ſcheinen gegen plötzlichen Ueberfall.

In dieſen, wenn gleich rohen, Grundzügen des ſueviſchen Bundes zeigt ſich ſchon ein großer Gedanke, und beweiſet, daß unſere Vorfahren zur Zeit von Chriſti Geburt keineswegs zu den wilden Völkern gezählt werden dürfen. Was Lykurg durch ſeine Geſetzgebung bei den Spartanern bewirken wollte, und weshalb auch er ſeinen Bürgern kein feſtes und abgeſondertes Eigenthum geſtattete, das ſollte auch die Grundlage und die zuſammenhaltende Kraft des ſueviſchen Bundes ſeyn: Ein ſo ſtarker, durchgreifender Gemeinſinn, daß der Einzelne ſich durchaus dem Ganzen unterordnen, nur in dem Ganzen und für

daſſelbe leben ſollte. Nicht durch Eigennutz, nicht durch Partheiſucht, nicht durch Trägheit ſollte ſich irgend einer von den Uebrigen abſondern, oder ſein eigenes Wohl für wichtiger achten, als das des geſammten Bundes. Welch großes Verſtändniß der Welt und des menſchlichen Weſens, welch klares Bewußtſeyn, und welche Ordnung ſetzt eine ſolche durchgreifende Einrichtung voraus!

Gegen die Sachſen bilden die Sueven einen geraden Gegenſatz. Bei jenen war die größte Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Einzelnen, und wir haben geſehen, wie die Ausbildung ſeiner menſchlichen und männlichen Tüchtigkeit dabei gewinnen mußte; bei den Sueven mußte ſich der Einzelne in dem Ganzen verlieren und dieſes ſtand in der vollen Kraft der Einheit da.

Einzelne Völkerſchaften, des ſueviſchen Stammes ſind: An der mittleren Elbe die Langobarden, oder Longobarden, gering an Zahl, aber furchbar durch Tapferkeit. Ihren Namen haben ſie entweder von ihren langen Bärten, oder von den langen Hellebarden, die ſie trugen, oder von der langen Börde, dem Landſtrich an dem rechten Ufer der Elbe, neben dem Magdeburgiſchen, wo ein Theil von ihnen wohnte. — Die Reudinger, nördlich von den Langobarden. Die Semnonen, im Brandenburgiſchen, an den Oder, Havel und Spree. Die Avioner, Angeln, Variner und andere, an der Küſte oder in der Nähe der Oſtſee. Die Hermunduren, in der Mitte Teutſchlands, vom Thüringer Walde und dem Fichtelgebirge bis an die Donau. Die Markmänner oder Markomannen, Hüter der Mark oder Gränze, zuerſt in der Nähe des Oberrheins, dann, um Chriſti Geburt, ſich von den Rö-

mern weg nach Böhmen und Mähren ziehend. Die Narisker in der Oberpfalz; die Quaden an der Niederdonau.

3) Die Völker des Gothischen, als des dritten teutſchen Hauptſtammes, wohnten urſprünglich im N. O. der Sueven, an der Oder und Weichſel, in Preußen, an der Bernſtein-Küſte, in Schleſien und einem Theile von Polen; und außer den Gothen ſelbſt, von denen ſie nachher, als ihr großer Bund geſtiftet war, alle den Namen erhielten, gehörten noch die Lemovier, Rugier, Heruler, Aeſtyer, Vandalen u. a. m. dazu. Von ihnen und ihren Einrichtungen in älterer Zeit wiſſen wir am wenigſten; nur wird erzählt, daß ſie ſchon früh von Königen beherrſcht wurden; ja über die entfernteſten, nördlichſten Völkerſchaften ſoll, wie die Römer mit großer Verwunderung erzählen, eine Frau geherrſcht haben.

Im Weſten war der Rhein nicht die Gränze der teutſchen Völker, ſondern einige derſelben waren ſchon vor Chriſti Geburt über den Fluß gegangen und hatten ſich an ſeinem linken Ufer niedergelaſſen: die Vangionen im Elſaß; die Tribocker und Nemeter bei Speier und Worms; die Ubier im Rheingau bis nach Cöln hinab. Die Bataver, ein Cattiſches Volk, das durch innere Unruhen aus ſeinen Sitzen vertrieben war, hatten ſich nach den Ausflüſſen des Rheins gewendet; die Caninefater waren weſtliche Nachbaren der Bataver. Die Trevier (Trierer) bei Trier, uud die Nervier, zwiſchen der Maas und Schelde, auch teutſcher Abkunft, waren darauf ſehr ſtolz, als wenn der Ruhm ihres Geſchlechtes ſie von der Aehnlichkeit und Feig-

heit der Gallier ſchiede. Ueberhaupt waren, die Belgier faſt alle teutſchen Stammes und ſchon früh über den Rhein gegangen; und wenn ſie ſich auch mit den Galliern gemiſcht hatten, ſo waren ſie doch den Teutſchen an Tapferkeit und Ernſt gleich geblieben; wie es denn auch noch heutiges Tages in ihnen zu erkennen iſt.

Alſo hat ſich von Anfang an in den teutſchen Völkern das Streben gezeigt, ihren Stamm und ihre Sprache bis an die Gränze auszubreiten, welche ihnen von der Natur angewieſen war; bis an das Vogeſengebirge nehmlich und den Ardennerwald.

Im Süden von der Donau wohnten nicht reine teutſche Völkerſchaften, ſondern mit galliſchen und andern gemiſchte, die ſchon in alter Zeit dahin eingedrungen waren. Sie bewohnten die Reihe der Gebirge und Päſſe von der Schweiz, Graubünden, Tyrol, Salzburg, Steyermark, Kärnthen und Kráin. Dieſe Länder hießen in der alten Zeit: Helvetien, Rhätien, Vindelicien, Noricum und Pannonien.

Was bis hieher über den ganzen Zuſtand unſerer Vorfahren erzählt iſt, gilt ungefähr von der Zeit um Chriſti Geburt. Wie ſie aber ſchon vorher ſich durch Krieg und Tapferkeit bekannt gemacht, und wie ſie nachher ihre Feinde erſt zurückgeſchlagen, dann in ihrem eigenen Lande angegriffen, bezwungen, und neue Reiche geſtiftet haben, die bis auf den heutigen Tag ſtehen, — das wird nun Alles in dieſen Geſchichten erzählt werden.

Aeltere teutſche Geſchichte.

Erſter Zeitraum.

Von den älteſten Zeiten bis auf die Eroberungen der Franken unter Klodwig. 486.

Unſere Vorfahren mögen in uralter Zeit aus Aſien, der Wiege des Menſchengeſchlechtes, in Teutſchland eingewandert ſeyn, nachdem ſie eine Zeitlang ihre Sitze an dem ſchwarzen Meere und an der Donau gehabt hatten; ſey es nun, daß ſie durch die anwachſende Volksmenge gezwungen wurden, neue Wohnplätze aufzuſuchen; oder daß andere Völkerſtämme, im Gedränge des Krieges, ſie immer weiter fortſchoben; oder daß vielleicht ein dunkler, eingeborner Trieb ihrer Natur ſie nach dem Norden hinzog, welchen die älteſten Sagen der ſüdlichen Völker, als die Gegend des Paradieſes, mit allen ſchönen Farben der Einbildungskraft ausſchmückten, und wo das Eiſen mit ſeiner Kraft in der Natur herrſcht und auch des Menſchen Bau und Beſchaffenheit ſtärkt und ſtählt. Die Geſchichte ſagt uns nichts von dieſen Wanderungen, weil die Naturvölker, vor dem Beſitze der Schreibekunſt, auch keine Geſchichte haben.

Eben ſo giebt ſie nur dunkle Spuren einer Verwandſchaft der teutſchen Stämme mit den alten Scythen und Geten, und ſogar mit den Perſern an: dreien Völkern, deren Verwandtſchaft wir uns nicht zu ſchämen haben.

Unſere Geſchichte fängt erſt in der Zeit an, da ein ſchon gebildetes Volk mit den Teutſchen in Berührung kam und in ſeiner Geſchichte auch Nachrichten über ſie mittheilte; das waren die Römer. Ohne dieſe würden wir über unſere früheren Jahrhunderte noch weniger wiſſen. Sie ſtanden gleichſam neben dem Knabenalter unſeres Volkes, und indem ſie nicht unterlaſſen konnten, es mit ſtiller Bewunderung zu betrachten, haben ſie uns, ohne es zu wollen, ein erhebendes Bild von ihnen zurückgelaſſen, welches für alle Jahrtauſende unſeres Stammes ein Spiegel der Ehre und des Stolzes ſo wie der Nacheiferung ſeyn wird. Dieſes Bild war es, was in unſerer Einleitung aufgeſtellt wurde.

7. Die Cimbern und Teutonen.

103 — 101 vor Chr. G.

Es war das hundert und dreizehnte Jahr vor Chriſti Geburt, als ein wildes und unbekanntes Volk über die Donau herangezogen kam und an den Alpen erſchien, da wo die Römer die Zugänge nach Italien bewachten. Noch in dieſem Jahre ſchlugen ſie den römiſchen Conſul, Papirius Carbo, der hier das Heer befehligte, bei Noreja, in den Gebirgen des jetzigen Steiermark. Carbo hatte ſich treulos gegen ſie bewieſen; auf ihr Verlangen, mit ihm Freundſchaft zu halten, hatte er ihnen falſche Wegweiſer gegeben, die ſie auf längerem Wege umführten, während er auf kürzerem heranzog und ſie überfiel. Für dieſes Unterfangen beſtraften ſie ihn, und

er wurde mit allen den Seinigen umgekommen ſeyn, wenn ihm nicht ein ſchweres Gewitter zur Flucht behülflich geweſen wäre.

Woher die furchtbaren Schaaren kamen, wußte keiner; nach der Sage aber ſtammten ſie von Norden her, von den Ufern der N. nnd O. See; ihr Name war Cimbern und Teutonen, und ſie mogten entweder durch Ueberſchwemmungen des Meeres, oder Kriege, oder durch ſtarke Anhäufung der Menſchen, aus ihren Wohnſitzen aufgeregt ſeyn.

Nachdem ſie bei Norjea geſtritten hatten, weideten ſie ihre Heerden einige Jahre in den fruchtbaren Geſilden, welche zwiſchen der Donau und den Alpen liegen, ſo wie ferner im ſüdlichen Gallien, und mehrere Völker aus Teutſchland, Gallien und der Schweiz verſtärkten ihren Haufen; beſonders die Ambronen aus dem Emmegau, u. die Tiguriner, (Zürcher), ein tapferes Volk vom Fuße der Alpen. — Bei den Römern hielten ſie um ein Land an, wo ſie mit ihren Weibern und Kindern und ihrer ganzen Habe wohnen möchten; ſie verſprachen dafür Hülfe und Zuzug in jedem Kriege. Die Römer aber verweigerten ihr Begehren; da beſchloſſen ſie, mit Schwerdt und Muth zu ſuchen, was ſie durch Vertrag nicht erlangen konnten. Vier römiſche Heere nacheinander wurden von ihnen und ihren Bundesgenoſſen geſchlagen und faſt vernichtet; das eine unter dem Conſul Junius, das zweite unter dem Caſſius Longinus, der ſelbſt in der Schlacht umkam, das dritte unter dem Aurelius Scaurus, welcher gefangen wurde. Als dieſer nun in den Kriegsrath der Teutſchen geführt wurde, um von der Alpen Uebergange Kunde zu geben, mahnte er ſie von dieſem Zuge ab, und nannte die Römer unüberwindlich. Im Zorne über dieſes Wort ſtand ein junger teutſcher Fürſt, Bojorix, auf und erſchlug den Scaurus mit ſeinem Schwerdte.

Die Römer, die ſchon den Erdkreis zu erobern dachten, und nun von ſolchen geſchlagen waren, deren Namen ſie kaum kannten, brachten ein neues, großes Heer zuſammen, und die Feldherrn über daſſelbe hießen Cnejus Manlius und Servilius Cäpio.

Aber es war Neid und Zwietracht zwiſchen ihnen, und dieſes benutzten die Teutſchen wohl, und ſchlugen das große Heer in ſolcher Schlacht, daß der gefallenen Römer und Bundesgenoſſen an dieſem Tage 80,000 waren und der getödteten Knechte 40,000. Dieſer Tag wurde hinführo von den Römern zu den Unglücklichſten gezählt, und die Stadt Rom, ſo wie das ganze Land, war von Schrecken voll, ſo daß man in Rom noch lange Zeit nachher eine ungemeine Furcht einen „Cimbriſchen Schrecken“ nannte Die Feinde aber benutzten dieſen Augenblick nicht, — die Urſache iſt nicht bekannt; — ſtatt nach Italien zu gehen, wandten ſie ſich wieder nach dem ſüdlichen Frankreich und nach Spanien, und ließen den Römern Zeit, ſich zu erholen.

Dieſe hatten nur Einen Mann, auf welchen ſie jetzt alle ihre Hoffnung ſetzten; das war Cajus Marius, ein ſtolzer und rauher Mann, aber ein gewaltiger Kriegsheld. Er war von niedriger Herkunft, und allein durch ſeine Kraft emporgeſtiegen; deshalb haßten ihn die von alten, vornehmen Geſchlechtern; nun aber mußten ſie ihn, gegen die bisherige Ordnung und gegen das Geſetz, mehrere Jahre hinter einader zum Konſul machen, damit er ſie nur von den furchtbaren teutſchen Feinden erlöſete.

Marius ſammelte ſein Heer und führte es über die Alpen nach Gallien, an den Fluß Rhodanus, (Rhone) und ſchlug ein verſchanztes Lager auf. Unter dem Heere ſtelle er die alte Zucht und Ordnung wieder her, die lange Zeit verſäumt worden, und wodurch hauptſächlich ſo großes Unheil über ſie gekommen war. Dazu hielt er ſich lange ruhig in ſeinem Lager, um ſeine Krieger erſt an den Anblick der großen, rieſigen Leiber der Fremdlinge und an den Ton ihrer furchtbaren Stimme zu gewöhnen. Und wenn er eine günſtige Gelegenheit erſah, daß ein kleiner Haufe der Feinde allein war, ſo that er ſchnell einen Ausfall auf ſie mit Gewalt und Ueberzahl, damit die Seinen nur erſt im Kleinen ſiegen lernten. Solches Zaudern ermüdet die ſtreitluſtigen Teutſchen, ſie kamen oft an die Wälle des Lagers, höhnten das

römiſche Heer und forderte es zum Kampfe heraus; aber Marius ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen.

Die Feinde nun hatten ſich in zwei Haufen getheilt; die Cimbern waren an dem Rhodanus hinauf, durch die Schweiz und Tyrol nach Italien zu zogen die Teutonen aber waren gegen Marius geblieben. Als dieſe ſahen, daß er ihre Herausforderung zur Schlacht nicht annahm, brachen ſie endlich auch auf, zogen an ſeinem Lager vorbei, des Weges nach Italien hin, und riefen ſpottend denen im Lager zu: „Ob ſie etwas an ihre Weiber zu beſtellen hätten?“ — Ihre Menge aber war ſo groß, daß ſie ſechs Tage lang in ununterbrochenen Reihen an dem Lager vorüberzogen.

Marius folgte ihnen zur Seite nach, ſich immer auf den Höhen haltend, damit ſie ihn nicht unverſehends angreifen könnten; dann lagerte er ſich ihnen gegenüber bei Aquae Sextiae, (das iſt die jetzige Stadt Aix im ſüdlichen Frankreich). An dem Lagerplatze, den er gewählt hatte, war wenig Waſſer; und als ſeine Krieger unwillig über Durſt klagten, zeigte er mit der Hand auf einen Fluß, welcher nahe bei des Feindes Lager floß, und ſagte: „Dort iſt euch ein Trunk für Blut feil.“ Sie erwiederten: „Warum führſt du uns denn nicht gleich gegen ſie, ſo lange unſer Blut noch flüſſig iſt?“ Er aber ſagte mit gelaſſener Stimme: „Zuerſt muß unſer Lager befeſtigt werden.“ — Und die Krieger, abwohl unwillig, gehorchten; — ſo hatte der ſtrenge Feldherr die Kriegszucht herzuſtellen gewußt.

Von den Troßknechten eilte aber dennoch eine Menge an den Fluß, um für ſich und die Laſtthiere Waſſer zu ſchöpfen; ſie ſtießen auf einige wenige Feinde, welche ſich mit Baden ergötzten, und wurden mit ihnen handgemein; und indem auf das Geſchrei der Kämpfenden von beiden Seiten immer mehrere zur Hülfe herbeieilten, entſpann ſich mit den Ambronen, welche an dieſer Seite ihr Lager hatten, ein heftiges Treffen. Die Ambronen wurden bis in ihre Wagenburg zurückgeſchlagen; und da erſt entſtand noch ein harter Kampf mit den Weibern, die mit Schwerdtern und Beilen herausſtürzten, und zugleich auf die

Staatl. Bibliothek Regensburg

Ihrigen, die da flohen, und auf die verfolgenden Römer hieben. Die Nacht trennte die Fechtenden. Aber dieſe Nacht war auf mancherlei Weiſe furchtbar und grauenvoll. Aus dem Lager der Teutſchen tönte es im wunderlichen Gemiſch der Stimmen herüber, nicht wie Wehklagen und Jammern, ſondern gleich einem dumpfen Gebrüll, wie von wilden Thieren, daß die Gebirge umher und die Ufer des Stromes davon wiederhallten. Schrecken ergriff die Römer; ſie fürchteten jene möchten einen nächtlichen Angriff machen, welcher alles leicht in Verwirrung bringt; denn ihr Lager war wegen des Gefechtes noch ohne Wall und Graben. Aber die Feinde kamen nicht, und hielten ſich auch ruhig beim Anbruch des folgenden Tages. Da traf Marius ſeine Vorkehrungen zur Schlacht. Das Fußvolk ſtellte er vor den Wall, die Reuter aber ſchickte er in die Ebene hinab, und den Claudius Marcellus ließ er mit 3000 Schwerbewaffneten die, mit Wald bewachſenen, Höhen im Rücken der Feinde beſetzen, damit er im Augenblicke des Kampfes aus ſeinem Hinterhalte hervorbräche.

Als die Teutonen die Römer in Schlachtordnung herausrücken ſahen, waren ſie von ſolcher Kampfesluſt entbrannt, daß ſie dieſelbe nicht in der Ebene erwarteten, ſondern gegen ſie die Anhöhen hinan rannten. Aber die Römer empfingen ſie, da ſie athemlos ankamen, herzhaft und in geſchloſſenen Reihen, und trieben ſie wieder in die Ebene hinab. Dieſen entſcheidenden Augenblick verſäumte Marcellus nicht, ſondern brach mit ſeinen Dreitauſend im Laufe und mit Geſchrei aus dem Gehölze hervor, den Feinden in den Rücken, die, von beiden Seiten gedrängt, bald in Unordnung geriethen und die Flucht nahmen. Die Römer verfolgten ſie und fingen oder erſchlugen über Hunderttauſend. Es wurde auch bald nachher der Fürſt der Teutonen, T e u t o b o d, auf der Flucht in den Gebirgen gefangen, und mußte ſpäterhin des M a r i u s Triumph in Rom zieren, ein Mann ſo groß nach der Römer Erzählung, daß er über alle Siegeszeichen hervorragte, und dabei ſo

gewandt, daß er über vier bis ſechs Pferde weg- ſpringen konnte. Von den Waffen aber und der ganzen Beute verbrannte Marius dasjenige, was er nicht als das Seltenſte und Koſtbarſte für den Triumpfh aufbewahrte, als ein großes und prächtiges Opfer den Göttern. — Dieſe Schlacht bei Aquae Sextiae war im Jahr 102 vor Chriſti Geburt, im 11ten Jahre nach der Schlacht bei Noreja.

Des Marius und der Seinigen Freude wurde bald durch die Botſchaft getrübt, daß der Conſul Catulus in Ober-Italien von den Cimbern zurückgetrieben ſey. Dieſe waren über das Alpengebirge gegangen und trafen den Römer am Fluſſe Atheſis oder Etſch, hinter welchem er ſich gelagert hatte. Er hatte eine Brücke ſchlagen laſſen und Schanzen an beiden Seiten derſelben angelegt. Die Feinde, im Gefühle ihrer gewaltigen Obmacht im Kriege, und um ihre Kühnheit und die Abhärtung ihrer Körper zu zeigen, ließen ſich nackend beſchneien, ſtiegen über Eis und tiefen Schnee auf die Spitzen der Berge, ſetzten ſich dann auf ihre breiten Schilde und fuhren, ſich loslaſſend, auf ihnen von den Gipfeln ſteiler Felſen und Anhöhen herab. — Als ſie darauf näher heranziehend den Fluß beſichtigt hatten, fingen ſie an, Rieſen gleich, Felſen von den herumliegenden Hügeln niederzubrechen, Bäume auszureißen, und dieſe, nebſt Steinen und Erde, in den Fluß zu werfen, um ſeinen Lauf zu hemmen; und die Brückenpfeiler erſchütterten ſie mit großen Laſten, welche von den Fluthen krachend dagegen getrieben wurden, ſolchergeſtalt, daß die Römer in ihrem Schrecken ihre Schanzen und ihr Lager verließen und die Flucht ergriffen.

Nun verbreiteten ſich die Cimbern über die reichen und ſchönen Gefilde von Oberitalien, und verſäumten es, geradesweges auf Rom loszugehen; die Anmuth des Landes feſſelte ſie. Statt des rauhen Lagers unter freiem Himmel gewöhnten ſie ſich an Obdach und Bequemlichkeit; ſtatt der kalten Bäder nahmen ſie warme, ſtatt des rohen Fleiſches genoſſen ſie leckere Speiſen; vor allem aber verſanken ſie in Unmäßigkeit des Weintrinkens. — Catulus

hatte ſich indeß hinter den Padus (den Po-Fluß) gezogen und blieb hier eine Zeitlang ruhig, bis Marius mit ſeinem ſiegreichen Heere aus Gallien herbeikam und zu ihm ſtieß. Hierauf rückten beide über den Fluß vorwärts. Als dieſes die Cimbern erfuhren, ſammelten ſie ihre Haufen, und in Erwartung der Teutonen, deren Unglück ſie nicht wußten oder nicht glaubten, ſchickten ſie zum Marius, um noch einmal von den Römern Land für ſich und ihre Brüder zu fordern. Als ſie ihre Brüder, die Teutonen, nannten, verſpottete ſie Marius und ſprach: „Laſſet nur die Brüder, die haben ihr Land, und ihr werdet es auch zur Genüge von uns empfangen.“ — Die Geſandten ſchalten ihn wegen ſeines Spottes, und ſagten, er werde ſchon ſeine Strafe erhalten, von den Cimbern auf der Stelle, von den Teutonen aber, wenn ſie herankämen. — „Sie ſind da, ſagte Marius, und es wäre nicht ſchön, euch ziehen zu laſſen, ehe ihr die Brüder gegrüßt habt.“ Und damit ließ er die gefangenen Fürſten der Teutonen in ihren Feſſeln vor ſie führen.

Da kehrten die Geſandten betroffen zurück, und die Cimbern brachen auf der Stelle auf; Bojorix, ihr Fürſt, ritt an das Lager, und forderte den Marius mit den Römern zur Schlacht, an einem Platze, den ſie ſelbſt beſtimmen möchten. Marius erwiederte: „Die Römer ſeyen zwar nicht gewohnt, ihren Feinden die Schlacht vorauszuſagen, doch wolle er auch hierin den Cimbern ſich gefällig erzeigen;“ und ſo beſtimmte er zum Platze ihres Kampfes die Ebene bei Vercellae, und zum Tage deſſelben von da an gerechnet den dritten.

Nachdem dieſe Zwiſchenzeit verfloſſen war; zogen die Cimbern in guter Ordnung aus ihrem Lager; ihr Fußvolk ſtellten ſie in ein Viereck von gleichen Seiten, ihre Reuterei aber, 15,000 Mann ſtark, wandte ſich rechts, und ſuchte durch dieſe Wendung die Römer zwiſchen ſich und das Fußvolk zu bringen. Dieſe Reuter waren auf das Prächtigſte gerüſtet; ſie trugen Helme, die die Geſtalt von Rachen fürchterlicher Thiere und ſonſt ſchreckliches Anſehen hatten, mit fliegenden

Helmbüſchen, welche ihre rieſige Geſtalt noch vergrößerten. Ihre eiſernen Harniſche und glänzenden Schilde ſtrahlten weit hin. Jeder Reuter hatte einen doppelten Wurfſpieß, und für den Kampf in der Nähe ein großes, gewichtiges Schwerdt. So zogen ſie heran. Das Fußvolk aber ergoß ſich über die Ebene daher, wie ein unermeßliches, woogendes Meer. Da wuſch Marius ſeine Hände, hob ſie zu ſeinen Göttern empor, und gelobte ihnen ein großes Opfer, wenn er ſiegen würde. Auch Catulus that, mit aufgehobenen Händen, dem Glücke dieſes Tages ein Gelübde. Und als dem Marius die Eingeweide der Opferthiere von den Prieſtern gezeigt wurden, rief er mit lauter Stimme, daß die Menge es hörte: „Mein iſt der Sieg!"

Nun begann ein harter und ſchwerer Kampf. Für die Römer kämpfte die Hitze und die Sonne, welche den Deutſchen in die Augen ſchien. Denn dieſe, in kalten und ſchattigen Gegenden aufgewachſen, konnten ſehr wohl die Kälte, aber nicht die Hitze ertragen; der Schweiß entkräftete ihre Körper, und ſie hielten die Schilde gegen die Sonne vor ihr Geſicht. Es war eben die heißeſte Zeit des Sommers, im Auguſtmonat. Auch der Staub war ihnen entgegen, der ſie ganz umhüllte, und den Römern ihre Zahl wie ihren furchtbaren Anblick verdeckte, ſo daß dieſe, ohne durch das Anſchauen im Voraus erſchreckt zu ſeyn, nur geradezu auf die feindlichen Reihen losgingen. Es kam zu dem ſchrecklichſten Handgemenge, in welchem die Römer durch ihre kurzen, breiten Schwerdter großen Vortheil über die Feinde hatten. Auch waren ihre Körper ſo an Kriegsarbeit gewöhnt, daß man in der erſtickenden Hitze doch nicht einen Römer Schweiß vergießen, oder außer Athem ſah. Marius hatte ferner eine neue Waffe erfunden, lange Speere mit Widerhaken, welche die Römer in der Feinde Schilde warfen und dieſe damit herabzogen, ſo daß der Mann entblößt daſtand.

Alſo geſchah es, daß der größte und ſtreitbarſte Theil der Cimbern getödtet wurde. Die vorderſte

Reihe hatte ſich, um nicht auseinander geriſſen zu werden, mit langen Ketten oder Stricken, die an die Wehrgehänge geheftet waren, zuſammengebunden; und nun lagen ſie wie an einer Schnur hingeſtreckt. Als die Römer die übrigen Flüchtigen bis in ihre Wagenburg verfolgten, erblickten ihre Augen ein ſehr trauriges Schauſpiel. Die Weiber der Teutſchen ſtanden, ſchwarz angekleidet, auf den Wagen und tödteten ſelbſt die Zurückfliehenden, ja ihre eigenen kleinen Kinder, ſie unter die Räder der Wagen und die Füße der Laſtthiere werfend, damit ſie nur nicht den Römern in die Hände fallen ſollten; und dann brachten ſie ſich ſelbſt um. Auch viele der Männer tödteten ſich ſelbſt, weil ſie die Knechtſchaft mehr fürchteten, als den Tod. Dennoch ſollen 60,000 gefangen und noch einmahl ſo viele an dieſem Tage getödtet ſeyn.

Auf ſolche Weiſe endigte der große und ſchwere Krieg, der den Römern eben ſo gefährlich däuchte als damals, wie die Gallier unter Brennus Rom verbrannten; ſie nannten den Marius den dritten Stifter der Stadt. — Aber die Knaben und Jünglinge der Cimbern und Teutonen, die in den Schlachten gefangen und zu Sclaven weggeführt waren, rächten nachher das Blut ihrer Väter und Brüder an Tauſenden von Römern, die ſie in dem Sclavenkriege, unter Spartakus Anführung, erſchlugen.

8. Cäſar und Arioviſt. 58 vor Chr. G.

Noch nicht fünfzig Jahre nach der erſten Waffenprobe der Germanen mit den Römern, waren jene ſchon wieder im Anrücken gegen die römiſchen Gränzen; zwar in geringerer Zahl als das erſte Mahl, und wohl nicht mit dem deutlich gedachten Plane, bis nach Italien vorzudringen; allein der Sieg und die Ausſicht der Beute würde ihre Zahl bald vermehrt haben, und fruchtbare Triften, ſo wie die vollen Speicher der Landbewohner, hätten ſie von einer Provinz zur andern gelockt, bis der Ruf des

lachenden Landes jenſeits der Alpen ihnen auch den Weg über dieſe Gränzſcheide gezeigt hätte. Aber ſie fanden einen Gegner, der den Krieg wenigſtens eben ſo gut verſtand, als Marius.

Arioviſt (Ehrenfeſt, nach andern Aar- oder Adler-Fürſt,) ein König über markomanniſche und ſueviſche Gäue zwiſchen Donau und Neckar, war von einem galliſchen Volke, den Sequanern, gegen ein anderes, die Aeduer, zu Hülfe gerufen worden; er war an der Spitze eines Heeres über den Rhein gegangen und hatte den Sequanern den Sieg verſchafft; allein die ſchönen Fluren des jetzigen Burgund gefielen ihm ſo ſehr, daß er ſie nicht wieder verlaſſen wollte. Gleich feindlich gegen Sieger und Beſiegte, bemächtigte er ſich einer Strecke Landes, und als ſich die Gallier gegen ihn verbündeten, ſchlug er ſie in einer Schlacht bei Magetobria in die Flucht. Vielleicht war er Anfangs nur wie ein Herzog mit ſeinem Waffengefolge zu dieſem Abentheuer ausgezogen, nun aber fanden ſich, durch den Ruf des ſchönen Landes gelockt, immer mehr Deutſche bei ihm ein, ſo daß er bald ein Heer von 120,000 Mann zuſammen hatte. Ganz Gallien zitterte vor ihm; ſchon glaubten ſich die Völkerſchaften beſiegt, oder aus den alten Sitzen vertrieben.

Zu dieſer Zeit erſchien in dem ſüdlichen Gallien, welches ſchon den Römern unterworfen und eine ihrer Provinzen war, Julius Cäſar, einer der größten und kühnſten römiſchen Feldherrn. Ein flammender Ehrgeiz trieb ihn zu großen kriegeriſchen Unternehmungen, und er war in keiner anderen Abſicht in dieſe Gegenden gekommen, als daß er ganz Gallien den Römern eroberte. An dieſen wandten ſich nun die Aeduer und andere galliſche Völker, und baten ihn um Hülfe gegen die Deutſchen. Cäſar ergriff mit Freuden dieſe Gelegenheit, tiefer in Gallien vorzudringen, verſprach Hülfe, und ließ den Arioviſt zu einer Unterredung auffordern.

Arioviſt antwortete, ſtolz und kühn: „Wenn er etwas vom Cäſar begehrte, ſo würde er zu ihm kommen; verlange jener daher etwas von ihm, ſo möge

er das Gleiche thun. Uebrigens begreife er nicht, was in ſ e i n e m Gallien, welches er durch der Waffen Gewalt bezwungen, ſowohl Cäſar als das römiſche Volk überhaupt zu thun habe?"

Cäſar ließ ihm erwiedern: „Weil er ſeine Einladung zur Unterredung zurückgewieſen, ſo verlange er kurz von ihm dieſes: Zuerſt, daß er keine Deutſche weiter über den Rhein führe; dann, daß er den galliſchen Völkern ihre Geißeln zurückgebe, und ſie auf keine Weiſe weiter feindlich behandle. Wenn er dieſes geleiſtet, ſo werde das römiſche Volk beſtändig Frieden und Freundſchaft mit ihm halten; wenn nicht, ſo werde Cäſar die Beleidigungen der Aeduer nicht gleichgültig anſehen."

In ſeiner Antwort hierauf beruft ſich Arioviſt keck und offenbar auf das Recht der Waffen, nach welchem der Sieger mit dem Beſiegten verfahren dürfe, wie es ihm gut dünke. So ſey auch das römiſche Volk gewohnt zu handeln, und verſtehe gar wohl, ſich ſeines Rechtes zu bedienen; nun möge man ihm daſſelbe geſtatten. Und was Cäſar da verkünde, er werde die Beleidigungen der Aeduer nicht ungeahndet laſſen; ſo habe noch niemand mit ihm, als nur zu ſeinem Verderben, geſtritten. Wenn er wolle, ſo möge er den Streit beginnen; er werde erfahren, was unbeſiegte Germanen, in den Waffen aufs Beſte geübt, die binnen vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen, vermögten."

Wahrlich, die Sprache eines Helden der Völkerwanderung, dem ſein gutes Schwerdt ſtatt Erbrecht und Urkunde gilt, und der mit ſeinen Waffenbrüdern unter kein Obdach tritt, bis er das ſchöne Land der neuen Heimath erkämpft hat. Bei einem andern Gegner möchte er mit dieſer kühnen Erklärung durchgedrungen ſeyn; Cäſar aber, welcher ſelbſt in Rom nicht der zweite zu ſeyn ertragen konnte, wurde um ſo mehr gereizt, ſich mit ſolchem Feinde zu verſuchen. Er rückte gegen ihn an, und beſetzte V e ſ o n t i o (Besancon) die Hauptſtadt der Sequaner, welche ſehr feſt und mit allem Kriegsbedarf reichlich verſehen war. Da er hier einige Tage verweilte, bemächtigte

ſich plötzlich ſeines Heeres eine ſehr gefährliche Muthloſigkeit. Die Erzählungen der, oft von den Germanen geſchlagenen Gallier, die Schilderungen der Kaufleute, welche ihr Land durchreiſet hatten, die Nähe des furchtbaren Feindes ſelbſt, Alles ſtellte den Römern ein ſolches Bild von der Stärke, der Tapferkeit; der Wildheit der Deutſchen, vor deren Blick man nicht einmal beſtehen möge, vor die Seele, daß viele, die dem Cäſar freiwillig gefolgt waren, ſich nicht ſcheuten, jeden Vorwand zu erfinden, um nur nach Hauſe kehren zu dürfen. Andere, welche die Schaam zurückhielt, konnten ſich doch ſo wenig beherrſchen, daß ſie oft in Thränen ausbrachen, und traurig in ihren Zelten ihr Unglück beklagten. Im ganzen Lager wurden öffentlich Teſtamente gefertigt; und endlich wurden auch die von der Furcht angeſteckt, welchen die Gefahren des Krieges doch keinesweges fremd waren. Allgemein aber murrte man gegen den verwegenen Feldherrn, der ſo gefährlichen Kampf ohne Noth aufſuche.

Dieſe Stimmung ſeines Heeres zu überwältigen, bot Cäſar alle Kraft ſeiner Beredſamkeit auf. Er verſammelte die Führer des Heeres und ſtellte ihnen vor, daß der Krieg mit Arioviſt noch keinesweges gewiß ſey; er hoffe vielmehr, dieſer werde der Stimme der Billigkeit und des Friedens nachgeben; und ſollte er dennoch, aus raſender Luſt am Kampfe, dieſen durchaus wollen, ſo möchten ſie nur der Beſiegung der Cimbern und Teutonen gedenken, und des eben geendigten Sclavenkrieges, ſo wie der Helvetier, die ihren Waffen nicht zu widerſtehen vermogten. — Und wenn alle dieſe Gründe ſie dennoch nicht beruhigen könnten, und niemand ihm folge, ſo werde er mit der zehnten Legion allein dem Feinde entgegen gehen; an deren Treue zweifle er nicht. —

Dieſe Rede machte tiefen Eindruck auf die Gemüther. Die zehnte Legion dankte ihm ſogleich für ſein Zutrauen, und die andern beeiferten ſich nun um die Wette, ihre Bereitwilligkeit gleichfalls an den Tag zu legen. Sogleich brach Cäſar auf und rückte dem deutſchen Heere näher. Eine Unterredung, die

er noch mit Arioviſt, auf deſſen Verlangen, hielt, war eben ſo fruchtlos, als die früheren Verhandlungen, und nun wünſchte Cäſar nichts mehr, als eine Schlacht. Aber Arioviſt nahm eine Stellung an, in welcher er den Römern die Zufuhr abſchnitt, und ließ täglich ſeine Reuterei, die den Römern durch die Vermiſchung mit den leichten Fußgängern überlegen war, kleine Gefechte liefern; allein die Schlacht, obgleich Cäſar ſie täglich anbot, nahm er nicht an.

Da erfuhr Cäſar von den Gefangenen den Grund dieſes Zögerns, das der Deutſchen Sitte ſonſt nicht war. Die wahrſagenden Frauen nemlich, nach deren Ausſpruch ſich das Heer richtete, hatten Unglück verkündigt, wenn ſie vor dem Neumond ſtritten. Nun ſuchte Cäſar noch eifriger, als vorher, die Schlacht und rückte dicht an der Deutſchen Lager. Da führten ſie endlich ihre Schaaren heraus, und jede Völkerſchaft nahm ihren Platz ein: die Haruder, Markomannen, Tribocker, Vangionen, Nemeter, Seduſier und Sueven; ihre Schlachtordnung umringten ſie mit Wagen und Karren, auf denſelben ſaßen die Weiber mit fliegenden Haaren, die Vorüberziehenden anflehend, ſie nicht in die Knechtſchaft der Römer dahin zu geben. Die Schlacht nahm ihren Anfang. Bald war ſie allenthalben aufs heftigſte entbrannt. Die Deutſchen rannten mit ſolcher Schnelligkeit vor, daß die Römer nicht einmal Zeit hatten, die Wurfſpieße zu ſchleudern, und daß ihr linker Flügel in die Flucht getrieben wurde; aber ihr rechter ſiegte ſeinerſeits, und nun zeigte ſich der Vortheil und das Uebergewicht vollkommnerer kriegeriſcher Ordnung. Der geſchlagene Flügel der Römer ſammelte ſich wieder, als das dritte Treffen zur Hülfe heranrückte; der der Deutſchen aber nicht, weil ihr Heer, wenn auch aufs höchſte tapfer, doch der ſtrengeren Kriegszucht und Ordnung ermangelte. So wurden ſie zuletzt auf allen Punkten in die Flucht getrieben und eilten dem Rheine zu. Aber die römiſche Reuterei holte ſie größtentheils alle ein, und nur wenige, unter ihnen Arioviſt, retteten ſich durch Schwimmen oder auf Kähnen über den Fluß. Seine beiden Frauen

jedoch kamen auf der Flucht um, und von ſeinen beiden Töchtern wurde die eine getödtet, die andere gefangen.

9. Julius Cäſar am Rheine.

Als Cäſar den Arioviſt über den Rhein zurückgetrieben hatte, begann er die Unterwerfung der galliſchen Völker, welche den Deutſchen an Tapferkeit nicht gleich waren. Er bezwang eines derſelben nach dem andern und rückte dem Nieder-Rheine immer näher. Da kam auch Botſchaft zu ihm, daß zwei deutſche Völkerſchaften aus Weſtphalen, die Uſipier und Tenchterer, von den Sueven gedrängt, über den Rhein gegangen wären, um ſich neue Wohnplätze in Gallien zu ſuchen. Sie hatten ihre Weiber und Kinder, ihre Knechte und Heerden, und alle ihre Haabe mit ſich, und waren über 30,000 Köpfe ſtark. Weil Cäſar aber glaubte, Gallien gehöre ihm zu, ſo wies er ſie wieder über den Rhein zurück. Sie antworteten ihm: „Sie ſeyen von den Sueven gezwungen worden, aus ihrer Heimath auszuwandern; ſie verlangten nichts, als ein Land zum Wohnen; er möge ihnen die Felder laſſen, die ſie mit den Waffen eingenommen hätten, oder ihnen andere zutheilen. Uebrigens ſey es nicht germaniſche Weiſe, einen Krieg durch Bitten abzuwenden, ſondern dem gegenüber zu treten, der den Streit wolle; daher ſtehe es ihm frei, ihre Freundſchaft oder den Krieg zu wählen. Sie wichen niemanden, als den Sueven, denen ſelbſt die unſterblichen Götter im Kampfe nicht gleich wären; ſonſt ſey auf Erden keiner, den ſie nicht überwinden könnten.“

Dennoch wurden ſie von Cäſar überwunden; aber durch wälſche Hinterliſt. Als ihre Fürſten und Aelteſten zur Unterhandlung zu ihm kamen, nahm er ſie plötzlich gefangen, überfiel das feindliche Lager, und ſchlug und zerſprengte das Volk, das ohne Führer war. Einige von ihnen waren über den Rhein zurück zu

den Sigambrern entflohen. Da verlangte Cäſar ihre Auslieferung. Die Sigambrer aber antworteten: „Wenigſtens ſey doch der Rhein die Gränze des römiſchen Reiches; wenn er nicht wolle, daß die Deutſchen wider ſeinen Willen über den Fluß gingen, warum er ſich denn auf ihrer Rheinſeite anmaße, Befehle zu geben?“

Solche Sprache verdroß den ſtolzen Römer. Auch war es ihm noch im friſchen Andenken, daß die Sueven unter Arioviſt in Gallien eingefallen waren; daher beſchloß er, eine Brücke über den Rhein zu ſchlagen, und den deutſchen Völkern in ihrem eigenen Lande der Römer Macht fühlen zu laſſen. Er erbaute in zehn Tagen eine große hölzerne Brücke, mit vieler Kunſt, im Lande der Ubier, etwas unterhalb des Ortes, wo die Moſel in den Rhein fällt. Er wollte den mächtigen Bund der Sueven angreifen; dieſe aber brachten Habe und Gut, und Weiber und Kinder, in die Wälder zurück und ſammelten alle ſtreitbare Mannſchaft in der Mitte ihres Gebietes, um hier den Feind zu erwarten. Sie hatten ihren Kampfplatz ſehr klug ausgewählt, denn Cäſar hielt es nicht für rathſam, ihnen bis dahin zu folgen. Er verweilte nur 18 Tage auf der rechten Seite des Rheines, verwüſtete die Gegenden an der Sieg, wo die Sigambrer damals wohnten, durch Sengen und Brennen, und kehrte dann über den Fluß zurück. Den Ubiern, die ihm bei dieſer Gelegenheit treue Helfer geweſen waren, gab er den Namen Römiſche Bundesgenoſſen, und die Römer gründeten nachher in ihrem Lande eine Colonie, nach der Agrippina, der Tochter des Germanicus und Gemahlin des Kaiſers Claudius, die hier geboren war, Colonia Agrippina genannt, aus welcher die große und wichtige Stadt Cöln erwachſen iſt.

Die Sueven aber waren ſo wenig vor den Römern in Furcht, daß ſie bald nachher den Trevirern gegen ſie Hülfe ſchickten. Daher beſchloß Cäſar, zum zweitenmahl über den Rhein zu gehen. Er ſtellte die Brücke wieder her, ſetzte aber nur eben den Fuß in

Deutſchland; denn die Sueven hatten ihre Anſtalten eben ſo klug getroffen, als das erſtemal.

Nach dieſer Zeit iſt Cäſar nicht wieder in Deutſchland gekommen, wohl aber hatte er die Deutſchen als ſo ſtarke und tapfere Männer kennen gelernt, daß er aus ihnen Mannſchaft für ſeine Legionen zu werben trachtete. Dieſes gelang ihm bei dem muthigen Volke ſehr leicht, wo immer kühne Männer für Sold und Beute und Kriegsluſt auszuziehen bereit waren. Auch war Cäſar ein Held, der es ſehr wohl verſtand, die Herzen ſeiner Krieger zu gewinnen; er führte ſie ſtets zum Siege. Deutſche Hülfsvölker halfen ihm von nun an ſeine Schlachten gewinnen, und bei Pharſalus, als er gegen Pompejus den letzten Kampf hatte, und entſchieden werden ſollte, wer von beiden die Welt beherrſchen werde, da leiſteten ſie ihm den wichtigſten Dienſt. Nachdem lange und hart geſtritten war, ſchickte Pompejus ſeine Reuterſchaaren gegen den Feind, damit ſie der Schlacht den Ausgang gäben; es waren aber dieſe Reuter meiſtens ſtolze römiſche Jünglinge, aus vornehmen Geſchlechtern, die da glaubten, es könne ihnen nicht fehlen. Da gab Cäſar ſeinen deutſchen Fußvölkern Befehl, die Reuter zurückzutreiben, und rief ihnen zu: „Geſellen, hauet nur immer nach dem Geſicht!“ Er wußte wohl, daß die eiteln Jünglinge aus der Hauptſtadt ihre glatten Geſichter lieber hatten, als Narben. Und die Deutſchen, die groß und ſtark genug waren, liefen gegen die Reuter an, als wären ſie die zu Pferde, und die andern zu Fuß, und ſchreckten ſie ſolchergeſtalt, daß ſie ſchnell die Flucht ergriffen. Dadurch wurde die Schlacht für Cäſar gewonnen.

---

10. Der Anfang der großen deutſchen Kriege.

Julius Cäſar wurde ermordet, als er ſich zum Alleinherrſcher in Rom machen wollte. Aber die Römer waren nicht mehr würdig, ein freies Volk zu ſeyn; darum kamen ſie dennoch bald unter Herren, welche ſchlechter waren als Cäſar. Der erſte unter ihnen war der Kaiſer Auguſtus, und ſeine Regie-

rung dauerte von dem Jahre 30 vor Chr. Geburt, bis 14 nach Chr. Geburt.

Zu ſeiner Zeit hatten die Römer ſchon einen großen Theil des damals bekannten Erdbodens unter ihr Joch gebracht; von Europa waren ihnen, außer Italien, auch Griechenland und Macedonien, Hiſpanien und Gallien unterthan. Damit ließen ſie ſich aber nicht genügen, ſondern trachteten auch nach den Ländern, welche jenſeits der Alpen und des Rheines liegen, denn wenn ein Volk einmal gelernt hat, von dem Raube anderer Völker zu ſchwelgen, ſo hat ſeine Habgier keine Gränze und kein Ziel. Zuerſt griffen ſie die Völkerſchaften an, welche an der Seite der Alpen, nach Deutſchland zu, in den Gebirgen von Graubündten, Tyrol, Salzburg und Oeſtreich wohnten; wilde Völker, die der Uebermacht der Römer nicht widerſtehen konnten, aber nicht ſowohl bezwungen, als ausgerottet oder zu Sclaven verkauft wurden. — Von nun an wurde auf dieſer Seite der Donau-Fluß die Gränze zwiſchen den Römern und den Deutſchen. Auf der andern Seite ſollte es der Rheinſtrom nicht mehr ſeyn: Auguſtus ſchickte ſeinen Stiefſohn Druſus nach Gallien, um die Deutſchen in ihrem eigenen Lande anzugreifen; und dieſer war ein Held, der Großes auszurichten im Stande war.

Druſus hat vier Feldzüge in Deutſchland unternommen, in den Jahren 12 bis 9 vor Chr. Geburt. Er hat mit den Sueven, Katten, Sigambrern, Uſipiern, Tenchterern, Brukterern und Cheruskern gekriegt; er iſt vom Niederrheine aus an den Flüſſen Lippe und Ems hin, bis an die Weſer vorgedrungen, und auf dem dritten Zuge ſogar bis an die Elbe, wahrſcheinlich in der Gegend wo Barby liegt. Aber ſeine Züge waren keine Eroberungen. Die Deutſchen verſtanden es ſehr wohl, wie ſie gegen einen ſolchen Feind Krieg führen mußten; ſie wichen zu beiden Seiten von dem Wege, den er nahm, in die Wälder, brachten die Ihrigen in Sicherheit, und harrten bis zum Herbſt. Dann mußten die Rö-

mer wiederum den Rückweg ſuchen, weil ſie in dem öden Lande, aus Mangel des Unterhalts, nicht überwintern konnten; und das war der Augenblick, welchen die Deutſchen mit Ungeduld erwartet hatten. Nun beunruhigten ſie den Feind auf jedem ſeiner Tritte; griffen, an den gefährlichſten Stellen, plötzlich aus den Wäldern hervorbrechend, ſeine einzelnen Haufen an; erſchlugen die Ermüdeten, raubten das Gepäck und den Troß, und gönnten ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe; und ſo kamen die Römer nie ohne beträchtlichen Verluſt an den Rhein zurück.

Bei dieſen Kriegen war den ſächſiſchen Völkerſchaften vor allen Dingen ihre zerſtreute Wohnart günſtig. Nach Dörfern müſſen große Wege führen, durch dieſe findet ſie der Feind leicht und erhält ſich von ihrem Vorrath; der einzelne Wohner aber baut ſich nicht an der Heerſtraße an, ſondern ſucht einen verborgenen Platz in Gehölzen. Der Feind darf ſich nicht ſo ſehr zerſtreuen; und findet er auch ein einzelnes Haus, ſo iſt es leer, und die Bewohner ſind mit ihrer Habe in die Wälder gewichen

So brachten die ſchnellen und weiten Züge in Deutſchland dem Drnſus zwar viel Ruhm bei den Römern; den Deutſchen aber wenig Schaden. Im Herbſt und Winter und Frühjahr wohnten ſie ruhig an den Orten, welche die Feinde wiederum verlaſſen hatten Doch hätte Druſus wohl endlich das Mittel gefunden, ſeine Herrſchaft in Nieder-Deutſchland zu befeſtigen, wenn er länger gelebt hätte. Einen Anfang dazu hatte er gemacht. Er baute feſte Schlöſſer an den Mündungen der Flüſſe, die in den Rhein und in die Nordſee fließen, damit er die Schiffahrt auf denſelben in ſeiner Gewalt hätte; denn auf einer Flotte von vielen kleinen Schiffen brachte er einen Theil des Heeres ſicherer in das Land, und führte bequem die Lebensmittel nach. Zu dieſem Ende legte er auch einen Kanal an, welcher nach ihm der Druſus-Graben hieß, und von dem Rheine bei Doesburg bis zur Yſſel bei Yſſelort ging. An der Mündung der Ems baute er Emden; am Zuſammenfluß der Lippe und Alme das Schloß Aliſo, da wo das

jetzige Elſen im Paderborniſchen liegt; auf dem Taunusgebirge bei Idſtein, im Lande der Catten, ebenfalls ein Caſtell; am Rheine aber legte er wohl 50 ſolcher Caſtelle an, befeſtigte vorzüglich Bonn und Mainz, und verſah ſie mit Brücken und Flotten zu ihrer Vertheidigung. Wäre er nun mit ſolchen Befeſtigungen von Jahr zu Jahre immer nur um ein Weniges in Deutſchland vorgerückt, ſo, daß er im Herbſte das beſetzte Land nicht wieder zu verlaſſen brauchte, ſo möchte die Herrſchaft der Römer, mit ihrer Sprache und ihren Sitten, auch in unſer Vaterland eingedrungen ſeyn. Aber ſein Ziel ward ihm ſchon in dem vierten Jahre ſeiner ſtürmiſchen Züge geſteckt. Als er bis an die Elbe vorgedrungen war, und einſam an ihrem Ufer ſtand, ſoll ihm ein wunderbares Weib erſchienen ſeyn und ihn ſo angeredet haben:

„Wie weit willſt du noch vordringen, unerſätt„licher Druſus! Es iſt dir nicht beſchieden, alle „dieſe Länder zu ſehen. Weiche von hinnen! „Deiner Thaten und deines Lebens Ziel iſt nahe!“

Mag nun dieſe Erſcheinung ein Werk ſeiner Einbildung, oder vielleicht die Liſt einer der weiſen, wahrſagenden Frauen unter den Deutſchen geweſen ſeyn, welche die Schickſale ihres Volkes in bekümmerter Seele erwog; — Druſus ſtürzte auf dem Rückwege mit dem Pferde, und ſtarb nach einigen Wochen an den Folgen dieſes Unfalls.

Nach ihm befehligte ſein Bruder Tiberius die Legionen; welche gegen die Deutſchen ſtanden. Dieſer, der ein liſtiges und verſchlagenes Gemüth hatte, gebrauchte neben den Waffen noch andere, ſchlimmere Mittel gegen uns; durch Liſt entzweite er die Völker, durch Treuloſigkeit führte er ſie in's Verderben. Die Sigambrer, die eines der ſtärkſten und tapferſten Völker am Rheine waren, mochte er mit den Waffen nicht bezwingen. Da forderte er eine Geſandtſchaft von ihnen zu ſich, des Friedens halber, wie er ſagte; und als nun die Fürſten und Führer in großer Anzahl kamen, ließ er ſie gefangen nehmen und in die galliſchen Städte umher vertheilen.

Und von dem Volke, welches ſeiner Führer beraubt war, verpflanzte er gleichfalls 40,000 über den Rhein, in die galliſchen Orte. Die Fürſten aber, denen das Leben bei einem fremden Volke eine unerträgliche Laſt war, tödteten ſich ſelbſt.

Durch ſolche Mittel war es freilich nicht ſchwer, die nächſten Gegenden am Rheine und den Flüſſen, die ſich in ihn ergießen, im Zaume zu halten; ja, durch die feſten Schlöſſer an dieſen Flüſſen ſchien der nordweſtliche Theil des deutſchen Landes bis an die Weſer ſchon unterworfen und eine römiſche Landſchaft zu ſeyn. Domitius Aenobarbus, der in den letzten Jahren vor Chr. Geb. den Befehl führte, drang ſogar bis über die Elbe, vielleicht in die Gegend der ſogenannten Römerſchanze, an der Havel, vor. So weit war keiner geweſen. Eben dieſer legte auch, zur leichtern Verbindung mit Aliſo, einen künſtlichen Weg, wahrſcheinlich einen Knüppeldamm, vom Rheine an der Lippe hinauf durch die Sümpfe an.

Als Tiberius zum zweitenmahl nach Chr. Geb. in Deutſchland war, hielt er im J. 3 unter den beruhigten Völkern ſein Winterlager an den Quellen der Lippe.

Die Waffenherrſchaft ſtand feſt, das Werk der innern Anordnung der Provinz ſchien beginnen zu können. Aber in ſo großer Bedrängniß des Vaterlandts ſchlief der deutſche Muth nicht; wie er denn zu allen Zeiten wohl einmahl gebeugt, aber niemals gebrochen worden iſt. Die Helfer erſtanden aus dem eigenen Volke.

---

11. Marbod, König der Markomannen.

Eine Anzahl edler, deutſcher Jünglinge waren durch mancherlei Veranlaſſungen nach Rom gekommen: im römiſchen Kriegsdienſte, oder als Abgeſandte, ferner als Geißeln, einige vielleicht aus Ehrgeiz. In der Hauptſtadt der Welt aber ſahen ſie nicht Größe und Freiheit, ſondern die Knechtſchaft,

welche die Sünde neben ſich führt: Erniedrigung neben dem Uebermuth, Schmeichelei, Wolluſt, Erſchlaffung und Faulheit. Von ſolchen Herren beherrſcht zu werden, als die damaligen Römer waren, deuchte ihnen das Schimpflichſte zu ſeyn. — Zugleich lernten ſie aber auch der Römer Kriegsweſen, ihre Staatskunſt, ihre Liſten kennen; und was jene zu ihrer Unterdrückung angewendet hatten, beſchloſſen ſie dagegen zur Befreiung ihres Vaterlandes zu gebrauchen.

Ein ſolcher Jüngling war Marbod, ein edler Sueve, von dem Volke der Markomannen. Von Geſtalt beſchrieben ihn die Römer groß und adelig, an Muth trotzig, und mehr ſeiner Geburt, als ſeinem Geiſte nach, als einen Barbaren; mit welchem Namen ſie in ihrem Stolze alle die, welche nicht Römer oder Griechen waren, benannten. Er war früh nach Rom geſchickt und dort am Hoflager des Kaiſers Auguſtus vorzüglich geehrt worden. Er aber, als er genug in Rom geſehen hatte, kehrte zu den Seinigen zurück; und weil er einſah, daß ſie in ihren jetzigen Sitzen am Neckar und am Rheine ſich gegen die große römiſche Macht nicht wohl behaupten könnten, beredete er ſein Volk, dieſe Gegenden zu verlaſſen und in andere Wohnplätze nach Oſten hin zu ziehen. Die Markomannen brachen auf, und Marbod führte ſie nach Bojohemien oder Böhmen, dem Lande, welches rundumher von Gebirgen wohl beſchützt iſt; vertrieb das Volk der Bojer, das ſchon vor Alters dort eingewandert war, unterwarf ſich viele Völker umher, und ſtiftete ein großes, wohlgeordnetes, markomanniſches Reich. Zu den römiſchen Kaiſern aber ſprach er von nun an nicht demüthig, als ein Schwacher, ſondern wie zu ſeines Gleichen.

So weit hatte er ſeine Sachen löblich geordnet, und er hätte nun eine Vormauer für die Freiheit des ganzen deutſchen Landes ſeyn können; aber es ſcheint faſt, als hätte er in Rom zu viel gelernt. Er hatte von den römiſchen Kaiſern auch die Herrſchſucht gelernt, und ihnen zugleich die Künſte abgeſehen, wodurch man die Gewalt über ſonſt freie Menſchen befeſtigen kann. Er hielt ſich eine Leibwache,

und führte auch im Uebrigen die römiſchen Ordnungen ein; und noch niemals war im teutſchen Volke von einem Einzelnen ſolche Gewalt geübt worden. Sein Heer war 70,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde ſtark, und er übte es in beſtändigen Kriegen gegen die Nachbaren, ſo daß man wohl ſehen konnte, er bereite es zu noch größeren Zwecken vor. Das aber war der große Unterſchied und der Tadel, weshalb man ihn nicht in Wahrheit einen großen Mann nennen kann, weil alles dieſes nicht für die Freiheit und das Glück ſeines Volkes, ſondern lediglich für ihn ſelbſt geſchah, auf daß er nur groß und mächtig hieße, und geehrt und gefürchtet wäre.

Den Römern ſchien er ſchon ſo gefährlich, daß Tiberius, des Kaiſers Sohn, mit einer großen Heeresmacht gegen ihn aufbrach; er wollte ihn mit zwölf Legionen von zweien Seiten angreifen, und ſchon war er im vollen Anzuge, als plötzlich Bothſchaft zu ihm kam, daß in Ungarn, in Dalmatien und Illyrien ein großer Aufſtand ausgebrochen ſey, und daß alle Völker vom adriatiſchen bis an das ſchwarze Meer, die an der Donau und die in den Gebirgen wohnten, ſich gegen die Römer verſchworen, und 200,000 Mann zu Fuß und 9000 Reuter zuſammengebracht hätten, mit denen ſie Italien ſtürmen wollten. Zu Rom war Schrecken und Furcht, und der Kaiſer Auguſtus ſagte im Senat: „Den zehnten Tag könne der Feind im Angeſichte Roms ſtehen."

Sogleich ſchloß Tiberius mit Marbod einen Frieden, der für dieſen günſtig war, eilte mit dem ganzen Heere gegen die pannoniſchen Völker; und nach drei Jahren des hartnäckigſten Krieges wandte er die große Gefahr ab, und brachte die Völker wieder unter ſeines Vaters Herrſchaft.

Aber dieſer hatte wenig Freude an ſolchem Glücke; denn auf einer andern Seite ſeines Reiches hatten ihm die Teutſchen den größten Verluſt zugefügt, und den ſchwerſten Kummer über ihn gebracht, den er in ſeinem Leben erfahren hatte.

---

12. Arminius oder Hermann.

Des Druſus Kriegszüge und Feſtungen und des Tiberius liſtig ſchleichende Künſte hatten, wie wir oben geſehen, ſchon ſo viel in Niederteutſchland bewürkt, daß bis über die Weſer hinaus kein gerüſtetes Volk mehr offen widerſtand. Alles war gebeugt, die Bündniſſe der Völkerſchaften zerriſſen, und mancher Vornehmen Sinn durch die Lockungen der Römer vergiftet. Andere Menſchen ſchienen ſie ſchon zu werden, Gewohnheit und Umgang fingen ſchon an, die vaterländiſche Sitte zu verdrängen. Um die römiſchen Läger entſtanden Märkte und reizten die Teutſchen zu Kauf und Tauſch. Ja, Erde und Himmel, ſagt ein römiſcher Schriftſteller, ſchienen ſanfter und milder zu werden; denn die Wälder waren durchbrochen, durch die Sümpfe Dämme und Brücken aufgeworfen. Drei vollſtändige Legionen, die beſten des römiſchen Heeres, hielten die Wache in den vielen Kaſtellen und Lägern, und mitten in unſern hohen Eichenwäldern war eine römiſche Statthalterſchaft eingerichtet, waren römiſche Geſetze, Gerichte und Sachwalter. Den Befehl führte jetzt Quincitilius Varus, ein Mann von ſchwachem Gemüthe, der für die Geſchäfte des Friedens geſchickter war, als für den Krieg, und überdies dem Geize ergeben. Denn es hieß von ihm, er habe die reiche Provinz Syrien, wo er vorher Statthalter geweſen, arm betreten, habe ſie aber ſo wieder verlaſſen, daß er reich und ſie arm war. Dieſem wenig ſcharfſichtigen Manne, ſchienen die Teutſchen vollkommen unterworfen, weil ſie ruhig waren, und er ſuchte die Knechtſchaft unter ihnen durch jene ſtill wirkenden Mittel zu befeſtigen, welche verderlicher ſind, als die Gewalt des Schwerdtes, weil ſie unſchuldiges Anſehen haben. Er ſaß unter den Germanen zu Gericht, als unter Römern, ſprach über teutſcher Männer Leib und Gut, und die römiſchen Sachwalter ſuchten ſtatt der geraden und einfachen teutſchen Herkommen die feinen und verwirrenden Künſte des

römiſchen Rechtganges einzuführen. Wenn man aber einem Volkt einen heimlich freſſenden, giftigen Wurm an die Seele ſetzen will, der es von allen großen Gedanken, von der Liebe des Vaterlandes und der Mitbürger, in ein kleinliches eigenſüchtiges Treiben herabzieht, ſo muß man ihm die Liebe zu Rechtshändeln und Streitigkeiten einflößen, damit es ſich unter einander erbittere, und ein jeder nichts Größeres wiſſe, als den eigenen Vortheil. Und weil die gerichtlichen Verhandlungen alle in der römiſchen Sprache geführt wurden, ſo ſollten ſie auch das Mittel ſeyn, dieſe unter den Teutſchen einzuführen. Denn kein wirkſameres Mittel giebt es, die Eigenthümlichkeit, die Freiheit und den ſelbſtſtändigen Sinn eines Volkes zu vernichten, und es in eine fremde Geſtalt zu gießen, als wenn man ihm ſeine Sprache nimmt.

Darin aber hatte ſich Varus ſehr verrechnet, daß er glaubte, die rohen Teutſchen hätten kein Gefühl für ſolche Kunſtgriffe, und merkten ſie nicht. Der Verſtand der Naturvölker iſt gar ſcharfſinnig gegen den, der ſie mit Netzen umgarnen will, und die Germanen waren von der Natur mit geſundem Sinn und guter Einſicht ausgerüſtet. Sehr ſcharf ſahen ſie den Quell und den Mittelpunkt, des Verderbens, und vor allen Dingen wurden ſie mit innerm Grimme erfüllt bei dem Anblick der Ruthen und Beile des römiſchen Statthalters, welches die Zeichen ſeines Rechtes waren, körperliche Strafen, und ſelbſt den Tod zu verhängen. Nichts war den freien Teutſchen entehrender, als körperliche Züchtigung, die Schande der äußerſten Knechtſchaft, und das Recht der Todesſtrafen räumten ſie nicht einmahl ihren Fürſten, ſondern nur der Gottheit ein, welche das Urtheil durch den Mund der Prieſter ausſprach.

Allein ihr Grimm durfte nicht laut werden und blieb lange in der Bruſt der Einzelnen verborgen, weil keiner war, der mit kühnem Geiſte die glimmenden Funken zu einer großen Flamme vereinigte. Da mußte Rom ſelbſt den Retter deutſcher Freiheit großziehen. Es war Hermann, den die Römer Armi-

nius nennen, der Sohn des Cherusker-Fürſten Segimer, ein Jüngling tapferes Armes und Herzens, von klarem und ſchnellem Geiſte, aus deſſen Auge das Feuer ſeiner Seele ſprach. Er hatte durch ausgezeichneten Kriegsdienſt die Würde eines römiſchen Bürgers und Ritters erlangt, und war, wohlunterrichtet und geübt in allen Künſten des Krieges und Friedens, zu ſeinem Volke zurückgekehrt. Hier ſah er die Schmach und das Verderben, welches dem Vaterlande bereitet wurde; ſein Geiſt ſann auf große Mittel. Er fand bald die gleiche Stimmung bei den Edelſten der Cherusker und der benachbarten Völker; ſein flammendes Wort fachte ihren Muth noch mehr an; ſie entwarfen den großen Rettungs-Anſchlag, und um die Römer deſto ſicherer zu verderben, lockten ſie den Varus durch abſichtliche Empörung an den Gränzen immer weiter vom Rheine ab, in die Tiefen des großen Teutoburger Waldes, welcher die Gegenden nach der Weſer hin bedeckte.

Varus hätte ſeinem Schickſale entgehen können. Unter den Teutſchen ſelbſt war ein Verräther; es war Segeſt, der eigene Schwiegervater Hermanns, aufgebracht gegen dieſen, weil der kühne Jüngling ſeine Tochter Tusnelda wider ſeinen Willen entführt hatte; und neidiſch auf ſein großes Anſehn, weil der viel jüngere Mann durch ſeines Geiſtes Kraft und ſeine Heldentugend die Augen der Völker auf ſich geheftet hatte. Noch am Tage vor dem Ausbruche der Verſchwörung, als Varus die Fürſten bei einem Gaſtmahle vereinigt hatte, bat ihn Segeſt auf das dringendſte, den Arminius gefangen zu halten; aber eine blinde Zuverſicht auf ſeine Macht verdeckte ihm den Abgrund, der ſich vor ſeinen Füßen öffnete. Er zog noch tiefer in das mit Wald bedeckte Weſer-Land, und die Fürſten entfernten ſich, mit dem Verſprechen, mit ihren Hülfsvölkern alsbald zu ihm zu kommen. Sie kamen, — der Plan war groß und glücklich angelegt; — in der Gegend zwiſchen dem heutigen Horn und Lippſpringe, an der ſüdl. Gränze des Fürſtenthums Lippe Detmold,

trafen ſie auf ihn, im dichten Walde, wo von allen Seiten Berge und enge Thäler waren. Nirgends ein gebahnter Weg, überall dicht verwachſenes und undurchdringliches Gehölz. Die Bäume mußten umgehauen, Gräben und Moräſte ausgefüllt, und Brücken geſchlagen werden. Ein ſtarker Regen hatte den Boden ſchlüpfrig und alle Tritte unſicher gemacht, und der Sturmwind ſauſte in den Gipfeln der Eichen, aus denen die alten Schutzgötter des Landes zürnend herabzudrohen ſchienen. Krieger, Laſtthiere, Gepäcke und Troß, Alles zog unbeſorgt, wie in völliger Sicherheit, durcheinander

Unter dieſen Schreckniſſen der Natur erſcheinen plötzlich, auf allen Höhen umher, die Teutſchen als Feinde, und ſchleudern auf die zuſammengedrängten Haufen der Römer ihre Geſchoſſe herab. Dieſe konnten ſich, in ihrer ſchweren Rüſtung, auf ſchlüpfrigem Boden und mit Waffen, die durch den anhaltenden Regen ſchon verdorben waren, wenig vertheidigen. Dennoch ſetzten ſie, unter beſtändigen Anfällen, ihren Zug fort, und gelangten am Abend zu einem Platze, wo ein Lager aufgeſchlagen werden konnte. So ermüdet alle waren, boten ſie doch die äußerſten Kräfte auf, Verſchanzungen zu errichten, die den Feind zurückhalten konnten, um ſich wenigſtens eine ruhige Nacht, vielleicht die letzte, zu verſchaffen. So wurde der Tag unter Furcht und Hoffnung erwartet. Am Morgen verbrannte man alles, was an Gepäck entbehrlich war; die Soldaten wurden dadurch leichter zum Kampf, der Troß kleiner; dieſen, ſo wie die Weiber und Kinder, deren eine große Menge bei dem Zuge war, weil man keinen Krieg erwartet hatte, nahmen ſie in die Mitte, und ſetzten nun ihren Weg, in der Richtung nach ihren Feſtungen zu, fort. Ihr Schickſal ſchien ſich aufzuhellen; ſie kamen auf einen freieren Raum, wo ſie ihre Reihen odnen konnten und die Teutſchen keinen Angriff wagten; allein ihres Bleibens war hier nicht, ſie mußten weiter, nnd der furchtbare Wald nahm ſie wiederum auf. Die Feinde erneuerten und verdoppelten ihre Angriffe; das Unwetter dauerte fort; die

Teutſchen riefen: „Siehe, das thut unſer Gott, der uns heute an unſern Feinden rächen will.“ Viele der tapferſten Römer erlagen vor ihren zornigen und immer kühneren Anfällen.

In ſolcher Noth erſchien die Nacht zum zweitenmahl und ſie ſuchten ſich wieder zu verſchanzen. Aber die mit Siegesgeſchrei anſtürmenden Feinde ließen ihnen nicht die Zeit. Da, als Himmel und Erde entgegen, und nirgends Rettung zu hoffen war, entfiel auch den Tapferſten der Muth. Varus, da er Alles verloren ſah, und ſchon mehrere Wunden empfangen hatte, ſtürzte ſich in ſein Schwerdt; viele der Anführer folgten ſeinem Beiſpiele; das ganze Heer wurde niedergemacht, oder gefangen, und nur einzelne, wenige entkamen.

So war das ſchönſte und tapferſte unter allen römiſchen Heeren, mit den Hülfsvölkern an 40,000 Mann ſtark, vernichtet. — Es war die Stunde ſchwerer Rache, wie von der Wuth eines hartbeleidigten, freiheitsliebenden und noch rohen Volkes an ſolchem Tage zu erwarten war. Viele der vornehmſten Gefangenen bluteten als Opfer auf den Altären der vaterländiſchen Götter; andere, die das Leben behielten, wurden zu den niedrigſten Arbeiten gebraucht, ſo daß, wie die Römer ſelbſt berichten, mehr als ein vornehmer Mann, dem zu Hauſe ſchon der Eingang zum Senate offen ſtand, und der die Triumphe ſeiner Vorfahren zählte, als Hüter teutſcher Heerden, oder Wächter an teutſchen Thüren, ſein trauriges Leben beſchloß. Auch wird erzählt, wie die Teutſchen ſich beſonders erbitttert gegen die römiſchen Sachwalter zeigten, gleichſam in dem Gefühle, daß ihnen von daher die größte Gefahr für Freiheit und Selbſtſtändigkeit drohte; und wie ein Teutſcher einem ſolchen Sachwalter im Zorne die Zunge ausriß, mit den empörten Worten:

„Nun höre auf zu ziſchen, Natter!“

Des Varus Kopf ſchickte Hermann dem mächtigen Markomannenfürſten Marbod, vielleicht als ein beſchämendes Siegeszeichen, weil er an dem Bunde

für Deutſchlands Freiheit nicht Theil genommen, ſondern nur für ſich geſorgt hatte.

Dieſem Siege verdankt unſer Vaterland, nach der Römer eigenem Geſtändniſſe, ſeine Freiheit, und wir, die Enkel, daß noch ungemiſchtes, teutſches Blut in unſern Adern fließt, und das reine, teutſche Wort auf unſerer Zunge iſt. In Rom aber war Beſtürzung und Kummer. Während die Teutſchen frohlockten, die Feſten dieſſeits Rheines erſtürmten, und das ganze Land von der römiſchen Art ſäuberten, war der Kaiſer Auguſtus außer ſich, rannte in der Betäubung mit dem Kopfe gegen die Wand und rief beſtändig:

„Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“

Einige Monate lang ließ er Haare und Bart wachſen; die Wachen der Stadt wurden verdoppelt, damit nicht etwa ein Aufruhr entſtände; die Teutſchen wurden aus Rom fortgeſchafft, ſogar die teutſche Leibwache übers Meer auf die Inſeln gebracht. Endlich gelobte Auguſt ſeinem Jupiter große Feſte, „wenn ſein Reich in eine glücklichere Lage käme.“ So war es auch geſchehen im Cimbriſchen Kriege.

Um den größeren Unternehmungen der Germanen, die man gewiß erwartete, zu begegnen, mußte, Tiberius mit einem ſchnell zuſammengerafften Heere an den Rhein eilen: zu ſeinem Erſtaunen fand er Alles ruhig. Die Teutſchen wollten nicht erobern, ſondern nur ihre Freiheit ſchützen; wie denn die Natur eines Bundes es mit ſich bringt, daß, nach abgewendeter Gefahr, jeder in ſeine Heimath zurückkehrt. — Tiberius hielt das wankeude Gallien im Gehorſam und ging abermals über den Rhein, doch ohne tief einzudringen; und als er nach wenigen Jahren dem Auguſtus in der Herrſchaft Roms folgte, trug er ſeinem Neffen **Germanikus**, des Druſus Sohn, den Krieg gegen die Teutſchen auf.

Germanikus und Hermann 14—16 nach Chr. G. — Germanikus, ein junger, feuriger Held, hatte das große Beiſpiel ſeines Vaters vor

der Seele, und beſchloß, des Varus Niederlage zu rächen. Er unternahm drei Züge in Niederteutſchland, immer in dieſelben Gegenden, wo auch früher der Krieg war: an der Ruhr und Lippe hinauf, und zugleich vom Meere her an der Ems, auf Weſer und Elbe zu. Teutſchland ſchwebte in neuer Gefahr; denn Germanikus war ein Kriegsheld, der beſſeren Zeiten Roms würdig. Aber wie Hermann gegen den ſchlechteren Feldherrn den vollſtändigen Sieg gewonnen hatte, ſo widerſtand er dem beſſeren, welcher mit großer Heeresmacht herankam, doch mit ſolcher Klugheit und Tapferkeit, daß er, wenn auch nicht immer ſiegreich in den Schlachten, doch nach jedem Feldzuge den Gegner zwang, ſich nach ſeinen Feſtungen am Rheine zurückzuziehen. Und ſo that er in dieſen Jahren nicht weniger für des Vaterlandes Freiheit, als in der Vertilgung der Varianiſchen Legionen.

Im erſten Feldzuge verwüſtete Germanikus das Gebiet der Marſen, ohne tief in Niederteutſchland einzudringen. Schon dieſesmahl war ſein Rückzug nicht ohne Beſchwerde, und nur durch kluge und feſte Ordnung führte er die Legionen glücklich über den Rhein zurück.

Zum Zweitenmahle drang er tiefer ein, und befreite den bei den Seinen verhaßten Segeſt, der ihn um Hülfe angerufen hatte, aus den Händen ſeiner Gegner. Sie belagerten ihn in ſeinem Schloſſe; Germanikus aber entſetzte ihn. Bei dieſer Gelegenheit bekam er Hermanns Gemahlin Thusnelda gefangen und führte ſie nach Rom; ſie aber vergaß ihres Gemahles und der Hoheit ihres Standes niemahls, und war in ihrer Geſinnung mehr ihm, als ihrem Vater gleich. Segeſtes aber, der nun einen Beſchützer gefunden hatte, redete zu dem Römer in gleichem Sinne, wie zu allen Zeiten ſolche, die das Vaterland verrathen haben.

„Dieſes iſt nicht der erſte Tag meiner Treue und Beſtändigkeit gegen das römiſche Volk, — ſo ſprach er. Seit ich von dem göttlichen Auguſtus mit dem römiſchen Bürgerrechte beſchenkt bin, habe ich bei der Wahl meiner Freunde und Feinde nur auf euren

Vortheil geſehen; nicht etwa aus Haß gegen mein Vaterland, — Verräther ſind ja ſelbſt denen verhaßt, zu welchen ſie übergehen, — ſondern in der Ueberzeugung, daß Römer und Germanen Eins ſeyn müſſen, und weil ich Frieden dem Kriege, das Alte dem Neuen, und das Ruhige dem Stürmiſchen vorziehe. Zugleich kann ich nun, da ich bei dir bin, dem Volke der Teutſchen ein nützlicher Fürſprecher ſeyn, wenn es lieber Reue als Verderben will."

So redete Segeſt. Arminius aber fühlte den heftigſten Zorn in ſeiner Bruſt, und vor allem ſchmerzte es ihn aufs Tiefſte, daß das Kind, welches ſeine Gemahlin unter dem Herzen trug, in der Knechtſchaft der Römer das Licht der Welt erblicken ſollte. Er flog durch das Land der Cherusker, Krieg gegen Segeſtes, Krieg gegen die Römer ausrufend. Voll bitterer Kraft ſind ſeine Worte: „Der herrliche Vater! der große Feldherr! das tapfere Heer! deren Aller Hände ein ſchwaches Weib weggeſchleppt haben. Vor mir ſind drei Legionen und eben ſo viele Feldherrn hingeſunken. Ich führe nicht durch Verrath, und nicht gegen ſchwangere Weiber Krieg, ſondern offenbar, gegen Bewaffnete; und noch erblickt man in den teutſchen Hainen die römiſchen Panniere, die ich den heimiſchen Göttern dort aufgehängt habe. — Mag Segeſt das unterjochte Rheines-Ufer bewohnen, mag er ſeinem Sohne dort wieder die Prieſterwürde verſchaffen; die Germanen werden es ihm niemals vergeſſen, daß ſie zwiſchen Rhein und Elbe römiſche Ruthen und Beile, und die römiſche Toga geſehen haben. Wenn euch Vaterland und Verwandte, und die alte germaniſche Sitte lieber ſind, als Herren und neue Ankömmlinge, ſo folgt vielmehr dem Arminius, der euch zu Ruhm und Freiheit, als dem Segeſt, der zu Schande und Knechtſchaft führt!"

Durch ſolche Reden entflammte er die Cherusker und die andern Völker, und auch ſein Oheim Inguiomer, wie ihn die Römer nennen, der in großem Anſehn bei dem Volke ſtand, trat auf ſeine Seite.

Germanikus aber, um ſchneller und von mehreren Seiten in das Herz des feindlichen Landes ein-

zudringen, führte, nach ſeines Vaters Beiſpiel, einen Theil ſeines Heeres zur See in die Mündung der Ems; ein anderer zog vom Rheine aus durch das Land, und ſo ſtießen Fußvolk, Reuterei und die Flotte mitten in Weſtphalen zuſammen. Leider waren die Römer nicht ohne teutſche Hülfsvölker; ſie hatten bataviſche Reuterei mit ſich; ferner Männer aus den Gebirgen von Tyrol und Salzburg, und von dem linken Ufer des Rheines. — Was zwiſchen der Ems und Lippe lag, wurde verheert; die Brukterer, (in Münſter und Paderborn), verbrannten ſelbſt ihr Land, damit vor den Römern eine Wüſte läge; dieſe aber drangen dennoch vor, bis in die Gegend des Teutoburger Waldes, wo Varus umgekommen war. Den Germanikus ergriff die Begierde, dem gefallenen Feldherrn und Heere die letzte Ehre zu erweiſen; er ſchickte den Cäcina voraus, um die Berge und Schluchten zu erforſchen, und Brücken und Dämme über die trügeriſchen Sümpfe zu legen; dann betraten ſie die traurigen, durch Anblick und Erinnerung grauſenvollen Orte. Varus erſtes Lager konnte man an dem größerem Umfange, für drei volle Legionen noch erkennen; das zweite war kleiner, der Wall halb eingeriſſen, der Graben flach; man ſah, daß die zuſammengeſchmolzenen Ueberbleibſel des Heeres ſich dort gelagert hatten, bis ſie endlich überwältigt wurden. In der Mitte des Gefildes weiße Gebeine, wie die Haufen geflohen waren, wie ſie Widerſtand geleiſtet hatten; jene weiter aus einander liegen, dieſe auf einen Haufen zuſammengedrängt; daneben Lanzenſplitter, Pferdeknochen, an Baumſtämme geheftete Köpfe. In den benachbarten Hainen ſtanden noch die Altäre, bei welchen die Befehlshaber und Hauptleute den Göttern geopfert waren. Und einige, welche die Schlacht überlebt hatten und aus der Gefangenſchaft entkommen waren, erzählten, hier ſeyen die Anführer gefallen, dort die Adler erobert, da habe Varus die erſte Wunde empfangen, und dort mit unſeliger Hand ich den Todesſtoß gegeben

Darauf beſtattete das römiſche Heer, im ſechsten Jahr nach der Niederlage, die Gebeine der drei

Legionen, ohne daß einer wußte, ob er die der Seinigen oder Fremder mit Erde bedeckte. Den erſten Raſen zu dem Grabhügel legte der Heerführer ſelbſt; und das Heer zog nun, mit vermehrtem Grimme, gegen den Feind. Arminius hatte ſeinen Vortheil wohl verſtanden und ſich wieder in die Wälder und Sümpfe gezogen; und als die Römer ihm unvorſichtig dahin nachfolgten, brach er hervor, ſchlug die feindliche Reuterei und trieb ſie auf das Fußvolk. Als aber Germanikus mit den geordneten Legionen heranzog, ließ er ab, und das Treffen blieb unentſchieden. Dennoch war der Erfolg, wie der eines Sieges; die Römer traten ſofort ihren Rückzug an; Cäcina, einer der Feldherrn, die unter Germanikus dienten, mit vier Legionen quer durch das Land, nach dem Rheine zu; Vitellus, ein anderer, mit zweien an das Meeres Ufer; und Germanikus, mit dem dritten Haufen, auf den Schiffen.

Der Weg des Cäcina waren die oben genannten Pontes longi, oder die langen Brücken, eine ſchmale Dammſtraße, die durch unabſehliche Moräſte lief. Rings umher waren ſanft aufſteigende Waldhöhen; dieſe hatte Arminius beſetzt, von ihnen herab griff er die Römer herzhaft an, und wenig fehlte, daß Cäcina das Schickſal des Varus erlitten hätte. Der Damm und die Brücken waren vor Alter zerfallen, ſie mußten ausgebeſſert, zugleich ein Lager aufgeworfen und der Feind abgewehrt werden. Viele der Römer verſanken im Sumpf, denn die Cherusker, welche die Gegend genau kannten, trieben ſie an die gefährlichſten Stellen, und da jene gewohnt waren, zwiſchen Sümpfen zu kämpfen, bei der Länge ihrer Leiber, mit ihren ungeheuren Wurfſpeeren, die ſie ſelbſt aus der Ferne zu ſchleudern verſtanden, brachten ſie die Römer in große Noth. Nur die Nacht rettete die ſchon wankenden Legionen aus der verderblichen Schlacht. Aber auch da nahmen ſich die Feinde keine Zeit zur Ruhe, ſondern leiteten alle Quellen, welche auf den Bergen entſprangen, auf die unten gelagerten Römer herab.

Es war das vierzigſte Jahr, daß Cäcina im

Dienſt gehorcht oder befehligt hatte; ihm war Glück wie Unglück des Krieges gleich wohl bekannt und eben deshalb ſein Geiſt in allen Lagen unerſchrocken. Mit Ruhe ordnete er an, was in der Noth das Zweckmäßigſte war. Die Nacht war auf verſchiedene Weiſe unruhig; die Germanen erfüllten mit Freudentaumel und Jauchzen die untenliegenden Thäler, daß die Schluchten davon wiederhallten; bei den Römern nur einzelne, ſchwache Feuer, abgebrochene Stimmen, ſie ſelbſt zerſtreut an dem Walle liegend, oder unter den Zelten umherſchleichend, mehr weil ſie ſchlaflos, als weil ſie wachſam waren. Cäcina ſelbſt wurde durch einen böſen Traum geſchreckt. Es däuchte ihm, als ſteige Varus, mit Blut befleckt, aus dem Sumpfe empor, und rufe ihm; er aber folgte ihm nicht, und als er die Hand nach ihm ausſtreckte ſtieß er ſie zurück.

Bei Anbruch des Tages ward der Zug fortgeſetzt, wie Cäcina ihn geordnet, indem zwei Legionen auf beiden Seiten ihn deckten. Sie verließen aber ihren Platz, als die Teutſchen mit neuer Wuth den Angriff machten, geführt von Hermann, der ihnen zurief: „Hier Varus! hier die durch gleiches Geſchick beſiegten Legionen!“ Der Kampf war hart und heftig; Cäcina ſelbſt ſtürzte mit ſeinem durchbohrten Pferde; er war verloren, hätte die erſte Legion ſich nicht vorgeworfen. Gepäck und Troß fielen in Feindes Hand; doch waren ſie der Römer Rettung; ſie lockten die raubegierigen Teutſchen vom Morden ab zu der Beute, und die Legionen konnten endlich das freie, offne Feld gewinnen, wo ſie ſich lagerten. Dennoch war ihr Zuſtand jammervoll, und ſchon klagten ſie laut, daß ſo viel Tauſenden nur noch Ein Tag zum Leben übrig ſey; und ſo groß war die Furcht, daß, als ein Pferd ſich losriß, und einige im Wege Stehende umlief, Alle glaubten, die Germanen ſeyen in's Lager gebrochen, und nach dem hinteren Thore deſſelben flohen. Cäcina, ſie zum Stehen zu bringen, wandte Bitten, Befehl, Drohungen und Strafen an; vergebens. Da warf er ſich mitten im Thore zur Erde nieder, daß die Fliehenden hätten

über ſeinen Körper wegſchreiten müſſen; und dieſer Anblick des alten, verehrten Feldherrn brachte ſie zur Beſinnung und hielt die Flucht auf.

Indeſſen hatten die Teutſchen das Lager umzingelt. Herrmann, der die Feſtigkeit römiſcher Verſchanzungen kannte, wollte keinen Sturm wagen, ſondern die Feinde durch Mangel bezwingen; ſein Oheim Inguiomer dagegen rieth zum ſchnellen Angriff, und ſein Rath, weil er kühner erſchien, gefiel den Teutſchen beſſer. Sie ſtürmten; aber im entſcheidenden Augenblick ließ Cäcina ſeine Römer hervorbrechen, ſchlug die Angreifenden zurück und trieb ſie in die Flucht. Hermann verließ unverwundet, Inguiomer aber mit ſchwerer Wunde die Schlacht, und die Legionen, ſo viel von ihnen übrig geblieben war, gelangten glücklich an den Rhein.

Zu dem dritten Feldzuge im J. 16 nach Ch. G., hatte Germanikus noch größere Rüſtungen gemacht, als zu dem vorigen, und drang bis an die Weſer vor. Hermann, an der Spitze des Cheruskiſchen Bundes, ſtand ihm entgegen, und es kam zur Schlacht bei Idiſtavus, an der Weſer, (wahrſcheinlich in der Gegend wo jetzt Preußiſch-Münden liegt). Nach langem und heißem Streite mußten die Teutſchen den Römern das Feld laſſen, nachdem dieſe die Hügel gewonnen hatten, welche das Schlachtfeld beherrſchten. Sie verdankten ihren Sieg aber vorzüglich den teutſchen Hülfsvölkern von der Nordſee und von der Donau her, die mit ihnen waren; und ſo mußte es ſchon im Anbeginn unſerer Geſchichte ſich ereignen, daß Teutſche den Fremden zur Bezwingung ihrer deutſchen Brüder halfen. Doch kann dieſes in jenen rohen Zeiten noch nicht ſo hart getadelt werden, weil die von der Donau vielleicht kaum einmahl den Namen der Cherusker kannten. In dieſer Schlacht wurde Hermann ſelbſt verwundet und entkam nur durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes; und ſo groß war das Blutvergießen, daß von Mittag an bis in die Nacht gemordet wurde, und das Land zehntauſend Schritte mit Leichen u. Waffen bedeckt war.

Schon hatten die gebeugten Völker dieſer Gegenden beſchloſſen, ihre Sitze zwiſchen Weſer und Elbe zu verlaſſen, und über den letzteren Fluß zurückzuweichen; da erblickten ſie die Siegeszeichen, welche die Römer nach der Schlacht mit den Namen der beſiegten Völkerſchaften aufgerichtet hatten; und dieſer Anblick entflammte ihren Zorn mehr, als die eigenen Wunden und die gefallenen Freunde. Das Volk, die Großen, die Jünglinge, die Greiſe, alle griffen zu den Waffen, und rückten von Neuem gegen die Römer. Eine zweite blutige Schlacht entſpann ſich, welche bewies, daß des Volkes Kraft noch nicht gebrochen war; denn obgleich die Römer ſich wiederum den Sieg zuſchrieben, begaben ſie ſich doch gleich darnach auf den Rückweg, und das Vaterland war gerettet. Von der Zeit an ſah die Weſer kein römiſches Heer wieder.

Den größten Theil ſeiner Krieger führte Germanikus auf dem Rückwege zu Waſſer; er ſchiffte durch die Ems in die Nordſee. Dort aber überfiel ihn ein ſchrecklicher Sturm, zerſtreute ſeine Flotte, und zertrümmerte eine Menge der Schiffe an den britanniſchen Küſten. Er ſelbſt wurde bald darauf durch den Kaiſer Tiberius, der auf ſeinen Kriegsruhm eiferſüchtig war, von dem Oberbefehl des Heeres am Rheine abgerufen und nach Aſien geſchickt, wo er in der Blüte ſeiner Jahre durch Gift umkam.

Hermanns Ende. 21. n. Chr. G. So ſah der teutſche Held, der im Siege wie in zweifelhaften Schlachten gleich groß war, ſein Vaterland von der Gefahr des fremden Joches befreit; die Schnelligkeit und die Kraft, mit welcher er ſich ſelbſt im Unglück wieder emporraffte, und ſeinem Volke neuen Muth einzuflößen wußte, hatten es gerettet. Und nicht etwa hatte er mit der erſt beginnenden oder ſchon geſunkenen römiſchen Macht zu kämpfen, ſondern als ſie in ihrer höchſten Blüthe und Ausdehnung da ſtand.

Nachdem er die Gränzen hier geſichert wußte, wandte er ſich gegen einen innern Feind, welchem

der Kampf für die deutſche Freiheit gleichgültig geweſen war, und den ſeine, den römiſchen Sitten nachgebildete Herrſcherweiſe bei den Seinigen, wie bei den Nachbaren, verhaßt gemacht: das war Marbod der Markamannen-König. Er wurde beſiegt, weil er die Liebe ſeines Volkes nicht beſaß, und floh zu den Römern; ſie gaben ihm ein Jahrgehalt, vielleicht als Lohn dafür, daß er in dem Augenblicke der Entſcheidung ruhig geblieben war, und er beſchloß ſein durch römiſche Wohlthaten gefriſtetes Leben nach 18 Jahren unrühmlich zu Ravenna.

Ueber Hermanns letzte Jahre haben wir keine Nachricht, außer daß die Römer mit wenigen Worten erzählen, er ſey ſelbſt in den Verdacht der Herrſchſucht gekommen; es ſey eine Verſchwörung gegen ihn entſtanden, an welcher ſein Schwiegervater Segeſt, und ſelbſt ſein Oheim Inguiomer Theil genommen, und er ſey im Jahr 21 nach Chriſti Geburt, im 37ſten ſeines Alters und im 12ten ſeiner Feldhauptmannſchaft, ermordet. Allein wir mögen nicht vergeſſen, daß die Römer dieſe Erzählung wahrſcheinlich von Herrmanns Mördern, vielleicht von ihrem alten Freunde Segeſt ſelbſt hatten; denn der Geiſt und der Gehalt von des großen Helden Leben bürgen uns dafür, daß er für ſich nicht mehr, als Rechtens war, begehrte. Wohl aber mag er geſtrebt haben, dem teutſchen Bunde, deſſen Haupt er im Kriege geweſen war, auch für den Frieden Feſtigkeit und Dauer zu geben, und die Bande enger zuſammenzuziehen, damit ein neuer Feind ſie nicht unvorbereitet fände; und als darin ſeine große Abſicht verkannt wurde, benutzte ſein alter Feind Segeſt, und ſein Oheim, der des jüngeren Mannes großen Ruhm beneiden mogte, die Stimmung der Gemüther zu ſeinem Untergange.

Nach ſeinem Tode aber ehrte ihn ſein Volk noch lange in Geſängen, und ſein Name begeiſterte noch die ſpäteſten Nachkommen zu hohen Kriegsthaten, wie in ſeinem Leben ſein feuriges Heldenauge die eigenen Schaaren begeiſterte.

15. Fernere Kriege zwiſchen Teutſchen und Römern.

Von dieſer Zeit an dachten die Römer nicht mehr daran, Teutſchland zu bezwingen, ſondern nur wie ſie ſich der Einfälle der teutſcheu Völker in ihre Gränzländer erwehren möchten. Sie befeſtigten daher die Ufer des Rheines und der Donau immer mehr, und hielten ein anſehnliches Heer, welches aus ihren beſten Legionen beſtand, als Wache an der Gränze. Der Kaiſer Claudius ertheilte dem Hauptorte der Ubier die Ehre einer Colonie von Veteranen, und ſie hieß von nun an, ſeiner Gemahlin Agrippina zu Ehren, colonia Agrippina, (Cöln). Das feſte Lager am Taunusgebirge, welches die Römer gleichfalls als einen der wichtigſten Punkte in den Rheingegenden anſahen, ließ Claudius auch wieder einrichten. — Um das Jahr 70 hatten die Römer einen großen Aufſtand der Bataver unter Civilis zu bekämpfen, an welchem auch die Bructerer, die an der Velleda eine begeiſterte, hochverehrte Führerin hatten, und andere teutſche Völkerſchaften, Theil nahmen. Köln und Trier waren ſchon von den Verbündeten erobert, der ganze Niederrhein beſetzt; da gelang es den Römern endlich durch große Anſtrengung, die Ruhe wieder herzuſtellen, und die Teutſchen über den Rhein zurückzutreiben.

Nach dieſer neuen Waffenprobe verſuchte es nur ſelten ein Kaiſer, ob er Kriegsruhm gegen die unbeſiegten Nachbaren gewinnen könnte; es gelang aber meiſtentheils ſehr ſchlecht, und um die Schande zu verdecken, mußten ſie manches zum Scheine künſtlich ausſinnen. Unverſchämter und lächerlicher aber hat es wohl keiner begonnen, als der Kaiſer Domitianus, der zwiſchen den Jahren 80 und 90 regierte; er hatte mit den Catten Krieg angefangen, wagte es aber nicht, ſie ernſthaft anzugreifen, ſondern zog unverrichteter Sache wieder zurück; und um nicht mit Schimpf und Schande nach Rom zurückzu-

kehren, kaufte er in Gallien große und ſtarke Sclaven, ließ ſie wie Teutſche kleiden, ließ ihnen die Haare blond färben und nach teutſcher Art ordnen, und führte ſie nun, als wären ſie teutſche Gefangene, im Triumphe in Rom ein.

Der Markomanniſche Krieg. 167 bis 180. – Im zweiten Jahrhundert nach Chriſti Geburt hatten die Römer einen ſehr ſchweren Krieg gegen die Markomannen zu beſtehen, welche ſich mit vielen andern Völkern verbunden hatten und über die Donau in das römiſche Reich eindringen wollten. Der Kaiſer Markus Aurelius ſah die Größe der Gefahr wohl ein; er ließ die Prieſter von allen Orten zuſammenkommen, große Opfer und Gebete anſtellen, und die Orakel befragen wegen Ausgang des Krieges. Es wird auch erzählt, daß ein Wahrſager Alexander aus Egypten, der ſich großen Ruf erworben hatte, wegen des markomaniſchen Krieges gefragt wurde. Er antwortete, man ſolle zwei Löwen, mit Specereien und wohlriechenden Kräutern geſalbt, über die Donau in des Feindes Land ſchwimmen laſſen, dann werde der Sieg nicht ausbleiben. Es geſchah auch nach ſeinen Worten. Die Teutſchen aber, die dieſe Löwen für fremde Hunde hielten, ſchlugen ſie mit Keulen todt und erfochten bald darauf einen großen Sieg über die Römer.

Der Krieg wurde nun ſo heftig, daß der Kaiſer genöthigt war, Knechte, Fechter und andere Leute in ſein Heer auf zunehmen, die ſonſt für unwürdig gehalten wurden, die Waffen zu tragen; ſogar eine Bande Räuber aus Dalmatien wurde in Dienſte genommen, und der Kaiſer verkaufte, um das Geld zu dem ſchweren Kriege zuſammenzubringen, die Koſtbarkeiten ſeines Schatzes, ſeine Gemälde, und ſein Gold- und Silbergeſchirr.

Dennoch drangen die Markmänner bis an die Stadt Aquileja vor, welche an der Gränze Italiens liegt, und in Rom war Schrecken und Verwirrung, wie zu der Zeit, als die Cimbern über die Alpen gekommen waren. Hätte damahls ein ſchlechter und

ſchwacher Kaiſer im römiſchen Reiche regiert, ſo wäre es vielleicht ſchon jetzt um daſſelbe geſchehen geweſen. Aber Markus Aurelius war ein verſtändiger und tapferer Herr, und rettete Rom noch einmahl aus großer Gefahr. Er führte 13 Jahre lang mit den verbundenen Völkern Krieg, hatte viele und mörderiſche Schlachten zu beſtehen, mußte ſogar mit den Jazygen ein hitziges Treffen auf der gefrorenen Donau aushalten; und obwohl er manche der Völkerſchaften zu einem beſonderen Frieden brachte und dadurch die Feinde ſchwächte, und obwohl es ihm gelang, teutſche Völkerſchaften gegen teutſche aufzureizen, ſo erlebte er doch nicht das Ende des Krieges, ſondern ſtarb, von den Anſtrengungen der Feldzüge, mitten im Kriege zu Sirmium an der Donau, im Jahr 180 nach Chr. Geburt.

Sein Sohn Commodus ſollte nun das Heer gegen die Feinde anführen, und hielt auch eine Rede an die Soldaten, welche große Dinge er auszurichten gedächte, und daß nur der Ocean ſeinen Eroberungen eine Gränze ſetzen ſollte; allein in ſeinem Herzen verlangte er nach den Annehmlichkeiten Italiens und nach den Wollüſten ſeiner Hauptſtadt. Das wußten auch ſeine Schmeichler und Höflinge wohl, und weil ſie ſelbſt der Beſchwerlichkeiten des Feldlagers müde waren, ſo redeten ſie alſo zu ihm: „Wie lange willſt du noch Rom gegen die rauhen Ufer der Donau vertauſchen, wo nichts als Kälte, Regen und ewiger Winter, kein fruchttragender Baum und nichts, was das Leben erheitern kann, anzutreffen iſt? Wann wirſt du aufhören, gefrorenes Donauwaſſer zu trinken, während andere ſich in den warmen Bädern Italiens beluſtigen?“ Solcherlei Reden hörte Commodus gern, und ſprach: „Wenn ich mein Leben ſchone, ſo kann ich die Macht der Feinde allmählich und ſicherer ſchwächen, als wenn ich es im Kriege gegen ſie der Gefahr ausſetze“ — Einige der Feinde waren durch ſeinen Vater ſo geſchwächt, daß ſie ſelber gern Frieden ſchloſſen, von andern aber erkaufte er ihn ſchimpflicher Weiſe durch große Geſchenke; dann kehrte er eilig nach Rom zurück. So tapfer aber hatten dieſe Völker Geſtritten, daß die Quaden allein über 50,000 und die Jazygen

100,000 römiſche Gefangene beim Frieden zurückgaben; und alles, was von den Römern durch ſo viel Blut erkauft wurde, war, daß es an dieſen Gränzen des Reiches nun eine Zeitlang ruhig blieb.

---

14. Die teutſchen Völkervereine.

Der Römer Nachbarſchaft am Rheine, an der Donau, am Nekar, hatte in den Sitten der Teutſchen manches geändert; mit vielen neuen Dingen waren ſie bekannt geworden, guten und ſchlimmen. Durch die Römer lernten ſie Geld und manche Bedürfniſſe des Luxus kennen; die Römer hatten ihnen am Rheine Weinreben gepflanzt, Landſtraßen, Städte, Fabriken, Schauplätze, Schlöſſer, Tempel und Altäre angelegt; römiſche Kaufleute brachten ihre Waaren nach Teutſchland, und holten dagegen Bernſtein, Federn, Pelzwerk, Sclaven, und — die Haare der Teutſchen; denn es war jetzt in Rom der Gebrauch, blonde Perücken ſtatt der eigenen Haare zu tragen. Von den Pflanzſtädten, die die Römer anlegten, ſind noch jetzt manche übrig, als Salzburg, Regensburg, Augsburg, Baſel, Strasburg, Baden, Speier, Worms, Mainz, Trier, Köln, Bonn, u. a. Im Innern Teutſchland konnten aber weder die Römer, noch ihre Lebensweiſe Freunde gewinnen, noch auch kamen dort Städte nach römiſcher Weiſe zu Stande. Die Teutſchen liebten das freie Landleben viel zu ſehr, als daß ſie ſich hätten ohne Noth in Mauern einſchließen ſollen.

Die wichtigſte Veränderung aber, die in dieſen Zeiten mit den Teutſchen vorging, war ihre Vereinigung in einige große Völkerbündniſſe. Das ältere Beiſpiel der Sueven, die ſpätere Vereinigung der Markomannen, mehrere glückliche Verſuche auch in andern teutſchen Gegenden, und vorzüglich der Anblick des großen römiſchen Reiches, das bei aller Verdorbenheit durch Vereinigung doch ſo ſtark war; das Alles, ſo wie die Uebermacht einzelner Völker, und noch wohl unbekannte Urſachen mehr, brachten, außer dem markomanniſchen, noch vier andere große

Völkervereine hervor, die vielleicht klein entſtanden und ſchon länger vorhanden ſeyn mochten, aber erſt im dritten Jahrhundert nach Chriſti Geburt den Römern bekannt und furchtbar wurden. Sie waren:

1) Die Alemannen, am Oberrhein und Neckar bis zum Mayn, und ſpäterhin bis an die Lahn; alſo in Schwaben und einen Theil des oberrheiniſchen Kreiſes; ein mächtiger Bund, der hauptſächlich aus ſueviſchen Völkern beſtand. Aber es waren auch andere hinzugemiſcht, vorzüglich Gallier, die ſich an den Ufern des Rheines, unter dem Schutze der Römer, niedergelaſſen hatten, nachdem Marbod mit den Markomannen das ſchwäbiſche Land verlaſſen hatte und nach Böhmen gezogen war. Man glaubt, ſie hätten vielleicht davon den Namen Alemannen erhalten, weil ſie aus allerlei Männern zuſammengeſetzt waren, richtiger aber iſt es wohl; den Namen Almannen eben ſo als kriegeriſchen Bundesnamen zu betrachten, wie Markmannen die Kriegs-Mannei an der Gränze Germanen die Heer oder Geer-Mannei überhaupt bedeuten, alſo Almannen die Mannei die für das Ganze die Schutzwehr ſeyn ſoll. — Sie waren ſehr kriegeriſch, wild und tapfer, und machten den Römern nicht wenig zu ſchaffen; denn bald fielen ſie in das unkriegeriſche Gallien ein, bald über die Donau und ſogar über die Alpen in Italien, und brachten jedesmahl reiche Beute in ihre Heimath zurück. — Nördlich von dieſen wohnten:

2) Die Franken, am Niederrhein und in einem Theile Weſtphalens, bis nach den Niederlanden und an die Nordſee hin; gleichfalls ein Völkerverein, aus verſchiedenen Völkern des nordweſtlichen Teutſchlands zuſammengewachſen, wozu ſich vorzüglich die Catten ſchlugen. Sie wollten franke und freie Leute ſeyn, und erhielten darnach ihren Namen. Auch ſie waren ſehr ſtark und kühn und durchſtreiften die römiſchen Länder, beſonders Gallien, von einem Ende zum andern, ſo oft ſie die Luſt nach Raub und Beute trieb. Sie ſind ſogar über die Pyrenäen in Spanien

eingefallen nnd haben die Hauptſtadt Tarragona erobert. So weit war es ſchon im dritten Jahrhundert in dieſen Gegenden mit den Römern gekommen, daß die Alemannen und Franken an ſiebenzig angeſehene Städte in Gallien inne hatten. Da ſtand nach langen Zeiten wiederum einmahl ein Held unter den römiſchen Herrſchern auf, der Kaiſer **Probus**, (276 – 282;) der jagte die Teutſchen über den Rhein zurück, fiel ſogar in ihr Land ein, und bezwang ſo viele von ihnen, daß er, um ſie zu ſchwächen, mehrere Tauſende in ganz andere Gegenden ſeines Reiches verpflanzen konnte. Von den Franken, die an der Nordſee ihre Sitze hatten, brachte er eine Menge, wohl dreihundert Meilen weit, nach fremdenLänden, da wo die Städte Konſtantinopel und Hadrianopel liegen, nach Thracien, Macedonien und Griechenland. Er meinte, die franken Männer ſollten ihr rauhes Vaterland hier wohl vergeſſen, wo ſie unter dem ſchönſten, warmen Himmel, in einem köſtlichen und anmuthigen Lande wohnten. Sie aber konnten ihre kalten Küſten an der ſtürmiſchen Nordſee nicht aus dem Sinne verlieren, ſondern trachteten nur darnach, wie ſie wieder dahin kämen. Sie bemächtigten ſich einiger Schiffe und fuhren mit ihnen, unter tauſend Gefahren, durch unbekannte Gewäſſer, durch die Meere von Griechenland nnd Afrika, und welche die Küſten von Italien und Spanien und Frankreich berühren, ihrer Heimath zu. Sie mußten oft an das Land ſteigen und mit den Einwohnern um Lebensmittel kämpfen; ſie eroberten ſogar die große Stadt Syracus auf Sicilien, welche die Athenienſer in alten Zeiten drei Jahre lang vergeblich belagert hatten; und kamen endlich durch den großen Ocean in die Nordſee und an die teutſchen Küſten zurück, die ihnen lieblicher ſcheinen wollten, als das ſchöne Griechenland und das lockende Italien. Das Alles aber vollbrachten die Männer, ohne daß ſie alle die Meere und Länder kannten; und hatten auch nicht einmahl einen Kompaß, der ihnen die Weltgegenden zeigte. Aber ſtatt Kompaß leitete ſie die Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande. — Dieſes iſt geſchehen um das Jahr 280.

3) Der Sachſenbund, neben den Franken und aus den übrigen ſächſiſchen Völkerſchaften gebildet, die ſich nicht zu den Franken geſchlagen hatten. Die Sachſen nahmen dieſen nachher manche ihrer Länder wieder ab, ſo daß ſie Niederſachſen und den größten Theil von Weſtphalen inne hatten, an der Elbe, der Weſer, der Aller, der Leine, der Ems, der Lippe und Ruhr. Die Franken aber wichen mehr an den Rhein und über denſelben in die Niederlande. Die Sachſen theilten ſich in drei Kreiſe, in die Oſtphalen, jenſeits der Weſer in den hannöverſchen und braunſchweigiſchen Ländern, die Weſtphalen, an der Ems und Lippe, in Münſter, Osnabrück u. ſ. w. bis nach dem Rheine zu, und die Engern, d. h. die in der Mitte zwiſchen beiden, in den Weſergegenden. Auch die Sachſen verſtanden die Schifffahrt ſehr wohl, ob ſie gleich in den älteren Zeiten nur ſchlechte, aus Baumzweigen zuſammengeflochtene und mit Rindshäuten überzogene Schiffen hatten. Sie machten viele Raubzüge zur See, und wir werden ſpäterhin ſehen, wie ſie nach England hinübergefahren ſind, und dort neue Reiche geſtiftet haben.

Aber noch mächtiger, als alle dieſe Völker, wurden

4) Die Gothen. Das waren die Völkerſchaften, die früher in den nordöſtlichen Gegenden gewohnt hatten, wo die Oder und die Weichſel in's Meer fließen. Dieſe errichteten auch einen großen Bund unter einander, und wie die Alemannen und Franken und Sachſen die Länder der Römer angriffen, die nach Abend zu lagen, ſo wendeten ſie ſich vielmehr nach Mittag und nach Sonnenaufgang, und ſtifteten eine große Herrſchaft, welche ſich von dem ſchwarzen Meere, da wo der Donauſtrom ſich hinein ergießt, über die Moldau, Wallachei, Ungarn, Polen und Preußen bis an die Oſtſee erſtreckte. Schon im dritten Jahrhundert hatten die Römer ſchwere Kämpfe mit ihnen zu beſtehen. Der Gothiſche König Cniva fiel über die Donau in Möſien und Thracien ein, eroberte mehrere Städte, verwüſtete das Land, und als der Kaiſer Decius ihm entgegenzog,

ſchlug er ihn bei Abratum ſo aufs Haupt, daß der Kaiſer ſelbſt mit ſeinen Söhnen auf dem Kampfplatze blieb. Von dieſer Schlacht im Jahr 251 an wird das Uebergewicht der Teutſchen und die Schwäche der Römer immer ſichtbarer, wenngleich noch mehrere kräftige Kaiſer Siege über ſie erfochten haben. Schon der Nachfolger des Decius, Kaiſer Gallus, mußte den Frieden von den Gothen dadurch erkaufen, daß er ihnen alle Beute, ſelbſt die vornehmen Gefangenen, ließ und dazu einen jährlichen Tribut verſprach.

Der große Fürſt der Gothen, der ihre Herrſchaft am weiteſten ausgebreitet hat, war Armanarich oder Hermanrich, und lebte im vierten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung; er hat mehr denn zwei Menſchenalter über ſie geherrſcht, und iſt über hundert Jahre alt geworden.

Sie theilten ſich ſchon früh in zwei Haupttheile, die Oſtgothen oder Greuthunger und Weſtgothen oder Therwinger, (von welchen viele die Thüringer ableiten wollen.) Ueber die Oſtgothen herrſchten Könige aus dem Geſchlechte der Amaler, über die Weſtgothen der Königsſtamm der Balten.

Die Gothen gehörten zu den edelſten und gebildetſten teutſchen Völkern, und hatten ſchon ſehr früh das Chriſtenthum angenommen. Schon im vierten Jahrhundert überſetzte ihnen ihr Biſchof Ulphilas die Bibel in die gothiſche Sprache, und ſo breiteten ſich, mit dem Glauben an den Heiland der Welt, mildere Geſinnungen und Sitten ſchnell unter ihnen aus.

Außer dieſen Völkervereinen fanden ſich noch einzelne Völker in Teutſchland, beſonders zweie, die bald mit Kraft und Anſehen unter den übrigen auftreten werden: die Burgunder, an der Weichſel, und die Longobarden, an der Elbe.

---

15. Der Verfall des römiſchen Reiches.

Zu derſelben Zeit, als die teutſchen Völker in ihrer Jugendkraft blüheten und ihre Macht in großen

Vereinen ſammelten, wurde das alternde römiſche Reich immer ſchwächer in ſich ſelbſt, und ſeine Größe war ihm eine Laſt. — Die meiſten der römiſchen Kaiſer, vom Jahr 180 an, waren träge, und in ihrer Trägheit boshaft und argwöhniſch, oder ſie waren offenbare Tyrannen, und vergoſſen das Blut der beſten Männer ohne Scheu und Schaam. Und fand ſich einmahl ein guter, der auf Recht und Ordnung hielt, ſo wurde er von der wilden Rotte der Soldaten ermordet; denn dieſe waren es, die Rom regierten. Sie ſetzten nach ihrem Gefallen die Kaiſer ein und wieder ab, und trieben es ſo ſchaamlos, daß ſie ſogar die Kaiſerkrone öffentlich feilboten, und demjenigen aufſetzten, der ihnen das meiſte Geld gab. Im Laufe von 120 Jahren, von 180 bis 300 nach Chr. Geburt, in welchen im ordentlichen Laufe der Dinge vielleicht ſechs Regenten auf einander gefolgt wären, herrſchten ihrer 36 im römiſchen Reiche, von denen 27 ermordet, 3 im Kriege gefallen und nur 6 eines natürlichen Todes geſtorben ſind. Und nicht genug, daß jeden Augenblick ein Kaiſer umgebracht wurde; ſondern die Mörder richteten meiſtentheils ſeinen ganzen Anhang mit hin, ſo daß das Blut in Strömen vergoſſen wurde, und die meiſten ſich in ihrer Selbſtſucht wohl hüteten, ihrem Fürſten treu und ehrlich anzuhangen. In ſolchen Zeiten mußten die Römer immer mehr ein verdorbenes, ruchloſes und nichtswürdiges Volk werden, welches nur darnach trachtete, ohne Arbeit ſeine Tage in Wolluſt und Ueppigkeit hinzubringen. Denn wenn der Menſch keine Sicherheit für die Zukunft vor ſich ſieht, und nicht weiß, ob die Frucht ſeiner Arbeiten auf ſeine Kinder kömmt, ſo denkt er nur daran, wie er den Augenblick genießen will, und wird den Thieren gleich, deren Antlitz der Erde zugekehrt iſt, und die auch nicht an eine Zukunft, an ein Recht und eine Vergeltung denken.

Zwar hatte ſich die Lehre Jeſu im Stillen auch unter den Römern ausgebreitet, und ſicherlich Viele aus dem allgemeinen Verderben gerettet; ſogar machte ſie der Kaiſer **Conſtantin**, der ſeinen Kaiſerſitz von

Rom nach Conſtantinopel verlegte, im Jahr 311 zur herrſchenden Religion ſeines Reiches; und wirklich ging es auch eine Zeit darnach beſſer mit den römiſchen Angelegenheiten; allein, die Beſſerung war nicht gründlich. Die Römer hatten unter der Herrſchaft der Sünde die höhere ſittliche Kraft der Seele verloren, in welcher allein, das göttliche Wort tiefe Wurzeln ſchlagen kann; die alte Sündhaftigkeit vermiſchte ſich mit der neuen Lehre, und ſo verdarb Altes und Neues mit einander; wie in einem ſtehenden Sumpfe das gute friſche Waſſer mit verderben muß.

Bei dieſem Zuſtande der Welt iſt es leicht zu begreifen, daß die Anfälle der teutſchen Völker auf das römiſche Reich immer gewaltiger und immer glücklicher werden mußten, und wie ſie gleichſam von einem unwiderſtehlichen Naturtriebe gedrängt wurden, ſo elende Nachbaren zu überwältigen, von denen ſie zuerſt angegriffen waren, und die ſich in ihrer Schlaffheit und Schlechtigkeit doch noch für ein edleres Menſchengeſchlecht hielten, als die unfeinen Teutſchen, welche ſie Barbaren nannten. Auch in der Natur iſt es ein Geſetz, daß da, wo ein leerer Raum geworden iſt, die lebendig bewegten Kräfte der Luft und des Waſſers ſogleich einzudringen ſtreben.

---

16. Die Hunnen.

Anfang der Völkerwanderung. 375.

Da geſchah es, um das Jahr 375, als Kaiſer Valens in Conſtanſtinopel regierte, daß ein neues und faſt unbekanntes, überaus wildes Volk aus Aſien herangezogen kam, welches nicht von teutſchem, ſondern von mongoliſchem Urſprung war, und die Hunnen geheißen wurde. Schrecken und Angſt gingen vor ihnen her, und die Menſchen, die ſie geſehen hatten, beſchrieben ſie folgendermaßen: „Das Volk der Hunnen überſchreitet jedes Maaß von Wildheit. Sie haben gedrungene, feſte Glieder und dicke Hälſe, und ihre ganze Geſtalt iſt ſo ungeſchlacht und breit, daß man ſie für zweibeinige Thiere oder für

ſolche Pfoſten anſehen möchte, die man grob ausgehauen als Brückengeländer hingeſtellt. Weil man ſogleich nach der Geburt in die Wangen der Kinder tiefe Einſchnitte macht, damit das Hervorkeimen der Haare durch die zuſammenlaufenden Narben gehindert werde, ſo bleiben ſie bartlos und ſehr häßlich bis zum Greiſenalter. Bei dieſer unholden und widerwärtigen Geſtalt ſind ſie ſo roh, daß ſie weder des Feuers bedürfen, noch ſich die Speiſen zubereiten; ſondern Wurzeln wilder Pflanzen und das halbrohe Fleiſch des erſten beſten Thieres, das ſie unter ſich auf des Pferdes Rücken legen und ſio ein wenig mürbe reiten, iſt ihre Nahrung. In Häuſer gehen ſie nur, wenn die äußerſte Noth ſie treibt; ſie ſcheuen ſie, als vom Leben abgeſchiedene Gräber; vielmehr Berge und Thäler unſtät durchſchweifend, lernen ſie von der Wiege an Froſt, Hunger und Durſt ertragen. Sie kleiden ſich in leinene Kittel oder in Pelze, von Mäuſefällen zuſammengenäht, ihren Kopf bedecken ſie mit überhängenden Mützen, ihre Beine mit Bockshäuten. Ihre plump gemachten Stiefel hinderten ſie am freien Gehen; deshalb taugen ſie wenig für Fußgefechte; ſondern beinahe feſtgewachſen an ihren Pferden, die zwar dauerhaft, aber häßlich ſind, richten ſie auf ihnen alle ihre Geſchäfte aus. Auf dem Pferde kauft und verkauft ein jeglicher dieſes Volk, auf ihm ißt und trinkt er, und auf den Hals des ſchnellen Thieres gelehnt, ſinkt er in tiefen Schlaf, bis zur Gaukelei der Träume; und iſt über ernſte Geſchäfte eine Rathſchlagung, ſo geſchieht auch ſie in dieſem Aufzuge."

„Sie beginnen die Schlacht mit einem ſcheußlichen Geheul; mit Blitzesſchnelle ſind ſie da, zerſtreuen ſich abſichtlich in demſelben Augenblick; kommen raſch wieder, und ſchweifen ſo ohne geordnete Schlachtreihe im unſtäten Morden hin und her, und ehe man ſie wegen ihrer außerordentlichen Geſchwindigkeit erblickt, ſtürmen ſie ſchon den Wall oder plündern das feindliche Lager. In der Ferne fechten ſie mit Wurfgeſchoſſen, deren Spitzen mit ſeltener Kunſt ſehr ſauber mit Knochen beſetzt ſind, in der Nähe

aber mit dem Säbel; und indem die Feinde den Hieben ausweichen, werfen ſie ihnen Schlingen über, und ſchleppen ſie mit ſich fort.“

„Niemand baut bei ihnen den Acker; oder rührt nur den Pflug an: denn alle ſchweifen umher ohne feſte Sitze, ohne Heimath, ohne Geſetz und ſtehende Sitte, immer Flüchtlingen gleich; und die Weiber wohnen auf den Wagen, weben dort ihre groben Kleider und ziehen die Kinder groß. Auf die Frage, woher er iſt, kann bei ihnen keiner antworten; anderswo entſtanden, fernhin geboren, und weiterhin erzogen. — Treue der Verträge kennen ſie nicht, und gleich den unvernünftigen Thieren, wiſſen ſie kaum etwas von Recht und Unrecht, ſondern fahren in ungeſtümer Wuth ihrer Begierden auf irgend ein Ziel los, und ſind bei jeder neu winkenden Hoffnung wieder wankelmüthig; ja, ſie ſind ſo veränderlich und jähzornig, daß ſie zuweilen an demſelben Tage, ohne die geringſte Beleidigung, von ihren Bundesgenoſſen abfallen, und eben ſo ohne alles Zureden ſich wieder ausſöhnen.“

Dieſe leichtgerüſtete und unbändige Menſchenart, brennend von einer gräulichen Raubgier gegen die Fremden, und Verheerungen verbreitend, brach am Aſovſchen Meere hervor, wohin ſie ſchon viel früher durch Kriege und Unruhen aus ihren alten Weideplätzen an den Gränzen Chinas vertrieben waren, und fielen zuerſt auf die Alanen. Sie ſollen den Geiſtern, ihrer alten Fürſten die erſten gefangenen Europäer geopfert haben. Dann wälzte ſich ihr ungeheurer Schwarm auf die Oſtgothen. Der mehr als hundertjährige Hermanrich, da er ſah, daß er den Hunnen nicht widerſtehen könne, wollte ſeinen alterworbenen Ruhm nicht überleben und tödtete ſich ſelbſt. Die Oſtgothen wichen rückwärts aus ihren Sitzen und drängten die Weſtgothen, und dieſe, da ſie an die Donau kamen, ſchickten Bothſchaft an den Kaiſer Valens nach Conſtantinopel: „Er ſolle ihnen Land und Weiden geben, jenſeits der Donau, ſie wollten Hüter der Gränze ſeyn.“ Der Kaiſer nahm ſie auf. Von den Hunnen wurden ſie nicht verfolgt

die trieben mehr als 50 Jahr Viehzucht, Jagd und Krieg in den Steppen und Wäldern von Südrußland, Polen und Hungarn, ohne weiter vorzurücken.

Aber den Gothen waren ihre neuen Sitze in Thracien zu enge, und ihre Heerden lieferten ihnen nicht den nöthigen Unterhalt; ſie baten um Erlaubniß ſich die fehlende Bedürfniſſe erhandeln zu dürfen. Die römiſchen Statthalter aber Lupicinus und Maximus, bedienten ſich der Noth der Gothen ſo ſchaamlos, daß um ein Brodt und etwa zehn Pfund elendes, manchmahl Hundefleiſch, ihnen ein Sclave verkauft werden mußte. Die meiſten Heerden waren hin, die Sclaven, Hungersnoth bewog viele, um Brod ihre Kinder zu geben. Indes das Volk unter dieſem Jammer ſeufzte, wurde Fridigern, der gothiſche Fürſt, von dem Lupicinus in Marcianopel zu Gaſte gebeten. Er war ein tapferer Jüngling, des Heldenmuths der Balten, ſeiner Ahnherrn, voll, viele junge Leute, Waffenbrüder u. Freunde, begleiteten ihn. Während er aß, erhob ſich das Geſchrei ſeines Gefolges draußen, welches die Römer überfallen hatten und mordeten; er ſollte dann auch erſchlagen werden, denn ohne ihn, hofften die Römer, würden die Gothen nichts vermögen. Er, mit rachefunkeldem Blick, ſein Schwerd in der Hand, ohne ein Wort zu reden, auf und hinaus, rettet ſeine Freunde, und ſprengt mit ihnen fort. Die Gothen aber, erbittert über der Römer Treuloſigkeit, brachen alsbald auf und durchzogen mit Mord und Brand die nächſten Provinzen; von den Mauern Conſtantinopels ſah man ſchon die Flammen der Dörfer und Landhäuſer, die ſie angezündet hatten.

Kaiſer Valens zog mit einem Heere gegen ſie; bei Adrianopel kam es zur Schlacht. Es wurde hart geſtritten, aber das gothiſche Fußvolk warf endlich die römiſche Reuterei und dann auch die Legionen über den Haufen. Der Kaiſer floh verwundet; ſein Pferd ſtürzte; kaum vermochte er ſich in eine benachbarte Bauernhütte zu verbergen. Die Gothen, weit entfernt zu glauben, daß unter dieſem Strohdach der römiſche Kaiſer ſey, ſteckten dieſe Hütte, wie die an-

dern in Brand; Valens fand auf dieſe traurige Art ſeinen Tod. 378.

In dieſer großen Noth des Reiches ſollte der Umſturz noch einmahl abgewendet werden durch den kräftigen und klugen Kaiſer Theodoſius, einen Spanier von Geburt. Er wußte die Gothen durch Partheiungen zu ſchwächen, und brachte Fridigerns Nachfolger, Athanarich, zum Frieden. Er verſprach den Gothen, eine anſehnliche Lieferung an Lebensmitteln, und dieſe überließen ihm dafür 40,000 Mann an Hülfsvölkern.

---

17. Einbruch der Weſtgothen, Vandalen, Sueven, Burgunder und anderer Völker in das abendländiſche römiſche Reich.

Anfang des vierten Jahrhunderts.

Dieſer Kaiſer ſtarb aber bald, und ſeine beiden Söhne, Honorius und Arcadins, theilten das Reich unter einander; Arcadius nahm ſeinen Sitz in Conſtantinopel und Honorius in Rom, und des erſteren Antheil wurde das morgenländiſche, der des andern das abendländiſche Kaiſerthum genannt. Dieſes war im Jahr 395.

Die Söhne aber waren dem Vater nicht gleich; zu träge, die Herrſchaft ſelbſt zu führen, ließen ſie ihre Kanzler regieren, den Rufinus und Stilicho. Rufinus, welcher der Kranzler in Conſtantinopel war, haßte den Stilicho, der in Italien herrſchte, und um ihn recht in Noth zu bringen, reizte er den neuen König der Weſtgothen, Alarich, daß er von der Donau her in Italien einbräche. Die Gothen hatten große Luſt, in neue Länder nach Mittag zu ziehen; auch waren ſie aufgebracht, weil man ihnen die Geſchenke, die ihnen Theodoſius verſprochen hatte, nicht zahlte. Sie brachen im J. 402 auf, uud zogen an die Alpen. Da wartete ihrer aber Stilicho und trieb ihren Angriff zurück. Zum Dank für dieſe That,

und daß er ſchon mehr als einmahl Italien gerettet, und zuletzt ein großes Heer teutſcher Völkerſchaften unter Radagaiſus, welcher über die Alpen einbrechen wollte, zurückgeſchlagen hatte, ließ ihn Honorius ermorden; denn ſeine Feinde hatten den ſchwachen Kaiſer überredet, Stilicho trachte für ſeinen Sohn Eucherius nach der Kaiſerkrone. Sobald Alarich Stilicho's Tod erfuhr, zog er wiederum gegen Italien, drang durch die Päſſe der Alpen, durch das Venetianiſche, über den Po, bis drei Meilen von Ravenna, wo das kaiſerliche Hoflager war, und nun ließ er dem Kaiſer alſo ſagen: „Das Volk der Weſtgothen iſt mit Weibern, Kindern und ihren Heerden in dieſen Orten angekommen, und bittet dich um ein Land; wenn es dir aber nicht alſo gut dünkt, ſo möge ein Tag verabredet werden, wo Gothen und Römer in offener Feldſchlacht ſich gegen einander meſſen, damit wir es ausfechten wegen des Landes.“ — Honorius ließ ihm antworten: „Er gebe den Gothen Erlaubniß, in Gallien oder Spanien das ihnen gefällige Land einzunehmen.“ — Das war keine beſondere Gnade, denn dieſe Länder wurden weit und breit von den Franken, Alemannen, Sueven, Alanen, Vandalen und andern verwüſtet, und der Kaiſer gedachte die Fremden durch einander aufzureiben.

Alarich aber, ließ ſich die Antwort gefallen und kehrte in Frieden wieder um, nach den Gebirgen zu, die Italien von Frankreich trennen. In den piemonteſiſchen Alpen feierten die Gothen das Oſterfeſt. Während des Gottesdienſtes kam Bothſchaft, daß der römiſche Heerführer Sarus gegen ſie im Anzuge ſey. Plötzlich wurden ſie angefallen. Sie aber, im Zorne, nahmen die Waffen und ſchlugen ihn. Hierauf wandten ſie ſich gegen Italien, verwüſteten das Land und zogen auf Rom; den Kaiſer ließen ſie in Ravenna ſitzen, denn ſie verachteten den ſchwachen Fürſten. In Rom war Verwirrung und Schrecken; die Römer hatten ſeit 600 Jahren keinen Feind vor ihren Mauern und ſeit 800 Jahren keinen in denſelben geſehen, und die Stadt nannte ſich die ewige Stadt. Zwar wollten ſie den alten Hochmuth noch

einmahl laut werden laſſen und ſprachen zu Alarich: „Das römiſche Volk iſt zahlreich und ſtark und iſt durch beſtändige Uebung in den Waffen ſo beherzt worden, daß es ſich nicht vor dem Kriege fürchtet.“ Aber Alarich lachte überlaut und ſagte nur: „Das dichtſtehende Gras iſt leichter abzumähen, als das dünne.“ — Darnach fragten die Geſandten nach den Bedingungen des Friedens. Er forderte alles Gold, Silber und Geräth in der Stadt, und alle Sclaven von teutſcher Abkunft. Sie fragten: „Was willſt du uns denn übrig laſſen?“ „Die Seelen,“ antwortete er. So ſprach ein Mann, in der Inſel Peuce, am Ausfluſſe der Donau, unter einem barbariſchen Volke geboren, der auf den ganzem Erdboden kein Erbe beſaß, als ſeine Tapferkeit, zu der Stadt, welche Jahrhunderte lang den Erdboden beherrſcht hatte, und durch deren Thore und Straßen die ſtolzeſten Helden im Triumpfe eingezogen waren, mit Sieg über fremde Völker gekrönt und mit Siegesbeute aus Europa und Aſien und Afrika beladen.

Darnach erboten ſich Tuſciſche Wahrſager, die in der Stadt waren, ſie wollten den Alarich durch Beſchwörungen von Rom zurücktreiben, wenn man ihnen erlaubte, den alten Göttern öffentliche Feſt- und Opfer anzuſtellen. — Ueber ſolche ohnmächtige Anſchläge mag der tapfere Alarich wohl noch lauter gelacht haben.

Als nun die Römer gar keine Rettung ſahen, mußten ſie der Feinde Willen erfüllen, und ihnen 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, und außerdem eine Menge koſtbarer Waaren verſprechen. Es war aber ſo viel Gold und Silber bei den Einwohnern der Stadt nicht zu finden; deshalb mußte man die Zierrathen der alten Tempel zu Hülfe nehmen, und da ſoll es geſchehen ſeyn, daß unter andern Götterbildern auch das Bild der Tapferkeit zuſammengeſchmolzen wurde, und es war, als wäre damit alles, was noch von Tapferkeit zu Rom übrig war, gleichfalls geſchmolzen.

Der Kaiſer Honorius wollte den Frieden nicht halten, den die Römer mit Alarich geſchloſſen hatten;

da kehrte dieſer das nächſte Jahr wieder zurück und ſetzte in Rom eiuen andern Kaiſer, Namens Attalus, dem Honorius zum Widerſacher, ein; als dieſer aber auch nichtswürdig war, ſtieß er ihn nach einem Jahre wieder in den Staub, und die Stadt Rom, die ſich widerſetzte, nahm er mit Sturm ein. Dieſes geſchah am 23. Auguſt des Jahres 410 Die Gothen kamen in den kaiſerlichen Pallaſt und plünderten ihn, ſo wie die Häuſer der Großen; inſofern aber mäßigten ſie ſich, daß ſie die Stadt nicht anzündeten. Es war ein großes Glück für die Römer, daß die Gothen Chriſten waren. Was ſich in die Kirchen flüchtete, wurde nicht angetaſtet. Ja, ein wunderbarer Zufall, welcher uns erzählt wird, zeigt recht offenbar die fromme Sinnesart des Volkes. Ein Krieger, der bei einer chriſtlichen Frau hineinkam, fand bei ihr ſilberne und goldene Gefäße Sie ſagte ihm, es gehören dieſelben dem heiligen Apoſtel Petrus, und ſeyen ihr für die Kirche in Verwahrung gegeben; er möge nun thun, was ihm gutdünke. Da meldete es der Soldat dem König. Dieſer aber ſchickte ſogleich hin und ließ die heiligen Gefäße feierlich in die Kirche zurücktragen. Die Römer begeiſtert durch ſolche Großmuth, begleitete den Zug und ſtimmten feſtlichen, feierlichen Geſang an, und die gothiſchen Krieger, erſtaunt über das unerwartete Schauſpiel, ließen ab vom Plündern, ſchloſſen ſich mit an, und ſo ward die Wuth des Krieges durch chriſtliche Rührung in Frieden verwandelt.

Alarich blieb nicht lange in Rom, ſondern zog weiter nach Unteritalien, mit großen Entwürfen in der Seele; denn er wollte nach der ſchönen Inſel Sicilen und von da nach Afrika hinüberſchiffen; aber der Tod übereilte ihn in Coſenza, da er erſt 34 Jahre alt war. Das ganze weſtgothiſche Volk betrauerte ihn, und bereitete ihm ein denkwürdiges Grab. Sie gruben dem dortigen Fluſſe, Buſento, ein anderes Bett und leiteten das Waſſer dahin ab, und nun begruben ſie den König im Grunde des Fluſſes in voller Rüſtung, mit ſeinem Streitroſſe und den Denkmählern ſeiner Siege; dann leiteten ſie den Fluß

wieder darüber hin, auf daß nicht römiſcher Geiz oder Rachſucht den großen Alarich in dem Grabe, wo er von ſeinen Siegen ruhte, entweihe und ſtöre.

An ſeiner Stelle erwählten die Gothen den ſchönſten ihrer Edlen, ſeinen Vetter, den Jüngling Athaulf oder Adolf, zum Könige. Er zog aus Unter=Italien auf Rom. Der Kaiſer Honorius mußte ihm ſeine Schweſter Placidia zur Gemahlin geben; dann erſt verließ er Italien, gieng mit ſeinem Volke nach Gallien und Spanien, und er und ſein Nachfolger Wallia ſind die Stifter des großen weſtgothiſchen Reiches, welches faſt ganz Spanien und das ſüdliche Frankreich bis zur Loire umfaßte, und deſſen Hauptſtadt Toulouſe am Fluſſe Garonne war.

So war der Anfang des fünften Jahrhunderts durch heftige Völkerbewegungen im höchſten Grade ſtürmiſch. Faſt alle germaniſche Völker, die nordweſtlichſten ausgenommen, ſtrebten nach neuen Wohnſitzen und überzogen die römiſchen Länder mit Feuer und Schwerdt. Außer den Gothen waren auch die Vandalen und Alanen, gleichfalls Völker gothiſchen Stammes, durch die Hunnen vorwärts gedrängt und wälzten ſich vom Morgen her immer weiter nach Abend zu. Auf ihrem Zuge ſchloſſen ſich die Burgunder, die ebenfalls von ihren Sitzen an der Weichſel ſchon bis an die obere Donau gerückt waren, ein Theil der Sueven, namentlich die Quaden, und andere Völker an ſie an. (Der übrige Theil der Sueven blieb im ſüdlichen Teutſchland zurück und verlor ſich ſpäter unter den Alemannen). Von dieſem gemiſchten Völkerhaufen war es wahrſcheinlich ein Schwarm, der unter Radegaiſus oder Radogaſt im J. 404 jenen Sturm auf Italien wagte, welcher durch ein beſonderes Glück noch von Stilicho abgewehrt wurde. Nach ſeiner Niederlage zerſtiebt der ganze Haufe und verliert ſich, wie der Name ſeines Anführers, ohne eine Spur in der Geſchichte zurückzulaſſen. Allein in ihren Angriffen auf Gallien und Spanien waren die genannten Völker glücklicher. Das erſtere dieſer Länder verheerten ſie

von Straßburg bis Amiens; Trier wurde viermahl geplündert, Mainz und Worms zerſtört, aus Straßburg, Speier, Rheims und andern Städten die Einwohner als Sclaven fortgeführt. Nachdem der Völkerſchwarm endlich von den Römern und Franken nach Südfrankreich zurückgedrängt war, wurde er 408 durch den aufrühreriſchen römiſchen Statthalter Gervatius nach Spanien gerufen. Bis dahin war dieſes Land in der furchtbaren Zeit verſchont geblieben; nun kam auch ſeine Reihe. Die Vandalen, Alanen und Sueven giengen über die Pyrenäen und eroberten bald den größten Theil des Landes. Von den Alanen blieb ein Theil in Gallien zurück und erſcheint ſpäter auf Seiten der Römer in der großen Schlacht gegen Attila; nachher verlieren ſie ſich. Eben ſo blieben die Burgunder unter ihrem Könige Gundicar (Günther) und ſtifteten im Elſaß zuerſt ihr Reich, welches ſich bald bis an die Rhone und Saone, und in die Schweiz und Savoyen ausdehnte.

Die Vandalen, die mit den Alanen im ſüdlichen Spanien ihre Sitze genommen hatten, giengen von da 429 unter ihrem Könige Geiſerich nach Africa hinüber, eroberten die ganze Nordküſte und ſtifteten dort auf ein Jahrhundert ihr blühendes Reich, deſſen Hauptſtadt Karthago war. Der, mit der Kaiſerin Placidia unzufriedene, römiſche Statthalter Bonifacius hatte ſie ſelbſt hinüber gerufen. Geiſerich, einer der kräftigen Männer ſeiner Zeit, aber wildes Gemüthes, herrſchte fünfzig Jahre lang, von 428 bis 478.

Die Sueven blieben in Spanien zurück, wurden aber von den Weſtgothen, unter Wallia und ſeinen Nachfolgern, immer mehr in die Enge getrieben, bald nur auf den nordweſtlichen Theil von Spanien und Portugal beſchränkt, und endlich 585 ganz mit dem weſtgothiſchen Reiche vereinigt.

In der Mitte des fünften Jahrhunderts, 449, gingen auch die Angeln, Sachſen und Jüten nach England hinüber und ſtifteten dort neue Herrſchaften. Unter dem Kaiſer Honorius und gleich nach ihm hatten die Römer Britannien gänzlich verlaſſen; ſie fühl-

ten ſich zu ſchwach, dieſe ferne Inſel länger zu behaupten. Die Britannier aber waren unter ihrer Herrſchaft ſo verweichlicht, daß ſie nach dem Abzuge der römiſchen Beſatzungen ſich unfähig fühlten, ihre Freiheit ſelbſt zu beſchützen. Ihre Nachbarn aus dem ſchottiſchen Hochlande, die kriegeriſcheu Picten und Scoten, mit ungeſchwächter Kraft aus den Bergen hervorbrechend, ſetzten ihnen gar hart zu; ſie wußten keinen Ausweg, als wiederum Fremde zu ihrem Schutze herbeizurufen. Ihre Wahl fiel auf die Völker ſächſiſchen Stammes, welche die Küſten der Nordſee bewohnten, und deren Tapferkeit ſie ſchon oft kennen gelernt hatten, wenn dieſe mit ihren Raubgeſchwadern an die brittiſchen Küſten kamen. Zwei ſächſiſche Brüder, Hengiſt und Horſt oder Horſa, Helden aus edlem Geſchlechte, welches von Wodan ſeinen Urſprung ableitete, nahmen des brittiſchen Königs Vortigern Einladung an, nur mit dreien Schiffen landeten ſie, aber ihr tapferer Arm erſetzte die Menge, ſie ſchlugen die Picten bei Stamford, und bald zogen ihnen große Haufen ihrer Landsleute vom feſten Lande nach. Da hätten die Britten die neuen Gäſte gern wieder entfernt; ſie blieben aber, unterwarfen ſich ganz England bis auf das Land Walles und gründeten die bekannten ſieben angelſächſiſchen Königreiche, von denen Kent, durch Hengiſt geſtiftet, das erſte war.

18. Attila, die Gottesgeißel. 451.

In den Gegenden zwiſchen der Donau und der Theiß in Ungarn, in einem ſehr großen, von Pfahlwerk umgebenen Dorfe, welches allmählig aus einem Lager entſtanden war, erhob ſich, mitten in einem geräumigen Hofe, ein hölzernes, mit vielen Gängen umgebenes, Gebäude, die Wohnung Attilas oder Etzels, Königs der Hunnen. Er hatte das, bis dahin unter vielen Oberhäuptern zertheilte, Volk zu Einer Herrſchaft vereinigt; alle, von der Wolga bis in Ungarn zerſtreute Stämme der Hunnen und un-

zerworfenen Völker verehrten ſeine Gebote, er war Herr der Gepiden, eines gothiſchen Stammes, der Longobarden, Awaren, Oſtgothen und vieler Völker im ſüdlichen Teutſchland; doch behielten ſie ihre Sprache, ihre Sitten und Geſetze, und wurden von eigenen Fürſten regiert, ſo daß ſie mehr als Bundesgenoſſen denn als Unterthanen zu betrachten waren; auch wurde an Etzels Hofe neben der hunniſchen die gothiſche Sprache, alſo Teutſch, geredet.

Er ſelbſt war klein von Wuchs, hatte einen großen Kopf, tiefliegende Augen, die er ſtolz umherwarf, eine breite Bruſt, ſehr viele Leibeskraft, einen Gang und eine Haltung, die zeigten, daß er in allem den Gebieter darſtelle; wie denn ſein liebſter Name Godegiſel, Geißel Gottes zur Beſtrafung der Welt, war. Er liebte die Pracht um ſich her, nur er ſelbſt lebte auf einfache Weiſe, als bedürfe ſeine Größe ſolches Zuſatzes nicht. Sein Sattelzeug war ungeſchmückt und wenig koſtbar; bei den Gaſtmählern wurden allen Gäſten goldene und ſilberne Geſchirre vorgeſetzt; er allein hatte hölzerne und aß nur wenig Gerichte von Fleiſch, indem er, nach der Sitte des Volkes, ſelbſt Brodt verſchmähte. An ſeiner Tafel herrſchte Freude und Scherz, nur er verlor nie den ſtrengen Ernſt.

Dieſer mächtige Herrſcher, von dem man geſagt hat, daß, wenn er ſein Schwerdt in die Erde ſtieß, hundert Völker erbebten, und Rom und Conſtantinopel in ihren Grundfeſten erzitterten, brach im Jahre 451 mit ſeinem Heere auf und wandte ſich gegen Abend. Mit 700,000 Mann zog er aus, alle unter ihm, jeder Stamm unter ſeinem Fürſten; alle Fürſten zitterten vor Attila, das ganze Heer hatte Eine Seele, ſein Wink lenkte alle Bewegungen. Sein Weg hieß Vernichtung, was nicht entfliehen konnte oder nicht umkam, mußte ihm folgen. Er zog durch Oeſtreich und die alemanniſchen Lande, über den Rhein, eroberte und plünderte die Städte Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Trier und andere, und gelobte nicht eher ſtill zu ſtehen, bis am Meere. Aus den Ländern, welche er durchzog, ſchloß ſich freiwillig oder gezwunden, die Kriegsmannſchaft an

ihn an, und der ungeheure Haufe wuchs, gleich einer Schnee-Lauwine, mit jedem Schritte.

Aber auch die Römer und mehrere teutſche Völker hatten ſich gerüſtet gegen die große Gefahr, die dem Abendlande drohte; denn es war wohl auf dem Spiele, ob Europa germaniſch oder mongoliſch werden, ob teutſche Stämme auf den Trümmern des wankenden römiſchen Kaiſerthums neue Reiche gründen ſollten, oder der große Hunnen-König. Die Römer hatten noch einmahl einen guten Feldherrn zu dieſer Zeit, mit Namen Aetius, der rüſtete ſich in Gallien und ſprach auch den weſtgothiſchen König Theodorich oder Dietrich, der in Touloſe wohnte, um Hülfe an; denn auch deſſen Reich war in großer Gefahr. Da antwortete Dietrich: „Nie hat ein gerechter Krieg einem Könige der Weſtgothen zu ſchwer geſchienen, und nie hat einer Furcht gekannt, wenn es auf eine glorreiche That ankam; eben ſo denken die Großen meines Reichs; das ganze Volk der Weſtgothen greift freudig zu ſeinen allezeit ſiegreichen Waffen.“ — So hatten auch die Burgunder Zuzug verſprochen, ferner Sangipan der Alane, welcher an der Loire herrſchte, Merwey der Franke, die Stadt Paris, ſelbſt ein Stamm der Sachſen, welcher an der Mündung der Loire, es iſt unbekannt in welcher Zeit, angeſiedelt war.

In der weiten Ebene in Frankreich, durch welche die Marne fließt, von den Alten die catalauniſchen Gefilde genannt, weil die Stadt Chalons in dieſer Ebene liegt, erhebt ſich bei Müry in der Nähe von Troyes, ein mittelmäßiger Hügel, welcher die Gegend beherrſcht. Hier traf das Heer der Abendländer auf die Hunniſche Macht und eine große Schlacht wurde gekämpft; man kann ſie eine Völkerſchlacht nennen, denn die meiſten europäiſchen Völker ſtanden hier zum Streite gerüſtet gegen einander. Den linken römiſchen Flügel führte Aetius, den rechten Theodorich, in der Mitte ſtand König Sangipan. Unermeßlich ſchien andererſeits das Hunnenvolk; einen Flügel führte Harderich, der Gepiden-König, den andern Theudmir, Dietrich, Walamir, Fürſten der Oſtgothen, Attila die Mitte und das

Ganze. Die Menge geringerer Könige achtete, wie Trabanten, auf ſeinen Wink, und gehorchte ſtumm und ängſtlich ſeinem Befehl; er allein, der Könige König, dachte für alle. Als die Schlacht ihren Anfang nehmen ſollte, berief er die Anführer und ſprach: „Nichts Gemeines ziemt mir, euch zu ſagen, oder euch, von mir zu hören. Seyd Männer; greift an, brechet ein, werfet alles nieder! Jene machen Schlachtordnung; ihr fallet an! fallet auf die Weſtgothen und Alanen, in denen iſt die Kraft des Feindes. Müßt ihr ſterben, ſo werdet ihr ſterben, auch wenn ihr fliehet. Richtet eure Augen auf mich, ich ſchreite voran; wer mir nicht folgt, iſt des Todes!“ —

Beide Heere trachteten, ſich des Hügels zu bemächtigen; die Schlacht war ungemein wüthend, und es war ein fürchterliches Würgen. Indem der weſtgothiſche König zu ſeinem Volke redete, fiel er, aber mit Ruhm, er hatte die Schlacht entſchieden; bei anbrechender Nacht mußte Attila ſich in ſeine Wagenburg zurückziehen. Da er nicht wußte, ob der Feind ihn verfolgen würde, ließ er unzählige Pferdeſättel und hölzerne Schilde zu einem Scheiterhaufen auftürmen, um im Nothfall ſie anzuzünden und in den Flammen zu ſterben; zugleich, um die Feinde abzuſchrecken gebot er, mit Waffen, Poſaunen, Schlachthörnern und Geſang die ganze Nacht Lärm zu unterhalten. Als er nicht weiter angegriffen wurde, zog er in ſein Land zurück. Aetius ſelbſt war Urſache, daß der Sieg nicht beſſer benutzt wurde; er wollte die hunniſche Macht nicht gänzlich zerſtören, um ſie vielleicht bei einer andern Gelegenheit gegen die Gothen gebrauchen zu können.

Im folgenden Jahre machte Attila noch einen Raubzug nach Italien, ſtarb aber bald darnach im Jahre 453. Betrauert und begraben wurde er nach der Sitte des Volkes: die Hunnen machten Einſchnitte in ihre Geſichter und ſchoren ſich die Haare ab, und in einer weiten Ebene, unter einem ſeidenen Gezelte, wurde ſein Leichnam gezeigt; um denſelben rannte, ſeine Thaten ſingend, die Reuterei, ſie prieſen das Glück, wie der große Attila, nach unſterblichen

Siegen, in der herrlichſten Zeit ſeines Volkes, ohne Schmerzen, ſeine Laufbahn beſchloſſen und ſich hinüber zu den Geiſtern der alten Helden begeben. In der Nacht wurde er in einen goldenen Sarg gelegt, dieſer in einen ſilbeenen und beide in einen eiſernen, Pferdezeug, Waffen, Koſtbarkeiten, wurden mit ihm begraben, und darauf alle Arbeiter am Grabe umgebracht, damit keiner verrathe, wo der Hunnenheld ruhte.

Als der Schrecken ſeines Namens die Völker nicht mehr zuſammenhielt, entzweiten ſie ſich; viele verſagten den Gehorſam; und nachdem der erſtgeborne und liebſte ſeiner Söhne, Ellak, in einer goßen Schlacht gegen Harderich, den König der Gepiden, gefallen war, verſchwand die Macht der Hunnen ganz; ſie verloren ſich weiter nach Oſten hin. Harderich nahm das Land an der Nieder-Donau ein und die Oſtgothen beſetzten Ungarn.

19. Untergang der römiſchen Herrſchaft im Abendlande. 476.

Das abenbländiſche römiſche Reich, jetzt beinahe nur noch aus Italien beſtehend, neigte ſich immer mehr ſeinem Falle zu. Der Kaiſer Valentianus ermordete den Aetius, der die Stütze des Reiches war, und es noch einmal in den catalauniſchen Feldern gegen Attila gerettet, mit eigener Hand, weil man ihm Verdacht gegen denſelben eingeflößt hatte. Valentinian wurde wiederum auf Anſtiften des Petronius Maximus ermordet, der nun Kaiſer wurde und des Ermordeten Wittwe Eudoria zwang, ihn zu heirathen. Dieſe aber, aus Rache, rief den Vandalen-König Geiſerich aus Afrika herbei, er kam, eroberte 455 die Stadt Rom, und plünderte und verwüſtete ſie auf ſo grauſame Weiſe, vierzehn Tage hinter einander, daß ſowohl keine Stadt in der Welt jemahls größeren Jammer erlitten hat. Darnach zog er mit vielen Schiffen voll koſtbarer Beute und ge-

fangener Menſchen aus allen Ständen, die als Sclaven verkauft wurden, wieder nach Afrika.

Nach Valentinian, in Zeit von 20 Jahren, haben noch neun Kaiſer den herabgewürdigten Namen der Herren Roms geführt. Endlich ſtieß Odoaker, Befehlshaber der Heruler und Rugier, ein Mann, durch Geiſteskraft und Körpergröße gleich ausgezeichnet, welcher den Römern als Anführer teutſcher Miethstruppen diente, den letzten dieſer Schattenkaiſer, Romulus Momyllus oder Auguſtulus, der noch ein Knabe war, vom Throne, und nannte ſich ſelbſt König von Italien; des jungen Kaiſers unſchuldiges Alter, da er Purpur, Krone und Waffen ablegte und in Odoakers Lager kam, verſchonte er, und ſchickte ihn auf ein Schloß in Campanien. Die Heruler und Rugier, Völker aus Pommern, die wahrſcheinlich zu dem gothiſchen Vereine gehört hatten, waren von der Oſtſee immer weiter nach Mittag gezogen, bis ſie an der Donau und der Grenze Italiens Wohnſitze fanden, und den Römern häufig für Sold dienten. Dieſer kleine Haufen alſo hat endlich das große römiſche Reich niedergeworfen im Jahre unſerer Zeitrechnung 476, und im 1230ſten Jahre nach Erbauung Roms.

Auf folgende Weiſe waren um dieſe Zeit, in Folge der Völkerwanderung, die hundert Jahre vorher angefangen hatte, die Länder des abendländiſchen Kaiſerthums unter die fremden Völker vertheilt:

Italien war unter der Herrſchaft Odakers, und ſein Reich erſtreckte ſich nach Mitternacht über die Alpen bis an die Donau.

In Ungarn waren die Oſtgothen mächtig.

Im Norden der Donau, nach der Theiß zu, hatten ſich die Longobarden, aus ihren Sitzen an der Elbe vorrückend niedergelaſſen.

In Baiern bildete ſich nach und nach, aus Ueberbleibſeln von Rugiern, Herulern, Seyeren, Turrilingern und andern Völkern, das Volk der Bojoarier.

Die Alemannen wohnten in der öſtlichen Schweiz, in Schwaben und längs dem Rheine hinab, bis an die Lahn, und bis Köln. Am linken Rheinufer wurden ſie nachher Alſaſſen genannt.

In der Mitte Teutſchlands, vom jetzigen Harzgebirge bis nahe an die Donau herrſchten die mächtigen Thüringer.

In Niederſachſen und Weſtphalen ſaßen noch immer in den alten Sitzen und in der alten Verfaſſung die Sachſen, und neben ihnen an den Küſten der Nordſee die Frieſen.

Am Niederrhein, an der Maas und Schelde, bis in die Niederlande hin und im nördlichen Frankreich wohnten die Stämme der Franken; unter ihnen werden vorzüglich die Salier in den Niederlanden, und die Riquarier, Uferbewohner, am Rheine, genannt.

Neben ihnen, an der Seine, erhielt ſich noch zehn Jahre lang, nachdem ſchon kein Kaiſer in Rom mehr war, bis 486, ein römiſcher Statthalter; er hieß Syagrius. Die Nordweſt-Spitze von Frankreich, das jetzige Bretagne, war ſchon früher durch Flüchtlinge aus Britannien, welche vor den Picten gewichen waren, bevölkert, und dieſe bildeten dort, unter dem Namen von Armorika, einen Bund freier Städte.

Das ſüdöſtliche Frankreich mit Savoyen und der weſtlichen Schweiz gehörte jetzt den Burgundern. Die Burgunder waren wohl die mildeſten unter den erobernden Völkern dieſer Zeit, früh für Chriſtenthum, Bildung und Kunſt gewonnen; und ihnen verdankt jener Theil Frankreichs noch die vielen Ueberbleibſel alter römiſcher Kunſtwerke. In der Schweiz bezeichnet noch jetzt die franzöſiſche Sprache ihre alten Gränzen gegen die Alemannen; denn die Burgunder vermiſchten ſich mehr mit den Römern und nahmen viel von ihrer Sprache an.

Das ſüdweſtliche Frankreich, von der Loire und Rhone bis an die Pyrenäen, nebſt einem großen Theile von Spanien war den Weſtgothen unterthan; das nordweſtliche Spanien aber den Sueven.

Die nördliche Küſte von Afrika war Vandaliſch.

In Britannien breiteten die Angeln und Sachſen ihre Herrſchaft immer weiter aus.

Der öſtliche und nordöſtliche Theil von Teutſchland war durch das Drängen und Ziehen der Völker

nach Mittag und Abend hin leer geworden, und es wanderten immer mehr ſlaviſche und wendiſche Völker ein, die aus Polen und Rußland kamen, ſo daß die Teutſchen auf einer Seite gewannen und auf der andern verloren.

Zweiter Zeitraum.

Von Klodwigs Eroberungen bis auf Karl den Großen. 486—768.

20. Klodwig der Franken-König. 482—511.

Während der, eben erzählten, großen Völkerbewegungen waren die Franken nicht, wie Gothen, Burgunder und andere Völker, aus ihren Wohnſitzen ausgewandert, um ſich anderswo niederzulaſſen; ſondern ſie blieben an ihrem Orte und eroberten von da aus nur den Theil Galliens hinzu, welcher im Norden des Ardennerwaldes liegt; und dieſer Wald ſchützte ſie zugleich, daß ſie nicht mit in den großen Strom der Völkerwanderung hineingeriſſen wurden. Auch verhinderte ſie ihre Zertheilung in mehrere Stämme, deren jeder ſeinen eigenen König oder Fürſten hatte, an großen gemeinſamen Unternehmungen.

Allein auch ihre Zeit kam. Um das Jahr 482 wurde Klodwig, oder, wie wir ſagen würden, Ludwig, Fürſt der ſaliſchen Franken; und bald bereitete er ſich, die Entwürfe ſeines kühnen und weitſchauenden Geiſtes auszuführen, denn ſein leidenſchaftlicher Sinn ſtand nach Krieg und Eroberungen. Klodwig gehört

zu den Herrſchern der Weltgeſchichte, welchen alle Wege, wenn ſie nur zur Herrſchaft führten, gleich gut däuchten; er hat den Ruf ſeiner Kriegsthaten durch die ſchmählichſte Treuloſigkeit gegen ſeine Verwandten und Bundesgenoſſen geſchändet. Zuerſt nämlich ſchloß er mit den andern Fürſten der Franken, die noch neben ihm und größtentheils ſeine Verwandte waren, Bündniſſe zum Kriege gegen andre Völker, und nachdem er dieſe mit ihrer Hülfe bezwungen hatte und mächtig geworden war, ſchaffte er nun auch die Freunde durch Gift und Dolch und Verrath aus dem Wege. Auf ſolche Weiſe wurde er endlich König aller Franken.

Von den äußeren Feinden griff er zuerſt, als er nur einige zwanzig Jahre alt war, den römiſchen Statthalter Syagrius an, deſſen wir oben gedacht haben, ſchlug ihn bei Sigdunum, (Soiſſons) aufs Haupt, nahm das Land bis an die Loire ein, und vertheilte es unter ſeine Franken. Dieſer Anfang ſeiner Eroberungen war im Jahre 586, zehn Jahre nach der Abſetzung des Romulus Auguſtulus.

Darauf zog er mit ſeinem Heere gegen die Alemannen, welche indeß in das fränkiſche Land eingefallen waren; denn beide Völker, welche am Lahnfluſſe ihre Gränze gegen einander hatten, waren von Alters her Feinde. Bei Zülpich im Jülichſchen trafen ſie zuſammen und ſtritten hart wider einander, und der Sieg neigte ſich ſchon auf die Seite der Alemannen. Da, in der Hitze des Schlachtgetümmels, als ſeine Seele in Angſt war, fiel Klodwig nieder und gelobte Chriſt zu werden; und als der Sieg ſich nun wirklich für ihn verwendet hatte, ließ er ſich mit 3000 ſeiner Franken taufen. Dieſes war der Anfang des chriſtlichen Glaubens unter den Franken, und Klodwig wurde hinfort der allerchriſtlichſte König genannt. Seine Gemahlin Klothilde, eine burgundiſche Fürſtentochter, hatte ihn ſchon lange durch die Gewalt ſanfter Ueberredung zu dem beſſern Glauben bekehren wollen; er aber verſchmähte ihn, bis ihn die Noth der Schlacht überwältigte, und es war an ihm, wie an den Franken überhaupt, ſichtbar, daß ihre Bekeh-

rung ein Werk der Noth geweſen. Denn Klodwig mordete nach wie vor ſeine Verwandten, und unterjochte ein chriſtliches Volk nach dem andern, die Franken aber galten noch in den folgenden Jahrhunderten als das treuloſeſte unter den germaniſchen Völkern.

Nachdem die Alemannen unterworfen waren, und das fränkiſche Reich ſich ſo am Rheine hinauf bis in die Schweiz erſtreckte; und nachdem auch die Burgunder Tribut verſprechen mußten, wandte Klodwig ſeine Blicke auf das Reich der Weſtgothen, welche den ſchönſten Theil Frankreichs inne hatten. Obgleich er noch vor kurzem mit ihrem Könige Alarich eine Unterredung gehabt und ihm Freundſchaft geſchworen hatte, beſchloß er dennoch, ihn feindlich anzufallen.

Der weiſe oſtgothiſche König Theodorich, der kurz vor dieſer Zeit ſeine Herrſchaft in Italien gegründet hatte, mahnte den unruhigen Klodwig auf alle Weiſe von der ungerechten Unternehmung gegen Alarich ab, und zeigte ihm, wie den chriſtlichen Völkern der Friede und die Eintracht gezieme; allein Klodwig kannte nur die Sprache des Schwerdtes und der rohen Gewalt. Er griff das weſtgothiſche Reich an, gewann im Jahre 507 bei Vouglé oder Vironne, in einer Ebene am Vienne-Fluß, eine große Schlacht, in welcher Alarich ſelbſt umkam, und nahm die Hauptſtädte ſeines Landes weg; ja, er würde vielleicht das ganze Reich über den Haufen geſtoßen haben, wenn nicht der große Theodorich, mit gewaffneter Hand dazwiſchen tretend, ihn zurückgetrieben hätte. Da mußte er ſich mit dem Lande zwiſchen dem Loire- und Garonnefluſſe begnügen.

Klodwig lebte nicht lange mehr darnach und ſtarb zu Paris im Jahr 511, ſeines Alters im 45ſten.

Seine Nachkommen auf dem fränkiſchen Throne, die man die Merowinger nennt, waren meiſtentheils ihres Stammvaters würdig. Es war, als wenn Laſter und Tyrannei, unerhörte Grauſamkeit und wilde Rachbegierde, in dieſem Geſchlechte erblich, und als wenn von vorn her ein Fluch über daſſelbe ausgegangen wäre. In Zeit von vierzig Jah-

ren kamen ſechs merowingiſche Könige durch Gift oder das Schwerdt um. Das Volk der Franken aber konnte unter ſolchen Fürſten nicht aus ſeiner ſittlichen Rohheit emporgehoben werden, es mußte vielmehr noch tiefer darin verſinken. Ihre Macht jedoch breiteten ſie noch weiter aus; ſie unterwarfen ſich nach und nach auch die Burgunder, und in Teutſchland das mächtige Volk der Thüringer; die Herzöge von Baiern gaben ſich in ihren Schutz.

21. Theodorich, genannt Dietrich von Bern. 488—526.

Als, nach König Attila's Tode, das hunniſche Reich auseinander fiel, waren die Oſtgothen, wie ſchon erwähnt iſt, unter ihren Amaler-Fürſten auch wiederum frei geworden und wohnten in Ungarn an der Donau. Sie hatten oft Streit mit den Kaiſern in Konſtantinopel, und bei ſolcher Veranlaſſung war Theodorich oder Dietrich, einer ihrer Fürſtenſöhne, als Geißel nach jener Stadt geſchickt worden, und ſah hier, wie einſt Marbod und Hermann in Rom, die Einrichtungen einer großen Herrſchaft. Nach dem Tode ſeines Vaters und ſeiner Oheime wurde er alleiniger König der Oſtgothen, und beſchloß nun, gleich andern Herrſchern, ſeinem Volke ein großes und ſchönes Reich zu ſtiften; denn ſie verlangten in Gegenden geführt zu werden, wo ſie freier wohnen könnten. Da wies ihm der Kaiſer in Konſtantinopel, der ſich jetzt als den Erben des ganzen alten Reiches der Römer anſah, das Land Italien an, als Lohn für geleiſtete Dienſte und ſtatt der verſprochenen Hülfsgelder. Italien war noch unter Odoakers Herrſchaft; aber ſein Reich war nicht eigentlich als ein teutſches anzuſehen, weil ſeines Volkes, der Heruler und Rugier, nur eine geringe Anzahl war.

Theodorich brach im Jahre 488 mit dem Volke der Oſtgothen auf drang durch die Päſſe Italiens,

und trafen auf Odoaker bei Aquileja und bei Verona. Aber die Italiener ſtritten mit wenig Eifer für ihren König, und er wurde beidemahle in die Flucht getrieben. Von der letzten Schlacht heißt König Theodorich in Sagen und Liedern, die man viel von ihm ſang, der große Held Dietrich von Bern, (welches Verona bedeutet). Hierauf wurde Odoaker noch ein drittesmahl bei Pavia geſchlagen, nachdem ihm ſeine eigene Stadt Rom die Thore verſchloſſen hatte, und drei Jahre lang wurde er in Ravenna belagert, bis er 493 ſelbſt umkam und ſein Land in Theodorichs Hände fiel. Sein Reich hatte ſiebenzehn Jahre gedauert. Theodorich wurde Herr von Italien und von den Ländern jenſeits der Alpen bis an die Donau, und in Frankreich bis an den Rhone-Fluß: ein großes und ſehr ſchönes Reich, welches noch ſtehen könnte, wenn ſeine Nachkommen ihm an Weisheit und Tugend gleich geweſen wären.

Er ſelbſt regierte 30 Jahre und war nicht nur ein gütiger und milder Herr ſeiner Gothen, ſondern auch der römiſchen Unterthanen und aller, die in Italien wohnten; ſo daß dieſes Land ſeit mehreren Jahrhunderten nicht ſo glückliche Zeit erlebt hatte, als unter ihm, dem fremden Fürſten. Ackerbau und Handel blüheten wieder auf, Kunſt und Wiſſenſchaft fanden an ihn ihrem Beſchützer, und alte, in Trümmern liegende, Städte wurden wiederum aufgebaut. Italien genoß unter und nach ihm einer vierzigjährigen Ruhe und wurde ſo fleißig bebaut, daß es nicht nur genug Getreide für ſich hatte, ſondern ſogar nach Gallien ausführen konnte; unter den römiſchen Kaiſern dagegen hatte man immer Zufuhr aus Sicilien und Afrika haben müſſen.

Seine Weisheit und Gerechtigkeit erhoben ihn über alle Könige ſeiner Zeit. Wie ein großer Familienvater und Friedensſtifter ſtand er zwiſchen ihnen, und die fernſten Völkerſchaften holten ſeinen Rath ein und ehrten ihn mit Geſchenken. Den andern Königen teutſchen Stammes ſchrieb er wie ein Vater: „Ihr alle habt Beweiſe meines Wohlwollens; ihr ſeyd junge Helden; mir gebührt euch zu rathen.

Eure Anordnungen betrüben mich; es iſt mir nicht gleichgültig, daß ihr euch von den Leidenſchaften beherrſchen laßt; denn Neid und Leidenſchaften der Könige ſind das Verderben der Völker; dagegen ſind ihre Freundſchaft und Einigkeit gleichſam die Adern, durch welche die Wünſche der Völker zu einander hinüberfließen."

Solche Grundſätze ſtellte er ihnen vor Augen, und bewies dadurch, daß er einen großen Bund aller chriſtlichen Völker teutſchen Stammes, die ihre Sitze in Europa genommen hatten, auf Gerechtigkeit und Weisheit gegründet, im Sinne trug; einen Bund, wie ihn die Vernunft allen Zeitaltern als ein erhabenes Bild vorhält, und von Zeit zu Zeit durch den Mund erleuchteter Männer kund thut, auf daß Recht und Ordnung und der Geiſt chriſtlicher Eintracht herrſchen, und der Haß und die Raubſucht gebändigt werden, welche, ſo oft jener Geiſt fehlte, die Länder Europa's von einem Ende zum andern verheerend durchzogen haben. Hätte Theodorich einen ſolchen großen Bund zu Stande gebracht, ſo hätte er Größeres geſtiftet, als die alten Römer, in deren Hauptſtadt er nun ſaß, und deren Reich er in der Geſtalt eines friedlichen Völkervereines, nicht aber durch hohe Waffengewalt, herſtellen wollte. Allein, wie die milde Gewalt der Wahrheit und des Rechtes immer in der Selbſtſucht und Tücke derer ihren Feind findet, welche nur ihren Vortheil und ihre Leidenſchaft wollen, ſo mußte auch Theodorich erfahren, daß die Welt für ſeine großen Gedanken noch nicht reif ſey. Während er mit Ernſt und Liebe den Frieden predigte, wüthete Klodwig, der Franke, ſein Wort verhöhnend, mit dem Schwerdte und trachtete nur darnach, recht viele Völker unter ſeine Herrſchaft zu beugen.

Der große Theodorich ſt. im J. 526, und ſein Reich hatte keinen Beſtand; denn ſein Sohn Athalarich war erſt zehn Jahre alt und ſtarb bald nach dem Vater, und die Großen des Reichs waren nicht einig, ſondern erhoben und ſtürzten mehrere Könige nach einander. Auch konnten die römiſchen Unterthanen

nicht vergeſſen, daß ihre Beherrſcher Gothen und dem Arimaniſchen Glauben zugethan waren. Sie wünſchten ſich wieder unter die griechiſchen Kaiſer zurück, welche in Conſtantinopel wohnten und der rechtgläubigen Kirche angehörten, obgleich das Reich dieſer Kaiſer höchſt elend und zerrüttet war. Da machte ſich der Kaiſer Juſtinianus, welcher zu den beſſern in der Reihe gehört, dieſe Zwietracht zu Nutze, und ſandte ſeinen Feldherrn Beliſarius und nach ihm Narſes nach Italien, um dieſes Land ſeiner Herrſchaft wieder zu unterwerfen. Es entſtand ein langer und ſchwerer Krieg, der das Land verwüſtete, und beſonders Rom durch mehrere Belagerungen faſt ganz verödete, ſo daß von ihrem alten Glanze nun keine Spur mehr da war. Das waren wiederum ſchreckliche Zeiten. — Noch einmal erhoben ſich die Gothen unter dem König Totilas, der würdig war Theodorichs Reich zu beherrſchen; allein, als auch er in einer Schlacht umgekommen war, ſank daſſelbe in ſolche Vernichtung, 27 Jahre nach Theodorichs, Tode, und im Jahre unſerer Zeitrechnung 553, daß die Oſtgothen nicht nur beſiegt, ſondern faſt gänzlich ausgerottet wurden.

22. Die Longobarden in Italien. 568.

Fünfzehn Jahre nach der Oſtgothen Untergange übte ein anderes, tapferes, teutſches Volk, die Longobarden, welches deren früheren Wohnſitze an der Donau eingenommen hatte, für ſie die Vergeltung an den Griechen. Der griechiſche Statthalter Narſes ſelbſt, da er bei dem Kaiſer Juſtinianus in Ungnade gefallen war, rief ihren König Alboin oder Albwin, der ſchon die Gepiden bezwungen hatte und jetzt in Ungarn, Oeſtreich, Krain, ja ſogar in einem Theile von Baiern herrſchte, herbei. Dieſer König hatte den Heldenmuth, welcher ſich dem Herzen der Völker eingräbt; nicht nur ſein Volk, auch Sachſen und Bojoaren oder Baiern, ſangen ſein Lob Jahrhunderte nach ihm.

An dem zweiten Tage des April im J. 568 brach der König Alboin mit allen longobardiſchen Männern, Weibern, Kindern, von 20,000 Sachſen begleitet, aus Ungarn auf; ihr bisheriges Land überließen ſie ihren Bundesgenoſſen, den Awaren, welche noch Karl der Große darin fand. — Es war an einem herrlichen Morgen, als von der Höhe eines Vorberges der Alpen, welcher nachher der Königsberg genannt wurde, die erſtaunenden Fremdlinge auf das neue, ſchöne Vaterland ihre Blicke warfen. Wo Alboin durchzog, ehrte er die Kirche und ſuchte die Liebe des Volkes. Durch die Eroberung von Pavia, am Zuſammenfluß des Ticino- und des Po-Stromes, gründete er ſeine Herrſchaft in Oberitalien, welches bis auf den heutigen Tag von dem Volke der Longobarden die Lombardei genannt wird, und machte ſie zur Hauptſtadt dieſer Gegenden. Auch in Unteritalien eroberte dieſes Volk ſchöne Länder; Rom aber und die Stadt Ravenna mit ihrem Gebiete blieben in den Händen der Griechen, welche ſich durch Geſchenke auch die Franken gewannen, um durch ſie zu verhindern, daß die Longobarden nicht ganz Italien einnahmen, und es zu einem ſtarken und mächtigen Reiche vereinigten. Und dieſe Abſicht iſt ihnen auch zum Unglück des Landes vollkommen gelungen. Italien iſt von jener Zeit an unvereinigt geblieben bis auf dieſen Tag, und hat das ſchwere Geſchick eines zertheilten und in ſich zerriſſenen Landes getragen. Die Fremden haben ſich von jeher um ſeinen Beſitz geſtritten, und ſein Boden iſt mit Strömen von einheimiſchem und fremdem Blute getränkt worden.

Die Longobarden übrigens bauten das neuerworbene Land ſo ſchön, daß die traurigen Spuren alter Verheerungen immer ſeltener wurden. Auch der König nährte ſich vom Ertrage ſeiner Güter, zog auf den Meiereien umher, und lebte in der Einfalt eines Hausvaters, mit der Würde eines Heerführers. Die freien Männer, wie bei den alten Römern, arbeiteten ſelbſt zur Urbarmachung der verödeten Aecker und unterſchieden ſich dadurch ſehr von andern teutſchen Stämmen. Zumahl blühte der Feldbau um die Klöſter.

Ihre Geſchichtsbücher, ſagt ein großer teutſcher Schriftſteller, enthalten die nicht ſo glänzende, als befriedigende Geſchichte, wie man die Natur überwand, oder ihr half, und wie Fluren und lachende Triften die Trümmer des alten Italiens deckten.

---

23. Veränderungen in den Sitten und Einrichtungen der Teutſchen.

Die meiſten teutſchen Völker waren in den Zeiten der Völkerwanderung in neue, von ihren alten gänzlich verſchiedene, Länder gekommen, und fanden hier Einwohner von anderm Stamme, und mit andern Sprachen, Sitten und Geſetzen. Daher konnten ſie ſelbſt nicht bleiben, wie ſie in ihren Wäldern waren; und es iſt wichtig, daß wir uns die große Verſchiedenheit der, als Eroberer in fremde Länder ausgewanderten, von den, im Vaterlande und den alten einfachen Sitten gebliebenen, Stämmen, in ihren Hauptzügen vor Augen ſtellen.

Die teutſchen Eroberer fanden in Gallien, Spanien, Italien und England Einwohner, aus Römern und Landeseingebornen gemiſcht. Sie ließen ſie zwar, nachdem ſie ſich ſelbſt einen Theil der Ländereien zugeeignet, in ihren Wohnſitzen, aber größtentheils als ein unedleres Menſchengeſchlecht, welches ſie der Waffenehre unwerth hielten. Nach den fränkiſchen Geſetzen brauchte man für einen erſchlagenen Römer oder Gallier nur den vierten Theil des Sühngeldes zu bezahlen, wie für einen freien Franken. Das aber wirkt verderblich auf den Sinn des Menſchen, wenn er viel mehr Knechte um ſich ſieht, als freie und freigeſinnte Mäner. Auch konnte es, trotz der anfänglichen Abſonderung, nicht wohl ausbleiben, daß nicht nach und nach die Teutſchen ſich mit den Landesbewohnern vermiſchten, und daß manche von dieſen, welche an Liſt und Verfeinerung den Teutſchen überlegen waren, bald zu hohen Aemtern bei ſchwachen Königen gelangten, und nun ihre vorigen Herrn be-

herrſchten. Es entſtand ein Gemiſch der Völker, der Sitten, der Sprachen und der Begriffe.

Die alte, kräftige Natur der Teutſchen aber wurde in den warmen, üppigen Ländern, wohin ſie kamen, durch Weichlichkeit und Sinnenluſt geſchwächt. So waren die Vandalen in Afrika und die Oſtgothen in Italien, ſchon ein paar Jahrzehende nach ihrem Einzuge faſt verwandelt und entartet, und erlagen Feinden, welche früherhin kaum ihren Anblick ertragen konnten. Die Stämme dagegen, welche in Teutſchland blieben, blieben auch hart und eiſern, und wenn ſie auch nachher allmählig milder geworden ſind, gleich wie ihr Clima, ſo wurden ihre Wälder doch ſo langſam ausgerottet, daß die Veränderung ohne zu ſchnelle und dadurch ſchädliche Uebergänge geſchah. Und noch dürfen wir uns rühmen, feſter und ausdauernder an Leib und Seele zu ſeyn, als die ſüdlichen Völker.

Die größte Veränderung bei den ausgewanderten teutſchen Stämmen ging aber mit der Sprache vor. Denn da in den eroberten Ländern hauptſächlich die römiſche oder lateiniſche Sprache geredet wurde, und dieſe damals um vieles ausgebildeter war, als die teutſche, ſo konnte ſie nicht durch dieſe verdrängt werden, ſondern es entſtand eine Miſchung von beiden, wodurch beide verwandelt wurden; und oft fand ſich noch die eigentliche Landesſprache, als ein drittes Beſtandtheil, dazu. Daher redet man in Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Englang romaniſche, das iſt, aus dem Römiſchen gemiſchte, Sprachen, die zum Theil wohl beſſer in's Ohr fallen mögen, als die unſrige, welche aus den alten Wäldern noch manche Rauhigkeit an ſich trägt, die aber auch nicht ſo kräftig, nicht ſo treu und herzlich, nicht ſo reich an eigenthümlichen Wörtern, und dabei ſchon lange alt geworden ſind. Die unſrige iſt noch immer jung und lebendig, und kann noch alle Tage an Schönheit und Reichthum zunehmen. Sie iſt eine Urſprache, deren Wurzeln bis in den uralten Boden unſerer Volkseigenthümlichkeit zurückreichen, und ihre Nahrung aus dem reichen Quell des Lebens ziehen, mit welchem die Natur unſer Volk

ausgeſtattet hat. Wir können unſere Sprache ein unmittelbares Geſchenk Gottes nennen, wie eine jede Naturgabe, die, durch Zuſammenſetzung aus mehreren anderen gebildeten Sprachen aber ſind Menſchenwerk, wie das künſtliche Gewebe welches Menſchenhände aus den Gewächſen des Feldes bereiten. Zwar kann dieſes recht ſchön und kunſtreich gearbeitet ſeyn, aber es iſt nun für alle Zeiten fertig, und hat keine innere Kraft des Lebens und des Wachſens mehr in ſich. Unſere Sprache iſt noch das lebendige Gewächs in dem fruchtbaren Boden, und unſere Arbeit an ihr iſt nur die des Gärtners, der es pflegt und ſeiner wartet mit großer Liebe.

Die Verfaſſung mußte ſich bei den eroberten teutſchen Völkern gleichfalls weſentlich verändern. Zu Hauſe in dem urſprünglichen Zuſtande, galt die königliche Gewalt im Frieden nicht viel; die Aelteſten oder Grafen (Geauen), als die beſtellten Richter in jedem Gau, verwalteten die gewöhnlichen Angelegenheiten, richteten die Streitigkeiten nach dem Herkommen, und über wichtigere, allgemeine Dinge wurde die Volksverſammlung berufen. Aber im Kriege gilt die Gewalt des Anführers über Alles; mit Recht, weil es auf ſchnelle Entſchlüſſe ankommt. Da war alſo der König oder Fürſt faſt unumſchränkter Gebieter, und ihm wiederum ſtanden ſeine Getreuen, aus dem Gefolge, am nächſten. Wenn ein ſolcher Krieg bald vorüber war, ſo trat auch der Fürſt wieder in die Unbedeutenheit des Friedenszuſtandes zurück; aber in den vielen Jahren der Züge, unter ſteten Kämpfen, konnte ſich ſeine Gewalt dauernd befeſtigen. Das ganze Volk wurde zum Heere; es gewöhnte ſich an den Gehorſam, der im Kriege nothwendig iſt; die Verfaſſung des Friedens verlohr ihre Kraft; und da man im Ziehen kein Vaterland hatte, ſo mußte ſich die ganze Liebe und das ganze Vertrauen auf den Anführer wenden, welcher zu Sieg und Beute und zur Erkämpfung eines neuen Erbes führte. Er war das Heil und die Hoffnung des Volkes, er war ſtatt Heimath und Vaterland, und diejenigen die Beglückten, welche ihm als Gefolge am nächſten ſtanden.

Dieſen wies es, wenn die Eroberung vollbracht war, von der Beute und dem Lande vor Allen ihr Theil an, wie er ihnen in der älteren Zeit nur das Pferd, die Waffen und den Unterhalt gegeben hatte; er ſelbſt aber nahm ſich ohne Zweifel das Meiſte und Vorzüglichſte, vor allem die Güter der bezwungenen und getödteten Fürſten; und ſo war ſeine Macht durch den Beſitz und durch den großen Anhang begründet. Die vom Gefolge aber hatten vielleicht wieder ihre Gefolge, die ſie von ihrem Theil belohnten, oder ſie erwarben ſich erſt ſolche Getreue durch Hülfe ihres größeren Beſitzes; und ſo entwickelten ſich jetzt die Grundzüge der Verfaſſung, welche man mit dem Namen des Lehnsweſens bezeichnet. Die Getreuen des Fürſten und der Großen, wurden der Adel der Nation; ſie erhielten Güter als Lehen, dafür, daß ſie ſich zur Kriegespflicht verbindlich machten; andere Beſoldungsmittel gab es nicht; ſie hieſen Vaſallen (Geſellen), und hielten ſich beſſer, als die gemeinen Freien welche nur eine Allode (ein Loos Aller, ſo viel Alle bekamen) erhalten hatten. Dafür brauchten aber die gemeinen Freien ſich nur zu großen Nationalkriegen zu ſtellen, wenn der Heerbann aufgeboten wurde; der Vaſall aber mußte auf jedes Aufgebot des Lehnsherrn, zu welchem Zweck es ſeyn mochte, bereit ſeyn; denn dafür hatte er ſein Gut. — Anfänglich waren die Lehen nicht erblich, der Lehnsherr konnte ſie einziehen und andern verleihen; allein im Laufe der Zeiten, und beſonders unter ſchwachen Regierungen, fanden die Vaſallen Mittel, auf eine oder andere Weiſe den Beſitz erblich und faſt unabhängig zu machen; und da wurde die königliche Gewalt durch eben diejenigen wiederum eingeſchränkt, die ſie früher zu ihrer Unterſtützung erhoben hatte. Die meiſten der Vaſallen waren auch mächtig durch ihr Allode, und wer wollte dem mächtigen Manne oder ſeinem Sohne das Lehen nehmen? Eigenthum und Lehen miſchten ſich, weil derjenige, der das Eigenthum erbte, auch das Lehen erbte.

Auch war in ſofern die Gewalt der Könige nicht unbeſchränkt, und die alte Freiheit nicht vernichtet

worden, daß die freien Männer noch immer Antheil an der Entſcheidung der wichtigſten Volksangelegenheiten hatten; es wurden noch regelmäßige Verſammlungen gehalten, und zwar bei den Franken zuerſt im März, nachher im May, woher die Benennung der März- und Mayfelder kam; — allein, der große Unterſchied gegen die alte Zeit war der, daß dieſe Verſammlungen nicht mehr aus der Mehrzahl aller freien Männer, ſondern größtentheils aus Lehnsmännern beſtanden, ſo daß der Adel die Entſcheidung gab. Und ſpäterhin wurden die Mayfelder gar nicht mehr gehalten, weil es bei der Größe des fränkiſchen Reiches, den meiſten zu beſchwerlich war, ſie zu beſuchen.

Die Geſetze der teutſchen Völker aus dieſem Zeitalter zeigen, daß ihr Zuſtand noch ſehr roh war. Todesſtrafe war faſt auf kein Verbrechen geſetzt, außer auf Verrath und Treuloſigkeit. Jeder Mord konnte mit Geld geſühnt werden. Die Todesſtrafe hätte die heftigen, gleich zu den Waffen greifenden Menſchen, welche ſehr wenig Furcht vor dem Tode hatten, doch nicht von der Befriedigung des augenblicklichen Nachgefühls abgehalten; die Geldſtrafe dagegen war für jene Zeit ſehr hoch, und daher empfindlich, und wer ſie nicht entrichten konnte, verlor die Freiheit und mußte des Beleidigten Knecht werden. Weil ein jeder bewaffnet ging, und ſich vertheidigen konnte, ſo wurde nach dem alemanniſchen Geſetz der Mord eines Mannes nur halb ſo ſchwer beſtraft, als einer Frau, die wehrlos war; Diebſtahl aber wurde mehr verabſcheut, als Mord, weil auch ein Feiger ſich an wehrloſen Dingen vergreifen kann. Nach dem ſächſiſchen Geſetz wurde, wer ein Pferd geſtohlen hatte, mit dem Tode beſtraft; jeder Mord aber, ſelbſt eines Edelmanns, konnte mit Geld gebüßt werden.

Eine jede körperliche Verletzung war ſehr genau nach Gelde angeſchlagen; die Verſtümmelung der Hand z. B. koſtete 100 Schillinge; des Daumens 45, der Naſe ebenfalls 45, des Zeigefingers 35, eines der andern nur 15.

Die Schuld oder Unſchuld eines Angeklagten

herauszubringen, ſchien ihnen bei ihrem wenig ſchlauen und für die Rechtskünſte nicht ſcharf ausgebildeten Sinne, ſehr ſchwer zu ſeyn. Sie halfen ſich daher mit den ſogenannten Gottesgerichten. Des Angeklagten Unſchuld ſchien ihnen dadurch erwieſen, wenn er bei Gefahren, die im natürlichen Laufe der Dinge verletzen, unverſehrt blieb; wenn z. B. ſeine Hand oder ſein Fuß, indem er ſie in ſiedendes Waſſer, oder an glühendes Eiſen hielt, keine Brandmahle bekam, oder wenn er im Zweikampf mit ſeinem Gegner obſiegte. Man hatte das Vertrauen, Gott werde die Unſchuld nicht ſinken laſſen; und gewiß ſehr oft hat, wenigſtens im Zweikampfe, das Bewußtſeyn der Unſchuld den Sieg gegeben.

Hauptvergnügungen waren noch immer die Jagd und der Krieg. Jene liebten ſie ſo ſehr, und ſchätzten Alles, was dazu gehörte, ſo hoch, daß z. B. bei den Alemannen ein geſtohlener Leithund mit 12 Schillingen, ein Pferd nur mit 6, und eine Kuh mit einem erſetzt werden mußte. Ein gemeiner abgerichteter Falke galt 3, und einer, welcher einen Kranich fing, 6 Schillinge

Der ganze ſittliche und bürgerliche Zuſtand der teutſchen Völkerſchaften, in den erſten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung, iſt in gewiſſer Hinſicht ſchlimmer, als das alte einfache Leben, da ſie den unmittelbaren Antrieben ihrer Natur folgten. Sie waren in dem Uebergange aus dem unbewußten Naturleben zu einiger Bildung, und dieſe Zeit eines Volkes iſt die übelſte, weil das Bewußtſeyn der ſittlichen Würde zu erwachen anfängt, ohne daß die Kraft der Selbſtbeherrſchung ſchon da iſt, um die gewaltigen Triebe und Leidenſchaften zu überwinden.

Wir halten aber vor allen Dingen dieſes feſt, daß die meiſten Züge der vorliegenden Schilderung nur auf die ausgewanderten Völker, und in der Hauptſache auch auf die Franken paßt, welche, wenn auch nicht wanderndes, doch eroberndes Volk wurden; daß dagegen die Alemannen, Baiern, Thüringer und Sachſen, alſo die Bewohner des eigentlichen Teutſchlands, noch lange in den alten Sitten und

Verfaſſungen geblieben und die Bewahrer der teutſchen Eigenthümlichkeit geweſen ſind; ja, daß die Sachſen noch zu Karls des Großen Zeit, alſo 800 Jahre nach Chriſti Geburt, in dem einfachen Zuſtande gefunden werden, welchen uns die Römer ſchildern.

---

24. Das Chriſtenthum in Teutſchland.

Die Gothen, Burgunder, Longobarden und Franken hatten, wie erzählt iſt, ſchon früher das Chriſtenthum angenommen; im eigentlichen Teutſchland erſchien es ein paar Jahrhunderte ſpäter. Doch obwohl die Alemannen, Thüringer und Baiern den Franken unterworfen wurden, ſo gaben ſich dieſe doch nicht viel Mühe, die heilige Lehre unter ihnen zu verbreiten, durch welches Geſchenk ſie ihnen für den Verluſt der Freiheit einen Erſatz hätten geben können. Es ſchien, als wenn ſie, die das Chriſtenthum durch Noth und im Getümmel der Schlacht angenommen hatten, es auch nur durch das Schwerdt auszubreiten verſtanden. Dagegen kamen aus einem fernen Lande die Apoſtel, welche die milde Lehre in den teutſchen Wäldern pflanzten: aus England, Schottland und Irland. Die Angeln und Sachſen waren als Heiden dorthin gekommen, und wurden langſam, nicht durch Gewalt, ſondern durch Belehrung und Ueberzeugung zum Chriſtenthume gebracht; und dafür ſchlug es ſo tiefe Wurzeln in ihrem Gemüthe, daß bald eine Anzahl begeiſterter, chriſtlicher Männer aus dieſen Ländern als Lehrer unter die Heiden zogen. Sie hatten nicht reiche Abteien, und nicht Ehre und Lohn bei den Menſchen wohl aber Spott, Verachtung, Mangel und die äußerſten Gefahren zu erwarten.

Solche Männer waren der heilige Kilian, Emmeran, Rupertus und Wilibrod, im ſiebten und achten Jahrhundert, und endlich der Engländer Winfried, welcher nachher den ehrenvollen Namen Bonifacius (der Wohlthäter) erhalten hat. Er arbeite vom Jahr 718 bis 755 mit unerſchütterlichem Muthe für das Chriſtenthum; in Franken, Thürin-

gen, am Rhein, bei Sachſen und Frieſen, pflanzte ſein Eifer die göttliche Lehre, und indem er den ſittenmildernden chriſtlichen Gottesdienſt ſtiftete, ſammelte er die Gemeinden in Dörfern, den Anfang von Städten. Zur Befeſtigung des neuen Glaubens legte er hin und wieder Bisehümer an, wie zu Salzburg, Regensburg, Würzburg, Eichſtädt und Erfurth zu Ohrdruf aber ſtiftetete er eine Pflanzſchule kunftiger Lehrer, die, ihrer Ordensregel gemäß, nicht allein das Chriſtenthum, ſondern auch die Kunſt des Acker- und Gartenbaues eifrig verbreiteten

Dabei ſcheute er ſich nicht, mit eigener Lebensgefahr den rohen Sinn der Völker durch ſeines Glaubens Kraft zu bekämpfen. Er ſtürzte ihnen ihre Altäre und die heiligen Bäume um, unter denen ſie ihren Göttern opferten. Einer darunter, zu Geißmar in Heſſen, war beſonders berühmt; Bonifacius aber ergriff ſelbſt die Axt und half ihn umhauen. Die umherſtehenden Heiden glaubten ſicherlich, der Gott, der in dem Baume ſey, werde alsbald mit Feuer herausfahren und den Frevler mit allen ſeinen Gefährten verzehren; aber der Baum fiel, ohne d ß das Feuer kam, und mit ihm fiel ihre alte Zuverſicht zu ihrem Gotte.

Noch mehr, als über die Rohheit der Heiden, klagt aber Bonifacius über die ſchlechten chriſtlichen Prieſter ſelbſt, die er bei den Franken fand. Sie lebten in allen Laſtern und machten ſich kein Gewiſſen daraus, zugleich den Götzen zu opfern und auch zu taufen, wie es jemand für Geld von ihnen verlangte. Und ſelbſt die Beſſern unter ihnen hatten eben ſo viel Luſt an den Waffen und an der Jagd, als an der Sorge für ihr geiſtliches Amt. „Die Religion liegt ſeit ſechzig bis ſiebzig Jahren ganz zu Boden," ſagt er in einem Schreiben an den Papſt Zacharias. „Die Franken haben mehr als achtzig Jahre lang weder eine Kirchenverſammlung gehalten, noch einen Erzbiſchof gehabt; die Bißthümer ſind meiſtens in den Händen geldbegieriger Laien, oder verbrecheriſcher Geiſtlichen, die auf nichts, als den zeitlichen Gewinn ſehen." — Daher war eine ſeiner

Hauptſorgen, daß von Neuem Kirchenverſammlungen der fränkiſchen Geiſtlichkeit gehalten wurden, um gute Sitten und die alte Kirchenzucht herzuſtellen; und daß die Geiſtlichen an den Verſammlungen des Märzfeldes Theil nahmen, damit auch das Wohl der Kirche daſelbſt berathen würde; und Vieles iſt ihm rühmlich gelungen.

Im Jahr 746 wurde Bonifacius zum Erzbiſchof von Mainz ernannt, und ſtand als ſolcher an der Spitze der ganzen oſtfränkiſchen Geiſtlichkeit. Dennoch wollte er nun nicht in Ruhe bleiben und ſein Alter genießen, ſondern die Bekehrung der Heiden blieb nach wie vor ſeines Lebens Arbeit und Ziel; und darüber ſtarb er endlich den Märtirer-Tod. Denn als er wiederum zu den Frieſen gezogen war, um einige Neugetaufte feierlich einzuſegnen, wurde er von einem bewaffneten Barbarenhaufen angefallen, welche an ihm Beute zu machen gedachten. Seine Diener ergriffen die Waffen; er aber verbot ihnen, Blut zu vergießen, und ſo wurde er mit allen Gefährten von dem wüthenden Haufen erſchlagen.

Die Stifter, Kirchen und Klöſter, die Bonifacius und andere in Teutſchland anlegten, wurden nicht nur die Funken, von welchen das Licht der Religion und Geiſtesbildung ausging, ſondern viele von ihnen bildeten auch den Mittelpunkt für neue Städte und Dörfer, welche nach und nach um ſie herum entſtanden. Nicht nur bauten ſich die Leibeigenen der Stifter bei ihnen an, ſondern auch andere ſuchten unter ihren Mauern Schutz, und es fanden ſich Kaufleute und Krämer ein, welche von den des Gottesdienſtes wegen dort zuſammenſtrömenden Fremden Gewinn hofften. Der Name der Kirchmeſſen hat davon ſeinen Urſprung.

---

25. Die Hofmeiſter bei den Franken.

Das fränkiſche Reich war in zwei Haupttheile getheilt, Neuſtrien und Auſtraſien, oder das weſtliche und öſtliche Reich, und erſteres zerfiel öfters

wieder in mehrere Theile. Im weſtlichen Reiche behielt römiſche Sitte und Sprache die Oberhand; im öſtlichen dagegen blieb das germaniſche Weſen vorherrſchend. Beide Theile waren häufig in Krieg und Unfrieden mit einander, und in dem Hauſe der Merowinger gingen die unerhörteſten Gräuel vor. Verwandte ermordeten ihre Verwandte, Brüder ihre Brüder, Frauen ihre Männer, und es war Haß und Verfolgung, ſo lange noch einige Kraft in dem Geſchlechte war. Als es dieſe aber verloren, und gleichſam ausgewüthet hatte, da wurde es träge und blöde und ganz elend, und der erſte Diener des Königs, den man Major Domus oder Großhofmeiſter nannte, regierte an ſeiner Statt das Reich. Urſprünglich war der Major Domus wirklich nur Hausmeier, er ſtand an der Spitze des königlichen Hauſes und der königlichen Leute (Landes), und war Anführer des Lehns-Gefolges im Kriege, zunächſt nach dem Könige. Der Heerbann der freien Leute ſtand nicht unter ihm. Als das Gefolge aber immer mehr den Vorrang gewann und zum eigentlichen Staate wurde, der Heerbann in Verfall gerieth, und der unabhängigen freien Leute immer weniger wurden, da wurden auch die Großhofmeiſter in Wirklichkeit die erſten Reichsbeamten, und unter ſchwachen Königen die eigentlichen Herrſcher. Wenn ein Krieg zu führen war, da traten die Großhofmeiſter an die Spitze der Schaaren, und zeigten ſich rüſtig zu tapferer That; auch im Frieden übten ſie das Gnadenrecht, vergaben die Stellen, vertheilten erledigte Kammergüter, und ließen den Königen nur die Ehre des Namens und der Krone, und die Schwelgerei im Innern des Pallaſtes. Nur bei der Mayversammlung erſchien der König öffentlich vor dem Volke. Dann ſaß er vor aller Augen auf dem Stuhl ſeiner Väter, grüßte ſeine Großen, wurde von ihnen begrüßt, empfing das von der Nation dargebrachte Geſchenk und reichte es dem am Throne ſtehenden Großhofmeiſter; vertheilte nach deſſen Weiſung die erledigten Güter beſtätigte die ſchon vergebenen. Dann ſtieg er auf den Wagen, der, nach alter Sitte, mit

vier Ochſen beſpannt war, fuhr wieder nach ſeinem Pallaſt und blieb daſelbſt bis zum folgenden Maytage.

So ſah es um Klodwigs, des großen Eroberers, Nachkommen aus, noch ehe zweihundert Jahre nach ſeinem Tode verfloſſen waren. Um das Jahr 700 nach Chriſti Geburt war Großhofmeiſter über ganz Frankreich, ſowohl Neuſtrien als Auſtraſien, Pipin von Herſtall, (welches bei Lüttich liegt,) ein ſehr kluger und rechtſchaffener Mann, der Ordnung und Gerechtigkeit herſtellte, die alten Mayfelder regelmäßig hielt, und die Liebe und das Zutrauen des Volkes in ſolchem Grade gewann, daß er die Großhofmeiſterwürde in ſeinem Geſchlechte erblich machen konnte. Sein Sohn, Karl Martel, der nach ihm Großmeiſter wurde, hat die ganze Chriſtenheit von einer großen Gefahr errettet.

---

26. Karl Martell, gegen die Araber. 732.

Es war ein Volk von Mittag herangekommen, und hatte in kurzer Zeit mit Feuer und Schwerdt große Länder durchzogen und ſeiner Herrſchaft unterworfen. Kein Volk konnte ihm eine Gränze ſetzen, ſein Arm war unwiderſtehlich und traf wie ein Blitz auf die Widerſacher. Dieſes Volk waren die Araber; ſie kamen aus Aſien her, und ihre große Kraft kam aus ihrem neuen Glauben. Denn der, den ſie ihren Propheten nannten, Mohamed, hatte ihnen vieles aus der Lehre Moſes und unſeres Heilandes verkündigt, und dazu hatte er dem Volke, welches die ſinnlichen Freuden über Alles liebte, große Belohnungen und immerwährenden Genuß im Paradieſe verſprochen, wenn es für den neuen Glauben begeiſtert kämpfte und ihn über alle Länder verbreitete. Er lebte um das Jahr 622. Nun hatten ſie ſchnell viele Länder in Aſien und Afrika erobert, und weniger als hundert Jahre nach Mohameds Tode, 711. gingen ſie ſchon über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien hinüber. Roderich, König der Weſtgothen, der Spanien beherrſchte, ſtellte ſich ihnen bei

Heeres entgegen, er ſtritt für die Krone, für die Freiheit und die Religion der Weſtgoten; lang und hart war der Kampf; heldenmüthig focht Roderich: bis ein verrätheriſcher Graf, der die Araber über die Meerenge gerufen hatte, zu dem Feinde überging. Da fiel der König und mit ihm die Blüte des Heeres. Das Reich der Weſtgothen wurde unter die Araber gebracht, und bald herrſchten ſie vom Meere bis an das Pyrenäengebirge, ſo daß nur ein ganz kleiner Fleck vom nordweſtlichen Spanien, in den aſturiſchen Gebirgen, den Gothen als freier Beſitz übrig blieb.

Nachdem die Araber Spanien bezwungen hatten, warfen ſie ihre Augen auf Frankreich, und fielen über die Pyrenäen in das Land ein. Zu gleicher Zeit waren ſie auch vor Conſtantinopel gezogen, das am andern Ende von Europa, nach Morgen zu liegt, ſo daß ſie das europäiſche Land von Abend und von Morgen her in ihre Mitte nahmen, um es ganz zu erdrücken und das Chriſtenthum auszurotten. Und hätten ſie an beiden Seiten den Sieg erhalten, ſo zogen ſie immer weiter, und beide große Heere wären in Teutſchland zuſammengetroffen und hätten das Werk vollendet. Aber das Schickſal hatte es anders beſchloſſen. Die Stadt Conſtantinopel widerſtand durch ihre ſtarken Mauern und durch das griechiſche Feuer, welches die Einwohner gegen die feindlichen Schiffe gebrauchten. In Frankreich aber widerſtand ihnen der ſtarke Held, Karl Martell, Pipins Sohn; Martell heißt der Hammer, weil er wie ein Hammer die Feinde getroffen. Er hatte einen Bund gemacht mit dem Longobarden-König Luitprand, der in Italien herrſchte, und der auch ein tapferer und weiſer König war. Dieſer ſtellte ſich zwiſchen Frankreich und Italien an die Gränze, daß die Araber nicht in ſein Land fielen, und Karl mit den Franken ging ihnen entgegen über den Loirefluß und traf auf ſie zwiſchen den Städten Tours und Poitiers, wo ſich weite Gefilde ausbreiten. Hier geſchah die Schlacht an einem Samſtag im Oktober des Jahres 732. Eng und undurchdringlich, mit einer Vor-

mauer von Schilden bedeckt, unerſchütterlich, ſtanden die Franken und hielten den erſten ungeſtümen Angriff der Araber aus; denn dieſe waren immer am heftigſten bei dem erſten Anrennen. Plötzlich aber brachen die Franken los, ſtürzten auf die Feinde, warfen ſie nieder, und mit ihrem Feldherrn Abderrachman ſollen ihrer mehr als 300,000 gefallen ſeyn, die das Schwerdt der Franken würgte. Die, welche übrig blieben, flohen nach Spanien zurück, und dieſer Tag ſetzte ihnen von der Seite auf immer eine Gränze.

Karl, der wegen dieſer That in allen Landen hoch geehrt wurde, ſtarb im Jahr 741.

I. Die Karolinger. 752—911.

27. Pipin der Kleine. 752.

Sein Sohn hieß **Pipin der Kleine** oder der **Kurze**; er war auch Großhofmeiſter bis zum Jahre 752, und regierte das Reich nach ſeinem Gefallen, klug und gerecht, während König **Childerich** III. wie ein Weib im Pallaſte ſaß und ſich um das Reich nicht kümmerte. Da, als Pipin die Gemüther der Franken für ſich günſtig ſah, ſchickte er eine Bothſchaft zu Papſt **Zacharias** nach Rom, und ließ ihn alſo fragen: „Muß derjenige König genannt werden, der die Königsgewalt in Händen hat, oder derjenige, welcher nur den Namen trägt?“

Der Papſt antwortete: „Derjenige muß auch König heißen, der Königsgewalt hat.“

Der heilige Bonifacius hatte die Franken gewöhnt, bei beſonderen Gewiſſensſachen den Papſt, wie einen geiſtlichen Vater, um Rath zu fragen, und als Antwort auf ſolche Frage, als Rath und Gutachten, nicht aber als eine Abſetzung des Königs, vermöge einer dem Papſte zuſtehende Gewalt über die Kronen, iſt der päpſtliche Ausſpruch zu betrachten. Die Franken verſammelten ſich darauf zu Soiſſons,

und nahmen Childerich III., dem letzten Merowingen, die Krone ab, ſchnitten ihm das lange Haar, das Ehrenzeichen der fränkiſchen Könige, ab, und hießen ihm, ſeine Tage in einem Kloſter zu beſchließen; und Pipin, Sohn Karl Martells, und Enkel Pipins von Herſtall, wurde 752 als König der Franken von Bonifacius geſalbt, 266 Jahre nachdem Klodwig, der Merowinge, das Reich gegründet.

Pipin vergrößerte durch Muth und Weisheit die Macht ſeines Volkes. Dem Papſt Stephan zog er zu Hülfe nach Italien, als derſelbe von den Longobarden bedrängt wurde, eroberte von dem Könige Aiſtulph die Stadt Ravenna nebſt dem Lande umher, was vorher den griechiſchen Kaiſern gehört hatte, und ſchenkte es dem Papſte. Das iſt der Anfang des Kirchenſtaates.

Pipin ſtarb 768 und die Franken trauerten über ſeinen Tod, als wenn er aus dem alten Königsgeſchlechte entſprungen wäre — Sein Körper war klein, aber ſehr ſtark. Als man einſt, — ſo wird erzält, — bei einem Thiergefecht über ſeine Geſtalt ſcherzte, trat er auf den Kampfplatz, zog ſein Schwerdt und ſchlug mit einem Hiebe einem Löwen den Kopf ab. „Nicht groß bin ich, ſagte er, aber ſtark iſt mein Arm.“

Seine Söhne Karl und Karlmann wurden von dem Volke der Franken in feierlicher Verſammlung zu Königen gewählt, und theilten das Reich gleichmäßig unter einander.

Das Mittelalter, bis zu der Reformation.

Dritter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis Heinrich I.

768—919.

28. Karl der Große.

767—814.

Wie die außerordentlichen Menſchen der Weltgeſchichte meiſtentheils ſehr verſchieden, oft entgegengeſetzt, beurtheilt werden, ſo iſt es auch Karl dem Großen geſchehen, daß er von einigen unter die erhabenſten Helden und Weiſen des Menſchengeſchlechts gerechnet, von andern aber als ein blutdürſtiger Tyrann verworfen iſt, welchem nichts als Krieg und Zerſtörung im Sinne gelegen. Wahr iſt, daß er viele Völker mit den Waffen überzogen und ſeiner Herrſchaft unterworfen, daß er ſeine Schaaren von einem Ende ſeines großen Reiches bis zum andern in ſteten Kriegszügen geführt und Europa eine andere Geſtalt gegeben hat. Soll die Geſchichte ihn ſegnen, oder ihm fluchen, wegen ſo außerordentlicher Thaten?

Derjenige wird ſicherlich ein faſches Urtheil über die großen Schickſale der Völker fällen, welcher es nicht verſteht, ſich aus ſeiner Zeit hinweg in diejenige zu verſetzen, deren Bild entworfen werden ſoll. In Zeiten des Kampfes zwiſchen Roheit und Bildung, wenn aus den vorhandenen Beſtandtheilen etwas Neues und Größeres aufkeimen will, wozu der ruhige, hergebrachte Ablauf der Dinge nicht hinreicht, ſchickt die Vorſehung Gewaltige aus, welche ein ganzes Zeitalter in ſeiner Entwicklung um viele Schritte weiter führen ſollen; und ſie rüſtet dieſelben mit deſto größerer Kühnheit der Seele, und deſto ſtärkerer Willenskraft aus, je größer das Ziel iſt, welches durch ſie gewonnen werden ſoll. Und weil nun ſolche Geiſter nicht auf gewöhnlichen Wegen wandeln, weil vielleicht unter ihrem Fuße, während ihr Auge auf den fernen Bergesgipfel gerichtet iſt, nach welchem ſie ſtreben, manche Blume zertreten wird, und weil ſie in dem ungeduldigen Ringen, welches in dem kurzem Raume eines Menſchenlebens den Lauf von Jahrhunderten vorbilden ſoll, manch heiliges Recht der Gewohnheit, unbewußt, verletzen; ſo wendet ſich der ruhige, bürgerliche Sinn, für welchen die Heilichkeit der Rechte die Grundlage des Lebens ſeyn muß, gegen das Gefäß, in welchem ſo ungeheure Kraft zuſammengedrängt war. Er wird in ſeinem Urtheile hart und ungerecht. Wer aber will den Bergſtrom ſchelten, daß er nicht fließt wie der Wieſenquell, ſondern Steine und Bäume in ſeinem Laufe mit ſich fortwälzt? Er ſoll vielleicht die faulen, abgeſtorbenen Stämme mit ihren Wurzeln ausreißen, damit dem jungen, friſchen Anwuchſe der lichte Himmel frei gemacht werde.

Damit ſey nun keinesweges der Gewaltthätigkeit übermüthiger Herrſcher das Wort geredet, deren Thun aus unlauterer Quelle fließt. Der Menſch iſt frei, und giebt ſich ſelbſt zum Werkzeuge der Vorſehung in ihrem großen Weltplane hin. Die Weiſe, wie er ſich hingiebt, iſt ſeine eigene und rechtfertigt, oder verdammt ihn. Nicht, daß er große Thaten verrichtet, daß unter ihm Tauſende in den Schlach-

ten geblutet und andere, im Jubel des Sieges, ihn ihren Gott genannt haben, entſcheidet über ſeinen Werth oder ſeine Verwerflichkeit; ſondern in welchem Sinne und zu welchem Zwecke er das Außerordentliche verrichtete; ob, von großen Gedanken geleitet, für ein würdiges und großartiges Ziel, oder nur für ſeinen Stolz, ſeine Herrſchſucht und Eitelkeit; alſo, um in einem Gleichniſſe zu reden, ob in dem Spiegel ſeines Lebens der unendliche Himmel mit ſeinen Welten, oder ob nur ſein eigenes ſtolzes Bild darin wiederſtrahlt. Es iſt dieſes aus vielen Zeichen, beſonders aber daran zu erkennen, ob er die Würde der Menſchheit, als etwas Heiliges, auch in dem Einzelnen ehrt, oder ob er eine ſolche Würde nicht ſieht und erkennt, ſondern die Menſchen verachtend, ſie als bloße Werkzeuge zu ſeinen Zwecken gebraucht.

Dieſes ſoll uns der Maaßſtab des Urtheils ſeyn, damit es ſich weder auf der einen Seite verirre und von der bloßen Kraft ohne die Güte hinreißen laſſe, noch auf der andern gegen alle die Namen im Voraus ungerecht ſey, welche im Buche der Geſchichte vielleicht oft mit Blut und Flammen geſchieben ſind.

---

29. Wie Karl das Reich vorfand.

Die Werke eines großen Mannes erhalten ihr rechtes Licht aus dem Zuſtande der Welt, in welcher er auftritt; es iſt alſo nöthig, die Lage Europa's kurz in einem Bilde zuſammen zu faſſen zu der Zeit, als Karl zur Regierung kam.

1) Das oſtrömiſche odee griechiſche Kaiſerthum ſtand noch; aber ſchon in dem wunderlichen Gemiſch von Altem und Neuem, von Glanz und Dürftigkeit, von Anmaßung und Schwäche, worin es ein Jahrtauſend lang ein Räthſel für die Weltgeſchichte, da geſtanden hat. Denn kaum iſt es zu begreifen, wie ſich ein bloßes Schattenbild von einem Alten, Großen und Herrlichen ſo lange Zeit, ohne inneres Leben, erhalten konnte. Der Wechſel der

Herrſcher und die Unbeſtändigkeit aller Verhältniſſe waren ſo groß, daß für einen Kaiſer in Konſtantinopel kein Titel ſchmeichelhafter war, als: „Der kaiſerliche Sohn eines im Purpur gebornen Vaters" zu ſeyn, (porphyr genitus porphyrogeniti) Für Karl den Großen konnte dieſes entfernte, ausgebreitete, doch ſchwache Reich zunächſt kein Gegenſtand, weder der Furcht noch der Ehrſucht ſeyn. Er hat mit den griechiſchen Kaiſern Freundſchaft gehalten, und ſie haben ſich gegenſeitig mit Geſandtſchaften und Geſchenken geehrt; denn auch den Griechen lag daran, mit ihm in gutem Vernehmen zu ſeyn. Es war ein griechiſches Sprichwort: „Halte den Franken zum Freund, doch wehr' ihn von dir als Nachbar."

2) England war beim Anfang von Karls Regierung noch unter mehrere angelſächſiſche Könige getheilt, und eine geſchloſſene Welt für ſich, ohne Einfluß auf die Völker des feſten Landes. Dennoch wurde Karls Name bald auch in England bekannt und hochgeehrt; einer ſeiner vertrauteſten Freunde, Alcuin, war ein Engländer, und durch ihn ließ er oft an die dortigen Fürſten ſchreiben und ſie ermahnen, einig zu ſeyn und die Angriffe der Dänen tapfer abzuſchlagen. Selbſt die Thane (kleinen Könige) in Schottland nannten ihn nicht anders als ihren Herrn

3) Der Norden von Europa war noch wenig bekannt; zwar die Wiege ſehr tapferer Männer, welche das Eiſen ihres Bodens mit kräftiger Hand zu führen wußten, und die nach Karls des Großen Zeit durch ihre Seezüge und Einfälle an allen europäiſchen Küſten einen furchtbaren Namen gewannen; jetzt aber waren ſie noch ohne Gewicht für das fränkiſche Reich. Dennoch ſah Karl in ſeinem weitſchauenden Geiſte die Gefahr voraus, welche von ihnen drohte. Es wird erzählt, wie er einſt in einer Seeſtadt, (man ſagt Narbonne geweſen, als ſich Schiffe der Küſte näherten, aber von den Anweſenden nicht erkannt wurden. Karl, mit ſcharfem Auge, erkannte ſie am Bau und der ſchnellen Bewegung für normänniſche Seeräuber. Sie wichen eilig zurück, als ſie hörten,

der große Kaiſer ſey da; und er trat wehmüthig an's Fenſter, vergoß Thränen, und hub endlich an: „Ihr wollt wiſſen, meine Getreuen, warum ich geweint? Nicht aus Furcht, ſeht ihr; nein, mich betrüb's, daß ſie ſich bei meinem Leben an dieſes Ufer gewagt, und mit Schmerzen erkenne ich das Unheil voraus, das ſie über meine Nachfolger bringen werden."

4) Die ſpaniſche Halbinſel war, bis auf einige weſtgothiſche Orte in den Gebirgen, den Arabern unterworfen; aber ihr Religionseifer war ſchon erkaltet, ihre Kraft durch innere Uneinigkeiten gelähmt. Von Europa's Eroberung hatte ſie Karls Großvater zurückgeſchreckt, und ſie dachten nur an ihr eigenes Beſtehen in Spanien. Aber Karl konnte die Feinde des chriſtlichen Namens nicht gleichgültig als ſeine Nachbarn ſehen.

5) Italien war unter drei Herrſchaften vertheilt; die longobardiſche in Ober- und einem Theile von Unter-Italien; die griechiſche in Unteritalien und Sicilien, und die römiſche in Mittelitalien. Rom war in einer gemiſchten Verfaſſung, indem die Gewalt zwiſchen dem Papſt, dem Senat und dem Volke getheilt war; doch gewann der Papſt immer mehr an Anſehen. Die oberſte Schutzherrſchaft war aber dadurch von den griechiſchen Kaiſern an die Könige der Franken gekommen, daß der Papſt Stephan, im Namen des römiſchen Senats und Volkes, die Würde eines Patricius von Rom den König Pipin und ſeinen Söhnen im Jahr 754 übertragen hatte. — Zwiſchen Römern und Longobarden beſtand ein arger Haß und unverſöhnliche Feindſchaft, welche die nächſte Veranlaſſung waren, den König Karl in die Angelegenheiten Italiens hineinzuziehen. Zwar hatte er verſucht, die alte Eiferſucht, die auch zwiſchen Franken und Longobarden obwaltete, auszugleichen, indem er die Tochter des Königs Diſiderius heirathete; allein bei dieſer Gelegenheit ſchon ſchrieb ihm der Papſt Stephan: „Welcher Wahnſinn von dem vortrefflichen Sohne eines großen Königs, ſein ſo edles fränkiſches Geſchlecht durch die Verbindung mit der treuloſen und ſtinkendſten Nation der Lon-

gobarden zu beflecken, die nicht einmahl in die Zahl der Völker gerechnet werden darf, und von welcher ohne Zweifel das Geſchlecht der Ausſätzigen herſtammt. Welche Gemeinſchaft hat wohl das Licht mit der Finſterniß und ein Gläubiger mit einem Ungläubigen?" — Die Longobarden erwiederten ſolchen Haß der Römer reichlich; einer ihrer Biſchöfe ſagt von ihnen: „Unter dem Namen eines Römers begreifen wir alles, was niederträchtig, furchtſam, geizig und lügenhaft iſt, ja alle Laſter zuſammengenommen." — Karls Verbindung mit dem longobardiſchen Königshauſe war nicht von Dauer; er ſchickte dem Deſiedrius ſchon im zweiten Jahre die Tochter zurück, ſey es, daß der Unwille des Papſtes über dieſe Ehe, oder andere unbekannte Urſachen ihn dazu vermochten. Und bald werden wir hören, wie noch größere Veranlaſſung zur Feindſchaft zwiſchen ſie kam.

6) Im Südoſten von Karls Ländern, in Oeſtreich und Ungarn, wohnten die Avaren, ein aus Aſien gekommenes Volk, welches lange gekriegt und die Provinzen des morgenländiſchen Kaiſerthums ausgeplündert hatte, jetzt aber nur die zuſammengeraubten Schätze ängſtlich bewachte. Dieſe lagen in beſondern, mit Wällen und Gräben umſchloſſenen Orten, die ſie Ring nannten, aufgeſchüttet, und ſchienen gleichſam einen jeden einzuladen, ſie ihren Beſitzern wieder zu nehmen, welche nicht verſtanden, ſie zu genießen.

7) Den übrigen Theil der öſtlichen teutſchen Gränzen hatten die verſchiedenen Stämme der Slaven inne; ein rohes Volk, von weniger edler Naturanlage, als die Germanen. Von Teutſchland beſaßen ſie Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, einen Theil Sachſens, die Lauſitz, Schleſien und Böhmen.

8) In Teutſchland ſelbſt fand Karl beruhigte Genüther. Die den Franken unterworfenen Stämme, Alemannen, Baiern, Thüriger, hatten ſich allmählig an die fremde Herrſchaft gewöhnt, welche nicht drückend war, ſondern ihnen ihre Sitten, Geſetze und Eigenthümlichkeiten gelaſſen hatte. Nur wurden ſie, außer den Baiern, nicht mehr nach alter

Weiſe durch eigene Herzöge, aus einheimiſchem Herrſcherſtamme, ſondern, der fränkiſchen Einrichtung gemäß, durch Grafen ohne erbliche Macht, in den einzelnen Gauen, regiert. Daher fehlte ihnen der Vereinigungspunkt, und nur in den Baiern lebte der alte Sinn nach Unabhängigkeit noch am ſtärkſten. Sehr ergeben waren dem neuen, karolingiſchen Königshauſe die Biſchöfe in allen dieſen Provinzen.

Aber an den Gränzen ſeines Reiches im nördlichen Teutſchland wohnten Nachbaren, welche ſeiner Kraft den erſten Gegenſtand darboten; die Sachſen nemlich, unbezwungen und frei in ihren Gränzen vom teutſchen Meer bis an Thüringen, und von der Elbe bis faſt an den Rhein. Während bei den Franken die altgermaniſche Verfaſſung ſchon vielfältig geändert war und die Kriegsleute vom Gefolge des Königs den Adel an ſich geriſſen und den Platz der freien Leute eingenommen hatten, lebten die Sachſen noch in den alten Sitten ihrer Stammväter, ohne gemeinſames Oberhaupt, ein jeder Gau unter ſeinen Vorſtehern und nur zur Zeit des Krieges unter einem ſelbſtgewählten Heermann. Es war ein Volks ſtatt freier Männer auf freien Höfen; das Innere ihres Landes wurde durch Wälder und ſumpfige Brüche vertheidigt, an der Lippe, Ruhr, Weſer, Dimel und Elbe waren feſte Plätze zum Schutze der Gränze angelegt. In ihren tauſendjährigen Hainen opferten ſie noch immer den Göttern ihrer Väter, während die andern germaniſchen Völker ſchon alle das Chriſtenthum angenommen hatten; ja ſie wurden beſchuldigt, ſogar auch Menſchenopfer zu bringen, und die Franken achteten ſich ihnen durch das Chriſtenthum, ſo wie durch ihre übrige Ausbildung, ſo überlegen, daß ihre Geſchichtſchreiber nicht genug von der Sachſen Rohheit und Wildheit zu erzählen wiſſen. Sie waren aber nicht ſowohl gefährliche als läſtige Nachbaren der Franken, weil ſie, gleichfalls nach altem germaniſchen Brauch, nicht Eroberungen, ſondern nur Raubzüge in das benachbarte Land machen wollten. Indeß hätte eine wohlbewachte Gränze wohl hinlänglichen Schutz gegen ſie gewährt,

wie ebenfalls gegen die Slaven und Avaren; und wir ſehen überhaupt aus der ganzen, eben entworfenen Schilderung, daß Karl, gleich den Merowingern, ruhig im Beſitze ſeines angeſtammten Erbes bleiben konnte, ohne große auswärtige Kriege zu führen. Das Frankenreich ſtand in ſelbſtgenügender Kraft, von den Pyrenäen bis an den Niederrhein, und von dem engliſchen Kanal bis an die Ens in Oeſtreich, da, und hatte von allen ſeinen Nachbarn nichts zu fürchten.

Allein ſolcher Geiſt, der ſich des ruhigen Beſitzes erfreut, war dem König Karl nicht zu Theil geworden; die innere Kraft ſollte in neue Bildungen ausſtrömen, und das war das Geſetz, ſeiner Natur eingepflanzt. Der Zuſtand der Welt forderte große, bildende Kräfte, wenn er nicht noch Jahrhunderte lang wüſt und verworren da liegen ſollte. — Wir mögen Karl nicht ſchelten, daß er dieſem Triebe ſeines Weſens folgte, ſondern die Art und Weiſe, wie er ihm folgte, und ſeine neue Schöpfung geſtaltete, giebt den Maßſtab des Urtheils über ihn. Hat er nach großen Gedanken gebildet, und iſt ſein eigener Sinn großartig, oder iſt er kleinlich und auf das Eitle gerichtet geweſen? — Darüber muß die Geſchichte ſeines Lebens ſelbſt entſcheiden.

---

30. Die Kriege Karls des Großen.

Nachdem Karl und ſein Bruder Karlmann einige Jahre gemeinſchaftlich regiert hatten, ſtarb der letztere 771; ſeine Wittwe und Kinder flohen, wir wiſſen nicht aus welchem Grunde, zu dem Longobarden König Deſiderius; und die Großen in Karlmanns Ländern verlangten den Bruder auch zu ihrem Könige. So war nun Karl Alleinherr der Franken.

Darauf verſammelte er zu Worms einen großen Reichstag, 772, ſtellte der Verſammlung die ſtets wiederholten Beleidigungen von Seiten der Sachſen und das Verdienſt ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum vor, und ſo wurde der Krieg gegen die

Sachſen von der Nation beſchloſſen: der erſte und der längſte Krieg, den Karl geführt hat; denn er hat, mit mehreren Unterbrechungen, bis zum Jahre 803, alſo in's zwei und dreißigſte Jahr, gedauert. Karl beſiegte in dieſen Jahren die Sachſen im offnen Felde, mit ſeines Heeres Macht, oft, und zwang ſie Frieden zu ſchließen; allein, wenn er ihr Land wieder verlaſſen und an ein anderes Ende ſeines Reiches ziehen mußte, ſo brachen ſie den Frieden, lehnten ſich gegen die verhaßte Herrſchaft auf, verjagten die fränkiſchen Beſatzungen, und thaten ſelbſt Einfälle in das Frankenland; bis Karl wieder erſchien und ſie von Neuem zur Unterwerfung zwang.

Der erſte Zug in ihr Land, 772, war glücklich und kurz; er ging von Worms aus durch Heſſen an die Weſer und Dimel. Karl eroberte die Ehresburg, der Sachſen Zufluchtsort unweit der Weſer, in unwegſamer Gegend, auf einer ſteilen Höhe; (es ſoll der Ort ſeyn, wo jetzt Stadtberg an der Dimel liegt); und zerſtörte die berühmte Irminſul oder Irmenſäule, das größte Heiligthum der Sachſen, von welchem wir nicht genau wiſſen, ob es ein Götterbild, oder vielleicht ein Denkmahl Hermanns geweſen iſt, welches göttlich verehrt wurde. — Die Sachſen ſchloſſen an der Weſer Feiede, und gaben zwölf Geißeln.

Karl war froh, ſo ſchnell einen guten Frieden gewonnen zu haben, denn ſchon rief ihn eine andere Angelegenheit nach Italien. Deſiderius, der ſich durch die Aufnahme der Wittwe Karlmanns ſchon als Feind gezeigt hatte, verlangte von dem neuen Papſte Hadrian, daß er Karlmanns Söhne zu Königen der Franken ſalbe; und als Hadrian ſich weigerte, überzog er ihn mit Krieg. Der Papſt forderte Hülfe von Karl, und dieſer machte ſich auf, zog über die Alpen, umging die Bergpäſſe, die Clauſen genannt, welche die Longobarden beſetzt hatten, und lagerte ſich vor Pavia, im Jahre 774. Deſiderius gedachte ſeine Hauptſtadt ſo lange zu vertheidigen, bis Krankheit und Mangel die Franken zum Rückzuge nöthigten; allein Karl war nicht der Art, ſich

leicht ermüden zu laſſen; ſechs Monate lag er vor Pavia, nahm es ein, erhielt den Deſiderius gefangen und ſchickte ihn in das Kloſter zu Corbey, wo er nach einiger Zeit ſtarb. Karl nannte ſich nun König der Lombarden, und ließ ſich zu Mailand krönen; aber ehe er alle Dinge in Italien in Ordnung bringen konnte, kam ſchon Bothſchaft aus Teutſchland, daß die Sachſen von Neuem den Krieg angefangen hatten. Er eilte zurück, (775), ſtellte die Ruhe her, und da unterdeß der longobardiſche Herzog Rotgaud von Friaul, dem er als Vaſallen ſeines Reichs die Päſſe der Alpen anvertraut hatte, den Augenblick zu benutzen trachtete, und ſich empörte, war Karl ſchon wieder in Italien (776) und ſtrafte die Abgefallenen, ehe ſie ihn einmal benachrichtigt glaubten.

Dieſesmal wollte er auch nach Rom ziehen; da kömmt der Bote, die Sachſen ſeyen von Neuem in Aufruhr, hätten die Ehresburg, wiedergenommen und belagerten Siegburg am Siegfluſſe. Er, ſchnell zurück, dringt durch alle ihre Verhaue, bis nach Lippſpring, und hier ergeben ſich die Sachſen wiederum und viele geloben ſogar, Chriſten zu werden, und laſſen ſich taufen.

Im folgenden Jahre, 777, konnte Karl ſchon einen Reichstag im ſächſiſchen Lande, zu Paderborn, halten, wo das Volk, zum großen Theile, Treue ſchwur. Ihr kühnſter Anführer aber, Wittekind oder Wedekind, hatte ſich zu dem normänniſchen König Siegfried geflüchtet. Auf dieſem Landtage war es, als vor Karl die Geſandten der arabiſchen Stadthalter von Saragoſſa und Huesca in Spanien erſchienen, und ſeine Hülfe gegen den König Abderrachman anflehten. Er hielt es ſeines Namens würdig, die, welche ſich in ſeinen Schutz begaben, nicht vergeblich bitten zu laſſen; auch waren ihm die Ungläubigen, welche in Europa eingedrungen waren, die verhaßteſten Feinde. Er zog gleich im folgenden Jahre, 778, nach Spanien; die kleinen chriſtlichen Fürſten in den Gebirgen von Navara die ſich von den Mauren unabhängig erhalten hatten, ſchloſſen ſich an ihn an; er eroberte

Pampelluna, Saragoſſa, Barzellona und Girona, und das Land bis an den Ebro huldigte ihm; es gehörte von nun an zu ſeinem Reiche und wurde die ſpaniſche Mark genannt.

Auf dem Rückzuge aber, als ſich, wie es beſchrieben wird, zwiſchen den rauhen Felſen der Pyrenäen, auf walddunklem, ſchmalen Wege, ſein Heer wie eine lange, eherne Schlange hinwinden mußte, gerieth ſein Nachtrab, getrennt von dem Hauptheere, in den Bergſchluchten von Roncesvalles in den Hinterhalt der Bergbewohner, die ihnen auflauerten; die Franken konnten in ihren ſchweren Waffen nicht fechten, und fielen mit ihrem Anführer Rutland, dem Grafen der Seeküſte am Kanal. Das iſt der berühmte Ritter Roland, von welchem ſpäterhin, ſo wie von ſeinem Könige Karl, in Sagen und Liedern ſo vieles geſungen iſt.

Indeſſen hatten die Sachſen, ihrer Gewohnheit gemäß, als der König ſo weit entfernt war, wieder zu den Waffen gegriffen; ſie fielen unter Wittekind in das Land der Franken, und verheerten es mit Feuer und Schwerdt bis nach Duitz, Köln gegenüber. Dieſer und die früheren Aufſtände der Sachſen waren nicht ſowohl Kriege des Volks, der eigentlichen Hausväter, ſondern einzelner Anführer mit ihren Gefolgen, die ſich an die Verträge nicht gebunden glaubten. Karl kehrte wieder, jagte die Feinde tief in ihr Land zurück, und baute 780 ſchon Feſtungen an der Elbe, um ihnen einen ſcharfen Zaun anzulegen. Und nun glaubte er ihrer ſo gewiß ſeyn zu können, daß er 781 eine Reiſe nach Rom machte, um ſeinen Sohn Pipin vom Papſte zum König über Italien, und Ludwig über Aquitanien (Süd-Frankreich) ſalben zu laſſen.

Die Sachſen hatten ſich unterdeß im Ganzen ruhig verhalten; daher wagte es Karl 782, ſie mit einem fränkiſchen Heere gegen die Slaven zu ſchicken, welche an der ſächſiſchen Gränze nach Morgen zu wohnten. Aber in den Sachſen wollte das Andenken der alten Freiheit nicht erſterben; und das Chriſtenthum, welches ihnen von den verhaßten Nach-

baren mit dem Schwerdte gebracht war, konnte noch keine Gewalt über ihre Herzen gewinnen. Es kam ihnen unerträglich vor, daß der Mann einen Schimpf nicht ſelber rächen, und daß ein Held nicht ſeinen beſondern Himmel haben ſollte. Auch erſchien ihnen die Abgabe des Zehntens, den ſie der Kirche entrichten ſollten, als höchſt drückend. — Sie glaubten jetzt den beſten Augenblick gewonnen zu haben, das Joch abzuſchütteln; und wie ſie einſt den Varus im teutoburger Walde überfallen hatten, ſo umringten ſie jetzt, auf dem Berge Suntel, an der Weſer, die fränkiſchen Heerführer Geilo und Adalgis, welche gegen die Slaven ziehen ſollten, und machten ſie nebſt einem großen Theile ihres Heeres nieder.

Dieſe That indeß entflammte den Zorn des Königs, der über ihre beſtändige Empörung ſchon im höchſten Grade unmuthig war, ſo ſehr, daß er in ihr Land brach, es weit und breit verheerte, und an fünftehalb Tauſend gefangene Sachſen, als ein ſchreckendes Beiſpiel für die übrigen, und als Sühnopfer für ſein, durch Verrath erſchlagenes, Heer, — ſo erſchien ihm die That der Sachſen, — bei Verden an der Aller enthaupten ließ. Ein Flecken in ſeiner Geſchichte, welcher nicht gerechtfertigt, ſondern höchſtens mit der raſchen und wilderen Art jener Zeiten, und des Königs gewaltigen Leidenſchaften, entſchuldigt werden mag.

Als Folge ſeiner harten That mußte auch Karl 783 das ganze Volk der Sachſen, unter Wittekind und Albion, in ſolchem Zorne und in ſolcher Einigkeit aufſtehen ſehen, als nie zuvor. Es kam zu zwei harten Schlachten, bei Thietmelle, jetzt Detmold, und an dem Fluſſe Haſe im Osnabrückiſchen; die erſte unentſchieden, die zweite aber ſo unglücklich für die Sachſen, daß Karl bis an die Elbe vordrang und ſich in ihrem Lande immer mehr befeſtigte. Da ſahen Wittekind und Albion, daß der Himmel ihres Volkes Schickſal entſchieden habe, und daß ein fernerer Widerſtand es ganz vernichten werde; ſie gelobten dem gewaltigen Könige Unterwerfung, und verſprachen eidlich, ſelbſt nach Frankreich zu kommen

und ſich zu Chriſten taufen zu laſſen. Und ſie hielten Wort. Im J. 785 kamen ſie nach Attigny, und Karl ſelbſt war Taufzeuge bei der Sachſen Herzoge Wittekind und ſeiner Gemahlin Gera.

Von dieſer Zeit an war das Sachſenland beruhigter und ließ ſich die fränkiſchen Einrichtungen, ſo wie die chriſtlichen, beſſer gefallen: auch hatte Karl zur Befeſtigung des Chriſtenthums unter ihnen mehrere Bißthümer und Stifter gegründet, und die Kirchen zu Bardewick, Seligenſtadt, Elze, Verden und andere verbreiteten das Licht immer weiter umher. Dennoch war der Same der Unruhen noch nicht ganz ausgerottet; kleinere Zwiſtigkeiten entſtanden noch oft, und auch von einer größeren werden wir bald hören.

Karls nächſter Streit war mit dem Herzoge Thaſſilo von Baiern, aus dem alten Geſchlechte der Agilolfinger. Thaſſilo hatte noch alte Schulden auf ſich, da er Pipin und Karl keine Heeresfolge geleiſtet hatte; und jetzt wurde er hart angeklagt, daß er die Avaren aus Ungarn zum Kriege gegen den König aufgereizt habe. Seine Gemahlin Luitberga, eine Tochter des longobardiſchen Königs Diſiderius, mochte Antheil an dieſem Anſchlage haben. Auf dem Reichstage zu Ingelheim, 788, wurde Thaſſilo von den verſammelten Großen zum Tode verurtheilt, von Karl aber begnadigt, und auf ſeinen Wunſch, mit ſeinem Sohne Theodo, in ein Kloſter verwieſen. Baiern wurde nun, gleich den andern fränkiſchen Ländern, durch königliche Grafen verwaltet.

Im Jahr 787 unterwarf ſich auch Arrichis, longobardiſcher Herzog von Benevent in Unteritalien, des Königs Ober-Lehnshoheit. Er beherrſcht das ſchöne Land bis Neapel und Brindiſi. Zur Bedingung hatte er gemacht, daß er nicht ſelbſt nach Teutſchland zu kommen und vor Karl zu erſcheinen brauche, und es wurde ihm geſtattet. Zu Salerno empfing der Herzog die Geſandten des Königs; ſein Heer umringte den Pallaſt; junge Edle, die Falken auf der Fauſt, bildeten Reihen auf der großen Burgtreppe, es füllten den Saal Vorſteher der Städte,

und die Räthe in feſtlichem Aufzuge; der Herzog ſaß auf dem vergoldeten Stuhl, ſtand auf und ſchwur dem König treu zu ſeyn, Friede zu halten, und bis auf eine Stunde jenſeits der beneventaniſchen Gränze Lehnspflicht zu leiſten.

Darnach faßte König Karl den Entſchluß, die Avaren in Oeſtreich und Ungarn für frühere Raubzüge heimzuſuchen; auch mochten ſeine Blicke vielleicht über ihr Land hinaus; auf das griechiſche Kaiſerthum gerichtet ſeyn. Im Jahr 719 brach er gegen ſie auf; die Franken zogen auf der Mittagſeite der Donau, die Sachſen mit den Frieſen, die beide jetzt im Heerbann mitziehen mußten, am mitternächtlichen Ufer, und auf dem Fluſſe ſelbſt kam eine Flotte mit einem andern Theile des Heeres. Dieſer Anblick ſchon trieb die Avaren voll Schrecken zurück; ſie ließen dem Feinde ihre Schätze als eine unermeßliche Beute, und Karl unterwarf das Land bis an die Raab ſeiner Herrſchaft.

In den folgenden Jahren ließ er nur Streifzüge gegen ſie machen; ſein Heer blieb indeß in Südteutſchland ſtehen und arbeitete an einem Kanale zwiſchen dem Mayn, der Altmühl und Rednitz, der, wäre er vollendet, die Nordſee, durch den Rhein, mit der Donau und ſo mit dem ſchwarzen Meere in Verbindung gebracht haben würde; ein wichtiges, weit ausſehendes Werk für den Handel! Die levantiſchen Waaren würden alsdann aus ihrer Hauptniederlage zu Konſtantinopel auf dieſem Wege gerade in Karls Staaten den Weg genommen haben. Aber ungünſtige Witterung und Hinterniſſe des Bodens, vorzüglich aber die Ungeſchicklichkeit ſeiner Werkleute, die nicht einmahl das Sumpfwaſſer an den Orten, wo gegraben wurde, abzuleiten und die Wände des Kanales gegen das Einſtürzen zu ſichern verſtanden, vereitelten das Werk. Und daß er nicht ſelbſt die Avaren von Neuem angriff, und ſich den Weg nach Konſtantinopel öffnete, daran war ein neuer Aufſtand der Sachſen Schuld. Dieſen, die nicht lange Kriegszüge, ſondern nur ſchnelle Streifereien kannten und liebten, war die beſchwerliche Heeres

in ſo entfernte Gegenden überaus läſtig. Sie weigerten ſich derſelben und hinderten auch die Frieſen daran. Daher mußte der König wiederum mehrere Streifzüge in ihr Land machen, auf denen er 797 bis an den Ocean zwiſchen Elb- und Weſermündung kam. Der Krieg gegen die Avaren wurde indeß durch ſeine Feldherrn bis in's achte Jahr mit Glück fortgeſetzt und das ihnen entriſſenene öſtreichiſche Land mit neuen Einwohner aus andern teutſchen Ländern, beſonders aus Baiern, beſetzt.

Endlich, im Jahr 803, wurde auch der Friede mit den Sachſen zu Selz, im heutigen Würzburgiſchen, feſt und auf immer geſchloſſen. Sie entſagten dem Götzendienſt, vereinigten ſich ganz mit dem fränkiſchen Reiche, und erhielten dafür, daß ſie frei ſeyn, und nach ihren Geſetzen durch Grafen und königliche Sendboten regiert werden ſollten, wie Alemannen und Baiern. Es iſt dieſes alſo eher ein Vertrag des ſächſiſchen Stammes mit König Karl, als eine Unterwerfung zu nennen; und ſie hatten ſolchen ehrenvollen Ausgang ihres langen Freiheitskampfes durch die Standhaftigkeit, mit der ſie ihn geführt, wohl verdient. Aber auch Karls Beharrlichkeit iſt zu bewundern; denn, wenn er auch die größere Zahl und die Ueberlegenheit der Kriegskunſt auf ſeiner Seite hatte, ſo hatten ſie dagegen die Vortheile des Bodens und der Wälder und Sümpfe, wie ehemals in ihrem Kampfe gegen die Römer. — Karl, um die Ruhe bei ihnen auf immer zu befeſtigen, verpflanzte noch etwa 10,000 der Widerſpenſtigen von der Elbe in das fränkiſche Land, als Anbauer auf die Königshöfe, und von dieſer Verpflanzung haben wahrſcheinlich noch Sachſenhauſen bei Frankfurt, ſo wie Sachſenheim und Sachſenflur in Franken, ihre Namen.

31. Das Reich Karls des Großen.

Wenn wir auf dieſe, mit Kriegen erfüllten, erſten dreißig Jahre von Karls Regierung einen Blick

zurückwerfen, ſo iſt vor allem die Blitzesſchnelle zu bewundern, mit welcher er von Sachſen nach Italien, von da zurück an die Weſer darnach zweimahl denſelbigen Weg; dann nach Spanien, an den Ebro, und zurück an die Elbe; von dort nach Ungarn an die Raab und wiederum in ſein Land eilt; und wohin er kömmt, entſcheidet ſeine Gegenwart auf der Stelle den Kampf. Das iſt das Merkmahl des Helden; dieſe Kühnheit und Schnelligkeit des Gedankens, des Entſchluſſes, der That; dieſer Eindruck ſeiner perſönlichen Größe, welchem nichts widerſteht; und ſolche Größe hat niemand ihm abzuſprechen gewagt. Allein, — was mehr iſt, als dieſes, — es war auch nicht einzig die Luſt an Krieg und Eroberung, und an der Ehre ſeines Namens, welche ſeine Völker ſo athemlos durch die Länder Europa's getrieben, ſondern ein großer bildender Gedanke waltete in ſeinen Entwürfen, für welchen er ſolche Opfer zu bringen erlaubt hielt.

Was ſchon der große Oſtgothiſche König Theodorich in ſeinem Sinne getragen hatte, gleichſam als eine Vorbildung künftiger Zeiten, was ihm aber nicht beſchieden war, auszuführen, nemlich: eine Vereinigung der chriſtlich germaniſchen Völker zu Einem Ganzen, das hat Karl der Große ausgeführt. Freilich nicht auf Theodorichs Weiſe, durch die ſanfte Gewalt des Wortes und der Ueberzeugung, — auf dem Wege war das Ziel nicht zu erreichen, — ſondern nach der Weiſe ſeines Volkes und ſeines Zeitalters, durch die Furcht der Waffen. Doch kann ihm nicht Schuld gegeben werden, daß er den Krieg muthwillig geſucht habe, und mehr, als zur Erreichung ſeines Zweckes nöthig war.

Der Mittelpunkt dieſes großen, germaniſchen Reiches ſollten die ſchönen Rheingegenden ſeyn, und deshalb legte er ſeine Königsſitze nach Ingelheim bei Mainz, nach Aachen und Nimwegen. Wohl hätte er in Italien oder Frankreich noch reichere und lockendere Gegenden finden können, um dahin ſeinen Sitz zu verlegen, allein ſein treuer Sinn hing an der alten Vatergegend, die ihm theurer war,

als die ſchönſten Länder der Erde. Er war kein franzöſiſcher König, wie man ihn oft hat darſtellen wollen, ſondern gehörte den auſtraſiſchen Franken an, welches eben das Rheinland iſt, wo die Franken am meiſten mit den übrigen Germanen in Berührung, und ſelbſt ächter geblieben waren. Dieſes Land ſollte die Mitte des Reiches bleiben, und der herrliche, vaterländiſche Strom gleichſam die Lebensader ſeyn, um die verſchiedenen Theile deſſelben zu verbinden. Darauf deutete auch der Kanal hin, durch welchen er den Rhein mit der Donau in Zuſammenhang bringen wollte.

Wenn nun aber der Niederrhein, und namentlich Aachen, der Mittelpunkt und Sitz ſeiner Herrſchaft ſeyn ſollte, ſo fällt es in die Augen, daß ſein Hauptkampf gegen die Sachſen ſeyn mußte, welche dieſem ſeinem Sitze zu nahe, und viel zu unruhige Nachbaren waren, um ſie da dulden zu dürfen. Er mußte die Gränzen ſeines Reiches weiter nach Norden und Nordoſten ausdehnen. Allein ſein Krieg mit den Sachſen hatte noch eine andere, eben ſo ernſthafte Seite; er war recht eigentlich ein Religionskrieg, für die Ehre und Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens. Zwar kann und ſoll das Chriſtenthum nicht durch Feuer und Schwerdt verbreitet werden, und Karl hat ſelbſt genugſam erfahren, welch wenig dauerhafte Bekehrung es war, wenn er ihrer Hunderte, zu gleicher Zeit in einen Fluß treten, und als Zeichen der Taufe Waſſer über ſie alle ausgießen ließ; allein auch hierbei verfuhr er weniger in ſeiner eigenen, als in der Weiſe ſeines Volkes, welches ſich ſelbſt raſch, aus äußerem Antriebe, im Schlachtgetümmel, der Bekehrung hingegeben hatte. Ihm ſelbſt aber gehört der Ruhm, daß er auch die rechten Mittel, das Licht des Glaubens anzuzünden, kannte und ehrte. Außerdem, daß er Klöſter, Kirchen und Biſthümer in Sachſen anlegte, welche die, als äußere Gabe gebrachte, Lehre von innen heraus entwickeln und befeſtigen ſollten, ließ er auch die, unter den Geißeln empfangenen, jungen Sachſen mit andern

eifrig unterrichten, damit ſie als Lehrer ihr Volk auf-klären können.

Karl war ein eigentlicher Krieger der Kirche, und auch dadurch ein Vorbild der ritterlichen Zeit des Mittelalters. Der Zug ſeines Heeres wurde durch Biſchöfe, Aebte und Geiſtliche eröffnet, mit denen er unter feierlichem Kirchengeſang in eroberte Städte einzog; und zu Schlachten und Stürmen bereitete er ſich gleichfalls mit ſeinem Heere durch Gebet und Geſang vor.

So ſehen wir als den großen Zweck aus allen ſeinen Arbeiten hervorleuchten: **Einheit der teutſchen Völker zu Einem Reiche und Einem Glauben.** Und dieſem Werke fügte ſeine Kaiſerkrönung in Rom den Schlußſtein hinzu.

Karl, römiſcher Kaiſer, 800. — Der vertraute und geliebte Freund des Königs, Papſt **Hadrian**, war 795 geſtorben; Karl trauerte über ihn, wie über einen Vater, und ließ ihm eine Grabſchrift ſetzen, welche den Ausdruck ſeiner Verehrung enthält. Der Nachfolger, Papſt **Leo III.**, wurde in einem Aufruhre der Römer mißhandelt und ſuchte bei König Karl Schutz. Dieſer empfing ihn auf das feierlichſte zu **Paderborn**, bis wohin der Papſt *) im J. 799 kam, unter einem faſt unglaublichen Zulaufe des ehrerbietigen Volkes, und verſprach ihm ſelbſt nach Rom zu kommen, um die Uebelthäter zu beſtrafen. Und dieſes geſchah auch im Jahre 800. Am Weihnachtsfeſte dieſes Jahres wohnte Karl dem Gottesdienſte in der Sanct Peterskirche in Rom bei. Faſt von allen Völkern des Abendlandes waren in der Hauptſtadt der chriſtlichen Kirche Menſchen verſammelt und eine unzählbare Menge erfüllte den Tempel. Nach dem Hochamt, als Karl vor dem Altare kniete, brachte Papſt Leo plötzlich eine Kaiſerkrone hervor, und ſetzte ſie ihm auf, und alles Volk ſchrie

*) Der Papſt **Leo** weihete in Paderborn unter andern den Altar des heil. Stephan, der noch jetzt in dem Gewölbe unter dem Chore der Domkirche in der ſogenannten Kluft befindlich iſt.

laut: „Karolus Auguſtus, von Gott gekrönter, großer, friedebringender Kaiſer der Römer! ihm langes Leben und Sieg; — Zugleich fiel der Papſt vor ihm nieder.

So wurde im 324ſten Jahre, nachdem Romulus Auguſtulus die römiſche Kaiſerwürde verloren hatte, dieſelbe von Karl dem Großen, der als Patricius ſchon oberſter Schutzherr Roms war, erneuert. Er ſelbſt legte ſolche Wichtigkeit auf die Kaiſerkrönung, daß alle ſeine Unterthanen, vom 12ten Jahre an, ihm von Neuem den Huldigungseid ſchwören mußten. Ueber Italien, Frankreich, Catalonien, die Balearen, auf der andern Seite bis an die Nordſee, die Elbe, den Böhmerwald, die Raab und an die Gebirge Croatiens, alſo über den größten Theil des alten Römerreiches in Europa, erſtreckte ſich ſeine Gewalt.

Durch dieſe feierliche Handlung war Karls großes Werk der äußeren Geſtalt nach vollendet. Die ganze germaniſche Chriſtenheit, bis auf England, war zu Einem großen Körper vereinigt, und Karl zu ihrem weltlichen Oberhaupt, unter dem alterthümlichen Namen der römiſchen Kaiſer gekrönt worden. Er war als ſolcher der oberſte Schirmherr der Kirche, ſo wie der Vorſteher des Rechts und des Friedens in Europa, unter deſſen mächtigem Schutze ſich der eben gepflanzte Keim neues Lebens und neuer Weltbildung ſicher entfalten konnte, ohne durch den zerſtörenden Zwiſt und die Zertrümmerung der Völker, wie in den abgelaufenen Jahrhunderten, zertreten zu werden. Dieſes iſt der große Sinn der, durch die Germanen erneuerten, römiſchen Kaiſerwürde, wie ihn Theodorich geahndet, Karl durch ſeine Kraft in's Daſeyn gerufen, und die edelſten und herrlichſten der teutſchen Kaiſer in ihrer Bruſt getragen haben.

Karls Reich war alſo nicht, wie man es mit einem neueren Namen hat benennen wollen, eine Univerſalmonarchie; nicht ein Reich, in welchem alle Völker und Länder, die er erreichen konnte, nur ſeinem, des Einzelnen, Willen unterthan, und alle durch einerlei Geſetz, Sitte und Sprache zu einem einförmigen, traurigen Ganzen verbunden ſeyn ſollten. Ein

ſolches hat Karl nicht gewollt. Er ehrte die Eigenthümlichkeit der Völker, ließ ihnen ihre Geſetze, welche auf ihren uralten Herkommen und Lebensgewohnheiten beruhten; er ließ ihnen Sitte und Sprache, welche nicht ohne die ſchmerzlichſte Verwundung einem Volke entriſſen werden können. Ja, ſo weit war er von dem Gedanken eines, durch den Willen eines Einzelnen ſtreng und herriſch bewegten Reiches entfernt, daß er vielmehr noch während ſeines Lebens, im J. 806 zu Dietenhofen, ſeine Länder unter ſeine drei Söhne theilte, ſo daß Pipin über Italien, Ludwig in Aquitanien, und Karl in den übrigen, meiſtens teutſcheun, Länder herrſchen ſollte. Sie und ihre Nachkommen ſollten ſich aber als Glieder Eines Geſchlechtes betrachten, und unter der oberen Leitung des jedesmaligen Kaiſers, als des Familienhauptes, brüderlich zuſammenſtehen, und ihre Völker an gleiche Einigkeit gewöhnen; auf daß Gerechtigkeit, Friede und Eintracht in dem großen Erbe herrſchte, das er ihnen hinterließ,

So treuer und guter Gedanken war ſeine Seele voll, und Europa hätte ſehr früh aufblühen mögen, wenn ſeines Geiſtes nur ein Theil auf ſeinen Nachkommen geruht hätte.

---

32. Kaiſer Karls Ende. 814.

Aber Karl ſah die Vereitlung ſeines Planes zum Theil ſchon mit eigenen Augen. Seine beiden tüchtigſten Söhne, Karl und Pipin, ſtarben kurz nach einander, noch vor dem Vater, und der ſchwächſte, Ludwig, blieb übrig. Der älteſte, Karl, hatte einige glückliche Feldzüge gegen die Sorben, jenſeits der Elbe, gemacht, und zur Huth der Gränze gegen ſie hatten die Franken Magdeburg und Halle angelegt. Der Vater hoffte am meiſten von dieſem Sohne; aber er mußte ſeine Hoffnung zu Grabe tragen.

Da Karl ſein eigenes Ende immer näher fühlte, ließ er ſeinen Sohn Ludwig zu ſich nach Aachen kommen, und ermahnte ihn an einem Sonntage in der

Kirche zu allen Pflichten eines guten Herrſchers; dann mußte ſich Ludwig ſelbſt die goldene Krone aufs Haupt ſetzen, die auf dem Altare lag, und war ſo zum König aller Franken gekrönt.

Doch war der alte Kaiſer noch immer unermüdet thätig, hielt Reichs- und Kirchenverſammlungen, und ordnete die Geſchäfte.

Im Januar des Jahres 814 wurde er von einem Fieber befallen, wozu Seitenſtechen kam. Karl, der bis zu ſeinen letzten Lebensjahren nie krank geweſen und ein Feind von Arznei war, wollte ſich durch ſein gewöhnliches Mittel, durch Faſten, heilen; aber ſein Körper war ſchon zu ſchwach. Am Morgen des achten Tages, es war der 28ſte Januar, um die fünfte Stunde, fühlte er die Nähe des Todes, hob die rechte Hand kräftig auf, und drückte auf Stirn und Bruſt und Füße das Zeichen des heiligen Kreuzes. Dann ſtreckte er die Hände noch einmahl aus, faltete ſie über der Bruſt, ſchloß die Augen und ſang mit leiſer Stimme: „In deine Hände befehle ich meinen Geiſt!“ — und verſchied; im 72ſten Jahre ſeines Alters und im 46ſten ſeiner Regierung

Noch am Sterbetage wurde der Leichnam des verſtorbenen Kaiſers feierlich gewaſchen, geſchmückt, geſalbt und unter großer Trauer des ganzen Volkes zur Gruft getragen in der von ihm erbauten Kirche. Dort ſetzte man ihn im vollen Kaiſerſchmucke, einem goldnen Evangelienbuch auf den Knieen, einem Stück des heiligen Kreuzes auf ſeinem Haupte, und der goldenen Pilgertaſche um die Hüfte, in aufrechter Stellung auf einen goldnen Stuhl, füllte die Gruft mit Weihrauch, Specereien, Balſam und vielen Schätzen, und verſchloß nnd verſiegelte ſie.

So große Ehrfurcht vor dem Kaiſer erfüllte ſeine Länder, und ſo ſehr waren Aller Blicke nur auf ihn gerichtet, daß Alles, was in den letzten Jahren wunderbares und unerwartetes geſchah, auf ſeinen Tod gedeutet wurde. Sein Lebensbeſchreiber, Eginhard, nennt uns viele Zeichen. Drei Jahre hinter einander vor ſeinem Tode waren häufige Finſterniſſe an Sonne und Mond geſehen worden; der Säulengang,

den Karl zwiſchen dem Münſter und dem kaiſerlichen Pallaſt durch mühſamen Bau aufgeführt, ſank am Himmelfahrtstage durch einen plötzlichen Einſturz bis auf die Gundlagen zuſammen. Ferner wurde die Rheinbrücke bei Mainz, die er binnen zehn Jahren mit wunderwürdiger Kunſt aus Holz gebaut, ſo daß ſie ewig dauern zu können ſchien, in drei Stunden durch Feuer ganz und gar verzehrt. Er ſelber, als er den letzten Heereszug gegen Godfried, König der Dänen, führte, und eines Tages noch vor Sonnenaufgang aufgebrochen war, ſah plötzlich ein feurig leuchtendes Luftzeichen vom Himmel herabfahren und queer von der Rechten zur Linken durch die heitere Luft vorüberfliegen. In dieſem Augenblick ſtürzte ſein Pferd gewaltſam nieder und warf ihn ſo hart zu Boden, daß die Spange ſeines Mantels zerbrach, ſein Wehrgehenk zerriß, und er von den herbeieilenden Dienern ohne Mantel und Waffen aufgehoben wurde. — Hiezu kam ein häufiges Wanken der Aachener Burg und ein unaufhörliches Knarren des Täfelwerks in den Zimmern, worin er wohnte; und viel anderer Zeichen mehr, welche ſeine Getreuen mit Angſt und Sorge erfüllten; er ſelbſt aber achtete das alles ſo wenig, ſagt Eginhard, als ob nichts davon ihn irgend anginge.

---

33. Das Bild Karl des Großen.

Um einen außerordentlichen Mann, welchen wir bewundern müſſen, recht zu faſſen, wünſchen wir auch die äußere Geſtalt zu kennen, in welcher der gewaltige Geiſt gehüllt war; wir wiſſen gern, wie das Auge die innere Geſinnungen nach Außen widerſpiespiegelte, wie Stirn und Miene ein Bild der Hoheit und Ruhe, oder der heftigen Bewegung des Geiſtes war; und ob ſich eben ſo die Würde und Kraſt des Gemüthes in der ganzen körperlichen Bildung ausdrückte? — Von Karl giebt uns ſein genauer Freund und Geſchichtſchreiber, Eginhard, den er als

Pflegeſohn in ſeinem Hauſe erzogen hatte, eine ſchöne, mit Liebe entworfene, Schilderung.

„Von Körper war König Karl voll und ſtark, ſagt derſelbe, und hohen Wuchſes, ſeine Länge betrug ſieben ſeiner Füße. *) Sein Scheidel war rund, die Augen gar groß und lebhaft; die Naſe überſchritt in etwas das Mittelmaaß; ſein greiſes Haar war ſchön anzuſchauen; ſein Angeſicht fröhlich und heiter, wodurch ſeine Geſtalt beſondere Würde und Anmuth erhielt. Er hatte einen feſten Gang und eine durchaus männliche Körperhaltung. Er übte ſich unabläßig im Reiten und Jagen, der angeſtammten Volksſitte gemäß; denn kaum wird irgend ein Volk auf Erden gefunden, welches den Franken in dieſer Kunſt gleich käme. Im Schlimmen aber war er ſo geſchickt, daß ihm hierin keiner mit Recht vorgezogen werden mogte.“

„Er genoß ſteter Geſundheit, außer daß er in den vier letzten Jahren vor ſeinem Tode häufig von Fiebern befallen wurde, ſo daß er zuletzt ſogar auf einem Fuße hinkte. Und bei dieſen Anfällen that er denn mehr nach ſeinem Gutdünken, als nach dem Rath der Aerzte, denen er faſt gram war, weil ſie ihm riethen, unter den Speiſen das Gebratene, welches er für das zuträglichſte hielt, wegzulaſſen. Uebrigens war er in Speiſe und Trank mäßig, doch im Trinken am mäßigſten, weil er die Trunkenheit an jedermann, — geſchweige denn an ſich und den Seinigen — höchlich verabſcheute. Die tägliche Mahlzeit beſtand nur aus vier Gerichten, außer dem Braten, den die Jäger an den Bratſpießen aufzutragen pflegten, und den er lieber als jede andere Speiſe aß. Während des Mahles hörte er gern Saitenſpiel und Geſang oder einen Vorleſer; und zwar über die Geſchichten und Thaten alter Helden. Auch erfreute er ſich an den Büchern des heiligen Auguſtin, beſonders denen vom Staate Gottes.“

*) Es hat ſich noch ein Stab oder eine Lanze von Eiſen erhalten, die gerade das Maaß von Karls Größe zeigen ſoll; darnach wäre er 6 Fuß und 3 Zoll unſeres rheinländiſchen Maaßes geweſen.

„Im Sommer pflegte er nach dem Mittagseſſen etwas Obſt zu genießen und einmahl zu trinken; ſodann Kleider und Schuhe abzulegen, wie er des Nachts gewohnt war, und zwei oder drei Stunden zu ruhen. Die Nächte ſchlief er dagegen unruhig, ſo daß er vier oder fünfmahl nicht allein erwachte, ſondern ſogar aufſtand und ſo den Schlaf unterbrach. Während des Ankleidens ließ er nicht bloß ſeine Freunde vor, ſondern auch wenn der Pfalzgraf ihm irgend eine Rechtsſtreitigkeit anzeigte, die ohne ſein Wort nicht entſchieden werden konnte, ließ er die Streitenden ſelbſt hereinführen, unterſuchte den Handel und fällte das Urtheil.“

„Seine Kleidung war die vaterländiſche Tracht, und noch dazu wenig von der des gemeinen Volkes verſchieden. Am Leibe trug er ein leinenes Hemde; darüber einen Rock, mit ſeidener Borde eingefaßt, und lange Beinkleider; die Füße waren in Schuhe eingeſchnürt; und im Winter verwahrte er Schultern und Bruſt noch durch eine Weſte aus Otterfellen. Als Oberkleid trug er einen Mantel, und ſtets war er mit dem Schwerdt umgürtet, deſſen Griff und Wehrgehenk von Gold oder Silber war; bisweilen trug er auch einen mit Edelſteinen beſetzten Degen, doch nur bei beſondern Feſtlichkeiten, oder wenn je zuweilen Geſandte fremder Völker da waren. Dann ging er auch wohl in einem golddurchwirkten Kleide und mit einem Diadem, mit Gold- und Edelſteinen geſchmückt. Ausländiſche Kleidung, ſelbſt die ſchönſte, verſchmähte er, und wollte nie mit ſolchen angethan ſeyn; außer daß er zu Rom, einmahl auf den Wunſch des Papſtes Adrian, und das anderemahl auf Bitten ſeines Nachfolgers Leo, ein langes Schleppkleid und weiten Mantel angelegt, und Schuhe nach der römiſchen Weiſe getragen.“

„Der König Karl beſaß eine reiche und überſtrömende Beredſamkeit, und jegliches, was er nur wollte, vermochte er aufs deutlichſte auszudrücken. Und er begnügte ſich nicht bloß mit der Mutterſprache, ſondern verwandte auch Fleiß auf Erlernung fremder Sprachen, unter denen er die lateiniſche ſo vollkom-

men kannte, daß er ſie eben ſo gut als die Mutterſprache redete; die griechiſche aber vermochte er beſſer zu verſtehen als zu ſprechen. Gewiß iſt er ſo beredt geweſen, daß er ſelbſt darin hätte Lehrmeiſter ſeyn können. — Die freien Künſte trieb er ſehr eifrig, und ehrte und belohnte die Lehrer derſelben außerordentlich. Bei Erlernung der Grammatik hörte er den greiſen Diakonus, Peter von Piſa; in den übrigen Wiſſenſchaften war ſein Lehrer Albin, mit Zunamen Alcuin, der aus Britannien, vom ſächſiſchen Stamme, und ein in allewege gelehrter Mann war, bei dem er auch auf Erlernung der Sternkunde viel Mühe verwendete. Er verſuchte auch zu ſchreiben, und pflegte hiezu Täfelchen und Blätter ſogar im Bett, unter dem Kopfkiſſen, bei ſich zu haben, um, wenn er freie Zeit hatte, ſeine Hand im Nachbilden der Buchſtaben zu üben. Doch wenig glückte ihm die ſo ſpät angefangene Arbeit.“

„Ein Denkmal ſeiner Liebe zu den Künſten, ſo wie ſeiner hohen Frömmigkeit, iſt das Münſter zu Aachen, von gar großer Schönheit, welches er erbauen ließ und mit Gold und Silber, mit Fenſtern, und mit Gittern und Thüren von gediegenem Erze ſchmückte. Zu dem Bau deſſelben ließ er die Säulen und Marmorſteine aus Rom und Ravenna herbeiholen, weil er ſie anderswoher nicht haben konnte.*) — Seine Frömmigkeit bewies er auch in Unterſtützung der Armen und in milden Gaben, die er ſelbſt in entferte Lande übers Meer ſchickte, wo er nur vernommen, daß Chriſten in Armuth lebten; weshalb er auch am meiſten die Freundſchaft der jenſeits des Meeres herrſchenden Fürſten ſuchte, damit den, unter ihrem Scepter lebenden, Chriſten einige Erquickung zu Theil würde. So unterhielt er eine herzliche Freundſchaft mit Aaron, dem König der Perſer (Haroun al Raſchid, Kalifen von Bagdad), der außer Indien faſt das ganze Morgenland inne hatte.

*) Dieſe Marienkirche und der kaiſerliche Pallaſt ſind die erſten großen Gebäude eines teutſchen Fürſten, von denen wir wiſſen.

Als er daher Abgeordnete mit Gaben zu unſers Herrn und Erlöſers heiligem Grabe ſchickte, nahm ſie Haroun nicht nur willfähig auf, ſondern geſellte auch den Heimkehrenden ſeine eigenen Geſandten bei, denen er von den Gewanden, Gewürzen und den übrigen Koſtbarkeiten der Morgenlande das Auserkohrenſte als Geſchenk für Kaiſer Karl mitgab, ſo wie er ihm einige Jahre vorher den einzigen Elephanten, den er damahls beſaß, geſendet."

Aus einer andern Nachricht erfahren wir, daß dieſer Elephant, der Abulabaz (der Verwüſter) hieß, durch ſeine ungeheure, nie geſehne, Größe alle Welt in Erſtaunen ſetzte, und Karls beſonderer Liebling war; auch daß unter den Geſchenken ſich ein köſtliches Zeit und ferner eine Uhr befand, aus Meſſing, mit wunderbarer Kunſt zuſammengeſetzt, auf welcher ſich, von Waſſer getrieben, ein Zeiger durch zwölf Stunden drehte, mit eben ſo viel ehernen Kügelchen, die wenn die Stunden voll waren, auf ein darunter befindliches ehernes Becken fielen, und durch ihren Fall die Stunden anzeigten; wobei zugleich Reuter, nach der Zahl der Stunden, durch zwölf Fenſter heraustraten. Gewiß ein ſehr kunſtreiches Werk für die damahlige Zeit! — Karl erwiederte dieſe Geſchenke mit ſpaniſchen Pferden und Mauleſein, mit frieſiſchen Mänteln, die man in jenen Ländern ſelten und nur ſehr theuer hatte; und endlich mit Hunden, einzig an Behendigkeit und Wildheit, um Löwen und Tiger damit zu jagen.

Wie er auch mit den Kaiſern in Konſtantinopel, ſo wie mit den Fürſten in England und Schottland, Freundſchaft unterhielt und von ihnen hoch geehrt wurde, haben wir früher erzählt; und ſo ſpiegelt ſich der Eindruck ſeiner perſönlichen Größe in ſeinem ganzen Zeitalter wieder, ſowohl in der Schilderung derer, die ihm nahe ſtanden, als in der Ehrfurcht entfernter Völker; und mit Recht ſagt ſein eigner Enkel, Nithart, der die Zwiſtigkeiten der Söhne Ludwig des Frommen beſchrieben hat, von ihm: „Karl, mit Recht von allen Völkern der große Kaiſer genannt, ein Mann, der durch jegliche Weisheit

und Tugend über das Menſchengeſchlecht ſeiner Zeit ſo hervorragt, daß er Allen gleich ſchrecklich und liebenswürdig, Allen gleich bewundernswürdig zu ſeyn ſchien.“

In den folgenden, von ſeiner Ehrfurcht noch erfüllten, Menſchenaltern wurde ſein Bild durch Sage und Dichtung wunderbar verherrlicht, ſo daß ſelbſt ſeine Leibesgeſtalt rieſenartig vergrößert erſcheint. So wird er z. B. in einer plattdeutſchen Legende geſchildert: „Kaiſer Karl war ein ſchöner, langer, ſtarker Mann, mit mächtigen Armen und Beinen; ſein Antlitz war anderthalb Spannen lang, ſein Bart eines Fußes breit; ſeine Augen ſchienen ihm ſo klare, wen er ernſtlich anſah, der mußte ſich erſchrecken. Seine Stärke war ſo groß, daß er einen gewappneten Mann mit Einer Hand hoch über ſein Haupt empor heben konnte.“

Und von ſeinem Zuge gegen den König Deſiderius erzählte eine alte Chronik: „Als der Longobardenkönig von ſeinem Thurme zu Pavia das ganze, gegen ihn anrückende, fränkiſche Heer betrachtete und in jedem Haufen den König ſuchte, erſchien zuletzt König Karl auf ſeinem Streitroſſe, welches wie von Eiſen an Muth und Farbe war; er ſelbſt mit ehernem Helm auf dem Haupte, mit eiſernen Schienen an den Armen und Beinen, und mit glänzendem Panzer die Bruſt und breiten Schultern gewappnet, in der Linken die eiſerne Lanze aufrecht haltend, und die ſtarke Rechte immer bereit, das gewaltige Schwerdt zu faſſen; — und als nun Notker, ein von Karl vertriebener Großer, der neben dem Könige der Longobarden ſtand, hinwies und ſagte: „Siehe, da iſt der, den du geſucht haſt; — da ſank Deſiderius faſt um und ſeufzte: „Laß uns hinabſteigen, und in die Erde uns bergen, vor dem zornigen Antlitz eines ſo gewaltigen Feindes.“ —

Als Zeugniß, daß die Begeiſterung, welche wahre Größe einflößt, über den Raum der nächſten Zeiten weit hinaus reicht, und ſich in den ſpäteſten Zeitaltern in empfänglichen und warmen Gemüthern wiederholt, ſtehe hier auch noch das Urtheil eines Neue-

ren über den König Karl: „In dem ganzen Weſen des großen Königs, ſo heißt es dort, kündigte ſich das Urbild ſeines kräftigen Zeitalters voll männlicher, doch heiterer Tugend an. Mit der Fülle der Kraft, die eine Welt umgeſtaltete, war eine Milde und Sanftmuth, mit aller Größe und Hoheit, Einfalt, Lauterkeit des Sinnes und tiefes Feuer des Gefühls gepaart. Die Miſchung von Strenge und kindlicher Milde in ſeinem Weſen war das Geheimniß, wodurch er alle mit Ehrfurcht zugleich und mit Liebe erfüllte und ſelbſt in der Bruſt hart Geſtrafter treue Anhänglichkeit hinterließ, welches die That des edlen Franken Iſenbart, der aller Ehren und Güter von Karl beraubt, doch ſein unerwarteter, alleiniger Retter aus naher Lebensgefahr wurde, aufs Schönſte bewährt. Lag in dem Blitze ſeines Auges ſo große Kraft, daß ein ſtrafender Blick ſchon niederwarf und man den Spruch der Schrift auf ihn anwendete: „Der König, wenn er auf dem Throne ſeiner Herrlichkeit ſitzt, verſcheuchet durch den Blick ſeines Angeſichtes jegliches Unheil" — und im Donner ſeiner Rede ſolche Gewalt, daß ſie die Getroffenen zu Boden ſchmetterte, ſo thronet auf ſeinem Antlitz auch wieder ſo unausſprechliche Heiterkeit, und ſeine Stimme war von ſo lieblicher Klarheit, daß ein Erzähler ihn den fröhlichen Kaiſer der Germannen nennt, und verſichert, ſo voll ſey er immer geweſen aller Anmuth und Milde, daß, wer traurig zu ihm gekommen, durch ſein bloßes Anſehen, und wenig Worte erheitert und froh davongegangen ſey. Er war von den Menſchen, in deren Angeſicht die Fülle eines ruhigen und klaren Geiſtes ſich ſpiegelt, deren Anſchaun ohne Worte in die Mitte ihres reichen Weſens hineinzieht; und in allen dieſen Grundzügen ſeines Charakters iſt Karl das Ideal eines ächt germaniſchen Mannes und Fürſten; ſo wie er in Wahrheit Vater und Schöpfer des germaniſchen Zeitalters genannt werden kann, welches er auf den Schauplatz der Geſchichte führte, nachdem es im Schooße der Menſchheit zur Reife gediehen war. Und nicht nur durch ſeine Werke und äußeren

Schöpfungen begründete er die germaniſche Zeit, ſondern er trug ſie ganz mit ihrer Größe und Einfalt, mit ihrem Heldenſinne und ihrer ſtillen Gemüthlichkeit, in ſeiner tiefen Seele."

Wenn wir faſt bei jeder Jahrszahl von Karls thatenreichen Lebens Kriege finden, und ſehen, wie er hier die Sachſen, dort die Longobarden, hier die Sarazenen, und dort die Slaven, Avaren und Normannen zu Paaren treibt, ſo ſind wir geneigt, nur den unermüdeten Herrn und Krieger in ihm zu erblicken; und eine ganze Seite ſeines Lebens und Weſens iſt uns verdeckt geblieben: das iſt ſeine Treue als Freund, ſeine Innigkeit als Vater, ſeine Sorgfalt als Vorſteher des Hauſes und der Güter, und noch mehr ſein hoher Sinn für Bildung, für alles menſchlich Schöne und Gute.

Von ſeiner, auf gegenſeitige Achtung gegründeten Freundſchaft gegen Papſt Hadrian, und ſeiner väterlicher Neigung zu Eginhard, iſt ſchon geredet. Keinen aber liebte er ſo zärtlich, als Angilbert oder Engelbert, einen jungen Mann aus angeſehenem Geſchlecht, der ihn auf allen Reiſen begleitete und dem er ſeine wichtigſten Angelegenheiten übertrug. (Dieſen Engelbert verheirathete er auch mit ſeiner Tochter Bertha, und aus dieſer Ehe ſtammte der oben genannte Geſchichtsſchreiber Nithard.) Ein ehrfurchtsvoller Sohn, war Karl gegen ſeine Mutter Bertradis, ein treuer Bruder ſeiner einzigen Schweſter Gisla; und unter ſeinen Gemahlinnen liebte er die zweite, Hildegardis, ganz vorzüglich, welche ihm die drei Söhne gebar; er hatte außerdem noch drei Töchter. Seine Kinder ließ er aufs Beſte erziehen, ja er ſelbſt widmete ſich ihnen mit treuer Sorgfalt. Die Söhne lernten nicht nur alle ritterlichen Uebungen, ſondern auch die Wiſſenſchaften; die Töchter Wollarbeiten, Nähen und Spinnen, nach damahliger einfach teutſcher Sitte. Nie aß er ohne ſeine Kinder, auf allen Reiſen mußten ſie ihn begleiten; die Söhne ritten neben ihm, die Töchter folgten. An dieſen hing ſein Herz ſo ſehr, daß er es nie über ſich gewinnen konnte, ſie von ſich zu laſſen.

Um ſein Hausweſen bekümmerte er ſich auf das ſorgſamſte. Dem Geſetzgeber eines der größten Reiche war es nicht zu klein, für ſeine Güter und Meierhöfe Verordnungen mit ſolcher Vollſtändigkeit und Sachkunde zu geben, daß ein Hausvater daraus lernen konnte, ſein Haus zu verwalten. Wir haben noch ſolche Geſetze von ihm, und finden darin auf das genaueſte angegeben, wie viel auf ſeinen Meiereien von jeder Art der Hausthiere, wie viel Pfauen und Faſanen zur Zierde gehalten, wie das Bereiten des Biers und des Weines eingerichtet, wie Bienenzucht, Fiſcherei, Obſt- und Pflanzenbau getrieben werden ſolle. Und wie Karl überhaupt als der Erſte ſeiner Zeit erſcheint, ſo auch hierin; er war der kundigſte Landwirth ſeines Volkes.

„Flößt Karls übrige Größe uns Ehrfurcht und Bewunderung ein,“ ſo ſpricht der neuere Darſteller ſeines Lebens, „ſo bringt ihn uns dieſe, durch höhere Sorgen nicht erſtickte, Theilnahme an den kleineren Angelegenheiten des Lebens nahe; dieſe, dem ächten Teutſchen eigene Häuslichkeit, womit er in's Leben eingewachſen iſt, wie die Pflanze in den Boden, der ſie trägt und nährt, während ſeine rege Kraft hinaus in die Welt des Schaffens und Wirkens, und ſein kühner Geiſt gen Himmel ſtrebt, ſo wie die Pflanze ihre Blüte der Sonne entgegentreibt.“

Und Karls Geiſt war in Wahrheit dem Lichte zugekehrt; er war entflammt von der Liebe des Wahren und Schönen, und pflanzte ſie überall, und durch alle Mittel, die in ſeiner Gewalt waren. Mit dem gelehrten Engländer Alcuin und andern kundigen Männern hatte er eine wiſſenſchaftliche Geſellſchaft geſtiftet, in welcher er ſelbſt den Namen des Königes David, ſein Freund Angilbert den Homers, Alcuin den von Horaz, die übrigen andere, führten, woraus der heitere, über die Feſſeln des alltäglichen Lebens frei ſchwebende Sinn dieſer Vereinigung ſchon genugſam hervorleuchtet. Die nächſte Beſtimmung derſelben, außer der Beſchäftigung mit den beiden alten Sprachen, mochte wohl die ſeyn, die

vaterländiſche Sprache und Dichtkunſt aus der Vergeſſenheit hervorzuziehen und neu zu beleben. Karl hat ſelbſt eine teutſche Grammatik entworfen, oder entwerfen laſſen, den Monaten und den Winden teutſche Namen gegeben, und die uralten Lieder geſammelt, worin die Thaten und Kriege alter Helden beſungen waren; (wie einſt Lycurg und Piſiſtratus die Geſänge Homers ſammelten). Von ſeiner eigenen Liebe zu allem Wiſſenswürdigen aber iſt kein Zug rührender, als der ſchon erzählte, wie er noch im ſpäten Alter die kräftige Hand, die nur das Schwerdt zu führen gewohnt war, ſo ſorgſam, und ſelbſt in den ſchlafloſen Stunden der Nacht, an die Führung des Griffels gewöhnen wollte. — Und wie er gebildete und kenntnißreiche Männer ſchätzte, davon zeugt unter andern das Beiſpiel des longobardiſchen Geſchichtſchreibers, Paul Diakonus, oder auch Paul Warnefried genannt. Er war Geheimſchreiber des Königs Deſiderius und hatte, nach deſſen Beſiegung, Theil an der neuen Empörung der Lombarden; deshalb wurde die Strafe über ihn ausgeſprochen, es ſollten ihm die Hände abhauen werden. Karl jedoch ſprach: „Aber wenn wir dieſem die Hände abhauen, wer wird uns ſo anmuthige Geſchichten ſchreiben?“ und begnadigte ihn. Der ſchon erwähnte Alcuin, auf deſſen Beſitz Karl ſtolzer war als auf ein Königreich, war früher Vorſteher der hohen Schule zu York in England, wo faſt alle damahligen Gelehrten ihre Bildung erhalten und ihre Begeiſterung für die Wiſſenſchaften eingeſogen hatten, und wo ſich eine der wenigen damals im Weſten vorhandenen Bibliotheken vorfand. Im J. 793 ließ er ſich durch die wiederholten Bitten des Königs bewegen nach Frankreich zu kommen, und die berühmte Schule in Tours anzulegen. So ſehr ehrte ihn Karl, daß er ihn ſeinen in Chriſto geliebteſten Lehrer nannte und ihn der glänzenden Reichs- und Kirchenverſammlung in Frankfurt als ſeinen Freund vorſtellte. Und Alcuin zeigte ſich dieſer Ehre würdig; wenn alle ſchwiegen, ſo ſagte er dem König offen die Wahrheit.

Mit der Sorge für die kirchliche Angelegenhei-

ten und den Gottesdienſt verband Karl zugleich, mit ſehr richtiger Einſicht, die Sorge für die Erziehung des Volkes; allenthalben, wo es möglich war, ſtiftete er Schulen und achtete ſelbſt auf ihren Fortgang. So wird erzählt, wie er einſt in die Schule die er an ſeinem eigenen Hofe eingerichtet hatte, trat und die Arbeiten der Knaben durchſah. Die Geſchickten ſtellte er auf ſeine rechte, die Ungeſchickten an die linke Seite, und da fand es ſich, daß die Letztern meiſt Söhne vornehmer Eltern waren. Da wandte ſich Karl zu den Fleißigen, lobte ſie ſehr, und verſicherte ſie ſeines beſondern Wohlwollens; die andern ſchalt er hart, und drohte, ſie, trotz ihrer edlen Abkunft, weit zurückzuſetzen, wenn ſie das Verſäumte nicht durch eifrigen Fleiß nachholten.

Die Würde der gottesdienſtlichen Feier lag ihm ſehr am Herzen; beſonders gab er ſich Mühe, einen guten Kirchengeſang einzuführen, und ließ deshalb Orgelſpieler und Sänger aus Italien kommen. Zu Soiſſons und Metz errichtete er Singſchulen. — Ferner ließ er eine Anzahl guter Predigten aus griechiſchen Kirchenlehrern in's Fränkiſche überſetzen, und dem Volke vorleſen; ſo wie er überhaupt verordnete, daß die Predigten in der vaterländiſchen Sprache gehalten werden ſollten. Der König Karl wußte recht wohl, daß die bürgerliche Ordnung auf der religiöſen und ſittlichen Würdigkeit des Volkes beruht, und ohne dieſe keinen Beiſtand hat. Er ſah den Staat und die Kirche nicht als getrennt oder gar feindſelig gegen einander an, ſondern glaubte vielmehr, daß ſie beide Eins ſeyen, und daſſelbe große Ziel, die Veredlung der Menſchen, hätten. Daher knüpfte er auch in ſeinem großen Reiche das Band zwiſchen beiden immer enger.

Schon unter den früheren fränkiſchen Königen war die Geiſtlichkeit ein weſentlicher Beſtandtheil in der Verfaſſung des Reiches; die Biſchöfe nahmen, gleich den Herzögen, Antheil an den Staatsgeſchäften, und hatten Sitz und Stimme auf den Reichsverſammlungen; Karl machte dieſes zu einem feſten Grundſatze und erhob ſo den geiſtlichen Stand

zu einem der Stände des Reichs. Die ſtändiſche Verfaſſung hatte nun ſchon zwei ihrer Hauptglieder, Adel und Geiſtlichkeit; der Bürgerſtand, als das dritte Glied, war noch nicht vorhanden; ſpätere Jahrhunderte brachten ihn erſt zur Reife, und vollendeten damit die Ständeverfaſſung. Aber für jene Zeit war es wichtig, daß der zu mächtig gewordene Lehnsadel an dem geiſtlichen Stande ein Gegengewicht erhielt, welcher der Bewahrer der chriſtlichen Cultur durch ganz Europa ſeyn mußte, und eben dadurch auch Europa zu Einem Ganzen verband. Und Karl fühlte ſich groß genug, um keinen Mißbrauch ſolcher geiſtlichen Gewalt in ſeinem Staate zu fürchten. Obgleich er die Güter und das Anſehn der Geiſtlichkeit ſehr vermehrte, ſo hielt er ſeine kaiſerliche Gewalt doch in ſolcher Ueberlegenheit über ſie, daß man ſein ſcharfes Auge überall fürchtete, und daß einer ſeiner Geſchichtsſchreiber ihn den Biſchof der Biſchöfe nennt.

In Abſicht der Reichsverwaltung ſchaffte Karl die Macht der großen Herzöge, als Vorſteher ganzer Provinzen, ab, theilte dieſelben in kleinere Bezirke und ließ dieſe durch Grafen verwalten, deren Hauptgeſchäft die Verſehung des Richteramts war. Die Herzöge, welche er ſelbſt ernannte, waren nur ſeine Unterbefehlshaber im Kriege, Anführer des Heerbannes einer Provinz. Außerdem ſchickte er, ſo oft es ihm gut ſchien, königliche Sendboten in die Provinzen, welche den Zuſtand derſelben, und wie ſie verwaltet wurden, unterſuchen und ſchriftlichen Bericht abſtatten mußten. Sie beſtanden, weil ſowohl die Verwaltung der geiſtlichen als der weltlichen Vorſteher geprüft werden ſollte, meiſtentheils aus einem Biſchofe und einem Grafen. Alle ſeine Beamten, beſonders die Richter, ermahnte er ernſt und nachdrücklich zur Erfüllung ihrer Pflichten. Zweimahl im Jahre hielt der König ſelbſt große Reichsverſammlungen oder Male: die eine im Frühjahr, das Mayfeld (Campus Madius), wo der König mit den Ständen die Beſchlüſſe faßte, welche nach ihrer Eintheilung in Kapitel unter dem Namen der

Kapitularen bekannt ſind, die zweite im Herbſt, nur mit den angeſehendſten Großen und ſeinen Vertrauten, mit denen er die dringendſten Geſchäfte abmachte und andere für den nächſten Maytag vorbereitete. Die Sendboten mußten in ihrem Sprengel viermahl im Jahre die Volksgemeinde berufen, welche, außer ihren beſondern Angelegenheiten, auch noch die Beſchlüſſe der großen Reichsverſammlungen, wenn ſie die Volksrechte angingen, bewilligen und beſtätigen mußte. So wenig konnte der König mit ſeinen Großen in dieſe Rechte ſelbſt Eingriffe thun. — Durch alle dieſe Einrichtungen hielt Karl, der als Geſetzgeber noch größer war, denn als Krieger, ohne ſtehendes Heer und ohne Beſatzungen, die unterworfenen Völker in Gehorſam, und ſein weites, aus ſo verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetztes, Reich in guter Ordnung. Er ſelbſt blieb in den Schranken der Verfaſſung; er ehrte die Geſetze und vernahm gern die Stimme ſeines Volkes, und zeigte, wie in Allem, ſo vorzüglich hierin ſeinen großartigen Sinn und ſeine eigene menſchliche Würde.

34. Die Zeiten Ludwigs des Frommen.

814—840.

Nachdem das Geſchlecht der Karolinger, — ein ſeltenes Beſpiel in der Geſchichte, — vier große Männer nach einander hervorgebracht hatte, ſchien ſeine Kraft erloſchen. Ludwig der Fromme war ſeinen Vätern nicht gleich. Zwar war er, was ſein Aeußeres betraf, keineswegs unbedeutend; ſondern er wird als wohl gebildetet beſchrieben, mit einnehmendem Geſicht, ſtark von Körper, und in Bogen und Lanze ſo geübt; daß ihm keines der Seinigen gleich kam. Aber er war ſchwach an Geiſt und Willen, und ſein Beiname, der Fromme, bedeutet nicht ſo wohl, daß er gottesfürchtig, als daß er gutmüthig war und ſich vieles gefallen ließ. Ein ſolcher Herrſcher war nicht geſchickt, das große Reich ſeines Vaters zuſam-

menzuhalten. Das größte Unglück ſeines Lebens indeß kam von ſeinen eigenen Söhnen.

Er hatte drei aus der erſten Ehe, Lothar, Pipin und Ludwig; zwiſchen denen theilte er ſchon früh ſein Reich, ſo daß er für ſich nichts als den Kaiſertitel behielt. Nun aber nahm er bald nachher eine zweite Frau, Judith, aus dem Welfiſchen Hauſe, welche ihm den vierten Sohn, Karl, gebar, und eine ſtolze, herrſchſüchtige Frau war, die ihrem Sohne gern Alles zugewendet hätte. Auf ihr Zureden mußte Ludwig den andern Söhnen einen Theil der Länder wieder nehmen und dem Karl geben. Darüber entſtand offenbarer Krieg zwiſchen Vater und Söhnen, und dieſe nahmen den Vater zweimahl gefangen. Das letztemahl geſchah es bei Colmar im Elſaß, und weil die meiſten Großen von Ludwigs Anhange, die ihm Treue gelobet hatten, zu den Söhnen übergingen, ſo hat der Ort den Nahmen des Lügenfeldes erhalten. Der gutmüthige Ludwig ſprach zu denen, die bei ihm geblieben waren: „Gehet ihr auch zu meinen Söhnen; ich will nicht haben, daß meinetwegen nur ein Einziger das Leben oder ein Glied verlieren ſoll.“ — Sie weinten und gingen, und Ludwig gerieth in die Hände der Söhne. Lothar, welcher der ſchlimmſte von ihnen war, brachte ihn in ein Kloſter zu Soiſſons in Frankreich, und ſetzte ihm ſo lange zu, bis er ſich entſchloß, öffentlich Kirchenbuße zu thun. Das that Lothar deshalb, damit der Vater dadurch zu den Waffen unfähig würde; denn ſo war es in den Kirchengeſetzen verordnet, daß einer, der Kirchenbuße gethan, nicht wieder Waffen tragen durfte. Einen König aber ohne Waffen konnten die Franken ohnmöglich ertragen.

Der fromme Ludwig, der ſich leicht bereden ließ, ſeine eigenen Sünden ſeyen an allem Unglück ſchuld, ließ ſich wirklich in die Kirche des Kloſters führen, nachdem er Wehrgehäng und Waffen abgethan hatte, wurde auf einen Bußſack ausgeſtreckt und las einen Zettel ab, auf welchem ſein Sohn und deſſen Helfer alle ſeine Sünden verzeichnet hatten: „Er habe ſein Amt unwürdig verſehen, Gott oft beleidigt, die Kirche

geärgert; er ſey ein Meineidiger, ein Urhrber von Aergerniſſen und Unruhen, der zuletzt ſogar gegen ſeine Söhne habe Krieg führen wollen!" — Und während er ſolches Bekenntniß that, legten die Biſchöfe ihre Hände auf ihn und ſangen Bußpſalmen. Es war der Erzbiſchof Ebbo von Rheims, den Ludwig ſelbſt aus einem Knechte zum Erzbiſchof gemacht hatte, und mit ihm dreißig Biſchöfe; und Lothar ſaß daneben auf einem Throne, und weidete ſeine Augen an der Erniedrigung, des Vaters. Dieſer wurde alsdann im Bußgewande in eine einſame Zelle geſperrt, wo er ohne Troſt allein blieb.

Solche Mißhandlung des Kaiſers hatte ſeinen Sohn Ludwig von Baiern, welcher nachher Ludwig der Teutſche hieß, und der beſte unter den Söhnen war, entrüſtet; er beredete ſich mit ſeinem Bruder Pipin, und ſie zwangen Lothar, daß er den Vater wieder losgab. Dieſer wurde auch von den Biſchöfen förmlich losgeſprochen, und erhielt aus ihren Händen die Waffen zurück.

Aber er war durch das Unglück nicht weiſer geworden, ſondern ließ ſich durch die Judith ſogleich wieder dahin bringen, daß er ſeinen vierten Sohn Karl noch einmahl allen andern vorzog, ihm die ſchönſten Länder gab, und ihn zum König von Neuſtrien krönen ließ Den beſten der Söhne, Ludwig, ſetzte er am meiſten zurück. Dieſer ließ ſich durch den Unwillen darüber verleiten, wiederum die Waffen gegen den Vater zu ergreifen, und der alte Ludwig konnte nicht einmahl eine ruhige Stätte zu ſeinem Sterbebette finden. Sondern, als er nach Worms ziehen wollte, um dort einen Reichstag gegen den Sohn zu halten, und eben in der Gegend von Mainz über den Rhein ging, fühlte er ſein ſchnell herannahendes Ende. Er blieb auf einer Rheininſel in der Gegend von Ingelheim, ließ ſich dort ein Zelt aufſchlagen, und legte ſich nieder zum Sterben. Dem Sohne verzieh er noch vor ſeinem Tode mit dieſen Worten: „Weil er nicht zu mir kommen kann, um mir Genugthuung zu leiſten, ſo thue ich das Meinige, und nehme Gott und euch alle zu Zeugen an, daß ich ihm

Alles verzeihe. Euer Amt aber wird es ſeyn, ihn zu ermahnen, daß, wenn ich ihm ſo oft verziehen, er nicht vergeſſe, daß er die grauen Haare ſeines Vaters mit Herzeleid in die Grube gebracht hat."

So ſtarb im J. 840 der König Ludwig, deſſen Wille gut war, nach einem mühſeligen Leben, in Kummer und Trübſal, weil er nicht verſtand, ſein eigenes Haus, geſchweige ſein Reich, zu verwalten.

Das Rühmliche aus ſeinem Leben ſind ein paar geiſtliche Stiftungen, nehmlich die des Kloſters zu Corvey, und des Erzbisthums Hamburg. Erſteres ſtammt von dem Kloſter gleiches Namens bei Amiens in Frankreich. Hierhin hatte Karl der Goße viele der gefangenen Sachſen bringen laſſen, um ſie in der chriſtlichen Religion unterrichten und zu künftigen Lehrern derſelben unter ihren Landsleuten erziehen zu laſſen. Von dieſen Sachſen ließ nun Ludwig der Fromme eine geiſtliche Kolonie in ihrem Vaterlande, an der Weſer, anlegen, und den Bau des neuen Kloſters ſchon 815 beginnen. Es wurde 822 vollendet und die Abtei mit vielen königlichen Gütern ausgeſtattet. Sie wurde bald die vorzüglichſte Bildungsſchule in dieſen Gegenden.

Das Erzbisthum Hamburg gründete Ludwig 832, vorzüglich zur Bekehrung des heidniſchen Nordens. Der erſte Biſchof war Ansgar, aus dem Stifte Corvey, einer der eifrigſten Verbreiter des Chriſtenthums der ſchon in Dänemark und Schweden gelehrt hatte. Leider traf Hamburg 845 das Unglück, von den Normännern zerſtört zu werden, weshalb das Erzbisthum nach Bremen verlegt wurde.

---

55. Theilung des Reichs unter Ludwigs Söhnen. 743.

Die Brüder, welche gegen ihren einen Vater die Waffen zu führen ſich nicht geſcheut hatten, konnten noch weniger unter ſich ſelbſt einig bleiben; beſonders maaßte ſich Lothar, als Kaiſer, große Vorrechte über ſeine Brüder an. Ludwig und Karl, — Pipin

war ſchon geſtorben, — rüſteten ſich alſo wider ihn, und da er ſich nicht zu einem friedlichen Vergleiche verſtehen wollte, kam es im J. 841 zu einer Schlacht bei Fontenay in Frankreich. Sie war ſehr blutig; vierzigtauſend, nach andern hunderttauſend Todte bedeckten das Schlachtfeld; Lothar wurde geſchlagen, und mußte ſeine großen Forderungen fahren laſſen; und nach zwei Jahren kam ein Vertrag zu Stande, welcher das große fränkiſche Reich theilte, und Teutſchland auf immer von Frankreich getrennt hat. Dieſer heißt der Vertrag von Verdun, im Jahre 843.

1) Ludwig erhielt das eigentliche Teutſchland bis an den Rhein, und über dem Rheine, des Weinwuchſes wegen, wie es in der Urkunde heißt, Mainz, Speier und Worms. Dadurch waren die Länder, in welchen reiner teutſcher Stamm, unvermiſcht mit den Römern, geblieben war, alle vereinigt, und wir Teutſchen müſſen die Theilung zu Verdun als ein großes Heil für uns anſehen. Denn wäre unſer Vaterland mit Frankreich vereinigt geblieben, und hätten die Könige vielleicht ihren Sitz in Paris genommen, oder auch nur mit ihren Hauptſtädten gewechſelt: ſo möchte doch mit der Zeit eine verderbliche Miſchung der teutſchen und franzöſiſchen Sprache, Sitten, Lebensweiſe und des Volks-Charakters entſtanden ſeyn.

2) Lothar behielt die Kaiſerwürde und Italien, und bekam ferner einen ſchmalen, langen Landſtrich zwiſchen Teutſchland und Frankreich, von den Alpen bis in die Niederlande; nemlich das Land Wallis und Wadt von der Schweiz, dann das ſüdöſtliche Frankreich bis zum Rhonefluß, und am linken Ufer des Rheines das Elſaß und die Gegenden der Moſel, Maas und Schelde. Dieſer lange, ſchmale Landſtrich zwiſchen den beiden andern Brüdern wurde für den Kaiſer beſtimmt, damit er beiden nahe ſey, und damit, nach dem Willen des Vaters und Großvaters, durch das kaiſerliche Anſehen die Einheit des Ganzen möglichſt erhalten werde. Auch ſchien von der Kaiſerwürde ſowohl Italien mit der alten Hauptſtadt Rom, als auch das alte Auſtraſien, nemlich die Gegenden des Rheins, die Karl der Große zu ſei-

nem Sitze gewählt hatte, mit der Hauptſtadt Aachen unzertrennlich. Aber, obgleich Lothar ſehr ſchöne und fruchtbare Provinzen erhielt, ſo war ſein Theil doch der ſchwächſte; denn ſein Reich dieſſeits der Alpen hatte keine natürliche Gränzen, weder durch Gebirge, noch durch den Volksſtamm; die Bewohner ſeiner Länder an der Rhone und am Rheine hinunter waren aus ſehr verſchiedenen Stämmen zuſammengeſetzt. Es war keine Nothwendigkeit in dieſer Theilung der Länder, ſondern bloße menſchliche Willkühr, und darum war auch kein Beſtand darin, vielmehr iſt ſie die Quelle von ſehr vielem Unglück geworden. Nachdem der Kaiſer Lothar, wie verfolgt von dem Schatten ſeines Vaters, gegen den er am meiſten geſündigt, die Regierung niedergelegt hatte, und in einem Kloſter geſtorben war, ſtritten ſeine drei Söhne wiederum mit den Waffen um das Land, und theilten es unter ſich; aber keiner von ihnen brachte es auf Nachkommen. Die Länder Burgund, Elſaß und die eigentliche Proving Lothringen, welche Lothar II. erhalten hatte, und die eben von ihm den Namen Lotharingien bekam, theilten nach deſſen frühem Tode ſchon ſeine beiden Oheime, Ludwig der Teutſche und der franzöſiſche König Karl, unter einander, und von dieſen Zeiten an ſind dieſe Länder ſtets ein Gegenſtand des Streites zwiſchen den Teutſchen und Franzoſen geweſen; viele blutige Kriege ſind ihrenthalben geführt worden, und bis auf unſere Tage iſt der Streit noch nicht entſchieden.

3) Karl der Kahle endlich erhielt den weſtlichen Theil des ganzen Reichs der Franken, und bei dieſem Theile iſt der Name Franreich geblieben. Wir aber ſind wohl zufrieden, daß wir ihn nicht behalten, ſondern den uralten Volksnamen wieder hergeſtellt haben, der alle Stämme umfaßt, und der die Abſtammung des Volkes von dem alten Stammvater Teut oder Tuiskon, welchen ſie unter die Götter zählen, in ſich enthält.

36. Die teutſchen Könige aus dem Geſchlechte der Karolinger. 843—911.

1. Ludwig der Teutſche, der ein kräftiger Fürſt, von hohem Wuchſe und ſchöner Bildung, von blitzendem Auge und hellem Geiſte war, auch lebendigen Sinn für Bildung und Wiſſenſchaft, und dieſes auch durch Redeſchulen, die er in Frankfurt und Regensburg erbaute, bewies, — (840—875) hatte viel für die Ruhe ſeines Reiches zu kämpfen, indem von den öſtlichen Gränzen her die ſlaviſchen Völker Einfälle machten, von Norden und Nordweſten aber die Normänner. Dieſe kühnen Seefahrer, von altteutſchem Stamme, wild, wie ihr Meer und ihre nordiſchen Küſten, erſchienen, aus den norwegiſchen, ſchwediſchen und däniſchen Gewäſſern kommend, mit der Schnelligkeit des Windes und mit allgewaltiger Tapferkeit an den Mündungen der Flüſſe, und drangen oft tief in die Länder ein. Sie ſind auf der Seine bis Paris, auf der Garonne bis Toulouſe, und auf dem Rheine bis Köln und Bonn vorgedrungen. Und nicht allein die Ufer dieſer Flüſſe litten von ihren Verheerungen, ſondern ſie verſtanden ſogar ihre Schiffe viele tauſend Schritte weit über Land fortzuſchaffen und in andere Flüſſe zu bringen, ſo daß nirgend Sicherheit vor ihnen war. So groß war der Schrecken ihres Namens, daß der bloße Ruf vor ihnen her ſchon die Menſchen zur Flucht erregte. Ihre Zahl war meiſtentheils klein, wie denn ein Schiffsgeſchwader überhaupt nicht große Heere fortbringen kann; aber ihr Muth, wie ihr Körper und ihre Waffen, zeugten von guter nordiſcher Kraft, und im Schwingen der gewaltigen Speere kam ihnen niemand gleich. Einige Schiffe, nebſt einigen tapfern Leuten, waren oftmals die Ausſteuer königlicher Prinzen; und wie im alten Teutſchland ein edler Anführer mit ſeinem Gefolge auf kühnen Zügen Ehre und Beute erwarb; ja wie er ſogar ſich und den Seinen den Beſitz eines Landes erkämpfte, ſo war dem verwegnen Seehelden ſein Geſchwader, mit kampf- und beuteluſtigen Abentheu-

rern bemannt, die Quelle des Reichthums, ja bisweilen der bewegliche Boden, auf welchem er ſich ein Reich erwarb. In der Normandie in Frankreich, in Sicilien und in Rußland haben ſie ſolche Reiche gegründet.

2. Gegen ſie und gegen die Slaven hat Ludwig der Teutſche das Reich gut beſchützt, nicht aber ſein Sohn Karl der Dicke (876—887), welcher durch beſondere Umſtände noch einmahl auf kurze Zeit die drei Theile des fränkiſchen Reiches, Italien, Teutſchland und Frankreich, vereinigte. In Frankreich war ein minderjähriger Prinz, Karl der Einfältige, für den ſollte er das Land gegen die Normannen ſchützen, er aber kaufte ihnen zweimahl den Frieden mit vielen Pfunden Goldes ab; einmahl da ſie auf der Maas bis Haslov, und das zweitemahl, da ſie auf der Seine bis Paris gekommen waren und die Stadt hart belagerten. Ein ſo ſchimpfliches Betragen, und die Schwäche ſeiner ganzen Regierung brachte ihn in Verachtung, und machte, daß er im Jahre 887, auf einer großen Reichsverſammlung zu Tribur, förmlich des Reiches entſetzt wurde. Zu ſeinem Glücke ſtarb er ſchon im folgenden Jahre.

3. Ihm folgte in Teutſchland Arnulf (887 bis 899), ein Sohn ſeines Bruders Karlmann, alſo Grosſohn Ludwigs des Teutſchen, ein tapferer und würdiger König. Er ſchlug die Normannen bei Löwen in den Niederlanden, wo ſie ein verſchanztes Lager errichtet hatten, und dieſer Sieg verbreitete ſeinen Ruhm durch alle Länder; denn jene Normänner waren von dem tapferſten Stamme derſelben, und es war noch nie gehört worden, daß ſie vor dem Feinde geflohen wären. — Auch nach Italien ging Arnulf, um dieſes uneinige Land, wo ſich viele um die Oberherrſchaft ſtritten, wieder unter teutſche Hoheit zu bringen. Er drang 896 bis Rom vor; aber ſein Heer war durch Witterung und Krankheit ſehr geſchwächt; er getraute ſich nicht, die ſtarken Mauern der Stadt zu brechen, und wollte wieder

umkehren. Da geſchah es, daß die Römer von den Mauern herab auf die Teutſchen ſchimpften und ſie verhöhnten; dieſe, ohne Befehl zu erwarten, machten ſich auf, ſtürmten die Thore, füllten die Gräben, erſtiegen die Mauern, und eroberten die Stadt. Das römiſche Volk mußte ihm Treue ſchwören. Aber es kannte die Treue nicht; weil Gewalt die ſtarke teutſche Natur nicht hatte überwinden können, ſo mußte es Gift thun. Arnulf bekam Gift; er kehrte krank nach Teutſchland zurück, und ſtarb nach langem Siechen im Jahr 899, beklagt von allen Teutſchen, und viel zu früh für ſein Reich. Denn er war noch jung, und Teutſchland hätte nie mehr, als jetzt, ſeines kräftigen Armes bedurft.

Ein neues wildes Volk, den alten Hunnen an Wildheit gleich, hatte ſich in Ungarn feſtgeſetzt, und fing an, Teutſchland mit ſeinen Einfällen heimzuſuchen. Sie heißen eigentlich Madſcharen, und gehörten zu dem großen finniſchen Völkerſtamme, der im nördlichen Aſien und Europa wohnte; man nannte ſie aber Hunnen, (auch Ungarn, ſo wie das Land, welches ſie von nun an beſetzten), weil man ſchon gewohnt war, alles, was wild und fürchterlich anzuſehen war, und von Morgen her kam, Hunnen zu heißen. Auch ſie lebten, wie jene, immer auf ihren Pferden, und waren plötzlich da, wo man ſie nicht erwartete. Bald griffen ſie an, bald flohen ſie wieder, und im Fliehen ſchoſſen ſie ihre Pfeile rückwärts, und kehrten plötzlich um, wenn man ſich ſicher hielt. Ihre Pfeile ſchoſſen ſie aus hornenen Bogen mit ſolcher Gewalt und Sicherheit, daß man ihnen kaum ausweichen konnte; aber in der Nähe zu fechten und Städte zu belagern, war ihnen unbekannt. Von Körper waren ſie klein, gräßlich von Geſicht, tiefliegenden Augen, barbariſchen Sitten und rauher, mißtönender Sprache; ſo daß ein alter Schriftſteller, der zu jener Zeit lebte, ſagt, man müſſe die göttliche Geduld bewundern, daß ſie ſolchen, nicht Menſchen, ſondern menſchlichen Mißgeburten, ſo koſtbares Land überlaſſen habe *).

---

*) An den Ungarn iſt zu erkennen, wie ſehr Klima und Be-

4) Dieſe furchtbaren Feinde verheerten auf eine unerhörte Weiſe die teutſchen Länder, während Arnulphs Sohn, Ludwig das Kind, der noch unmündig war, König von Teutſchland hieß, vom Jahr 899 — 911. Es waren vielleicht die unglücklichſten Jahre, die jemahls über unſer Vaterland gekommen ſind. Die Ungarn machten faſt jedes Jahr ihre ſchnellen und ſtürmiſchen Züge in eine Provinz, verwüſteten ſie mit Feuer und Schwerdt, und trieben Tauſende der Einwohner als Sclaven mit ſich weg; die Teutſchen aber, ſo tapfer ſie waren, kannten ſolche Art Krieg zu führen noch nicht, und konnten ihnen nicht wehren; dazu hatten ſie noch keine Städte mit Mauern, in welche ſie ihre Frauen und Kinder hätten flüchten können. Zuerſt wurde Baiern von ihnen verwüſtet und die Grafen und Edlen erſchlagen; im folgenden Jahre ging es mit Sachſen und Thüringen eben ſo; in den beiden nächſten aber mit Franken und Schwaben. Man deutet das Unglück Teutſchlands nach dem Prediger Salomo: „Wehe dem Lande, deſſen König ein Kind iſt!“ — Doch dieſes Kind ſtarb zu ſeinem und des Landes Heile früh, im Jahre 911.

57. Zuſtand der ſpäteren karolingiſchen Zeiten.

Nachdem das Geſchlecht der Karolinger, welches ſo groß begonnen hatte, in Teutſchland untergegangen war, beſtand es noch einige Zeit, ſchwach und ohnmächtig, in Frankreich; dann ſchwand es auch dort dahin, gleich einem Strome, der mächtig anfängt, und zuletzt in einzelnen, ſchwachen Armen im Sande verſiegt.

bensart ein Volk zu veredeln vermögen; jetzt gehört dieſes, damahls ſo verſchriene Volk zu den ſchönſten und wohlgebauteſten.

In Teutſchland hatte ſich indeß vieles verändert, was für alle folgende Zeiten wichtig iſt. Karl der Große machte, wie wir wiſſen, die königliche Gewalt mächtig über alle andere; er ſchaffte die großen Herzöge über ganze Provinzen ab, und ſetzte königliche Beamte, mit kleinerem Umkreiſe der Herrſchaft, ein; und wären ſeine Nachfolger ihm gleich geweſen, ſo möchte es in Teutſchland eben alſo ſich gewendet haben, wie in Frankreich und andern Ländern, daß zuletzt Ein Herr mit unumſchränkter Gewalt über das ganze Reich war, und kein Fürſt außer ihm. Unſer Schickſal jedoch hat es anders geordnet, und eine Vielherrſchaft unter uns geſtiftet, welche manchen Gewinn für die Entwicklung und Bildung des teutſchen Volkes gebracht hat, aber alsdann nur nicht gefährlich geweſen iſt, noch ſeyn wird, wenn wir alle, die wir Teutſche heißen, in Liebe und Eintracht zuſammenhalten, und in der Geſinnung Ein feſtes teutſches Reich bilden.

Der Grund zu jener Vielherrſchaft iſt vorzüglich in den Zeiten nach dem Vertrage von Verdün gelegt worden. Faſt an allen Gränzen droheten furchtbare Feinde: die Ungarn, die Slaven und Wenden und die Normänner; die Könige ſelbſt aber waren ſchwach und vermogten nicht, gleich Karl dem Großen, von einem Ende des Reiches zum andern herbeifliegend, zu helfen; da mußten ſie geſtatten, daß die teutſchen Stämme zur Vertheidigung der Gränzen ſich wiederum mächtige bleibende Anführer aus ihrer Mitte ſetzten, die vor ihnen herzogen wider den Feind; und ſo finden ſich nach und nach beſtändige Herzöge bei den Sachſen und Thüringern, den Baiern, Schwaben und Lothringern. Das Herzogthum Franken begriff auch Heſſen und die Gegenden des Mittelrheins; Sachſen aber war das größte und mächtigſte; denn es umfaßte das Land vom Niederrhein bis zur Oder, von der Nordſee und der Eider bis an's Fichtelgebirge und die Wetterau. Dieſe Herzöge wurden zwar nicht als Herren ihrer Völker und Länder, ſondern als Diener und Stellvertreter des Königs angeſehen, die, in ſeinem Namen, im Frie-

den Recht und Ordnung handhabten, und im Kriege das Heer ihres Stammes zur Schlacht führten; allein unter ſchwachen Königen riſſen die Herzöge, die in ihrem Herzogthume zugleich mächtige Grundbeſitzer waren, immer mehr Gewalt an ſich; und zuletzt wäre es ihnen ein leichtes geweſen, ſich ganz unabhängig zu machen, als Ludwig das Kind regierte, oder als nach deſſen Tode nicht einmal ein König aus Karls des Großen Geſchlecht übrig war. Da konnten ſie bewähren, ob ſie ſich ſelbſt oder das Vaterland mehr liebten, und ob das Gefühl der nothwendigen Einheit ihres uralten Stammes noch in ihnen lebte. Wir werden aber ſogleich weiter hören, wie ſie nicht von einander ließen, und etwa ein jeder nur ſeine Ehre und ſeinen Vortheil ſuchte, ſondern vielmehr einen aus ihrer Mitte zum Könige über alle erwählten, und ihm die oberſte Gewalt freiwillig in die Hände gaben, damit Ein teutſches Reich in Wahrheit ſey. Darin zeigten unſere früheren Vorfahren eine große Geſinnung, daß ſie die Ehre und die Macht des deutſchen Namens höher achteten, als die eigene Ehre; und daß ſie, wenn auch ihre große Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, und ihr unruhiger, kriegeriſcher Sinn ſie oft uneinig unter ſich ſelbſt machte, doch immer einig waren gegen die Fremden; — und das iſt die rechte Weisheit eines Volkes. So wie die großen Herzöge, ſo ſetzten ſich auch die kleineren Reichsbeamten, Grafen, Markgrafen und andere, immer feſter in ihren Würden und den damit verbundenen Gütern. Auch die geiſtlichen Herren, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte, waren, gleich den weltlichen Herren Mitglieder und Vaſallen des Reichs, indem ſich ihr weltlicher Beſitz immer mehr vergrößert hatte. Alle dieſe ſollten nach und nach aus königlichen Statthaltern Fürſten des deutſchen Volkes werden.

Uebrigens fing bei den Einzelnen die Liebe zur Freiheit und perſönlichen Unabhängigkeit ſchon in dieſer Zeit an, oft in Zügelloſigkeit auszuarten. Wer ſich von einem andern beleidigt glaubte, und die Kraft in ſich fühlte, ſich ſelbſt zu rächen, der ſuchte ſein Recht nicht auf dem ordentlichen Wege durch

den beſtellten Richter, ſondern mit den Waffen und durch die Gewalt der Fauſt; und darum hat man die Zeit, da ſolche Selbſthülfe allgemein war, die Zeit des Fauſtrechts genannt. Sie fängt unter den ſpäteren Karolingern ſchon an, ſteigt aber erſt länger nachher auf ihre höchſte Stufe.

Das Uebel mußte wohl groß werden, weil die Sitten der Nation noch immer roh waren. Waffen und Jagd blieben die Lieblingsbeſchäftigungen. Der Degen und der Stoßvogel waren dem Teutſchen die größten Kleinode. Er konnte zuſehen, wie ein Schriftſteller ſagt, daß ihm Alles genommmen wurde; nur bei dieſen war Gefahr, daß er ſie auch durch einen Meineid retten würde. — Die Jagdfeſte waren prächtig, und gehörten zu den höchſten Lebenszierden; die Frauen, auf ſchönen Zeltern, ſahen der Erlegung des Wildes zu; am Abend wurde unter Zelten im Walde geſpeiſt, und unter Hörnerſchall ging der Zug zurück. Der Jagdluſt wegen liebten Könige und Große noch immer das Landleben über Alles, und verſchmähten es, lange in Städten zu ſeyn.

Die ſpäteren Zeiten der Karolinger, mit allen äußeren und inneren Unruhen, hatten auch darin verderblich gewirkt, daß die Anfänge der Bildung, die Karl der Große durch ſeine Bemühungen für die Wiſſenſchaften und durch ſeine Unterrichtsanſtalten gepflanzt hatte, faſt ganz wieder vernichtet wurden. Keine Zeit in der teutſchen Geſchichte iſt finſterer, abergläubiſcher, unwiſſender, als die nach Ludwig dem Teutſchen unter den Karolingern und noch eine geraume Zeit darüber hinaus. Und doch waren die Teutſchen von jeher ſo ſehr der Bildung empfänglich und durch treuen Fleiß und tiefes Nachſinnen zu aller Kunſt und Wiſſenſchaft geſchickt. Ein Beiſpiel davon findet ſich ſelbſt in dieſer finſtern Zeit. In den Tagen Pipins und Karls des Großen waren die erſten Orgeln aus Griechenland nach Teutſchland gekommen, und Karl gab ſich alle Mühe, den lateiniſchen Kirchengeſang bei ſeinen Teutſchen einzuführen. Anfangs wollte es mit dieſer Kunſt gar nicht bei ihnen gelingen; wenigſtens klagt ein Italiener aus

jener Zeit gar ſehr, daß ihre natürliche Roheit ihnen dabei durchaus hinderlich ſey. „Groß an Leib, wie Berge, ſagt er, brauſt auch ihre Stimme wie ein Donner daher, und kann nicht im ſüßen Geſang ertönen; und wenn ihre barbariſche und durſtige Kehle die zarten Uebergänge und Biegungen des Geſanges ſanft hervorbringen ſoll, ſo fahren die harten Töne gleichſam mit einem Gepraſſel heraus, faſt wie ein Wagen, der über die Steine raſſelt, ſo daß das Gefühl der Hörenden, das ſanft bewegt werden ſollte, vielmehr erſchreckt und erſchüttert wird." — So lautete zuerſt das Urtheil über ihre Fähigkeit zur Tonkunſt. Und doch hatten ſie es in kurzer Zeit durch Fleiß und Uebung ſo weit gebracht, daß der Papſt Johann VIII., der um das Jahr 870 lebte, den Biſchof Anton von Freiſingen erſuchte, ihm aus Teutſchland eine gute Orgel, nebſt einem Künſtler, nach Italien zu ſchicken, der ſowohl im Stande ſey, ſie zu bauen, als auch darauf zu ſpielen.

Ein ſehr rühmliches Beiſpiel der Liebe für ſeine Mutterſprache gab in dieſem Jahrhundert ein Mönch, Otfried, welcher die Evangelien in teutſche Verſe überſetzte, damit ſie das Volk leſen könnte. Karl der Große hatte zwar angefangen die teutſche Sprache zu befördern und auszubilden; aber nach ihm dachte man nicht weiter daran. Otfried nun arbeitete eifrig, ſie auch zur Schriftſprache zu machen, obgleich es ſehr ſchwer war, ihre harten und wunderbaren Laute mit Buchſtaben zu bezeichnen. Er eifert mit Recht gegen diejenigen, welche, gleichgültig gegen ihre Mutterſprache, die der Lateiner und Griechen lieber mit vieler Mühe lernten und gebrauchten. „Sie nennen die teutſche Sprache bäuriſch, und ſuchen ſie doch nicht durch Schrift und Kunſt vollkommner zu machen, ſagt er. Sie hüten ſich, im Lateiniſchen und Griechiſchen ſchlecht zu ſchreiben, und ſcheuen es in der ihrigen nicht; ſie ſchämen ſich, in jenen auch nur durch einen Buchſtaben gegen die Kunſt zu fehlen, und in ihrer eigenen geſchieht es bei jedem Worte. Eine wunderliche Sache, daß ſo große Männer alles

dieſes fremden Sprachen zu Ehren thun, und die eigne nicht ſchreiben können!"

Abnahme der freien Leute. — Am betrübteſten war in dieſen Zeiten der Zuſtand der gemeinen freien Leute, und ſie verminderten ſich daher auch ſo ſehr, daß ſie kaum noch einen eigenen Stand unter dem Volke bildeten. Schon früher, indem das Lehnsweſen ſeine Folgen immer mehr entwickelte und die Vaſallen über alle diejenigen erhob, welche ihr eigenes Erbe bebaueten, hatte ihre Zahl ſehr abgenommen; die ſchlimmſte Zeit aber kam erſt nach Karl dem Großen.

Karl wußte wohl, daß die Kraft eines Volkes in dem großen Stande der freien Männer beſteht, und daß auf ihrem Muthe und ihrer begeiſterten Liebe des Vaterlandes die Rettung aus allen Gefahren beruht; daher wandte er große Sorge auf die Einrichtung des Heerbannes, der gleichfalls durch das Lehnsweſen faſt ſchon in Verfall gerathen war. Allein hierin erreichte er ſeinen Zweck nur wenig, weil ſeine Krieger weniger die ächten Volkskriege, zur Vertheidigung des Vaterlandes, als Eroberungszüge in ferne Gegenden waren. Dieſe waren für den gemeinen Mann ſehr drückend, indem er von dem Tage an, da das Heer das feindliche Land betrat, mit Lebensmitteln auf drei Monate, ſo wie mit Kleidung und Waffen, auf ſeine Koſten, verſehen ſeyn mußte. Daher ſuchten ſich viele der Verpflichtung des Heerdienſtes zu entziehen. Sie gaben ſich mit Leib und Gut in den Dienſt der Kirche, oder eines Vornehmen, entweder als Unter- oder After-Vaſallen, weil ſie als ſolche dem Lehnsherrn nicht ſo viel Dienſt zu leiſten brauchten, als dem Könige im Heerbann, oder gar als Hörige, die nun nicht mehr zu den Freien gehörten. Sie hießen die Lidi oder Leute des Herrn, und blieben zwar Beſitzer ihres Erbes, das ſie ſelbſt bebauten; aber ſie entrichteten Zins und Frohn, und durften ihr Erbe nicht verlaſſen noch verkaufen, ſondern waren mit ihren Kindern und Kindeskindern an die Erdſcholle gebunden,

und ein Eigenthum des Herrn. Das war hart; allein, dafür brauchten ſie auch gar keinen Kriegsdienſt zu verrichten, weil Unfreie der Waffenehre nicht würdig gehalten wurden, und blieben ihr Lebelang mit den Ihrigen in Ruhe. Hätten ſie recht gedacht, daß Männer, die keine Waffen führen dürfen, auch bald den Muth und die Kraft verlieren, und wenn ſie auch nicht vollkommne Knechte heißen, doch bald knechtiſche Geſinnungen annehmen, ſo möchten ſie wohl lieber bedrängt und arm, aber frei und Krieger geblieben ſeyn; allein in der Noth erſcheint die nächſte Hülfe als die beſte, und das Auge verliert die Kraft, die ſpätern Folgen zu erkennen.

Außer dem beſchwerlichen Dienſte des Heerbannes, welcher viele freie Leute in die Dienſtbarkeit brachte, waren noch andere Urſachen, welche ihre Anzahl immer mehr verminderten; dahin gehörten die fürchterlichen Einfälle und Verwüſtungen der Awaren, Normänner, Slaven und Ungarn, welche ihrer Tauſende tödteten, oder als Sclaven hinweg führten; ſpäter die Unordnungen und Plagen des Fauſtrechts, welche ebenfalls viele der ärmeren freien Leute nöthigten, ſich in die Dienſtbarkeit eines Mächtigen zu begeben, um nur gegen die Räubereien derer geſichert zu ſeyn, welche aus dem Raube ein Gewerbe machten. Ferner waren die Länder in jenen Zeiten der Unordnung, da man nicht daran dachte, Vorräthe zu ſammeln, ſehr oft mit Hungersnoth und verheerenden Seuchen heimgeſucht; in ſolcher Bedrängniß gaben auch viele freie Menſchen, um nicht im Elende umzukommen, ſich, ihre Kinder und Güter an Herren und Stifter um Brod hin. Und endlich ſind Viele den Klöſtern und Stiftern dienſtbar geworden, weil ſie ſich aus Frömmigkeit, und um ihre Seele zu löſen, Gottes Altare ſchenkten. Die Kirche behauptete ſchon in dieſer Zeit das Vorrecht, daß man ihr ſein ganzes Eigenthum übergeben und die rechtmäßigen Erben gänzlich vorbeigehen konnte.

Durch alle ſolche Urſachen geſchah es nun, daß am Ende dieſes Zeitraumes nicht nur der alte freie Stolz und Muth, ſondern auch die meiſten freien

Männer der Teutſchen verſchwunden, und faſt nur Edelleute und ihre Diener übrig waren.

Aber wenn die Noth groß war, ſo hat Gott noch immer dem teutſchen Volke eine unerwartete Hülfe geſendet. Dieſesmahl mußte gerade das Unglück, welches die Ungarn verbreiteten, ſelber die Urſache ſeyn, daß zu einem neuen Aufkommen der gemeinen freien Leute, zu einem Bürger- und Bauernſtande, der Grund gelegt wurde: das werden wir im folgenden Abſchnitte hören.

Vorher aber iſt noch ein teutſcher König zu nennen:

38 Konrad I. aus Franken.

911 — 918.

Nach dem Tode Ludwigs des Kindes verſammelten ſich die fünf teutſchen Stämme, und ſahen ſich um nach dem Würdigſten unter ihren Fürſten zu ihrem Könige. Die Wahl fiel auf Otto den Erlauchten, Herzog in Sachſen und Thüringen, welcher von mütterlicher Seite mit den Karolingern verwandt und durch die Macht ſeines Hauſes, durch Alter und Weisheit bei allen in großer Achtung war. Er aber ſchlug die Krone aus, weil die Sorge des Reiches ſeinem hohem Alter zu ſchwer ſey, und rieth vielmehr, Konrad, der Franken Herzog, zum Könige zu machen. Darüber verdient Otto großes Lob, denn Konrad war würdig, als König zu herrſchen, und der Stamm der Franken war noch immer der geachtetſte unter den teutſchen Stämmen, weil bisher aus ihm die Könige über ganz Teutſchland geboten hatten. Darum glaubte Otto, es ſey beſſer, daß das Heft des Reiches bei ihnen bleibe, und vergaß es ganz, daß Franken und Sachſen noch immer einige Feindſchaft gegen einander hegten.

Konrad wird beſchrieben als der vortrefflichſte Mann zu Haus und im Feld, tapfer und beſonnen, gütig und freigebig. Seine erſte Sorge war, das geſunkene königliche Anſehen wieder herzuſtellen, weil

darauf die Ordnung des ganzen Reichs beruhte; aber die Verwirrung war zu groß und Konrads Regierung zu kurz, es konnte ihm noch nicht ganz gelingen. Die Lothringer, die ſeit Ludwigs des Teutſchen Zeit zu Teutſchland gehörten, waren mit ſeiner Wahl nicht zufrieden, und trennten ſich, und Konrad konnte ſie nicht wieder zum Reiche bringen. Mit Heinrich von Sachſen, Otto des Erlauchten Sohne, hatte er Streit, nachdem der Vater geſtorben war. Er wollte ihm, verleitet duch den Rath des Erzbiſchofs Hatto von Mainz, einige große Lehen nehmen, die er außer ſeinem Herzogthum Sachſen noch beſaß, damit kein Fürſt des Reiches zu übermächtig ſey; allein Heinrich ward durch ſeine Sachſen tapfer vertheidigt, und behielt die Lehen in dem endlichen Vergleiche, der den Streit beilegte. Den Grafen Burkhard in Schwaben, beſtätigte Konrad, nach einigem Streite, als Herzog des alemanniſchen Volkes; Arnulf von Baiern aber, der ſich auch auflehnte und ſich ſo unteutſch vergaß, daß er die Ungarn zu Hülfe rief, wurde von den Fürſten als Landesverräther zum Tode verurtheilt, und mußte zu den Ungarn fliehen.

So war die allgemeine Ruhe und das kaiſerliche Anſehn ſowohl durch kräftiges Handeln, als durch Nachgeben zu rechter Zeit, einigermaßen hergeſtellt, und die Einheit Teutſchlands erhalten. Aber Konrad fühlte wohl, wie ſchwer es ihm geworden ſey, und daß die Macht der fränkiſchen Herzoge nicht hinreiche, die übermächtigen Großen im Zaume zu halten. Auch bedurfte es noch größerer Kraft, das Reich gegen die Slaven und Ungarn zu ſchützen, die immer noch ihre Einfälle wiederholten; und Konrad mochte wohl in ſeinem Bruder Eberhard, der die nächſten Anſprüche auf die Krone zu haben glaubte, die rechten Eigenſchaften eines Königs nicht erkennen. Dagegen war ſein früherer, nun verſöhnter Widerſacher, Heinrich von Sachſen, in alle Weiſe tüchtig und untadelig, und an Geiſt wie an Macht der vorzüglichſte unter allen Fürſten. Als daher Konrad von einer Wunde, die er gegen die Ungarn empfangen hatte, zu Limburg an der Lahn ſiech lag, und

den herannahenden Tod fühlte, gedachte er an das Beiſpiel, welches Otto der Erlauchte bei ſeiner Wahl gegeben, und alle Eiferſucht vergeſſend nur in dem Gedanken an des Vaterlandes Wohl, rief er ſeinen Bruder an ſein Sterbebette. Und ſo redete er ihn an: „Wohl gebieten auch wir, mein Eberhard, über große Mittel; wir können große Heere zuſammen bringen, und wiſſen ſie zu führen. An feſten Städten und Waffen gebricht es uns nicht, noch an allem Glanz königlicher Hoheit Doch die größere Macht Einfluß, Weisheit iſt bei Heinrich, und auf ihm beruht des Reiches Wohlfahrt. Alſo nimm die Kleinodien, Lanze und Schwerdt, Geſchmeide und Krone der alten Könige, und bringe ſie Heinrich dem Sachſen; ſey im Frieden mit ihm, damit du ihn zum beſtändigen, ſtarken Verbündeten habeſt. Melde ihm, daß Konrad ſterbend, allen Fürſten ihn zum Könige empfohlen habe.“ —

Eberhard that, wie ihm der Bruder geheißen hatte, und war der erſte, der dem König Heinrich huldigte. — Ein Reich, wo ſolche Geſinnung gefunden wurde, durfte ohne Gefahr ein Wahlreich ſeyn.

Vierter Zeitraum.

Von Heinrich I. bis Rudolf von Habsburg. 919—1273.

II. Die ſächſiſchen Kaiſer 919—1024.

39. Heinrich I. der Vogelſteller. 919—936.

Die Boten mit den königlichen Kleinodien trafen den Herzog der Sachſen auf ſeinen Gütern am Harze, und zwar, wie einige erzählen, gerade beim Vogelheerde. Daher ſein Beiname: der Vogelſteller oder der Finkler.

Seine Regierung fing zwar auch mit inneren Unruhen an, aber ſie waren bald beigelegt; denn darin wurde Otto des Erlauchten und König Konrads ſehnlicher Wunſch erfüllt, daß Franken und Sachſen unter einander einig waren. Herzog Burkhard von Schwaben und Arnulf von Baiern, der von den Ungarn zurückgekehrt war, verweigerten ihm den Gehorſam; er aber brachte ſie ſchnell durch Waffen und durch die milde Gewalt der friedlichen Rede zu ihrer Pflicht zurück. Und Lothringen, welches noch immer zwiſchen Frankreich und Teutſchland hin und herſchwankte, gewann er dadurch daß er deſſen Herzoge Giſelbert ſeine Tochter Geberge zur Gemahlin gab.

Jetzt konnte Heinrich auch an die auswärtigen Feinde, die Slaven und Ungarn, denken. Die

vermeinten ihr altes Spiel mit den teutſchen Landen nach wie vor treiben zu können; aber ſie hatten einen Gegner gefunden, der es ihnen verdarb. Zuerſt zwar mußte auch Heinrich ihren ungeſtümen Angriffen weichen, als ſie wieder einen Raubzug bis tief in Sachſen machten; dann aber glückte es ihm, bei einem Ausfalle aus dem feſten Schloſſe Werle, im Hildesheimiſchen, einen ihrer vornehmſten Fürſten gefangen zu nehmen; und für deſſen Loslaſſung ſchloſſen die Ungarn einen Waffenſtillſtand auf neun Jahre und verſprachen, ſo lange gar nicht in Teutſchland einzufallen. Sie mochten wohl denken, nachher das Verſäumte doppelt wieder einzuholen, aber Heinrich benutzte die neun Jahre ſo gut, daß ſie, als ſie nun wiederkamen, ein ganz anderes Teutſchland fanden. Zuerſt hinderte er mit aller Strenge und Gerechtigkeit die inneren Unruhen und Räubereien, damit man deſto eifriger ſich gegen die Feinde rüſten konnte. Dann übte er ſeine Teutſchen, die bis dahin hauptſächlich nur zu Fuß zu fechten verſtanden, in der Kunſt des Reutergefechtes, damit ſie den flüchtigen Ungar Schwärmen deſto beſſer widerſtehen könnten; und die Teutſchen, die von jeher zu aller Waffenkunſt willig und geſchickt waren, lernten auch dieſes ſehr ſchnell. Er übte ſie, in geſchloſſenen Gliedern anzugreifen, den erſten Pfeil des Feindes abzuwarten und mit dem Schilde aufzufangen, und alsdann raſch auf ihn loszuſtürzen, ehe er den zweiten abſchießen konnte. — Endlich da er wohl einſah, daß die Feinde dennoch Schaden genug anrichten konnten, wenn man ſie auch einmahl in die Flucht ſchlüge, indem ſie, wie ein Sturmwind, bald hier, bald da erſchienen und raubten und mordeten, und ſchon wieder fort waren, ehe man ſie einholen konnte; ſo baute er mit großem Fleiße in der Zwiſchenzeit eine Anzahl von feſten Oertern, und umgab andere offene mit Mauern, damit die Einwohner der Landſchaft bei der erſten Nachricht vom Feinde ihre Sachen dahin flüchten könnten. Städte zu belagern verſtanden die Ungarn nicht, und wenn ſie nicht recht viel Beute bei ihren Zügen machen konnten, ſo kamen ſie nicht leicht wieder. Dieſe

feſten Schlöſſer und Städte erbaute Heinrich vorzüglich in ſeinen Erbländern, Sachſen und Thüringen, weil es dort gänzlich an ihnen fehlte; und es werden unter andern Goslar, Duderſtadt, Nordhauſen, Quedlinburg, Merſeburg und Meißen genannt. Um aber auch Einwohner in dieſen Städten zu haben, verordnete er, daß von den Landleuten, die zum Kriegsdienſte verpflichtet waren, immer der neunte Mann in die Stadt ziehen ſollte; er mußte für Anlegung der Gebäude ſorgen, die den übrigen achten bei feindlichen Ueberfällen zum Zufluchtsort dienen könnten, und dieſe mußten ihm dafür den dritten Theil ihrer Früchte jährlich liefern, damit er ſelbſt zu leben hätte und das übrige auf die Zeit der Gefahr für Alle aufbewahrte.

Als Heinrich einige Jahre mit dieſen Vorkehrungen zugebracht hatte, beſchloß er, ſeine Krieger auf eine ernſthaftere Art zu üben, indem er die Nachbaren Teutſchlands in Oſten und Norden, die zwar nicht ſo gefährlich als die Ungarn, aber doch feindlich genug geſinnt waren, zu Paaren trieb. Den slaviſchen Fürſten Wenzeslaus in Bömen belagerte er in ſeiner eigenen Hauptſtadt Prag und zwang ihn zur Unterwerfung; die Slaven in der Mark Brandenburg, die Heveller (an der Havel) ſchlug er, und eroberte ihre Stadt Brennaburg. Die Markgrafſchaft Nordſachſen, die heutige Altmark, wurde hier errichtet, und an der Elbe die Markgrafſchaft Meiſſen mit der Burg gleiches Namens, zur Gränzwache gegen die Slaven in der Lauſitz; und endlich die Markgrafſchaft Schleswig, jenſeits der Eider, zum Schutze gegen die räuberiſchen Dänen. Zur Friedensbedingung, welche ihm zum großen Ruhm gereicht, machte er den letzteren, daß ſie ihre ſcheuslichen Menſchenopfer abſchafften; und einer ihrer Könige, Kanut, ließ ſich ſogar taufen.

Unterdeß war der neunjährige Waffenſtillſtand mit den Ungarn abgelaufen und dieſe ſchickten eine Geſandſchaft und forderten den alten Tribut, den ihnen Teutſchland ſchimpflicher Weiſe hatte bezahlen müſſen. Heinrich aber, um ihnen die Verachtung zu

beweiſen, die jetzt die Teutſchen gegen ſie hegten, ſoll den Geſandten einen an Ohren und Schwanze verſtümmelten, räudigen Hund ſtatt des Tributes überreicht haben; das war ein althergebrachtes Zeichen des äußerſten Schimpfes. Da ergrimmten die Ungarn und rüſteten ſich, eine bittere Rache zu nehmen. König Heinrich aber ſprach ſo zu ſeinem Volke:

„Ihr wiſſet, von welchen Gefahren unſer vormahls zerrüttetes Reich izt frei iſt, denn es war durch innere Unruhen und durch auswärtige Kriege zerriſſen. Jetzt iſt, durch Gottes Schutz, durch unſere Bemühungen und durch eure Tapferkeit, der eine Feind, die Slaven, zur Unterwerfung gebracht; nichts bleibt uns übrig, als eben ſo gemeinſchaftlich gegen die allgemeinen Feinde, die Avaren, uns zu erheben, (ſo nennt er die Ungarn). Bisher haben wir alles das Unſrige hingeben müſſen, um ſie zu bereichern, jetzt müßte ich die Kirchen plündern; denn das übrige alle haben ſie. Wählet nun ſelbſt. Wollt ihr, daß ich hinwegnehme, was zum Dienſte Gottes beſtimmt iſt, und damit von den Feinden Gottes uns den Frieden erkaufe? Oder wollen wir, wie es Teutſchen geziemt, feſt vertrauen, daß der uns erlöſen werde, der in Wahrheit unſer Herr und Erlöſer iſt?“ — Da erhob das Volk die Stimme und die Hände zum Himmel und ſchwur zu ſtreiten.

Die Ungarn hatten ſich in zwei Haufen getheilt. Der eine von dieſen wurde von den Sachſen und Thüringern, unweit Sondershauſen angegriffen, die Führer erſchlagen, daß Heer zerſtreut; die Herumirrenden kamen theils durch Hunger und Kälte, theils durch das Schwerdt um. Der andere größere Hauſe kam bis an die Saale. Da erfuhren die Ungarn in der Nacht das Anrücken des Königs und die Niederlage der Ihrigen. Schrecken und Furcht kam über ſie; ſie verließen das Lager und zündeten, ihrer Gewohnheit nach, große Feuer an, um ihre zum Plündern zerſtreuten Haufen durch die Flamme und den Rauch zu verſammeln. Am folgenden Morgen rückte Heinrich mit ſeinem Heere heran. Mit feurigen Worten ermahnte er die Seinigen, für das Va-

terland und ihre erſchlagenen und als Knechte weggeführten Verwandten heute Rache zu nehmen; zugleich ſahen die ermuthigten Krieger ihn ſelbſt, den König, wie er bald zu den erſten, bald zu den mittleren und wieder zu den letzten Reihen flog, und vor ihm das Hauptbanner des Heeres wehte, welches der Engel hieß, weil es mit dem Zeichen des Engels geſchmückt war. Da fühlten die teutſchen Streiter die Zuverſicht des Sieges in ihrer Bruſt und erwarteten das Zeichen der Schlacht. Der König aber, der es ſchon an den Feinden erkannte, daß ſie nicht Stand halten würden, ſchickte einen Theil der thüringiſchen Landwehr mit wenigen geharniſchten Rittern voraus, damit die Feinde dieſen beinahe unbewaffneten Haufen verfolgen möchten, und bis an ſein Hauptheer herangelockt würden. Dieſes geſchah, aber dennoch ergriffen ſie bei dem Anblicke der teutſchen wohlgerüſteten Reihen ſo ſchnell die Flucht, daß es kaum zu einer ordentlichen Schlacht kam. Mehrere wurden noch auf der Flucht niedergemacht oder gefangen, das feindliche Lager mit allen geraubten Schätzen erbeutet, und was das Rührendſte und erfreulichſte war, die Gefangenen, welche die Ungarn ſchon als Sklaven zuſammengetrieben hatten, wieder befreit. Da fiel Heinrich mit dem Heere nieder und dankten Gott für den Sieg, und der König wurde von den begeiſterten Kriegern hinfort „Vater des Vaterlandes“ und „allgebietender Herr“ und ihr „Kriegsfürſt“ genannt, und der Ruhm ſeiner Tugend und Tapferkeit verbreitete ſich durch alle Lande.“

Dieſe Schlacht war im Jahre 933, in der Gegend von Merſeburg, nicht weit von den Feldern der großen Leipziger Freiheits-Schlacht, und noch wird alljährig im Kirchſpiele Keuſchberg, im Stifte Merſeburg, die Rettung von den Ungarn durch ein Feſt gefeiert, und von der Menge in kirchlicher Verſammlung Gottes Hülfe geprieſen, und König Heinrichs Namen mit Ehrfurcht genannt.

Nach ſo glorreichen Verrichtungen, da er Teutſchland im Innern und nach Außen herrlich geſichert hatte, ſtarb Heinrich im Jahre 936, im 60ſten ſeines

Alters, von dem ganzen Vaterlande betrauert. Er hatte nur achtzehn Jahre regiert, und in dieſer Zeit ſein Reich aus tiefem Verfalle zu Kraft und Anſehen erhoben! Gegen die Feinde war er ſtark und gewaltig, gegen Freunde und Unterthanen gerecht, freundlich und milde, und durch beides das Muſter eines teutſchen Königs.

Die zwei großen Stiftungen König Heinrichs. — Das iſt das Merkmahl **großer Männer**, nicht, daß ſie nur Thaten verrichten, über welche die Welt ſtaunt, ſondern, daß ſie Werke zurücklaſſen, welche den lebendigen Keim einer neuen Zeit in ſich tragen. — Es wird von Heinrich I. erzählt, daß er von ſchöner, ritterlicher Geſtalt, und ſo geſchickt zu allen Uebungen des Körpers und der Waffen geweſen, daß er in den Kampfſpielen, die er unter den Teutſchen einführte oder erneuerte, der erſte, und allen Gegnern ein Schrecken war. Dieſe **Feſte der Waffen**, welche auf den Ernſt vorüben ſollten, führte er ein, als er ſeine Teutſchen für den Ungarnkrieg bildete; und er wußte wohl, daß ſie ein ſolches Waffenſpiel bald über Alles lieben würden. Auf ſolche Weiſe iſt er **der rechte Begründer und das Vorbild der Ritterzeit** geworden, welche nun in Teutſchland beginnt, und eine gar kräftige Zeit iſt.

Durch jene Ehrenſpiele der Waffen ſteckte er dem Ritterſtande, der bis dahin außer der Jagd und den Trinkgelagen faſt keine Beſchäftigung im Frieden kannte, ein Ziel vor, welches bald edlere Kräfte in ihm wecken mußte. Dieſe Spiele wurden im Laufe der Zeiten immer größer und herrlicher, und rechte **Nationalfeſte**; die Ritter und Edlen aus allen Gauen des teutſchen Volkes fanden ſich ein, und kämpften für die Ehre ihres Stammes; es wurden Freundſchaften auf Leben und Tod geſchloſſen und ſo ein Band geknüpft, welches durch das ganze teutſche Land reichte. Nur war es nicht mehr die Erlegung des wilden Thieres oder eines Feindes, wofür man ſich von Jugend auf in den Waffen übte, ſondern es

war die Ehre; und wo einmahl in einem Herzen die Ehre recht Wurzel gefaßt hat, da kehren auch bald die andern edlen Tugenden des Gemüths ein: die offne Geradheit, welche jede Hinterliſt verſchmäht, der Stolz der Seele auf einem untadelichen Wandel und ein lauteres Gewiſſen, die ſtille Frömmigkeit und der begeiſterte Glaube; Tugenden, welche in der blühenden Zeit des Ritterthums herrlich hervorleuchteten. — Alſo wurde König Heinrich ein Veredler des Adels unter den Teutſchen.

Aber das iſt nur das Eine. Er iſt wohl ein noch größerer Wohlthäter unter uns dadurch geworden, daß er durch die Anlegung ſeiner Städte einen neuen Bürgerſtand begründete. Denn der nächſte Nutzen der Städte, einen Schutz gegen die Räubereien der Ungarn zu gewähren, war nur ihr geringſter; viel wichtiger wurden ſie als die Wiege eines neuen Standes in Teutſchland. Der Stand der gemeinen freien Leute war, wie ſchon erzählt iſt, am Ende der karolingiſchen Zeiten faſt erloſchen; das teutſche Volk war auf dem Wege, den Völkern gleich zu werden, wo es nur Herren und Knechte giebt, und der Stolz und die Kraft der Freiheit verſchwunden ſind. Schon wurde das Land größtentheils nur von dienſtbaren Leuten bebaut; und die bürgerlichen Gewerbe, ſo wie der Handel, waren, — kaum mögten wir das Uebel in ſo früher Zeit ſuchen, — meiſt in den Händen der Juden. Der Adel hielt dieſe Geſchäfte unter ſeiner Würde, der freien chriſtlichen Bürgersleute waren nur wenige, daher konnten die Juden alle die Geſchäfte des Lebens an ſich ziehen, welche Gewinn brachten. Sie waren ſchon im Beſitze unermeßlicher Reichthümer, und den großen und kleinen Fürſten ſo wie den Adelichen faſt unentbehrlich, weil dieſe ſehr oft in der Noth ihres Geldes bedurften. Ihr Hauptſitz waren die Städte am Rhein und in den Donau-Gegenden, welche noch aus der Zeit der Römer herrührten, (Köln, Koblenz, Trier, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Baſel, Conſtanz, Augsburg, Regensburg u. ſ. w.) und in dieſen Städten lebten ſie in ſo großer Anzahl, daß ſie auch hier das ſchnelle

Emporkommen eines begüterten freien Handels- und Gewerbsſtandes verhindert hatten.

Nun aber baute König Heinrich nicht nur viele neue Städte im übrigen Teutſchland, und ſetzte Einwohner von dem Lande hinein; ſondern er wußte auch die Mittel zu finden, der Teutſchen alten Widerwillen gegen das Stadtleben zu überwinden. Er gewährte denen, welche hinein zogen, Sicherheit der Rechtspflege, ferner verordnete er, daß alle Verſammlungen und großen Feſte von den Einwohnern der benachbarten Gegend in den Städten gefeiert, und alle Jahrmärkte und Kirchmeſſen daſelbſt gehalten werden ſollten. Und wie er dem Ritterſtande eine edle Uebung und Feſtlichkeit der Waffen gegeben hatte, ſo hat er gewiß auch für die Bürger der Städte Waffenübungen ausgefunden, damit ſie zur Vertheidigung ihrer Mauern geſchickt, und damit der Bürgerſtand auch ein Wehrſtand und ein Ehrenſtand würde. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Freiſchießen und andere ähnliche Bürgerfeſte urſpürglich von unſerm Könige Heinrich geſtiftet ſind. Dieſes alles mußte wohl immer mehr Menſchen in die Städte hineinlocken, und bei dem Zuſammenleben ſo Vieler fanden ſich bald alle Künſte und Handwerke, Verkehr und Handel ein. Was vorher durch Leibeigne in jedem Hauſe einzeln verfertigt war, wurde nun viel vollkommner von Künſtlern und Handwerkern der Städte im Großen verfertigt, da der Meiſter mit ſeinen Geſellen nur eine Art der Arbeit bereitete, wozu er geſchickt, und von Jugend auf geübt war. Solche Vertheilung der Arbeit iſt die Grundlage aller Lebensbildung bei den Völkern, und ſonach ſteht König Heinrich auch als Beförderer der Sittenkultur und der Ausbildung des bürgerlichen Lebens unter uns da *).

Was hier von dem Ritterweſen und von den Städten geſagt iſt, darf jedoch nicht unrecht verſtan-

---

*) Wie die Städte ſpäterhin auch einen freien Bauernſtand in Teutſchland begründen halfen, werden wir weiter unten hören.

den werden. Wenn in irgend einer Zeit der Grund und Keim zu einem durchaus Neuen gelegt wird, ſo daß das ganze Leben und Weſen eines Volkes eine andere Geſtalt gewinnt, ſo geht eine ſolche Verwandlung niemahls plötzlich vor ſich, ſondern es können Jahrhunderte verfließen, ehe ſie vollendet iſt. Wächſt doch der Menſch mehr als den vierten Theil ſeines Lebens hindurch, ehe er ganz erwachſen iſt; und ſein Geiſt verändert ſich noch langſamer, ſo daß oft in ſpätern Jahren erſt ſichtbar wird, welche Wirkung ein Eindruck ſeiner Jugend auf ihn gehabt hat. Der Wachsthum und die Ausbildung ganzer Völker aber wird nach Jahrhunderten gemeſſen; und alſo müſſen wir auch nicht meinen, daß die Stiftungen Königs Heinrichs ſogleich das ganze Leben in Teutſchland geändert, das Ritterweſen ausgebildet, die Leibeigenſchaft aufgehoben, und einen großen, freien Bürgerſtand geſtiftet hätten; ſie waren nur die Grundlage dieſer Schöpfungen. Noch geraume Zeit blieb im Ganzen der alte Zuſtand; aber Heinrichs Einrichtungen wuchſen kräftig heran, erſt an einzelnen Stellen, dann an immer mehreren; und wie von wenigen Funken ein großes Feuer entſtehen kann, ſo brannten auch die Funken, die er ausgeſtreuet hatte immer weiter um ſich, bis ganz Teutſchland verwandelt war.

---

40. Kaiſer Otto I. 936 — 973.

Schon vor König Heinrichs Tode hatten ihm die Fürſten für ſeinen Sohn Otto die Nachfolge im Reich verſprochen; nun wurde die Ernennung auf einer großen Verſammlung zu Aachen beſtätigt und Otto feierlich gekrönt. Zwei der großen Erzbiſchöfe am Rheinſtrome ſtritten um die Ehre der Krönung der von Köln begehrte ſie, weil die Stadt Aachen in ſeinem Kirchſprengel liege; der von Trier, weil ſein Erzbisthum das älteſte ſey. Da wurde endlich beſchloſſen, daß keiner von ihnen, ſondern der Erzbiſchof Hildebert von Mainz die Krönung verrichten ſolle. Der Herzog Giſelbrecht von Lothringen, in deſſen Her-

zogthume Aachen lag, hatte als Erzkämmerer das Amt, für die Wohnung und Bewirthung der Fremden zu forden; es war ihrer eine große Menge verſammelt. Der Herzog Eberhard von Franken verwaltete als Erz-Truchſeß die Tafal und das Eſſen; Herzog Hermann von Schwachen hatte das Erzſchenkenamt, und Herzog Arnulf von Baiern das des Erzmarſchalls, welcher für die Pferde und für das Lager ſorgte.

Als nun das Volk an dem großen Dome zu Aachen verſammelt war, führte der Erzbiſchof von Mainz den jungen König an der Hand hervor und ſprach ſo zu dem Volke: „Sehet, hier ſtelle ich euch den von Gott erwählten, vom Könige Heinrich vorgeſchlagenen, nun aber von allen Fürſten ernannten König Otto vor. Wenn euch dieſe Wahl gefällt, ſo erhebet zum Zeichen deſſen eure rechte Hand zum Himmel!“

Alsbald erhob das ganze Volk die Hände, und rief dem neuen König Glück zu. Dann trat der Erzbiſchof mit ihm zum Altare, auf welchem die königlichen Kleinodien lagen, das Schwerdt mit dem Gürtel, der Kaiſermantel mit den Armbändern, und der Stab mit Scepter und Krone. Das Schwerdt überreicht er ihm mit dieſen Worten: „Nimm hin das Schwerdt, alle Feinde Chriſti zu vertreiben und den Frieden aller Chriſten auf das ſtärkſte zu befeſtigen!“ — und alſo auch mit ähnlichen Anreden die anderen Stücke. Dann ſetzte er ihm die Krone auf, führte ihn zum Throne, der zwiſchen zwei ſchönen Marmorſäulen errichtet war; und hier ſaß er, bis das feierliche Hochamt vollendet war. Staunend waren Aller Augen auf den jungen König gerichtet, deſſen Anblick einen jeden mit Ehrfurcht erfüllte. Die hohe fürſtliche Geſtalt, die breite männliche Bruſt, das große, gleichſam Blitzſtrahlen ſprühende Auge, das lange, blonde Haar, welches von ſeinem Scheitel herabwallete, Alles ſchien den geborenen Herrſcher zu verkündigen. Und als nun Otto, nach Beendigung der Feſtlichkeiten, die Regierung mit jugendlicher Kraft anfing, da zeigte ſich bald, daß der äußere Schein nicht gelogen hatte.

Aber ſo milde Gewalt über die Herzen der Menſchen, wie ſein Vater Heinrich, gewann er nicht, man hat ihn ſeines ernſthaften, oft ſchreckbaren Anſehens wegen, einen Löwen genannt. Und gleich dem Löwen warf er auch alle Feinde nieder, ſo oft und ſo viele ihrer in und außer Teutſchland gegen ihn aufſtanden. Er wurde ein großer und mächtiger Fürſt, und galt bald als der erſte in der Chriſtenheit; er brachte die Kaiſerkrone Karls des Großen wieder auf ſein Haupt, und machte das teutſche Reich und den teutſchen Namen ſo groß unter allen Völkern, daß ſich keines mit ihm vergleichen mochte. So gewaltige Dinge kann ein gewöhnlicher Mann, welcher einzig den Frieden und die Ruhe liebt, nicht ausrichten; ſondern nur derjenige, welchem der Ruhm ſeines Volkes als ein hohes, ſtrahlendes Bild vor Augen ſchwebt. Und wenn auch dem Kaiſer Otto der Stolz ſeiner Seele viele Feinde zuzog, und wenn er auch in dem Zorne, der ſeine männliche Bruſt oft gewaltig bewegen konnte, ſtreng mit dem Widerſacher verfuhr; ſo iſt er doch auch in ſeinem Edelmuth dem Löwen zu vergleichen, daß er der Schwächern ſchonte, und dem bittenden Feinde nicht Einmahl, ſondern wohl oftmahls verzieh. Dabei führte ihn der Zorn und die Strenge nie über die Grenze der Gerechtigkeit hinaus, und das Geſetz galt ihm über Alles. Unſer Vaterland verdankt den beiden großen Königen, Heinrich und Otto, daß es, welches vor ihnen im Innern zerrüttet und auf dem Wege zur Auflöſung, nach Außen aber von höhnenden Feinden umgeben war, die daſſelbe nach Willkühr durch Raubzüge verheerten, — nach zweien ſolchen Königen neugeboren daſtand. Nicht nur waren die Feinde zu Boden geſchlagen, ſondern ſogar neue Länder erworben; und alle andern Völkern, die es noch eben verſpottet hatten, beugten ſich vor ihm. — In ruhigen Zeiten, wenn keine Gefahr droht, und Recht und Ordnung die Herrſchaft führen, mag ſich ein Volk eines Königs erfreuen, der friedlich auf dem Throne ſeiner Väter ſitzt; wenn aber die Welt ſtürmiſch bewegt wird und die eigene Freiheit und Selbſtſtändigkeit in Ge-

fahr iſt; oder auch, wenn eine zu lange Ruhe das Volk entkräftet, verweichlicht, und gegen den, ihm und die Ehre gleichgültig gemacht hat, dann iſt ihm ein König noth, kühn und ſtolz wie Otto I. Sein Vater Heinrich hatte das Werk begonnen, er fühlte die Kraft in ſich, es noch größer hinauszuführen.

Darin zeigte Otto bald nach dem Antritte ſeiner Regierung ſchon das Vertrauen auf dieſe ſeine Kraft, daß er, um ſich ganz ſeinem königlichen Amte zu widmen, nicht einmahl ſein eigenes Herzogthum Sachſen für ſich behielt, ſondern es einem tapfern Verwundten Hermann Billung, der ſich in dem Kriege gegen Herzog Boleslaus von Böhmen hervorgethan hatte, übergab. Er ſelbſt begnügte ſich mit dem Namen eines teutſchen Königes, der größer war, als der eines Herzoges, wenn der König ihn durch ſeine Tugenden und die Hoheit ſeines Geiſtes in Anſehn zu bringen wußte, aber viel unbedeutender an wirklicher Macht, wenn der Herrſcher ſelbſt jener Eigenſchaften ermangelte. Die Würde eines teutſchen Königs und Kaiſers ruhte auf der öffentlichen Achtung, ſie war eine Volksmacht, und hatte ihre Heiligkeit und Hoheit in dem allgemeinen Glauben. Dieſe Ehrfurcht der ganzen Nation, die den König, wenn er ſie beſaß, zum erſten Herrſcher der Chriſtenheit machte, ſie getraute ſich Otto durch eigene Kraft zu erwerben und zu behaupten. Zwar lehnten ſich gleich im Anfange ſeiner Regierung viele Fürſten gegen ihn auf: die Franken und Lothringer, die es noch immer nicht vergeſſen konnten, daß ein Sachſe die Königswürde beſaß; ſein Halbbruder Thankmar, ja ſein eigner jüngerer Bruder Heinrich, welcher mehr wie Otto die höchſte Würde verdient zu haben glaubte, weil er geboren war, als ihr Vater Heinrich ſchon König, Otto dagegen, als er noch Herzog war; allein die Franken und Lothringer wurden durch die Waffen zur Ruhe gebracht, Tankmar kam in dem Streite ſelbſt um, und Heinrich, der mit ihnen verbunden geweſen, warf ſich zu Quedlingburg am Weihnachtsfeſte 942, in der Nacht, während der Meſſe, im Bußkleide ſeinem Bruder zu Füßen, und erhielt

vollkommene Verzeihung, obwohl er ſich dreimahl gegen ihn empört und ihm ſogar nach dem Leben getrachtet hatte. Ja Otto gab ihm noch in eben dieſem Jahre das erledigte Herzogthum Baiern, und ſie ſind von da an treue Freunde geblieben bis an ihren Tod.

Nun wandte ſich der König gegen die Feinde nach Außen. Mit den nordöſtlichen Nachbaren, den Slaven, hat er langwierige und blutige Kriege führen müſſen; doch machte er ſie bis an die Oder zinsbar und ſtiftete Biſthümer zu Havelberg, Brandenburg und Meißen um auch das Chriſtenthum unter ihnen zu befeſtigen, und unterwarf ſie ſpäter dem erzbiſchöflichen Stuhle zu Magdeburg, den er im Jahre 968 errichtete. Die Herzöge von Böhmen und von Polen mußten ſeine Obergewalt anerkennen, und durch die Stiftung des Biſthums Poſen ſuchte er auch bis in die fernen Gegenden die milde chriſtliche Lehre zu verbreiten. — Die Dänen, welche kürzlich die von ſeinem Vater geſtiftete Markgrafſchaft Schleswig zerſtört hatten, trieb er bis in die Spitze von Jütland zurück; und von ihm erhielt ein Meeresarm an dieſer Küſte, in welchen er, zum Andenken ſeines Daſeyns ſeine Lanze warf, den Namen Ottenſund. Der König Harald ließ ſich, nebſt ſeiner Gemahlin Gunilde und ſeinem Sohn Sveno, taufen, und in Schleswig, Ripen und Aarhuus wurden Biſthümer angelegt.

Indeſſen hatten ſich in Italien Begebenheiten zugetragen, welche des, nach großen Thaten verlangenden Königs Augen auf dieſes ſchöne Land hinwendeten. Hier war ſeit dem Erlöſchen des karolingiſchen Stammes ein unglücklicher Wechſel von Herren geweſen, der das Land zerrüttete. Jetzt hatte ſich Berengar von Ivrea der Herrſchaft bemächtigt und um ſich deſto mehr darin zu befeſtigen, wollte er die junge und ſchöne Wittwe des vorigen Königs Lothar, den er ermordet hatte, zwingen, ſeinen häßlichen Sohn Adelbert zu heirathen. Adelheid weigerte ſich ſtandhaft, und fand endlich einen günſtigen Augenblick, um zu entfliehen. Aber ſchon zu Como

wurde ſie eingeholt und zurückgeführt. Willa, die ſchändliche Gemahlin Berengars, ſchlug die edle burgundiſche Fürſtentochter, trat ſie mit Füßen, ſchleppte ſie bei den Haaren, riß ihr allen Schmuck ab, und warf ſie endlich in den Kerker des Schloſſes Garda, wo ſie einſam ſchmachtete. Aber ein treuer Mönch, Namens Martin, den ihr Schickſal rührte, untergrub die Mauer des Schloſſes, drang bis zu ihrem Kerker, führte ſie heraus, und in einem Fiſchernachen über den Gardaſee; jenſeits, am waldigten Ufer, im Gebüſche verſteckt, lebte ſie mehrere Tage durch die Almoſen eines gutmüthigen Fiſchers. Martin forderte indeſſen ihre Freunde zu ihrer Hülfe auf. Markgraf Azzo eilte herbei, und brachte ſie in ſein feſtes Schloß Canoſſa; der unermüdete Mönch aber ſtahl ſich mit einem Briefe von ihr zum Kaiſer Otto nach Teutſchland, worin ſie ihm ihre Hand und Italien als Mitgift antrug. (Otto hatte ſchon vor einigen Jahren ſeine Gemahlin Edith, eine engliſche Königstochter, verloren). Ein Zug zur Rettung einer verfolgten Frau, und der hohe Preis des Abentheuers reizten des Königs ritterlichen Sinn; er zog 951 über die Alpen, entſetzte Canoſſa, das von Berengar belagert wurde, und nahm Pavia ein; dann ließ er ſich zum König von Italien krönen, und feierte ſeine Vermählung mit der ſchönen, ritterlich erkämpften Adelheid. Mit Berengar verſöhnte er ſich nachher, und gab ihm Italien als Lehen unter teutſcher Hoheit.

Die Ungarnſchlacht auf dem Lechfelde. 955 — Bald nach dieſen Ereigniſſen erſchienen auf einmahl wieder die alten, raubſüchtigen Feinde, die Ungarn, vereinigt mit ſlaviſchen Stämmen in Teutſchland, und wollten verſuchen, ob ſie mit Heinrichs Sohne nicht glücklicher ſtreiten könnten, als mit dem Vater. Die Veranlaſſung dazu waren wiederum innere Unruhen, die Otto's eigener Sohn Ludolf und ſein Tochtermann, Herzog Konrad von Franken und Lothringen, erregt hatten; beide vergaßen ſich ſo ſehr, daß ſie die Ungarn ſelbſt in's Land riefen. Aber bald erkannten ſie ihr Unrecht, flehten des Kö-

nigs Verzeihung an, und erhielten ſie; und nun zogen die Verſöhnten muthig gegen den Feind. Der König lagerte ſich am Lech=Fluſſe in Baiern. Das Heer war in acht Haufen getheilt; die drei erſten machten die Baiern aus, den vierten die Franken unter Konrad, der fünfte war aus dem ganzen Heere gewählt, und bei ihm befand ſich Otto ſelbſt; die Schwaben bildeten den ſechsten und ſiebten, und bei dem achten waren tauſend auserleſene böhmiſche Reuter zur Bewachung des Gepäckes. Von dieſer Seite erwartete man keinen Angriff. Aber kaum erblickten die Ungarn das Heer, als ſie ihre zahlloſen Reuter=Schwärme ausbreiteten, durch den Lech ſchwammen, und das Lager im Rücken des Heeres angriffen; die Böhmen und die Schwaben geriethen in Unordnung, das Gepäck ging verloren. Der tapfere Konrad aber, mit ſeinen Franken, ſtellte die Ordnung wieder her. Am folgenden Tage, es war der heilige Lorenztag, ſollte die Hauptſchlacht geſchehen. Das ganze Heer bereitete ſich durch Gebet darauf vor; der König empfing das heilige Abendmahl; und er und das Volk ſchwuren treu bei einander zu halten bis in den Tod. Dann erhob Otto die heilige Lanze; das Banner des Engels, welches auch bei Merſeburg zum Siege geführt hatte, leuchtete auch jetzt hervor; der König gab das Zeichen, und ſtürzte zuerſt auf den Feind. Er ſelbſt mit ſeiner auserleſenen Schaar, und Konrad, der das Andenken ſeines Aufruhrs durch glänzende Thaten wieder gut machen wollte, gaben den Ausſchlag. Ein großer und herrlicher Sieg wurde erfochten, die Feinde niedergemacht, zerſtreut, gefangen, und drei ihrer Anführer, gleich Räubern, aufgeknüpft. Ihr eigener Schriftſteller, Keza, verſicherte, daß von zweien ihrer Heerhaufen, die aus 60,000 Mann beſtanden, nur ſieben mit abgeſchnittenen Ohren zurückgekehrt ſeyen. Auch der dritte Haufen würde ſeinem Schickſale nicht entgangen ſeyn, wenn nicht Otto ſchnell von der Verfolgung ablaſſen und gegen die Slaven hätte ziehen müſſen. Uebrigens war der Sieg der Teutſchen theuer erkauft. Der heldenmüthige Konrad, als er bei der großen Hitze um Luft zu ſchöpfen, den Harniſch lüf-

tete, wurde von einem daher fliegenden Pfeile tödtlich am Halſe verwundet, und ſtarb; mit ſeinem Blute bezahlte er die Schuld gegen ſein Vaterland. Die Ungarn aber wagten ſeit dieſer Schlacht nicht wieder in Teutſchland einzufallen; und das ſchöne Land an der Donau, die nachmalige Markgrafſchaft Oeſtreich, wurde ihnen entriſſen, und nach und nach wieder von Teutſchen bevölkert, ſo daß ſie herrlich aufblühte.

---

41. Otto erneuert das abendländiſche Kaiſerthum 962.

Unterdeſſen hatte der undankbare König Berengar von Italien, dem Otto große Gnade erwieſen, ſich von Neuem gegen ihn aufgelehnt, und alle, die es mit dem Könige der Teutſchen hielten, auf das grauſamſte verfolgt. Da flehten ſie Otto um Hülfe an. Er ſchickte zuerſt ſeinen Sohn Ludolf mit einem Heere; es war zwar nur klein, aber der tapfere Königsſohn trieb den Verräther ſo in die Enge, daß er ihn gefangen nahm. Er glaubte ihn durch Edelmuth zur Reue und zum Gehorſam zu bringen, weil ſeine edle Seele ſelbſt eben noch durch ſolche Mittel mit dem Vater verſöhnt war; er ſchenkte ihm ſogleich ſeine Freiheit wieder. Der Italiener aber kannte nur die Tücke und den Verrath, und fing ſogleich wieder an, als Feind zu handeln. Da trieb ihn Ludulf noch einmahl mit ſeinem tapferen Schwerdte zu Paaren, und er war verlohren, wenn nicht die ſchändliche Willa den Jüngling durch Gift ermordet hätte. Er ſtarb im 27ſten Jahre, in der Blüte des Lebens. Darnach zog Otto ſelbſt wiederum in das Land nach Mittag, an der Spitze der Schaaren aus Norden. Berengar verbarg ſich in ſeinen Feſten, wurde aber nachher gefangen, und ſtarb mit ſeiner Gemahlin Willa zu Bamberg. Sein Sohn Adelbert floh nach der Inſel Korſika; Otto aber zog nach der Hauptſtadt Rom Alle Orte öffneten dem gewaltigen Könige der Teutſchen die Thore, und die Bewohner Italiens ſtaunten die großen ſtarken Körper an, wie zu den

Zeiten der Cimbern und Teutonen. Selbſt die rauhen, nordiſchen Töne waren ihnen furchtbar zu hören. Der König Otto fand es ſeiner und des teutſchen Volkes Würde angemeſſen, die römiſche Kaiſerkrone, die Karl der Große an die Teutſchen gebracht, wiederum auf ſein Haupt zu ſetzen, und dadurch Zeugniß vor aller Welt abzulegen, daß die Kraft und die Macht bei den Teutſchen, und ihr König der Erſte aller chriſtlichen Herrſcher ſey. Unter ſeinem Schutz und Schirm ſolle die Kirche und ihr geiſtliches Oberhaupt, der Papſt, ſtehen, und jeder Feind der Ordnung und des Rechtes ſolle an ihm, dem Kaiſer, einen ſtrengen Richter finden. So hatte Karl der Große dieſe Würde übernommen, ſo wurde ſie von Otto I. erneuert. Freilich war der Zuſtand von Europa ſeit Karls Zeiten verändert; damahls waren faſt alle chriſtlichen Völker auch unter Karls Herrſchaft; jetzt aber gab es noch andere Könige, außer dem teutſchen, die ihm nicht unterworfen waren. Aber doch konnte ſich keiner mit ihm vergleichen; kein anderer konnte ſich als Schirmherrn der Kirche und der allgemein ſittlichen und rechtlichen Ordnung aufwerfen, als der, welcher an der Spitze des uralten und unvermiſchten Stammvolkes der Teutſchen ſtand; darum gebührte ihm die Würde.

Es haben viele gegen die Erneuerung des Kaiſerthums geredet, und insbeſondere den König Otto getadelt, daß er auf Teutſchland dieſe große Aufgabe wälzte; denn dadurch ſey er die Urſache geworden, daß eine Menge teutſcher Männer bei den Zügen der Kaiſer nach Italien in dieſem gefährlichen Lande ihr Grab gefunden, und das Vaterland indeſſen von ſeinen Herrſchern vernachläßigt ſey. Allein, was Gott als eine große Wendung in dem Schickſale eines Volkes bereitet, und was eine Menge trefflicher Männer in vorigen Zeiten ergriffen und als gut und nothwendig eingeſehen haben, mag nicht durch das Urtheil der ſpätern Nachkommen verworfen werden. Derſelbe Fall iſt mit dem Papſtthum, gegen welches gleichfalls viele geeifert haben, als habe es nur dazu gedient, Finſterniß, Aberglauben und geiſtige Knecht-

ſchaft zu verbreiten. Solche aber vermengen in ihrem Urtheile alle Zeitalter und vermögen nicht, ſich in dasjenige zu verſetzen, wo Kaiſerthum und Papſtthum als nothwendige Glieder in die große Kette der geſchichtlichen Entwickelungen gehörten.

Es iſt dem vorurtheilsfreien, offenen Gemüthe nicht ſchwer, die großen Gedanken zu erkennen, welche ihnen beiden zum Grunde lagen. In einer Zeit, da noch die rohe Gewalt ihre Herrſchaft übte, ſollte der Kaiſer mit der Waage der Gerechtigkeit in der Hand, als Richter zwiſchen den chriſtlichen Völkern walten, und für den äußern Frieden der Welt ſorgen, dagegen der Papſt das Reich des innern Friedens, der Frömmigkeit und der Tugend leiten. Weil das ganze Leben noch rauh, und die bürgerlichen Einrichtungen ſo unvollkommen waren, daß der Staat die geiſtige Bildung nicht unter ſeine Aufſicht nehmen konnte, ſo ſollten Kirchen und Schulen und Geiſtliche und Lehrer unter dem Oberhaupt der Kirche ſtehen, deſſen Sorge es ſeyn mußte, daß die Wahrheit des göttlichen Wortes allen chriſtlichen Völkern als die Eine geiſtige Sonne leuchtete, und ſie zu Einem Reiche des Glaubens verband.

Nun frage ſich ein jeder, ohne an ſeine vorgefaßte Meinung von dieſen Gegenſtänden zu denken, ob ihm ein ſolches Bild der Ordnung, des Friedens und der ſittlichen Würde nicht beſſer gefallen würde, als die Zwietracht, der Haß, das Blutvergießen, welche ſtatt ihrer faſt in allen Zeiten geherrſcht haben? Und ob er diejenigen tadeln will, die, ein ſo hohes Bild in ihrer Seele tragend, für den Gedanken des Kaiſer- und Papſtthums begeiſtert waren?

Gegen die Gefahr aber, die eine dieſer Gewalten möchte den Leib mit dem Schwerdte unter ihre Herrſchaft bringen, und fordern, was nicht Rechtens ſey; und die andere die Gewiſſen unterjochen, daß ſie nicht der Wahrheit, ſondern nur dem Worte glauben ſollten, — ſchützte hauptſächlich das Eine, daß die Macht des Kaiſers, wie des Papſtes, weniger eine äußere als eine innere war, die ſich nur auf die Ehrfurcht der Völker gründete; und eine Gewalt kann

niemahls dauernd und oft mißbraucht werden, ohne ſich in ſich ſelbſt zu zerſtören. Wenn der Kaiſer nicht das Recht, ſondern das Unrecht wollte, und der Papſt nicht mehr die Vernunft und das göttliche Wort im Munde führte, ſondern die eigene Ehre und unlautere Abſichten verfolgte, ſo mußten beide allmählich die Herzen und Gewiſſen von ſich ablöſen. Hätte dagegen zu Zeiten ein Rath der Fürſten und Vorſteher der Völker verſammelt werden können, wie es wohl einmahl verſucht iſt, um große Angelegenheiten, und was unter Allen Rechtens ſeyn ſolle, zu bereden; und hätten die ſpäteren Päpſte die Stimme derer hören wollen, welche in treuer Geſinnung für das Wohl der Kirche auf regelmäßige Kirchenverſammlungen drangen: ſo würde es ſich gezeigt haben, was der beſſere Geiſt einer jeden Zeit forderte, und wie weit er in der ächten Aufklärung fortgeſchritten ſey. In der Anerkennung dieſes Geiſtes aber hätten ſich jene beiden Gewalten immer von Neuem befeſtigt.

Nun aber haben nicht alle teutſche Kaiſer den Gedanken ihrer Würde recht und ganz aufgefaßt, oder es kamen ihnen ſo große Hinderniſſe in den Weg, daß ſie ihn nicht ausführen konnten; und eben ſo haben die Päpſte ſich nicht immer in den Gränzen derjenigen Rechte gehalten, welche ihnen im Reiche der Kirche allein zuſtanden; ſondern beide Gewalten, welche in enger Eintracht zuſammen wirken und eine die andere ergänzen ſollten, haben ſich endlich in Feindſchaft ſelbſt zerſtört. — Allein, — dieſes iſt der letzte Hauptpunkt, — ein großer Gedanke muß vor allen Dingen von ſeiner Ausführung wohl unterſchieden werden. Je herrlicher er iſt, in deſto größerem Widerſpruche wird er mit der Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur und der niedern Richtung mancher Zeiten ſtehen; und das Mißlingen ſeiner Ausführung darf ſeiner eigenen Hoheit und der Hoheit derer nicht Abbruch thun, welche für ihn gekämpft haben.

Was endlich das Aufopfern der Menſchen auf den italieniſchen Zügen betrifft, ſo kömmt es dabei auf die Frage an, ob der Zweck ſelbſt ein großer und

wichtiger war, oder nicht. War er es, ſo kann das Opfer nicht in Anſchlag kommen, wenn anders Kampf und Krieg überhaupt für einen hohen und nothwendigen Zweck erlaubt ſind. Die Kaiſer alſo, welche dieſes Opfer wirklich für die Idee des Kaiſerthums und die Ehre ihres Volkes, in großartiger Geſinnung, gebracht haben, ſind deshalb nicht zu tadeln; diejenigen dagegen, die nur für ſich und ihr Geſchlecht ſorgen wollten, — und auch ſolche ſind darunter geweſen, — handelten in kleinlicher Geſinnung, und verdienten gerechten Tadel. Der edle Stolz der Teutſchen aber, daß ſie und ihr Herrſcher der Mittelpunkt für die Chriſtenheit ſeyen; das Gefühl der Kraft, indem geringe Schaaren der Ihrigen über die Alpen ziehen durften, und durch das Uebergewicht ihrer Natur einem zahlreichen Volk Geſetze gaben; das Andenken dieſer alten Herrlichkeit unſers Volkes noch in uns, den ſpäten Enkeln, — dieſes alles iſt der Lohn für die gefallenen Opfer.

Andere, unmittelbar ſichtbar werdende, Vortheile der Verbindung Teutſchlands mit Italien wird die Geſchichte in ihrem Fortlaufe zeigen; wir erwähnen hier nur im Voraus des großen Einfluſſes, den das Beiſpiel der freien italieniſchen Städte und beſonders der von dort her aufblühende Handel auf das Emporkommen der teutſchen Städte gehabt hat; ein Vortheil, deſſen Bedeutung nicht hoch genug angeſchlagen werden kann.

Otto nun übte die Rechte eines Schirmherrn der Kirche und oberſten chriſtlichen Herrſchers bald gegen denſelben Papſt aus, der ihn gekrönt hatte. Johann XII. hatte Berengars Sohn wiederum gegen den Kaiſer aus Korſika herbeigerufen, und wurde überdies vom römiſchen Volke und der Geiſtlichkeit der ſchwerſten Verbrechen wegen angeklagt. Johann ſtammte aus einem ſehr verdorbenen Geſchlechte, und war ſchon im achtzehnten Jahre Papſt geworden. Otto verſammelte daher ein Concilium aus vierzig Biſchöfen und ſiebenzehn Cardinälen, und als Johann auf des Kaiſers Vorladung vor dieſen verſammelten Kirchenvätern nicht erſchien, wurde er ſeiner Würde

entſetzt, und Leo VIII. erwählt; das römiſche Volk aber, ſo wie die Geiſtlichkeit, ſchwur, keinen Papſt ferner ohne Einwilligung des Kaiſers zu wählen. Die Päpſte nannten von dieſer Zeit den Kaiſer, zur Anerkennung ſeiner Oberherrſchaft, wiederum ihren Herrn, ſetzten ſeinen Namen auf ihre Münzen, und bezeichneten ihre Bullen mit ſeinen Regierungsjahren.

Die Römer vergaßen ihren Schwur jedoch ſehr bald wieder, vertrieben den Papſt Leo, und riefen den abgeſetzten Johann noch einmahl zurück; und auch nach deſſen baldigem Tode wiederholten ſie noch mehrmahls ihre Widerſetzlichkeit gegen den Kaiſer. Da riß endlich der Faden ſeine Geduld, und er übte ſchwere Strafe an den wortbrüchigen Römern. Das Geſchlecht der Menſchen in vielen Theilen Italiens war ſchon ſehr ausgerottet; ſie waren alle von Haß gegen die Ausländer erfüllt; aber dennoch hatten ſie nicht die Kraft, ſich zu kühnen Unternehmungen zu vereinigen, um ihre ſchöne Halbinſel frei und ſelbſtſtändig zu machen.

Wie Otto für ſeinen Sohn um die griechiſche Prinzeßin warb. — Bei der letzten Anweſenheit in Rom ließ der Kaiſer auch ſeinen Sohn Otto vom Papſte krönen, und ſchickte dann eine Geſandtſchaft nach Konſtantinopel, um für denſelben die griechiſche Kaiſertochter Theophania zur Gemahlin zu begehren. Von dieſer Sendung berichtet der Biſchof Luitprand von Pavia einige merkwürdige Umſtände. „Im Juni ſind wir hier angekommen,“ erzählt er; „man gab uns fortan Ehrenwachen, ſo daß wir keinen Schritt ohne ihr Beiſeyn thun konnten. Am zweiten Tage nach unſerer Ankunft ritten wir zur Audienz. Der Kaiſer Nicephorus iſt ein kurzer, dicker Mann, ſo braun, daß man in einem Walde vor ihm erſchrecken würde. Er ſprach: „er bedaure, daß unſer Herr die Kühnheit gehabt, ſich Rom zuzueignen, und Berengar und Adelbert, würdige Männer, umzubringen; worauf er Feuer und Schwerdt ſelbſt in griechiſche Lande getragen; er wiſſe,

daß wir unſerm Herrn darzu gerathen.“ — Wir ſprachen: „unſer Herr, der Kaiſer, hat Rom von Tyrannen und Sündern befreit, und iſt hiezu vom Ende der Erde nach Italien gekommen, indeſſen andere auf ihrem Throne eingeſchlafen, ſolcher großen Unordnung keiner Beachtung gewürdigt. Es ſind Ritter mit uns, die das Recht und die Tugend unſers Herrn in biederm Zweikampfe jederzeit erhärten werden; doch ſind wir in friedlichen Abſichten, und wegen der Prinzeſſin Theophania gekommen.“ — Aber der Kaiſer ſprach: „es iſt nun Zeit, zur Proceſſion zu gehen, das andere wollen wir zu gelegener Zeit vornehmen.“ — Seine Soldaten waren wie Bürgersleute; da waren keine Hallbarden zu ſehen. Der Kaiſer ging in einem langen Mantel, unter beſtändigem Zuruf des Volkes, langſam zwiſchen den Reihen durch. — Bei Tafel wollte er unſere Kriegsweiſe tadeln; er nannte unſere Waffen zu ſchwer, und meinte, die Teutſchen ſeyen nur tapfer, wenn ſie getrunken hätten; die wahren Römer ſeyen in Konſtantinopel. Hiebei gab er mit der Hand ein Zeichen, daß ich ſchweigen ſollte. — Ein andermahl fing er an von Kirchenſachen zu ſprechen, und fragte ſpöttiſch, ob denn in Sachſen nie ein Concilium gehalten ſey? Ich antwortete: „wo die meiſten Krankheiten zu Hauſe ſind, findet man auch die meiſten Arzneien; alle Ketzereien ſind bei den Griechen entſtanden, darum ſind auch bei ihnen Kirchenverſammlungen nöthig geweſen. Indeß weiß ich doch von einem Concilio bei den Sachſen, auf welchem ausgemacht iſt, daß es rühmlicher ſey, mit dem Degen, als mit der Feder zu ſtreiten. — Der Kaiſer iſt von Schmeichlern umgeben; die ganze Stadt ſchwimmt in Wolluſt, ſelbſt an Feſttagen ſind Schauſpiele. Ihre Macht beruht nicht auf eigenen Kräften, ſondern auf gedungenen Soldaten von Amalfi und Venedig, und auf ruſſiſchen Seeleuten. — Ich meine, daß vierhundert Teutſche auf freiem Felde das ganze griechiſche Heer in die Flucht ſchlagen würden.“

Der Kaiſer Nicephorus, welcher die Heirath nicht zugeben wollte, kam bald darauf in einem Auf-

ſtande um, und ſein Nachfolger ſchloß ſehr gern die Verbindung mit dem teutſchen Kaiſerhauſe. Theophania wurde im Jahr 972 vom Pabſte Johann XIII. in Rom gekrönt, und mit dem jungen Otto vermählt. Der Kaiſer ſelbſt kehrte in dieſem Jahre nach Teutſchland zurück, und nach einer kurzen Ruhe am Abend eines thatenreichen Lebens, ging er im May des Jahres 973 ſanft und ſchnell zu den Todten; er ſtarb zu Memleben an der Unſtrut, an demſelben Orte, wo auch ſein Vater geſtorben war, im 61ſten Jahre ſeines Alters und dem 38ſten ſeiner Regierung. Sein Leichnam wurde nach Magdeburg, ſeinem Lieblingsorte, gebracht.

---

42. Otto II. 973—983.

Es hatte einen übeln Einfluß auf den jungen Otto gehabt, der manche gute Eigenſchaften beſaß, daß er, nach des hoffnungsvollen Ludolfs Tode, ſchon als Kind zum Nachfolger ſeines Vaters ernannt war; er wurde ſtolz und verſchwenderiſch, und zeigte ſich ſehr ungleich in ſeinem Betragen, ſo daß man ihn bald für kräftig und hochherzig, bald für kleinmüthig und ſchwach halten mußte.

Unter ſeiner Regierung machte Frankreich den erſten Verſuch, den es von dieſer Zeit an ſehr oft wiederholt hat, das Lothringiſche Land, welches zwiſchen Teutſchland und Frankreich durch die Theilung von Verdun in die Mitte gelegt, und jetzt mit Teutſchlaud verbunden war, an ſich zu bringen. Der König Lothar drang bis Aachen vor, und ließ den Adler auf dem Schloſſe Karls des Großen nach Abend hinkehren, zum Zeichen, daß Lothringen zu Frankreich gehöre. Otto aber kam dem Lande zu Hülfe, trieb den Feind zurück, drang hinwiederum bis Paris vor, und verbrannte deſſen Vorſtädte. Dieſes geſchah im Jahre 977, und war einer der erſten Züge der Teutſchen nach Paris. Im Frieden wurde Lothringen auf immer bei Teutſchland beſtätigt.

Im Jahre 980 zog Otto nach Italien, um die Beſitzungen in Unteritalien, welche die griechiſchen

Kaiſer noch dort hatten, und auf welche er durch die Heirath mit der Theophania Anſprüche machte, zu erobern. Die Griechen aber riefen die Araber aus Afrika und von der Inſel Sicilien zur Hülfe herbei. Anfangs hatte Otto Vortheile über ſie, und eroberte die Stadt Tarent; dann aber, zu kühn gemacht, ließ er ſich in einen Hinterhalt locken, und wurde bei Baſantello in Kalabrien im Jahr 982 gänzlich geſchlagen. Die Niederlage war hart; der Herzog Udo von Franken nebſt vielen Grafen und Herren, und ſogar der Biſchof Heinrich von Augsburg und der Abt Werner von Fulda blieben auf dem Wahlplatze; woraus wir ſehen, daß auch die Geiſtlichen damahls mit in's Feld zogen. Kaiſer Otto II. entkam durch einen ſehr glücklichen Zufall auf einem griechiſchen, alſo feindlichen, Schiffe, zu welchem er mit ſeinem Pferde hinſchwamm. Als er erkannt wurde, rettete er ſich zum zweitenmahle bei Roſſano durch Schimmen an's Land, und kam ſo, wie durch ein Wunder, zu den Seinigen. Als er ſich darauf von Neuem rüſtete, die Schmach wieder abzuwaſchen, ſtarb er zu Rom, 983, im 28ſten Jahre ſeines Lebens.

---

43. Otto III. 983—1002.

Sein Sohn Otto war erſt drei Jahre alt, und ſeine Minderjährigkeit wäre ein noch größeres Unglück für Teutſchland geweſen, wenn nicht Theophania eine löbliche Vormundſchaft über ihn geführt, und nachher, als Mutter und Sohn in Italien waren, die Großmutter Adelheid eben ſo löblich Teutſchland verwaltet hätte, wozu ſie beſtellt war. Feinde lauerten genug umher; ſo glaubte auch der habſüchtige König Lothar von Frankreich, nun ſey der rechte Augenblick, Lothringen zu gewinnen. Und ſchon hatte er die Stadt Verdun eingenommen; als er aber Einigkeit in Teutſchland ſah, gab er den Gedanken auf, und erneuerte den Frieden.

Der junge Kaiſer erregte nicht wenig Hoffnungen; auch ſchien er ſich ſelbſt ein hohes Ziel zu ſetzen;

denn als er nach Aachen kam, ließ er Karl des Großen Grab öffnen, nahm das goldne Kreuz von des Leichnams Bruſt und legte es auf die ſeinige *). Seine Bildung war ausgezeichnet; die griechiſche Mutter hatte ihn ſelbſt unterrichtet, und dann der berühmte franzöſiſche Abt Gerbert, welcher der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit war, und unter andern ſo viel, damah's noch ganz unerhörte, Kenntniſſe von der Natur beſaß, daß man ihn für einen Zauberer hielt. So wurde Otto kenntnißreich genug; aber nun fing er an, die noch immer rohen Teutſchen zu verachten, griechiſche Sitten und Gebräuche anzunehmen, z. B. an einer etwas erhöhten Tafel allein zu ſpeiſen, und griechiſche und römiſche Ehrenſtellen einzuführen. Auch rieth er ſeinen Sachſen, ihre bäuriſche Grobheit abzulegen, und ſich nach ſeiner griechiſchen Feinheit zu bilden. Und als er 966 nach Italien gekommen war, um neue Unruhen in Rom zu ſtillen, gefiel es ihm dort ſowohl, daß er den Gedanken faßte, Rom zum Hauptſitze ſeines Reiches zu erheben, wodurch die ganze Geſtalt der europäiſchen Welt wäre verändert worden. Zum Papſte ſetzte er eben ſeinen Lehrer Gerbert, welcher den Namen Sylveſter II. annahm. Die Römer aber vergalten ihm ſeine Zuneigung ſchlecht. Denn als er ganz unbeſorgt unter ihnen wohnte, und nicht einmahl viele Teutſche zu ſeinem Schutze bei ſich hatte, empörten ſie ſich, und ſchloſſen ihn drei Tage in ſeinem Pallaſte ein, ſo daß weder Speiſe noch Trank hinein konnte. Da erfuhr Kaiſer Otto, daß die teutſche treue und rauhe Tugend doch beſſer ſey, als die glatten Worte und das gebildete Weſen der Welſchen; der Biſchof Bernward von Hildesheim, der frühere Lehrer des Kaiſers, ſtellte ſich mit der heiligen Königs-Lanze unter das Hausthor, und donnerte ganz entſetzlich, wie

---

*) Man fand den einbalſamirten Körper des großen Kaiſers noch ſitzend auf dem Stuhle, im kaiſerlichen Schmucke, und Scepter und Schild neben ihm. Die Gruft wurde wieder geſchloſſen, von Kaiſer Friedrich I. 1165 aber wieder geöffnet, und die Gebeine in ein prächtiges Grab gelegt.

ſein Lebensbeſchreiber ſich ausdrückt; und durch des Biſchofs Entſchloſſenheit und die Hülfe Herzog Heinrichs von Baiern und anderer Getreuen wurde er aus der Römer Händen gerettet.

Da machte er ſich bereit, Strafe an dem falſchen Volke zu nehmen; aber er ſtarb zu Paterno, im Jahr 1002, im 22ſten ſeines Alters, an den Frieſeln, wie andere Berichte erzählen, an Gift. So war Otto des Großen ganze männliche Nachkommenſchaft, ſeine beiden Söhne, Ludolf und Otto II. und beide Enkel, Otto III. und Ludolfs Sohn Otto, in der Blüthe ihrer Jahre in Italien geſtorben; und es war von dem ſächſiſchen Kaiſergeſchlechte nur noch der Urenkel Heinrichs des Vogelſtellers, Herzog Heinrich von Baiern, übrig. Die Teutſchen waren dieſem bairiſchen Geſchlechte zwar nicht geneigt, aber Heinrich, welcher ſchon die Geiſtlichkeit durch ſeine Freigebigkeit auf ſeiner Seite und die Reichskleinodien in ſeinen Händen hatte, wußte auch die einzelnen teutſchen Stämme nach einander zu gewinnen, daß ihm ein jeder, ohne allgemeine Wahlverſammlung, mit der heiligen Lanze die Königswürde übertrug.

---

44. Heinrich II. 1003—1024.

Er hat den Beinamen des Heiligen erhalten, von ſeiner ſtrengen, frommen Lebensart, und von ſeiner ſchon erwähnten Freigebigkeit gegen die Geiſtlichen. Dieſe hatten ſich unter den ſächſiſchen Kaiſern, welche ſämmtlich ſehr freigebig gegen ſie waren, große Güter erworben, und waren zu mächtigen Reichsfürſten angewachſen. Die Könige ſahen, gleich Karl dem Großen, ihre Macht gern, um ſie als ein Gegengewicht gegen die weltlichen Großen zu gebrauchen, und in dieſer Zeit hielten ſie es auch meiſtentheils mit den Königen. — Des Kaiſers Heinrichs II. Freigebigkeit gegen die Geiſtlichen wurde freilich von manchen mißbraucht, wie denn z. B. in der Lebensbeſchreibung des Biſchofs Meinwerk von Paderborn ein Verzeichniß von mehr denn hundert be-

trächtlichen Schenkungen vorkömmt, die derſelbe der Paderborner Kirche zu verſchaffen wußte. Aber neben dieſem und ähnlichen Männern gab es auch wieder andere, welche die eigentliche Würde ihres Berufes vollkommen erkannten, und für das geiſtige Wohl ihrer Gemeine, ſo wie für das Fortſchreiten des menſchlichen Geiſtes in Kunſt und Wiſſenſchaft und jeder ächten Bildung eifrig ſorgten. Der Biſchof Bernward von Hildesheim, der ſich ſchon bei der Gefahr Kaiſers Otto III. in Rom ſo entſchloſſen gezeigt hatte, war ein Mann von hellem Geiſte, und von dem herrlichſten Sinne für alles Wahre und Schöne. Auf ſeinen vielen Reiſen, beſonders nach Italien, nahm er junge Leute mit ſich, die ihren Geſchmack an der Anſchauung ſchöner Kunſtgebilde üben und ſie nachahmen ſollten. Er ließ die Fußböden und Kirchen mit muſiviſcher Arbeit verzieren, und koſtbare Gefäße von ſchöner Geſtalt in Metall gießen, wozu ihm die unter Otto I. entdeckten Bergwerke des Harzes Gold und Silber lieferten. So ſorgte Bernward auf eine edle Weiſe für ſeinen Kirchenſprengel, und die Schule zu Hildesheim war eine der berühmteſten der damaligen Zeit.

Einen zweiten Beinamen Huffeholz oder der Lahme ſoll Kaiſer Heinrich in Italien erhalten haben. Da waren nach Otto III. Tode neue Unruhen entſtanden, und die Italiener hatten einen Markgrafen Arduin zu ihrem Könige gemacht. Heinrich, um die Ordnung herzuſtellen, zog im Jahr 1004 dahin, trieb den Arduin in die Flucht, und ließ ſich in Pavia die eiſerne Krone aufſetzen. Aus Schonung für die Stadt, und um den Bürgern ſein Vertrauen zu beweiſen, hatte er nur eine geringe Leibwache bei ſich behalten, und das übrige Heer außer der Stadt in's Lager gelegt. Sogleich aber wandte ſich der wankelmüthige Sinn der Italiener wieder, ſie machten einen Aufruhr, ſtürmten den Pallaſt des Kaiſers und drohten ſeinem Leben. Damahls ſoll er durch einen Sprung aus dem Fenſter den lahmen Fuß davon getragen haben. Seiner Begleiter waren nur wenige, aber deſto tapferere Männer; ſie ſchlugen die Angriffe

der Feinde auf den Pallaſt ſo lange glücklich ab, bis die Teutſchen außer der Stadt, nachdem ſie das Getöſe innen gehört hatten, die Mauern erſtürmten, nach hartem Gefechte eindrangen, ſich den Weg zum Pallaſte bahnten und den König retteten. In den Straßen und Häuſern, von welchen herab die Einwohner noch immer Steine und Geſchoſſe ſchleuderten, dauerte der Kampf, und wüthete das Feuer, bis der König ſelbſt dem Zorne der Seinigen Einhalt that, und die noch übrigen Einwohner rettete. Bei dieſem Gefechte geſchah es, daß der Königin Bruder, Giſelbert, ein tapferer Jüngling, von den Lombarden getroffen niederſank; da ſprang ein Ritter Wulfram, ſein Waffenbruder, mitten in den Haufen der Feinde, und that einen gewaltigen Hieb auf ihrer einen, daß er ihm durch den Helm hindurch den Kopf bis auf die Schulter ſpaltete; dann zog er ſich unverletzt wieder unter die Seinigen zurück

Dem von Natur treuherzigen und redlichen Könige flößte dieſes Betragen der Paveſaner großen Widerwillen gegen Italien ein; er war nicht zu bewegen, länger dort zu bleiben, und kehrte zurück nach Teutſchland.

Hier waren auch viele Unruhen während ſeiner Regierung; denn der Kaiſer, der bei guten Eigenſchaften zu ſchwach war, konnte ſein Anſehen nicht gehörig aufrecht halten Beſonders viel machte ihm der benachbarte polniſche Herzog Boleslav zu ſchaffen, ein ehrgeiziger, unruhiger Mann, der Böhmen und Schleſien eroberte, und zum Theil auch behielt. Dafür leiſtete er zwar dem teutſchen Kaiſer die Lehnspflicht, erhielt ſich übrigens aber unabhängig, und machte ſich auf der andern Seite ſogar den Ruſſen und den griechiſchen Kaiſern furchtbar.

Heinrich ſtarb im Jahre 1024 auf ſeiner Burg Grone im Leingau, (im Hannöverſchen), welche oft der Sitz der ſächſiſchen Kaiſer war. Mit ihm erſtarb das ſächſiſche Haus, welches gleich dem karolingiſchen groß angefangen hatte, und ſchwächer endigte. Teutſchland bedurfte wieder kräftiger und großgeſinnter Herrſcher, wenn es nicht im Innern

zerfallen und unter den andern Völkern ſein Anſehen verlieren ſollte; denn während der Minderjährigkeit Otto III. und unter Heinrich II., hatten die Reichsvaſallen ſich manche Verletzung der kaiſerlichen Rechte erlaubt. Die Söhne der mit kaiſerlichen Lehen begabten Grafen behaupteten ſich darin, als beſäßen ſie dieſelben durch ein Erbrecht, und viele Streitigkeiten wurden ſchon durch blutige Fehden ausgekämpft, ohne daß des Kaiſers Obergerichtsbarkeit geachtet wurde. Dieſe Kriege hatten beſonders das ſüdliche Teutſchland zerriſſen.

Der chriſtlichen Länder indeß, über welche, mit dem Reiche der Kirche, ſich auch die Achtung des kaiſerlichen Namens verbreitete, waren mehrere geworden. Gegen das Jahr 1000 wurde das Chriſtenthum in Ungarn, Polen, Rußland, Norwegen, Schweden und Dänemark immer feſter gegründet.

III. Die ſaliſchen oder fränkiſchen Kaiſer. 1024—1125.

45. Konrad II. 1024 — 1039.

Zur Wahl eines neuen Kaiſers verſammelten ſich die teutſchen Völkerſchaften, eine jede unter ihrem Herzoge, an den Ufern des Rheines zwiſchen Mainz und Worms. Der Herzöge waren achte, Konrad der jüngere, Herzog von Franken, Friedrich von Oberlothringen, Gozilo von Niederlothringen, Bernhard von Sachſen, aus Hermann Billungs Geſchlecht, Heinrich von Baiern, Adalbert von Kärnthen, (dem neuen Herzogthum, welches die Päſſe nach Italien in ſich hielt), Ernſt von Schwaben, und Othelrich von Böhmen. Die Sachſen, die Oſtfranken, die Baiern und Schwaben, nebſt den Böhmen, lagerten ſich diſſeits des Rheines, die Rhei-

niſchen Franken, und die Nieder- und Oberlothringer jenſeits. Eine herrliche und zahlreiche Verſammlung ſpiegelte ſich in den Wellen des großen teutſchen Stromes.

Die Stimmen neigten ſich zu Gunſten des fränkiſchen Stammes, und aus ihm ragten zwei Konrade an Tugend und Anſehen vor allen hervor, Graf Konrad der Aeltere, oder der Salier, und Konrad der Jüngere, der Herzog; ſie waren Söhne zweier Brüder, und ſtammten von Konrad dem Weiſen, dem Tochtermann Otto I., her, welcher in der Ungarnſchlacht am Lechfluſſe fiel; beide waren ihres Ahnherrn würdig, und zugleich von weiblicher Seite mit dem ſächſiſchen Kaiſerſtamme verwandt. Zwiſchen ihnen ſchwankte die Wahl. Da zog der ältere Konrad den jüngern bei Seite und ſprach zu ihm: „Laß uns nicht durch Zwietracht die Sache ſelbſt und unſere Freundſchaft ſtören. Hadern wir mit einander, ſo möchten die Fürſten einen dritten wählen, und die Nachwelt würde ſagen: Beide waren der Krone unwürdig. Mich aber dünkt, es treffe nun die Wahl dich oder mich, ſo werde ich in dir und du in mir geehrt. Iſt die Krone dir beſtimmt, ſo bin ich der Erſte dir zu huldigen. Lieber, gelobe mir ein Gleiches!“ – Der Jüngere gelobte es ihm.

Als nun die Wahl anfing, und der Erzbiſchof Aribo von Mainz ſeine Stimme zuerſt geben ſollte, nannte er Konrad den Aelteren. Die Erzbiſchöfe und Biſchöfe folgten. Unter den weltlichen Fürſten war der Franken Herzog der Erſte in der Reihe; und der jüngere Konrad erhob ſich, und wählte mit lauter Stimme ſeinen Vetter; dieſer aber faßte ihn bei der Hand und ſetzte ihn neben ſich. Die übrigen Fürſten ſtimmten auch bei, das Volk jauchzte ſeinen Beifall. Nur Friedrich von Lothringen und der Erzbiſchof von Köln waren unzufrieden, und verließen die Verſammlung; doch Konrad der Jüngere, eifrig, ſeine große Seele ganz zu zeigen, eilte ihnen nach, gewann ſie durch freundliches Wort, und führte ſie zurück.

Der neue König wurde nun nach Mainz geführt,

um dort feierlich geſalbt und gekrönt zu werden. Auf dem Wege zur Kirche wurde der Zug durch die Menge der Bittenden aufgehalten, die den König um Gerechtigkeit anſprachen. Die Biſchöfe waren unwillig, Konrad aber hörte die Bitten geduldig, und ſprach: „Gerechtigkeit üben, es ſey mir bequem oder nicht, iſt die erſte meiner Pflichten.“ Das Wort wurde freudig gehört; man fing an, große Hoffnungen von dem neuen Könige zu faſſen, und Konrad hat ſie nicht getäuſcht. Er fing ſeine Regierung damit an, daß er alle Gegenden Teutſchlands durchreiſete, Gerechtigkeit übte, die Ordnung herſtellte, und ſolchen Ernſt mit ſolcher Güte zeigte, daß man von ihm ſagte, kein König nach Karl dem Großen habe ſo ſehr verdient, deſſen Stuhl zu beſteigen, als er. Räuber belegte er mit harten Strafen, es herrſchte wiederum Sicherheit mehr als ſeit langen Zeiten, und der Handel blühte auf.

So waltete er im Innern. Nach Außen arbeitete er gleichfalls glücklich für Teutſchlands Anſehn und Größe. Bald nach ſeinem Regierungsantritt zog er nach Italien, und wurde in Mailand zum König der Lombardei und in Rom zum Kaiſer gekrönt. Das Feſt wurde verherrlicht durch die Gegenwart zweier Könige, des Königs Rudolf von Burgund, und des großen Königs Canut von Dänemark und England. Mit dieſen ſchloß Konrad enge Freundſchaft, vermählte ſeinen Sohn Heinrich mit deſſen Tochter, und ordnete auch nachher mit ihm die Gränze zwiſchen Teutſchland und Dännemark, ſo daß der Eider=Fluß, zwiſchen Holſtein und Schleswig, beide Länder trennen ſollte. Er gab dadurch die Markgrafſchaft Schleswig auf; allein dies Land war doch ſchwer zu vertheidigen; und Konrad gewann dagegen auf andern Seiten. Schon Heinrich II. hatte einen Erbvertrag mit dem König Rudolf von Burgund geſchloſſen, daß nach deſſen Tode das Land Burgund an Teutſchland kommen ſollte. Konrad erneuerte den Vertrag, und nachdem Rudolf geſtorben war, nahm er das Land wirklich ein, obgleich ein Theil der Burgunder den Grafen Odo von Cham=

pagne herbeigerufen hatte. Er trieb ihn zurück und ward als König anerkannt. Dieſes Königreich begriff die ſchönen Landſchaften des ſüdöſtlichen Frankreichs, die jetzt Provence, Dauphiné, Franche-Comté und Lyon heißen, nebſt Savoyen und einem Theil der Schweiz, und ſetzte Teuſchland durch die wichtigen Städte Marſeille und Toulon mit dem Mittelmeere in Verbindung. Eine wichtige Erwartung, die aber nachher, in den Zeiten ſchwacher Kaiſer, vernachläſſigt und von den habſüchtigen Nachbaren, den Franzoſen, in Beſitz genommen iſt.

Auch gegen die Polen und Ungarn führte Konrad Krieg, unterwarf die erſteren wieder unter die teutſche Oberhoheit, und den König Stephan von Ungarn brachte er zu einem guten Frieden.

Die ſlaviſchen und wendiſchen Völker, die doch an der Oder und nordwärts der Elbe ſaßen, zwang er zum alten Gehorſam. Hamburg, welches ſie zerſtört hatten, richtete ſich nach und nach aus ſeinem Schutte wieder auf. Der Kaiſer Konrad war auch ein eifriger Beförderer der Einrichtung, wodurch die Kirche der rohen Gewalt des Fauſtrechts, welches ſeit einiger Zeit ſo ſehr Ueberhand genommen hatte, einigermaaßen Schranken zu ſetzen ſuchte, des Gottesfriedens nemlich. Vom Mittwoch Abend, vom Untergange der Sonne an, bis zu Sonnenaufgang am Montag Morgen, ſollten alle Fehden ruhen, kein Schwerdt gehoben werden, und allgemeine Sicherheit die Geſchäfte des Lebens beſchützen. Wer gegen dieſen Gottesfrieden (treuva dei) frevele, der ſollte mit dem ſchwerſten Banne belegt ſeyn. — Als Erfinder dieſer Anſtalt wird der Abt Odilo von Clügny genannt, und die Geiſtlichkeit in Burgund und in den Niederlanden, wo der blutigen Fehden am meiſten waren, vereinigte ſich zuerſt um das Jahr 1033, mit Konrads Bewilligung, zu dieſem Zwecke.

Von dem zweiten Zuge nach Italien, 1036, wo Seuchen ſein Heer wegrafften, und ſein eigener Stiefſohn Hermann von Schwaben, und ſeines Sohnes Heinrich junge Gemahlin, des Dänenkönigs Tochter, ſtarben, brachte Konrad Kränklichkeit zurück. Er ge-

nas nicht ganz wieder und ſtarb 1039 zu Utrecht. Sein Lebensbeſchreiber Wippo ſagt von ihm: „Man ſetzt ſich dem Verdacht der Schmeichelei aus, wenn man erzählen will, wie großmüthig, wie ſtandhaft, wie unerſchrocken, wie ernſt gegen die Schlechten, wie gütig gegen die Bürger, und wie ſtreng gegen die Feinde, wie unermüdet und nachdruckſam in Geſchäften er geweſen, wenn es des Reiches Wohl erheiſchte.“

Seine Gemahlin Giſela, eine der edelſten teutſchen Frauen, die ihn auf das zärtlichſte liebte, verſchmähte jeden Troſt und beweinte den Gemahl in dem Kloſter Kaufungen bei Kaſſel bis an ihren Tod. — Der Leichnam des Kaiſers wurde nach Speier in die Kirche gebracht, die er daſelbſt gegründet hatte.

Dieſer Kaiſer hatte offenbar den Gedanken gefaßt, welcher der Grundgedanke des ganzen ſaliſchen Kaiſergeſchlechts genannt werden kann, nemlich, die teutſche Königsmacht zu möglichſt unumſchränkter Herrſchaft zu erheben, die Macht der Großen in enge Gränzen zurückzuweiſen, und um dieſes zu vollbringen, die Hülfe der kleineren Vaſallen durch jede Begünſtigung zu gewinnen. — Dahin zielte vorzüglich ein wichtiges Geſetz, welches Konrad bald nach ſeiner Thronbeſteigung gab, daß nemlich Lehnsguter, welche die Väter beſeſſen, den Söhnen nicht willkührlich genommen werden ſollten. Dadurch bereitete er den kleinen Vaſallen die vollen Rechte des Eigenthums, ſo daß aus ihnen ein eigentliches freies Volk hätte entſtehen können. Die großen Herzöge aber ſollten verſchwinden; daher gab er die Herzogthümer Schwaben, Baiern und Franken ſeinem eigenen Sohne Heinrich, der ganz geeignet ſchien, ſeinen großen Herrſcherplan weiter zu führen. Wäre derſelbe gelungen, ſo würde Teutſchland früh geworden ſeyn, was Frankreich ſpäter ward, ein eigenes, kräftiges Königthum. Aber das ſaliſche Geſchlecht wurde mitten auf ſeinem Wege, theils durch eigene Schuld, theils durch das, mit wunderbarer Kraft und Schnelligkeit ſich erhebende Reich des römiſchen Stuhles

aufgehalten, deſſen Sieg über ſeinen Enkel der mächtige Konrad wohl nicht geahndet hatte.

46. Heinrich III. oder der Schwarze. 1039 — 1056.

Konrads Sohn, Heinrich, den die Teutſchen bei des Vaters Leben gewählt hatten, war noch jung, aber die Hoffnung von ihm war groß, und ſie zeigte ſich nicht unbegründet Er war, gleich dem Vater, von hohem Geiſte und entſchloſſenem Willen, ernſt und ausdauernd, dabei auch beredt und wohl unterrichtet; denn die kluge Giſela hatte ihn früh angehalten, ſeinen Geiſt auszubilden, beſonders durch Leſen von Büchern, welches damahls ſehr ſelten war. Kein Kaiſer ſeit Karl dem Großen hat kräftiger, als er, die Kaiſerwürde in Italien, Teutſchland und den angränzenden Ländern aufrecht erhalten, und gewaltiger in allen Gränzen ſeines weiten Reiches geherrſcht. Beſonders ward es ihm zum Ruhme angerechnet, daß er die wilden Ungarn, die noch vor hundert Jahren der Schrecken Teuſchlands waren, ſo demüthigte, daß ihm der ungariſche Adel, nach einer verlornen Schlacht, in der Hauptſtadt Stuhlweißen 1044 den Eid der Treue leiſtete, und der von Heinrich wieder eingeſetzte König Peter das Land durch Empfang einer vergoldeten Lanze als Lehen annahm. Zwar war das keine dauerhafte Unterwerfung, allein, daß es Einmahl geſchehen, war ſchon ein Ruhm.

Dann wandte ſich der König nach Italien, um die großen Unordnungen dort zu ſchlichten. Es waren drei Päpſte auf einmahl aufgeſtanden, Benedikt IX., Sylveſter III. und Gregor IV. Heinrich, um gegen keinen partheiiſch zu ſeyn, berief eine Kirchenverſammlung nach Sutri; hier wurden ſie alle dreie, als unrechtmäßig eingedrungen, entſetzt, und dann in Rom durch Heinrich ſelbſt, auf Verlangen der verſammelten Geiſtlichkeit und des Adels, ein Teutſcher,

der Biſchof Suidger von Bamberg, zum Papſte gemacht; er nahm den Namen Clemens II. an, und krönte Heinrich zum Kaiſer. Nach dieſem hat Heinrich den Römern noch drei andere Päpſte gegeben, denn ſie hatten von Neuem verſprechen müſſen, gleichwie Otto dem I., keinen Papſt ohne kaiſerliche Einwilligung zu erkennen.

In Teutſchland vergab Heinrich die Herzogthümer, die er ſelbſt beſaß, zwar wieder, aber eigentlich nur an Statthalter von ſehr beſchränkter Vollmacht, die zwar den Namen, aber nicht die alten Rechte der Herzöge erhielten; nemlich Baiern an Heinrich, aus dem Hauſe Luxenburg, nachher an Konrad aus dem pfalzgräflichen Hauſe; Kärnthen an Welf, den Sohn des ſchwäbiſchen Grafen Welf; Schwaben ſelbſt an den Pfalzgrafen Otto. In Schwaben war das Welfiſche Haus mächtig und hätte deshalb gern auch das Herzogthum beſeſſen; aber gerade deshalb ſetzte Heinrich den Grafen Welf nach Kärnthen, damit der Herzog nicht zugleich großes Erbgut im Lande habe. So verfuhr er mit den großen Reichswürden ganz nach ſeinem Wohlgefallen, während er die Erblichkeit der kleineren Lehnsgüter begünſtigte. Ober-Lothringen kam durch ihn an den Grafen Albert von Longwy, einen Ahnherrn des Kaiſers Franz I. und alſo auch des jetzigen öſtreichiſchen Hauſes. — Heinrich gab auch eine Probe ſeines perſönlichen Muthes. Als er im Jahr 1056 mit dem Könige Heinrich von Frankreich zu einer Unterredung in der Gegend von Metz zuſammengekommen war, entſtand ein Streit zwiſchen ihnen, denn der König warf ihm Wortbrüchichkeit vor. Wie es ſich geziemte, antwortete Heinrich nur dadurch, daß er dem Könige den Fehdehandſchuh hinwarf; und dieſer machte ſich in der folgenden Nacht davon in ſeine Gränzen. Nichts war den Teutſchen erfreulicher, als ſolche Ritterlichkeit ihres Kaiſers.

Heinrich ging nach Sachſen zurück, wo ſein Lieblingsſitz Goslar am Harze war, welches er zu einer anſehnlichen Stadt erhoben hatte. Wir dürfen uns nicht wundern, daß ein König aus fränkiſchem

Stamme ſeinen Sitz im ſächſiſchen Lande nahm; er that es wohl ſeiner reichen Bergwerke wegen, die nahe bei Goslar am Harze lagen. Bergwerke gehörten in der älteren Zeit zu den ausſchließlichen Bißthümern der Kaiſer. In Goslar ließ Heinrich eine Burg, einen Pallaſt, Kirchen und Feſtungsmauern anlegen und dabei mußten die umherwohnenden Sachſen ſchwere Frohndienſte verrichten. Das vermehrte ihren Unwillen, den ſie ſchon über den Bau einer kaiſerlichen Burg in ihren Landen fühlten; und wenn auch derſelbe unter einem ſo ſtrengen und ſtarken Kaiſer nicht laut werden durfte, ſo trug er doch ſeinem Sohne ſpäterhin deſto bittere Früchte. Heinrich ſtarb plötzlich zu Bothfeld, am Fuße des Harzes, wohin er ſich auf die Jagd begeben hatte, 1056, mitten in ſeinen beſten Lebensjahren, da er nur 39 Jahr alt war, unter großen Entwürfen für die Zukunft.

Dieſer Kaiſer war bei aller Geiſteskraft und Strenge ſehr fromm; er ſetzte nie ſeine Krone auf, ohne vorher gebeichtet, und dann von dem Beichtiger die Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Auch unterwarf er ſich oft den Kirchenſtrafen, und ließ ſie an ſeinem eigenen Leibe mit Geißelhieben durch Prieſter ausüben. Die kräftig einfache Art jener Zeiten verſchmähte nicht, ſelbſt durch körperlichen Schmerz die Heftigkeit der Leidenſchaften zu zügeln.

---

47. Heinrich IV. 1056—1106.

Die Fürſten hatten dem Vater die Nachfolge des Sohnes ſchon zugeſagt, als dieſer eben geboren war; bei ſeinem Tode nun war der junge König, zum Unglück des Reiches, erſt ein ſechsjähriger Knabe.

Seine Erziehung und die Reichsverwaltung waren zuerſt in den Händen ſeiner vortrefflichen Mutter Agnes, die aber nicht im Stande war, die Großen des Reichs in der Abhängigkeit zu erhalten und ſo Heinrichs Werk zu vollführen. Vielmehr ſuchte

ſie durch Begünſtigung einiger derſelben ihrer Reichsverwaltung Stützen zu verſchaffen, und gab deshalb Schwaben an den Grafen Rudolf von Rheinfelden und Baiern an Otto von Nordheim, und zwar mit dem gefährlichen Zuſatze, daß dieſe Würden ihren Häuſern erblich bleiben ſollten. Vorzüglich beſaß ihr Vertrauen der Biſchof Heinrich von Augsburg; aber eben dieſes erregte bald Neid und Eiferſucht. An der Spitze der Unzufriedenen ſtand der Erzbiſchof Hanno von Köln, ein ehrgeitziger und kluger, aber finſterer und ſtrenger Mann. Dieſer, den jungen König in ſeine Hände zu bekommen, begab ſich auf Oſtern 1062 nach Kaiserswerth am Rheine, wo gerade das Hoflager der Kaiſerin war, und nach dem Eſſen beredete er den Knaben, ein eben erbautes, beſonders ſchönes und merkwürdiges Schiff zu beſehen. Kaum aber war er hineingeſtiegen, als die Schiffsleute, auf den Wink des Erzbiſchofes, vom Lande ſtießen und mitten in den Rhein ruderten. Darüber erſchrack der Knabe unmäßig und ſprang plötzlich in den Rhein; er wäre ſicherlich ertrunken, wenn nicht der Graf Ekbert von Braunſchweig raſch nachgeſprungen wäre, und ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Man ſprach ihm Muth ein und gab ihm viel gute Worte, und ſo wurde er nach Köln geführt. Die Mutter war ſehr erſchrocken und betrübt; und als ſie ſah, daß die teutſchen Fürſten kein Vertrauen mehr zu ihr hatten, beſchloß ſie, ihr Leben in ſtiller Zurückgezogenheit zuzubringen und ging nach Rom.

Der Erzbiſchof Hanno, damit es nicht das Anſehn hätte, als wollte er die höchſte Gewalt allein in Händen haben, machte eine Verordnung, daß der junge König ſich abwechſelnd in den verſchiedenen Landſchaften Teutſchlands aufhalten, und daß immer der Biſchof, in deſſen Sprengel er wohnte die Vormundſchaft und Reichsverwaltung haben ſollte. Im Grunde jedoch dachte er den Prinzen am meiſten zu lenken. Aber er war nicht fähig, das Herz des Knaben zu gewinnen; denn er war ſtreng, hochfahrend, gebieteriſch, und mochte ihn oft ſehr hart behandeln,

er, von dem man erzählt, daß er ſogar ſeinem Vater, dem gewaltigen Heinrich dem Schwarzen, ſehr unſanft mit der Geißel die Kirchenſtrafe gegeben habe. Unter den übrigen Biſchöfen dagegen fand ſich ein ganz anderer Mann, eben ſo ehrgeizig als Hanno, aber fein und einſchmeichelnd, und der den Knaben dadurch zu gewinnen wußte, daß er ihm in allem den Willen ließ; das war der Erzbiſchof Adelbert von Bremen. Dieſer ehrſüchtige Mann hätte gern das ganze nördliche Teutſchland in eine große geiſtliche Herrſchaft vereinigt und ſich, als ein zweiter Papſt, an ihre Spitze geſtellt. Er haßte die weltlichen Fürſten, weil ſie dieſen Abſichten im Wege ſtanden, und um ſie zu unterdrücken, wünſchte er die kaiſerliche Gewalt zu unumſchränkter Alleinherſchaft zu erheben. Er war ein Mann, der die Freiheit nicht achtete. Im ſchärfſten Gegenſatze gegen ihn ſtand Hanno von Köln und ſein Anhang; ſie ſtrebten, auf den Trümmern des kaiſerlichen Anſehens eine Landeshoheit der Fürſten zu errichten. Beide Partheien griffen mit Leidenſchaft nach dem Aeußerſten und wußten das Maaß des Rechten nicht zu halten; und ſo zeigt ſich ſchon in jener frühen Zeit der Streit, der unſere Geſchichte zerrüttet hat, in ſeiner verderblichen Geſtalt. Als Hanno einſt eine Reiſe nach Rom machte und lange abweſend war, bemeiſterte ſich Adelbert gänzlich des jungen Fürſten. Schlimmeres hätte dem Knaben nicht widerfahren können, als dieſer Einfluß ſo verſchiedenartiger Männer, und dieſe Abwechſelung zwiſchen ganz entgegengeſetzter Behandlung. Von der größten Strenge kam er auf einmahl in Ausgelaſſenheit und Sinnenluſt.

Heinrich war ein Knabe von hohen Anlagen; er hatte einen feurigen Muth, große Schnelligkeit des Entſchluſſes, und ritterlichen Sinn, der auf das Größeſte hätte gelenkt werden mögen. Aber nun wurde ſein ſchnelles und feuriges Weſen zum Jähzorn und zur Rachſucht umgewandelt, und der hohe Sinn in Stolz und Herrſchſucht. Dazu liebte er die ſinnlichen Genüſſe, und wurde dadurch oft läſſig und ſorglos. Ein gutes Zeichen und ein löblicher Augenblick

wechſelte ſchnell bei ihm mit dem ſchlechten; die feſte Ruhe und Mäßigung, welche die höchſte Majeſtät der Könige iſt, hat er niemahl gewinnen können; und ſo ſpiegelt ſich in ſeinem ganzen Weſen die Ungleichheit, ja der Gegenſatz ſeiner Erzieher wieder.

Ebenfalls zeigte es ſich als eine große Wahrheit an Heinrich IV., daß, wie unſer Gemüth und unſer Inneres, ſo auch unſer Schickſal iſt. Iſt jenes in ſich einig und feſt, ſo nimmt ſicherlich auch unſer Leben einen feſten Gang. Heinrichs Schickſal aber iſt ſo ungleich, als ſein Gemüth; Glück wechſelt mit Unglück, Höhe mit Tiefe, Erhebung mit Erniedrigung, Uebermuth mit Kleinmuth, bis zu dem letzten Augenblicke ſeines Lebens.

---

48. Der Streit Heinrichs mit den Sachſen.

Zwei heftige Abneigungen hatte Adelbert aus ſeiner Seele in die ſeines Zöglings hinübergepflanzt; einmahl gegen alle Fürſten, und dann gegen die ſächſiſchen und das ganze ſächſiſche Volk in's beſondere, mit welchem er ſehr viele Streitigkeiten wegen ſeines Erzbisthums Bremen gehabt hatte. Darum prägte er dem jungen König ein: die Fürſten ſtrebten nach Unabhängigkeit, am meiſten die ſächſiſchen, er ſolle ſie wohl im Gehorſam halten und bei Zeiten niederdrücken. — Dieſe Grundſätze haben des Königes ganzes Leben verbittert und zerrüttet; denn obwohl der herrſchſüchtige Adelbert ſchon nach wenig Jahren durch die Fürſten von Heinrich entfernt wurde, ſo vergaß dieſer ſeine Lehren doch nie.

Die Sachſen erkannten ſehr bald des Königs Abſicht, ihr Land zu einem unmittelbaren königlichen Lande zu machen. Er wohnte meiſtentheils zu Goslar, und fing an, in den Bergen des Harzes, und in Thüringen eine Menge von Burgen anzulegen und mit Beſatzung zu verſehen, um durch ſie das Volk deſto beſſer zügeln zu können. Derſelbe Benno, (nachher Biſchof von Osnabrück), der die Sachſen ſchon unter Heinrich III. bei dem Bau in Goslar zu

Frohndienſten gezwungen hatte, leitete auch jetzt dieſe Bauten. Die vorzüglichſte der Feſten war die Harzburg, Heinrichs Lieblingsort, den Sachſen ein Abſcheu. Man klagte unter einander, daß die Freiheit der Vorfahren zu Grunde gehe. Auch ging die Sage im Lande, der König habe von einem Berge in Sachſen umherſehend geſagt: „Sachſen ſey ein ſchönes Land, aber die es bewohnten, ſeyen verworfene Knechte.“

Noch zwei Urſachen kamen dazu, und mehrten die Unzufriedenheit. Heinrich war ſchon als Kind durch ſeinen Vater mit der Bertha, der Tochter des Markgrafen von Suſa in Italien, verlobt worden und hatte ſie nachher geheirathet; allein, er wurde ihr gram, und wollte von ihr geſchieden ſeyn; und weil er dazu der geiſtlichen Fürſten bedurfte, ſo ſuchte er die Gunſt des Erzbiſchofs Sifried von Mainz vor Allen zu gewinnen. Aber, wie ihn immer ſeine Leidenſchaftlichkeit blind zu dem Ziele hintrieb, nach welchem er gerade ſtrebte, ſo wählte er auch dieſesmahl ein verderbliches Mittel; er befahl den Thüringern, dem Erzbiſchofe den Zehnten von ihren Gütern zu entrichten, worauf derſelbe Anſpruch machte, und welchen ſie ihm verweigerten. Nun hatte er die Thüringer ſich doppelt zu Feinden gemacht. Von der Königin aber wurde er doch nicht geſchieden, und hat ſich nachher, als er im Unglück war, wieder zu ihr gewendet.

Ferner behandelte Heinrich den ſächſiſchen Grafen Otto von Nordheim, dem ſeine Mutter das Herzogthum Baiern gegeben hatte, ſo, daß alle weltlichen Großen, beſonders aber die Sachſen, dadurch entrüſtet wurden. Dieſer Herzog Otto war ein Freund des Erzbiſchofs Hanno, und mochte vielleicht ſchon dadurch dem Könige verhaßt ſeyn; oder dieſer wandte den Haß gegen alle kräftige Fürſten, welchen ihm Adelbert eingeflößt hatte, beſonders gegen Otto, auf deſſen Arm das ſächſiſche Volk vorzüglich vertraute. Und als nun ein, vorzüglich dazu gedungener, Kläger, Egino, gegen den Herzog auftrat und ihn beſchuldigte, er habe ihn zur Ermordung des Königes

bereden wollen, und Otto den Zweikampf mit ihm verweigerte, weil er nicht ebenbürtig und dazu ein berüchtigter Menſch ſey, ſo entſetzte ihn Heinrich ſeines Herzogthums Baiern. Er gab es dem jungen **Welf**, dem Sohne des italieniſchen Markgrafen Azzo, dem Stifter des berühnten welfiſchen Hauſes, von welchem unſere Geſchichte noch viel reden wird.

An Otto von Nordheim hatte er ſich aber auf Lebenszeit einen ſehr tapfern Feind erweckt. Otto begab ſich zu dem Grafen **Magnus** von Sachſen, Sohn des Herzogs Ordulf, einem edlen Jüngling, kühn und tapfer in den Waffen, und verband ſich mit ihm; ſie mußten ſich aber beide Heinrich gefangen geben, ehe ſie ſich hatten zum Kampfe bereiten können. Nach einem Jahre gab der König den Otto wieder frei, den Magnus aber hielt er auf der Harzburg im Gefängniß, weil dieſer ſich weigerte, auf Hinrichs Verlangen ſeinem Rechte an ſeines Vaters Herzogthum zu entſagen; und obgleich ſich Otto edelmüthig erbot, für ſeines Freundes Befreiung wieder in den Kerker zurückzukehren, ſo hörte er doch nicht auf ihn. Da mußte man wohl glauben, des Königs Abſicht ſey keine andere, als das Herzogthum Sachſen an ſich zu nehmen und den Prinzen im Gefängniſſe ſterben zu laſſen.

Alle dieſe Umſtände ſind der Urſprung der heftigen Feindſchaft zwiſchen Heinrich und den Sachſen, welche dem König die bitterſten Schickſale bereitet, und beide Theile zu Thaten des äußerſten Haſſes verleitet hat.

Die Sachſen, an ihrer Spitze Otto von Nordheim, ſchloſſen eine enge Verbindung mit einander; es gehörten dazu alle ſächſiſchen und thüringiſchen Großen, weltliche und geiſtliche, und unter vielen andern der Biſchof Burkhard von Halberſtadt, der ein Neffe des Erzbiſchofs Hanno war, und von dieſem den Haß gegen alle kaiſerliche Uebermacht eingeſogen hatte. Es war noch die Zeit, da die Geiſtlichen ſelbſt mit in's Feld zogen, und oft an der Spitze der Schaaren fochten.

Ganz unerwartet, als Heinrich in **Goslar** war,

im Jahr 1073, kam eine Geſandtſchaft der Sachſen zu ihm, welche Folgendes von ihm forderte: „Er ſolle ſeine Schlöſſer in ihrem Lande niederreißen; Magnus, den Erben des ſächſiſchen Herzogthums, aus der Gefangenſchaft loslaſſen; ſich nicht allezeit in Sachſen aufhalten; des Landes alte Verfaſſung in Ehren halten; und in den Reichsſachen nicht ſchlechten Rathgebern folgen, ſondern ſich mit den Ständen berathen. Wenn er dieſe Bitten erfülle, ſo ſolle kein Volk in ganz Teutſchland ihm treuer und ergebener erfunden werden, als ſie.“ — Heinrich wies die Abgeordneten verächtlich zurück. Da machten die Sachſen aus ihren Drohungen Ernſt und rückten mit 60,000 Mann vor Goslar; Heinrich floh mit ſeinen Schätzen auf die ſtarke Harzburg, und als die Feinde ſchnell nachrückten, rettete er ſich, unter großen Gefahren, durch den Wald. Drei Tage mußte er ohne Speiſe und Trank, mit wenigen Begleitern, unter Führung eines Jägers, in der Wildniß umherirren, und glaubte bei jedem Geräuſch des Windes in den hohen Gipfeln der Tannen die Fußtritte der Verfolger zu hören. Endlich erreichte er Eſchwege am Werra-Fluſſe. Von dort ging er an den Rhein nach Tribur, und ſandte Boten durch das Reich, daß man gegen die Sachſen rüſten ſolle. Die Sachſen aber benutzten klüglich die Zeit, brachen eine ſeiner Burgen nach der andern, und bekamen auch die Feſte Lüneburg mit der geſammten Beſatzung in ihre Gewalt. Dieſen glücklichen Umſtand benutzten ſie zur Befreiung ihres Herzogs Magnus. Sie forderten nemlich vom Kaiſer ſeine Loslaſſung unter der Drohung, daß ſie die ganze Beſatzung von Lüneburg als Räuber mit dem Tode beſtrafen würden; und Heinrich mußte unwillig nachgeben und Magnus mit mehreren andern aus der Harzburg entlaſſen. Damit war indeß Heinrichs Demüthigung noch nicht beendet. Auch die Fürſten aus Süd-Teutſchland, und ſogar der Erzbiſchof von Mainz, wegen deſſen er ſich viele Feinde zugezogen hatte, fielen von ihm ab. Wie einſtmahls Egino gegen Otto von Nordheim aufgetreten war und ihn

des beabſichtigten Königsmordes angeklagt hatte, ſo erhob ſich unerwartet ein Ritter **Reginger**, ſonſt einer von Heinrichs Günſtlingen, und ſagte aus, „der König habe ihn gedungen, die Herzöge **Rudolf** von Schwaben und **Berthold** von Kärnthen zu ermorden.“ Das mochte nun ein ähnlicher Kunſtgriff der Feinde gegen ihn ſeyn, wie er früher gegen Otto von Nordheim gebraucht hatte, um die öffentliche Meinung gegen ihn zu ſtimmen. Und das gelang auch. Man ging ſogar damit um, einen neuen König zu wählen, und der undankbare Erzbiſchof Sifried berief die Fürſten ſchon dazu nach Mainz.

In dieſer Noth, da alle Freunde den König verlaſſen hatten, blieben ihm nur die Bürger von **Worms** getreu; ſie öffneten ihm wider den Willen des Biſchofs die Thore, boten ihm Mannſchaft und Waffen, und richteten ſeinen niedergeſchlagenen Sinn durch ihre treue Anhänglichkeit wieder auf. Und ſo gut es ihre Kräfte verſtatteten, erhielten ſie ihn auch ganz allein, da niemand zu ſeinem Unterhalte etwas geben wollte. Zu dieſer Zeit fingen ſchon die Städte in Teutſchland an, in den Reichsſachen eine Stimme mit zu führen; ſie waren die Hauptſtützen der kaiſerlichen Gewalt gegen die Fürſten, und wir ſehen daraus, wie ſie ſeit Heinrichs des Erſten Zeit ſchon durch Fleiß und Betriebſamkeit an Menge der Einwohner und an Wohlhabenheit gewachſen ſeyn mußten. Aber gegen ſolche Gewalt des Mißgeſchicks, als dieſesmahl über Heinrichs Haupte hereingebrochen war, konnten ihn die treuen Wormſer nicht vertheidigen; er mußte, um nur die Krone nicht zu verlieren, 1074 einen harten Frieden mit den Sachſen eingehen und alle Feſten, ſogar die geliebte **Harzburg**, ihnen ausliefern. Wehmüthig betrachtete er ſie zum letztenmahl, als er in der Sachſen Mitte nach Goslar ritt; er bat ſogar recht inſtändig noch einmahl für ihre Erhaltung, allein die ſtolze Burg ſollte fallen, und bei der Zerſtörung wüthete der Haß ſo ſehr, daß der erbitterte Pöbel ſogar die Kirche und Altäre plünderte, das kaiſerliche Familiengrab aufriß und die Gebeine

von Heinrichs Bruder und verſtorbenem Söhnlein beſchimpfte.

Dafür mußten die Sachſen erfahren, daß der gefährlichſte Feind im Glücke der Uebermuth des eigenen Herzens iſt. Und in Heinrichs Leben trıtt auf einmahl einer von den merkwürdigen Wechſeln des Schickſals ein, welche daſſelbe auszeichnen. Er hatte nun wohl begriffen, daß die Menſchen anders behandelt werden müßten, als Adelbert ihn gelehrt hatte, und daß, um ein Volk zu bezwingen, es nicht hinreiche, einige feſte Schlöſſer in ſeinem Lande zu bauen. Er fing an, die teutſchen Fürſten auf ganz andere Weiſe anzuſprechen, als bisher; er ſuchte ſie einzeln zu gewinnen, weil ihre Verſammlungen ihm ſtets nachtheilich geweſen waren, wendete bei dem Einen dieſes, bei dem Andern jenes Mittel an; beſonders aber klagte er bei Allen wegen der ſchimpflichen und empörenden Zerſtörung der Harzburg; und als nun die Stimmung für ihn günſtiger war, erließ er ein allgemeines Aufgebot gegen die Sachſen. Dieſesmahl folgte der Gehorſam auf der Stelle; ſchnell war ein ſtarkes Heer von Rittern und Lehnsleuten verſammelt, und die Sachſen, die nur in der Eile einiges Volk zuſammengerafft hatten, und noch dazu durch des Königs Künſte uneinig unter ſich ſelbſt gemacht waren, wurden 1075, nicht weit von Langenſalza an der Unſtrut, hart geſchlagen. Heinrich verfolgte die Fliehenden bis nach Magdeburg und Halberſtadt und ließ ihr Land mit Feuer und Schwerdt verwüſten. Die Rache war furchtbar, wie Heinrichs Leidenſchaften immer. Im folgenden Jahre traten aber die andern Fürſten dazwiſchen, die es nicht dulden konnten, daß das arme Volk ganz zertreten würde; Heinrich gewährte den Sachſen einen Frieden, aber ſtatt durch volle Begnadigung die rechte Verſöhnung möglich zu machen, behielt er viele der ſächſiſchen Großen in der Haft, und dem gefährlichſten von Allen, Otto von Nordheim, erlaubte er auf ſeine Güter zu gehen. Dadurch war der Saame neuer Empörung für die Zukunft ausgeſtreut. Zugleich ſtand ihm von einer andern Seite ein viel mächtige-

rer Feind auf, als die Sachſen waren, der mit neun Waffen gegen ihn kämpfte.

---

49. Kaiſer Heinrich IV. und Papſt Gregor VII.

Hildebrand (nachher Gregor VII.) war der Sohn eines Zimmermanns zu Saone, einer italieniſchen Stadt. Er trat in den geiſtlichen Stand, und da er ſehr vorzügliche Geiſtesgaben zeigte, wurde er vom Papſt Leo IX., unter Heinrichs III. Regierung, aus dem Kloſter zu Clugny mit nach Rom genommen und dort zum Subdiaconus der römiſchen Kirche und nachher zum Kanzler gemacht; und von nun an lenkte er allein die Schritte der Päpſte, und war die Seele des römiſchen Hofes. Sein Ziel war die Erhöhung des Papſtes über alle Fürſten und Könige der Erde; und dieſes Ziel hat er mit ſolcher Klugheit, Beharrlichkeit, Kraft und Geiſtesgröße ſein ganzes Leben hindurch verfolgt, daß man ihn zu den außerordentlichſten Menſchen der Weltgeſchichte zählen muß. Es waren zu ſeiner Zeit große Mißbräuche in der Kirche, unter der hohen und niedern Geiſtlichkeit, eingeſchlichen; die Meiſten kauften ihre Stellen für Geld, wodurch alſo auch Unwürdige an wichtige und hohe Plätze gelangen konnten; Unſittlichkeit, Ausſchweifung, viele andere Laſter, waren unter den Geiſtlichen nichts ſeltenes, und ſo wie ſie die Knechte ihrer eigenen Sünde waren, ſo hingen ſie auch durch die Liebe des irdiſchen Beſitzes an den weltlichen Fürſten, von welchen ſie mit ihren Gütern belehnt wurden. Da beſchloß Hildebrand, der von dem brennendſten Eifer für die Freiheit der Kirche und für die Sittlichkeit des geiſtlichen Standes erfüllt war, dieſen Uebeln die Axt an die Wurzel zu legen.

Zuerſt eiferte er, und mit vollem Rechte, gegen das Erkaufen geiſtlicher Aemter durch Geld, welches man das Laſter der Simonie, und eine Sünde gegen den heiligen Geiſt nannte. Mit welcher ſittlichen Kraft und Geiſtesüberlegenheit er dabei auf die

Menſchen zu wirken wußte, zeigte das Beiſpiel eines Erzbiſchofes in Frankreich, welcher auch jenes Vergebens angeklagt war, aber ſchlau ſeine Ankläger durch Geld gewonnen hatte. Hildebrand, ſo lautet die Erzählung der alten Urkunde, ſaß, als Abgeordneter des Papſtes, über die Sache zu Gericht. Da trat der Erzbiſchof keck in die Verſammlung, und ſprach: „Wo ſind, die mich anklagen? Trete auf, wer mich verdammen will!“ — Die beſtochenen Kläger ſchwiegen. Da wandte ſich Hildebrand an ihn, und ſprach: „Glaubſt du, daß der heilige Geiſt mit Vater und Sohn Ein Weſen ſey?“ Jener erwiderte: „Ich glaube es.“ Nun befahl er ihm zu ſagen: „Ehre dem Vater und Sohn und heiligen Geiſt!“ Und dabei ſah er ihn mit ſo durchdringendem Blicke an, daß dem Erzbiſchof ſeine Schuld ſchwer aufs Gewiſſen fiel; denn er vermogte die Worte: „dem heiligen Geiſt“ nicht zu ſagen, wiewohl er es mehrmahls verſuchte. Dies galt als göttliches Gericht. Der Erzbiſchof fiel ſeinem Richter zu Füßen, bekannte ſich der Simonie ſchuldig und werth, der Prieſterwürde entſetzt zu werden; und darauf konnte er dieſelben Worte mit deutlicher Stimme ausſprechen. Dieſe Begebenheit wirkte ſo ſtark auf die Gemüther der Menſchen, daß noch 27 andere Kirchenvorſteher und viele Biſchöfe unangeklagt ihr Amt niederlegten, weil ſie es durch Geld erkauft hatten.

Sollte nun ferner die Geiſtlichkeit überhaupt von der weltlichen Macht frei werden, ſo mußte vor allen Dingen das Haupt der Kirche nicht mehr von dem Kaiſer geſetzt, ſondern durch freie Wahl ernannt werden. Das war noch eben anders beſtimmt worden, da Heinrich III. ſich das Verſprechen geben ließ, daß die Römer keinen Papſt ohne kaiſerliche Einwilligung erkennen wollten; und unter dieſem Kaiſer möchte Hildebrand ſeine Abſichten auch wohl nicht durchgeführt haben. Nun aber benutzte er die Zeit, da der neue Kaiſer noch ein Kind war, und bewirkte, daß im Jahr 1059, unter Papſt Nikolaus II., ein Geſetz gegeben wurde, ein jeder Papſt ſolle von den Kardinälen frei gewählt werden, und der

Kaiſer nur in ſo fern das Recht der Beſtätigung haben, als er ſelbſt dieſes Recht vom apoſtoliſchen Stuhle erhalten werde; ſo daß alſo umgekehrt der Papſt nicht vom Kaiſer, ſondern die Kaiſerwürde vom Papſte abhängig ſeyn ſollte.

Als der Kanzler Hildebrand durch dieſe und andere Anordnungen Alles für ſeine größeren Abſichten vorbereitet hatte, wurde er im J. 1073 ſelbſt zum Papſt gewählt, und nannte ſich Gregor VII. Kaiſer Heinrich, der nun ſchon das Reich ſelbſt verwaltete, ſchickte ſeinen getreuen Grafen Eberhard nach Rom, und ließ die Römer zur Rede ſtellen, daß ſie ohne ſeine Einwilligung einen Papſt gewählt hätten. Gregor, der in dieſem Augenblick noch nicht den Streit mit dem Kaiſer anfangen wollte, entſchuldigte ſich, das Volk habe ihn gezwungen, die päpſtliche Würde anzunehmen; er habe ſich aber nicht ordiniren laſſen, bevor er die Einwilligung des Kaiſers und der teutſchen Fürſten erhalten. Mit dieſer Entſchuldigung war Heinrich zufrieden, und der Papſt wurde beſtätigt. Heinrich bewies dadurch, daß er, in der Verblendung ſeiner Leidenſchaft gegen die Sachſen, gar nicht geſehen hatte, wie die Erniedrigung aller weltlichen Herrſchaft und die Errichtung eines geiſtlichen Weltreiches in Rom vorbereitet wurde.

Nun trat Gregor zuerſt mit neuen, ſehr ſtrengen Geſetzen gegen die Simonie und gegen die Ehe der Prieſter hervor. Er verlangte, gleich früheren Päpſten und Kirchenvätern, der Prieſter der Kirche ſolle ſich ganz dem göttlichen Dienſte weihen, ſich aller Sinnenluſt enthalten, und nicht einmahl durch das Band der Ehe an die Liebe des Irdiſchen feſſeln. Zwar fand dieſes Verbot ſowohl in Italien, als in Frankreich und Deutſchland, bei den Geiſtlichen ſelbſt zuerſt Widerſtand, denn viele von ihnen, beſonders im niederen Klerus, waren verheirathet; aber Gregor fand in dem Volke ſelbſt die Helfer zur Ausführung ſeines Geſetzes. Das Volk, gegen die verheiratheten Prieſter aufgereizt, zwang dieſe zum Theil durch die äußerſten Mißhandlungen, ſich von ihren Frauen zu trennen; doch dauerte es noch wohl ein

Jahrhundert, bis die Eheloſigkeit der Geiſtlichen ganz allgemein eingeführt war. — Für die Ausführung von Gregors weitſchauenden Planen war dieſe Sache von der größten Wichtigkeit. — Wenn die Geiſtlichen in allen chriſtlichen Ländern gar nicht durch die Sorge für ihr Haus und ihre Kinder gebunden, und von den weltlichen Fürſten abhängig waren, ſo hatte der Papſt ſo viele Tauſende der eifrigſten Diener gewonnen, welche nur auf ſeinen Befehl hörten, und die Herrſchaft der Kirche über alle weltliche Macht feſt begründeten. Aber dieſe Diener ſollten noch freier ſeyn, und nicht einmahl ihre Beſitzungen als Lehen aus den Händen der Fürſten empfangen. Wie nemlich der weltliche Lehnsmann zum Zeichen ſeiner Belehnung eine Fahne erhielt, ſo ertheilten die Fürſten den Biſchöfen und übrigen hohen Geiſtlichen einen Ring und einen Hirtenſtab, und man nannte dieſes die Inveſtitur. Auch dieſe verbot nun Gregor den Geiſtlichen aus den Händen der Großen anzunehmen; ſie ſollten einzig ihre Ergebenheit dem römiſchen Stuhle verdanken und nur dem Papſte den Eid des Gehorſams ſchwören. — Nach dieſem Grundſatze mußte der Papſt Herr über den dritten Theil aller Güter der chriſtlichen Länder werden.

Dieſes iſt der Anfang des langen und heftigen Inveſtitur-Streites, und überhaupt des Kampfes zwiſchen Kaiſer und Papſt, zwiſchen Staat und Kirche, welcher nach und nach beide geſchwächt und zerrüttet hat. Wir haben früher ſchon die Bedeutung ſowohl der päpſtlichen als der kaiſerlichen Würde in ihren Grundgedanken geſehen, und wie ihr friedliches Zuſammenwirken das Heil der Völker begründen konnte. Nun aber fängt die Zeit an, da ſich die eine immer über die andere erheben, da der Papſt nicht nur in geiſtlichen, ſondern auch in weltlichen Dingen über alle Fürſten und Könige herrſchen, Kronen abreißen und Kronen verſchenken wollte, und wo wiederum die Kaiſer oft auch nicht in billigen und vernünftigen Sachen das Anſehn des Papſtes gelten ließen, ſondern glaubten, mit der Schärfe des Schwerdtes über die unſichtbaren, geiſtigen Kräfte und über

das Gewiſſen der Menſchen herrſchen zu können. Die Kräfte, welche im Frieden zuſammen die Welt beglücken konnten, zerſtörten einander ſelbſt, und ſo geſchah es, daß nach anderthalbhundertjährigem Kampfe, und nach unſäglicher Verwirrung von Teutſchland und Italien die Kaiſerwürde ihren alten Glanz und ihre inwohnende Kraft verlor, und das Oberhaupt der Kirche äußerlich von einer fremden Macht abhängig wurde. Große Männer haben in dieſem Kampfe einander gegenüber geſtanden, welche ihre Kräfte ungleich wohlthätiger hätten gebrauchen können; aber auch dieſer Kampf gehörte in den großen Plan der Weltgeſchichte, und es ſind Entwickelungen dadurch vorbereitet, die ſonſt nicht hätten erfolgen können.

Papſt Gregor ging in ſeinen Grundſätzen immer weiter. Nicht genug, daß er den Anfang gemacht hatte, die Kirche mit allen ihren Gütern der weltlichen Herrſchaft ganz zu entziehen, erklärte er nun auch feierlich, daß Kaiſer und Könige und Fürſten, mit aller ihrer Macht, dem Papſte unterworfen ſeyen. In ſeinen eigenen Briefen finden ſich ſeine Grundſätze ausgeſprochen: „Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, ſagt er, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So iſt die apoſtoliſche Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Denn wie dieſer ſein Licht von jener hat, ſo ſind Kaiſer und Könige und Fürſten nur durch den Papſt, weil dieſer durch Gott iſt. Alſo iſt die Macht des römiſchen Stuhles größer, als die Macht der Throne, und der König iſt dem Papſte unterthan, und ihm Gehorſam ſchuldig. — Wenn die Apoſtel im Himmel binden und löſen können, ſo müſſen ſie auch auf der Erde Kaiſerthümer, Königreiche, Fürſtenthümer, Grafſchaften, und eines jeden Güter geben und nehmen können nach Verdienſt. Und wenn ſie über das Geiſtliche als Richter beſtellt ſind, ſo müſſen ſie es um ſo eher über das Weltliche ſeyn; wenn ſie endlich über die Engel, die über die hochmüthigen Monarchen herrſchen, zu richten haben, um wie viel eher werden ſie über die Knechte dieſer Engel Urtheil ſprechen können. — Der Papſt aber iſt der Nachfolger

der Apoſtel, und der Stellvertreter auf dem Stuhl Petri; er iſt Statthalter Chriſti und über Allen."

Dieſe Grundſätze beſchloß Gregor zuerſt an dem Kaiſer ſelbſt, dem Haupte der Fürſten, auszuüben, und dadurch ihre Kraft vor aller Welt zu beweiſen. Heinrich, weil er mit ſeinen Unterthanen in Zwieſpalt lebte, hatte weniger wirkliche Macht, als ein anderer König, aber ſein Name war größer, und daher mußte der Sieg über ihn glänzender ſeyn; zugleich war es leicht, ſeiner leidenſchaftlichen Handelsweiſe wegen, an ihm eine Urſache zu finden. Es kamen von vielen Seiten Klagen über den Kaiſer nach Rom; auch die Sachſen beklagten ſich bitter, weil er viele ihrer Fürſten noch immer gefangen hielt. Da ließ Gregor dem Kaiſer entbieten: „Er ſolle ſich in den nächſten Faſten vor der Send zu Rom ſtellen, und wegen der Verbrechen, die ihm zur Laſt gelegt würden, verantworten; ſonſt ſolle er wiſſen, daß er ohne Verſchub durch den apoſtoliſchen Bannfluch aus der Kirche werde verſtoßen werden.

Heinrich wurde mehr zornig als furchtſam durch ſolche Worte; die unſichtbare Kraft des päpſtlichen Bannfluches war noch wenig erprobt worden. Er verſammelte die teutſchen Biſchöfe im J. 1076 nach Worms, und ließ dort die Abſetzung über den Papſt ausſprechen, womit dieſer ihn bedroht hatte; dann ſchrieb er ihm einen Brief, folgendes Inhalts:

„Heinrich, nicht durch Gewalt, ſondern nach Gottes frommer Anordnung, König, an Hildebrand, nicht den Papſt, ſondern den falſchen Mönch."

„Dieſen Gruß haſt du durch die Verwirrung verdient, die du über alle Stände der Kirche gebracht haſt. Du haſt die Regierer der heiligen Kirche wie die Knechte, die nicht wiſſen, was ihr Herr thut, unter deine Füße getreten, und durch ihre Zertretung haſt du dir Gunſt vom Munde des gemeinen Haufens erworben. Wir haben das lange geduldet, weil uns daran lag, die Ehre des römiſchen Stuhls zu erhalten. Allein du haſt unſere Demuth für Furcht genommen, und dich erfrecht, dich ſelbſt gegen die von

Gott uns zugeſtandene königliche Würde zu erheben, und bedroht, ſie uns zu nehmen, gleich als hätten wir unſere Herrſchaft von dir erhalten. Du biſt auf den Stufen emporgeſtiegen, die da Liſt und Trug heißen und verflucht werden, haſt durch Geld Gunſt, durch Gunſt eiſerne Gewalt, durch dieſe den Stuhl des Friedens gewonnen, und von dieſem herab den Frieden geſtört, indem du Untergebene gegen Vorgeſetzte bewaffneſt. Der heilige Petrus, der wahre Papſt, sagt ſelbſt: „Fürchtet Gott! Ehret den König!“ Weil du aber Gott nicht fürchteſt, ehrſt du mich, ſeinen Geordneten, nicht. — Du alſo, mit Fluch behaftet, und auf unſer und aller Biſchöfe Gericht verdammt, ſteige herab! Verlaß den angemaßten apoſtoliſchen Stuhl! Es ſoll ein Anderer auf den Stuhl St. Petri ſteigen, der nicht mit dem göttlichen Wort ſeinen Uebermuth umhüllt. Ich, Heinrich, durch Gottes Gnade König, und alle unſere Biſchöfe ſagen dir: „Steig herab! Steig herab!“ —

Darauf hielt auch der Papſt ein Concilium, und ſprach nicht nur über Heinrich den Bannfluch aus, ſondern entſetzte ihn des Reiches mit folgenden Worten: „Im Namen des allmächtigen Gottes unterſage ich dem Könige Heinrich, dem Sohne des Kaiſers Heinrich, der ſich mit unerhörtem Hochmuth gegen die Kirche aufgelehnt hat, die Regierung des teutſchen und italieniſchen Reiches, und entbinde alle Chriſten des Eides, den ſie ihm geleiſtet haben oder leiſten werden, und verbiete, daß ihm jemand als einem König diene. Und an deiner Statt, heiliger Petrus, binde ich ihn mit den Banden des Fluchs, auf daß alle Völker erfahren, daß du der Fels ſeyeſt, auf den der Sohn Gottes ſeine Kirche gegründet hat.“

Der Eindruck dieſer unerhörten Ereigniſſe war verſchieden, je nachdem die Gemüther verſchieden geſtimmt waren. Die Sachſen jubelten, denn ihre Sache wurde jetzt die Sache der Kirche, und ihr gewöhnliches Feldgeſchrei war von dieſer Zeit an: „Heiliger Peter.“ Aber auch rings im ganzen Reiche trennten ſich die Partheien; überall hieß es: „für den Papſt,“ oder: „für den König.“ Es war eine ſchwere Zeit des

Zwieſpalts, und Haß erfüllte die Welt. Wäre der König ein guter und untadeliger Mann geweſen, mit der Seelengröße, welche die Gemüther binden und beherrſchen kann, ſo hätte ihn die Macht des bloßen Wortes nicht überwältigt; denn dieſes Wort erhielt ſeine Gewalt erſt durch die öffentliche Meinung. Aber nun hatte er ſchon viele und arge Feinde, und ſein Uebermuth nach Beſiegung der Sachſen hatte ihre Zahl noch vermehrt. Daher geſchah es, daß die größere Hälfte der teutſchen Fürſten ſich zu Oppenheim am Rheine verſammelte, und damit umging, einen neuen König zu wählen. Heinrich eilte ſelbſt in die Nähe, und durch vieles Bitten und Geloben der Beſſerung erlangte er, daß ihm ein Jahr Friſt geſtattet wurde. Man wollte den Papſt bitten, nach Augsburg zu kommen, und ſeine Sache genau zu unterſuchen; ſey er aber binnen Jahresfriſt nicht vom Banne losgeſprochen, ſo ſolle ohne Verzug zu einer neuen Wahl geſchritten werden.

Heinrich in Kanoſſa 1077. — In dieſer verzweifelten Lage faßte Heinrich einen ganz unerwarteten Entſchluß. In der Beſorgniß, daß auf der Fürſtenverſammlung zu Augsburg, wo ſeine Feinde die Mehrzahl ausmachten, nichts Gutes über ihn werde beſchloſſen werden, ging er ſelbſt, obgleich er gar keine Mittel hatte, und faſt ſeinen Unterhalt erbetteln mußte, und obgleib die Fürſten alle Päſſe zwiſchen Teutſchland und Italien beſetzt hatten, nur von ſeiner Gemahlin und Einem Getreuen begleitet, über die Alpen. Er ſchlich ſich durch Savoyen, und da es Winter war, und zwar ein ſo harter Winter, daß der Rhein von Martini bis zum erſten April feſt zugefroren ſtand, ſo war die Reiſe über die mit Schnee und Eis bedeckten Gebirge mit unſäglichen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft; die Kaiſerin mußte ſich, in eine Ochſenhaut gewickelt, über die ſteilen Eisfelder herabſchleifen laſſen. — Endlich langte er in Italien an, und zu ſeinem Erſtaunen wurde er mit Jubel empfangen; denn es hatte ſich das Gerücht verbreitet, der Kaiſer komme, den ſtolzen Papſt

durch die Gewalt des Schwerdtes zu demüthigen. In Ober Italien war lange ſchon ein Haß gegen den Papſt; die weltlichen Großen waren durch ſeine neuen Anordnungen beleidigt, und unter den Geiſtlichen waren viele, die ſeine Geſetze gegen Simonie und die Prieſterehe zu ſeinen Feinden gemacht hatten. Viele Italiener, ſelbſt die Erzbiſchöfe von Mailand und Ravenna, waren im Banne. Wäre Heinrich nicht allzuſehr niedergeſchlagen geweſen durch d s, was er in Teutſchland erfahren hatte, ſo hätte er in Italien ſchnell einen großen Anhang gewinnen mögen, um ſeinem Gegner Trotz zu bieten; aber er hatte nur Ausſöhnung mit ihm im Sinne. Der Papſt war eben auf der Reiſe nach Teutſchland zum Augsburger Reichstage, wo er über den Kaiſer zu Gericht ſitzen ſollte; da er von Heinrichs plötzlicher Ankunft in Italien hörte, und noch nicht wußte, ob er ſich Gutes oder Böſes von ihm verſehen ſollte, begab er ſich ſeitwärts von ſeinem Wege in das feſte Schloß Kanoſſa, zur Gräfin Mathilde, der Erbtochter des reichen Markgrafen Bonifacius von Toskana, welche eine eifrige Freundin des römiſchen Stuhles war.

An ſie wandte ſich Heinrich, daß ſie bei dem Papſte für ihn reden ſollte. Dieſer wollte Anfangs nichts von einer Ausſöhnung wiſſen, ſondern berief ſich auf die Entſcheidung des Reichstages; endlich, auf vieles Bitten, erlaubte er, daß Heinrich in der Kleidung eines Büßenden, im härenen Hemde, mit nackten Füßen, in die Burg eingelaſſen wurde. So wie er in das äußerſte Thor getreten war, wurde es zugeſchloſſen; ſein Gefolge mußte zurückbleiben, und er war nun allein im äußeren Hofe. Es war mitten im härteſten Winter, im Januar 1077; drei Tage lang mußte der Kaiſer barfuß im Hofe harren. Alle im Schloſſe waren gerührt, Gregor ſelbſt ſchreibt in einem Briefe, die Anweſenden hätten ihn hart getadelt, und geſagt, ſein Betragen ſähe eher einer tyranniſchen Grauſamkeit, als einem apoſtoliſchen Ernſte gleich. Die Gräfin Mathilde bat mit heißen Thränen, und Heinrich verlangte am Ende nur, man ſolle ihn wenigſtens wieder herauslaſſen. — Am vier-

ten Tage endlich ließ ihn der Papſt vor ſich, und ſprach ihn vom Banne los. Doch mußte Heinrich harte Bedingungen eingehen. Er mußte verſprechen, ſich an dem Tage und Orte einzufinden, den ihm der Papſt beſtimmen würde, um zu hören, ob er König bleiben ſolle oder nicht; indeſſen ſolle er ſich aller königlichen Ehrenzeichen und der Ausübung königlicher Gewalt enthalten.

50. Heinrich IV. und ſeine Gegenkaiſer.

Mit Zorn im Herzen zog Heinrich von dannen, und ſobald die Italiener dieſe Stimmung gegen den Papſt in ihm merkten, verſammelten ſich ſeine alten, zum Theil noch mit dem Banne belegten, Freunde wieder um ihn, und er blieb den Winter in Italien. Die teutſchen Fürſten aber, die ſeine Feinde waren, hielten einen Tag zu Forchheim, und wählten den Herzog Rudolf von Schwaben zum Gegenkaiſer. Nun ſpaltete ſich Teutſchland von Neuem in heftiger Zwietracht; denn auch Heinrich hatte einen ſtarken Anhang, beſonders unter den Städten und den Geiſtlichen, welche mit Gregors Kirchengeſetzen unzufrieden waren. Er ging nach Teutſchland zurück; der Krieg begann und verwüſtete drei Jahre lang viele der ſchönſten teutſchen Länder. Rudolf mußte aus Schwaben weichen, (welches Heinrich als Herzogthum dem Friedrich von Büren gab, deſſen Geſchlecht nachher von dem Schloſſe Hohenſtaufen den Namen empfing und nach den Saliere den teutſchen Kaiſerthron beſtieg,) und zog ſich nach Sachſen zurück; denn das ſächſiſche Volk und der tapfere Otto von Nordheim waren ſeine Stützen.

Gregor benahm ſich zweideutig bei dieſer Sache; es war, als wenn er ſeine Freude habe an der Zerrüttung Teutſchlands und an der Schwächung der weltlichen Macht durch ſich ſelbſt; denn anſtatt den Sachſen und ihrem Könige Rudolf mit aller Macht

ſeines Anſehns beizuſtehn, damit ihre Sache ſchnell den Sieg gewönne, erkannte er keinen der Könige an, ſondern verſprach immer nach Teutſchland zu kommen, und ihr Schiedsrichter zu ſeyn. „Es geſchah nichts, ſagt ein Geſchichtſchreiber, als daß die päpſtlichen Geſandten zu beiden Theilen kamen, und bald den Sachſen, bald Heinrich die Gunſt des Papſtes verſprachen, dabei aber ſo viel Geld, als ſie nach Römer Art bekommen konnten, von beiden mit ſich forttrugen.“ — Die Sachſen beklagten ſich bitter über die Zweideutigkeit des Papſtes; ſie ſchrieben ihm unter andern: „All unſer Unglück wäre nicht, oder geringer, wenn ihr auf dem begonnenen Wege weder zur Rechten noch zur Linken abgewichen wäret Aus Gehorſam zu unſerm Hirten ſind wir dem Rachen der Wölfe ausgeſetzt; und wenn wir nun von dem Hirten ſelbſt verlaſſen werden, ſo ſind wir elender, als alle Menſchen.“ — Dieſe derbe Sprache gefiel aber dem Papſte nicht; er antwortete nichts darauf, und erſt, als Rudolf in zwei Schlachten überwiegende Vortheile gehabt hatte, erklärte er ſich für ihn, ſchickte ihm ſogar eine Krone, *) und that Heinrich von Neuem in den Bann. Dieſer dagegen verſammelte ein Concilium zu Brixen, ſetzte ebenfalls den Papſt noch einmahl ab, und ließ gegen ihn den im Banne befindlichen Erzbiſchof Guibert von Ravenna, als Clemens III., zum Gegenpapſt wählen. Nun waren zwei Kaiſer und zwei Päpſte. Der Sieg indeß neigte ſich dieſesmahl für einige Zeit auf Heinrichs Seite.

Zwar litt er 1080 auch in der dritten Schlacht an der Elſter in Sachſen, unweit Gera, durch die Tapferkeit des Otto von Nordheim, der ſich als wahrhaft großen Heerführer zeigte, einen harten Verluſt, aber Rudolf ſelbſt war in der Schlacht tödtlich verwundet und ſtarb; die rechte Hand war ihm abgehauen worden, und der Herzog Gottfried von Nie-

---

*) Mit der bekannten Inſchrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolopho.

der-Lothringen (Gottfr. von Bouillon, der Eroberer des heiligen Grabes,) hatte ihm, nach einigen Erzählungen, die Spitze der Reichsfahne in den Unterleib geſtoßen. Nach einer ſpäteren Sage ſollte König Rudolf, als ihm ſeine abgehauene Hand gezeigt wurde, reumüthig geſagt haben: „Das iſt die Hand, mit welcher ich dem Könige Heinrich Treue geſchworen habe.“ — Sein Fall wurde als ein Gottesurtheil angeſehen, und Heinrichs Anhang vermehrte ſich. Er konnte nun ſogar einen Zug nach Italien unternehmen, um ſeinen ärgſten Widerſacher gleichfalls zu bekriegen; er kam auch vor Rom, und belagerte es dreimahl, in dreien auf einander folgenden Jahren; er trieb den Papſt Gregor ſo in die Enge, daß er ſich in die Engelsburg einſchließen mußte, und hier von den Römern ſelbſt belagert wurde; aber ſich zu demüthigen, und etwa das Beiſpiel Heinrichs zu Kanoſſa nachzuahmen, dazu war Gregors Geiſt zu groß, und ſein Wille zu unbezwinglich. Heinrich bot ihm Verſöhnung an, wenn er ihn krönen wolle; allein er antwortete ſtandhaft, er könne nur dann ſich mit ihm einlaſſen, wenn er zuvor Gott und der Kirche Genugthuung geleiſtet hätte. Da mußte ſich Heinrich mit ſeiner Gemahlin von dem Gegenpapſt Clemens krönen laſſen, am Oſterfeſte 1084, darauf zog er ab; der Papſt Gregor aber wurde von den Römern noch immer in der Engelsburg belagert, bis er durch den normänniſchen Herzog Robert Guiscard, ſeinen Freund, der in Unter-Italien herrſchte, befreit wurde. Dieſer eroberte die Stadt unter harter Plünderung, und nahm dann den alten unbiegſamen Papſt, der auch im Unglücke keine von ſeinen großen Anſichten aufgeben wollte, mit nach Unter-Italien, wo er im folgenden Jahre zu Salerno geſtorben iſt.

Nun ſchienen dem Kaiſer Heinrich glückliche und ruhige Zeiten anzubrechen; der Nachfolger Rudolfs von Schwaben, Hermann von Luxemburg, den die Fürſten ihm zum zweiten Gegner aufgeſtellt hatten, konnte ſich nicht behaupten, und legte von ſelbſt ſeine

Würde nieder; und die Sachſen, des ewigen Krie-gens müde, nachdem Otto von Nordheim geſtorben, und der unverſöhnliche Biſchof Lucco von Halberſtadt von ſeinen eigenen Landsleuten getödtet war, als er ſie zum vierzehntenmahle aufwiegeln wollte, unterwarfen ſich auch gutwillig dem, durch viele Leiden nun milder gewordenen, Kaiſer. Aber das Schickſal hatte ihm noch härtere Prüfungen aufbehalten. In ſeinen letzten Lebensjahren mußte er ſehen, daß ſein eigener Sohn Konrad, und nachdem dieſer geſtorben war, Heinrich, von der päpſtlichen Parthei gewonnen, ſich gegen ihn auflehnte. Beide Nachfolger Gregors, Urban II. und Paſchal II., hatten den Bannfluch gegen Heinrich erneuert, und nun erklärte der Sohn, er könne mit einem, auf dem der Bannfluch ruhe, keine Gemeinſchaft haben. Ja, als der Vater zu einer großen Fürſtenverſammlung nach Mainz ziehen wollte, wußte ihn der Sohn durch Liſt und Verrath zu entwaffnen, ſetzte ihn gefangen in Ingelheim, und zwang ihn hier zur Entſagung des Reiches.

Er floh voll tiefes Unmuthes zu ſeinen Freunden, dem Biſchof Otbert von Lüttich und dem Herzog von Lothringen, und dieſe ſammelten ein Heer für ihn, um den entarteten Sohn zu bekriegen. Da ſtarb aber der Kaiſer Heinrich, niedergedrückt von einem unruhvollen und kummerbeladenen Leben, im Jahr 1106. Die Zahl der Schlachten, die er in ſeinem Leben gefochten hat, giebt Zeugniß, von welcher Art daſſelbe geweſen; denn es waren ihrer 65.

Der Biſchof von Lüttich beerdigte den Kaiſer, wie es ſich gebührte; ſo weit aber ging der Haß, daß man den Leichnam wieder ausgrub, nach Speier brachte, und dort noch fünf Jahre lang in einem ſteinernen Sarge über der Erde ſtehen ließ, bis endlich im Jahr 1111 der Papſt Paſchal den Bannfluch von ihm abnahm. Da ward er prächtiger begraben, als je ein Kaiſer begraben iſt.

51. Kaiſer Heinrich V. 1106—1125.

Der Sohn, obgleich er vom Vater abgefallen war, handelte doch nach deſſen Grundſätzen; er ertheilte, den päſtlichen Geſetzen zum Trotze, noch immer die Inveſtitur mit Ring und Stab, und brach ſchon im Jahre 1110 mit einem großen Heere nach Italien auf, um ſich die Kaiſerkrone auffſetzen zu laſſen, und nöthigenfalls ſeine Rechte mit dem Schwerdte zu behaupten. Er war ein viel gefährlicherer Feind, als ſein Vater, denn neben der Gewalt wußte er auch Verſchlagenheit und Heuchelei zu gebrauchen. Da trat ihm der Papſt Paſchal II. mit einem Vorſchlage entgegen, der freilich den Streit auf einmahl würde geendet haben, wenn er hätte ausgeführt werden können. Er ließ dem Kaiſer entbieten: „Weil er ſeine Anſprüche wegen der Inveſtitur doch nur auf die Güter gründe, welche die Kaiſer der Kirche geſchenkt hätten, die Städte, Herzogthümer, Grafſchaften, Münzen, Zölle, Meierhöfe und Schlöſſer, ſo ſolle er das Alles wieder zurücknehmen; die Kirche möge blos die Geſchenke der Privatperſonen, und die Zehnten und Opfer behalten. Denn, ſagte er, es iſt ſowohl durch das göttliche Geſetz, als die Kirchengeſetze befohlen, daß die Geiſtlichen ſich nicht mit weltlichen Dingen befaſſen, ja nicht einmahl nach Hofe kommen ſollen, als um etwa einen Bedrängten zu erretten. Bei euch aber, in Teutſchland, ſind die Biſchöfe und Aebte ſo ſehr mit weltlichen Geſchäften überhäuft, daß die Diener des Altars Diener des Hofes geworden ſind.

Es ſchien dem Papſte mit dieſem Vorſchlage Ernſt zu ſeyn; allein Heinrich ſah wohl voraus, daß die Geiſtlichen ſelbſt, beſonders die, welche durch ihre Güter in den Rang der Reichsfürſten erhoben waren, ſich niemahls eine ſolche Zurückgabe würden gefallen laſſen; dennoch verſprach er der Inveſtitur zu entſagen, wenn der Papſt den Böſchöfen befehlen würde, daß ſie alle Güter, die ſie von Karl dem Großen und den ſpäteren Kaiſern empfangen, dem Reiche zurückgeben ſollten. Dann zog er nach Rom, und der

feierliche Vertrag über dieſe Sache ſollte zwiſchen ihm und dem Papſte, in großer Verſammlung der Biſchöfe, in der Peterskirche abgeſchloſſen und dann die Kaiſerkrönung vollzogen werden. Aber als nun von der obigen Bedingung die Rede kam, da erhob ſich der heftigſte Widerſpruch der teutſchen und italieniſchen Biſchöfe, und ein langes Gezänk entſtand. Da rief einer der gegenwärtigen teutſchen Ritter: „Was braucht's viel? Ihr ſollt wiſſen, daß unſer Herr, der Kaiſer, gekrönt ſeyn will, wie ehemahls Karl der Große, Ludwig und die übrigen Kaiſer." Der Papſt antwortete noch einmahl, er könne nicht, bevor Heinrich dem Inveſtitur-Rechte mit feierlichem Schwure entſagt habe; da rief Heinrich, auf Anrathen ſeines Kanzlers Adelbert, ſeine Wache herbei, und ließ den Papſt ſammt den Kardinälen gefangen nehmen. Darauf bequemte ſich Paſchal zu einem Vergleiche, daß Heinrich das Recht der Inveſtitur mit Stab und Ring haben ſolle, und krönte ihn zum Kaiſer; der Vertrag aber wurde von dreizehn Kardinälen und in des Kaiſers Namen von dreizehn Fürſten beſchworen.

Kaum aber waren die Teutſchen fort aus Rom, als die ganze Geiſtlichkeit den Papſt hart tadelte, ein Concilium verſammelte, und über den Vertrag zwiſchen ihm und dem Könige den Bannfluch ausſprach; denn Heinrich ſelbſt durften ſie nicht damit belegen, weil ihm dieſes der Papſt feierlich verſprochen hatte. Somit ging der Streit von Neuem an, und dauerte auch mit dem folgenden Papſte Calixt II. fort, bis zum Jahre 1122. Da wurde endlich zu Worms ein neuer Vertrag geſchloſſen, in welchem beide Partheien etwas nachgaben. Der Kaiſer geſtattete die freien Wahlen der Biſchöfe, und that auf die Inveſtitur mit Ring und Stab, als Zeichen der geiſtlichen Gerichtsbarkeit, Verzicht; dagegen ſollten die Wahlen in des Königs Gegenwart geſchehen, er ſollte in zweifelhaften Fällen und bei Uneinigkeit der Wählenden den Ausſchlag geben, und endlich die Belehnung über die weltlichen Güter mit dem Scepter ertheilen.

Nachdem die Urkunden öffentlich verleſen waren, gab der päpſtliche Legat dem Kaiſer den Friedenskuß und hernach die Kommunion. Die Freude der friedlich Geſinnten über die Verſöhnung war ſehr groß; Alle gingen mit einem unendlichen Vergnügen auseinander. —

Heinrich, auf dem der Fluch ſeines Vaters ruhte, ſtarb ohne Kinder, im Jahr 1125, zu Utrecht, und mit ihm ging das fränkiſche Kaiſerhaus zu Ende.

52. Der erſte Kreuzzug. 1096—1099.

Während die beiden Kaiſer Heinrich IV. und V. in heftigem Streite mit den Päpſten begriffen waren, folgten Hunderttauſende aus den chriſtlichen Ländern dem Rufe der Kirche und ihrer eigenen Begeiſterung, um das Grab des Erlöſers und das Land, wo ſein Fuß gewandelt, den Türken zu entreißen.

Schon ſeit den älteſten Zeiten war es eine fromme Sitte, nach dem gelobten Lande zu wallfahrten, an den heiligen Stätten zu beten, und ſich in dem Waſſer des Jordans zu baden, welches durch Jeſu Taufe geweihet war. Der erſte römiſche Kaiſer, welcher ſich zum Chriſtenthum bekannte, Conſtantin der Große, ſo wie ſeine Mutter Helena ließen die heiligen Oerter Paläſtina's reinigen und ausſchmücken, das verſchüttete Grab des Heilandes, welches man am Fuße des Berges Golgatha ſuchte, wiederherſtellen, und darüber ein hohes Gewölbe auf ſchönen Säulen, und neben demſelben ein köſtlich geſchmücktes Bethaus aufrichten. Gegen Morgen von der Grabeshöhle wurde ein noch größerer, prächtiger Tempel erbaut. Konſtantin feierte ſein dreißigſtes Regierungsjahr durch die Einweihung dieſes Tempels, bei welcher er ſelbſt zugegen war; und eben ſo wallfahrtete die fromme Helena noch im hohen Alter nach dem gelobten Lande, und erbaute zu Betlehem, bei der Höhle, die man als die Geburtsſtätte des Erlöſers anſah, und auf der Spitze des Oehlberges ein paar Kirchen.

Von dieſer Zeit an wurden die Pilgerfahrten nach dem gelobten Lande häufiger; und ſelbſt als das Land im ſiebten Jahrhundert unter die Herrſchaft der Araber kam, wurden die Pilgrime nicht geſtört. Die Araber freuten ſich des Vortheils durch den Beſuch ſo vieler Fremden, und ließen den Patriarchen von Jeruſalem und die chriſtliche Gemeine ungekränkt. Allein nachdem im Jahr 1073 die ſeldſchukkiſchen Türken, ein rohes, barbariſches Volk, dieſe Länder eingenommen hatten, ſo kamen Klagen über Klagen nach Europa, wie grauſam die andächtigen Wallfahrter mißhandelt, und wie empörend die geweihten Oerter beſchimpft würden. Und im J. 1094 erſchien vor Papſt Urban II. ein Einſiedler, Peter von Amiens genannt, der von einer Wallfahrt nach Paläſtina zurückkam, mit einer Bittſchrift des bedrängten Patriarchen von Jeruſalem, und mit der rührendſten Schilderung von den unerhörten Leiden der dortigen Chriſten, ſo wie der dahin wallenden Pilgrime. Der Papſt lobte ſeinen Eifer und ſandte ihn mit Schreiben an die Fürſten der chriſtlichen Länder umher, um die Gemüther zu einer großen Entſchließung vorzubereiten. Seine begeiſterten Reden, das Feuer, das aus ſeinen tiefliegenden Augen ſtrahlte, und die abgezehrte, hagere Geſtalt, welcher die ausgeſtandenen Leiden aufgeprägt waren, machten den tiefſten Eindruck, und wohin er zog, ergriff die gleiche Begeiſterung Hohe und Niedere.

Darauf berief der Papſt im J. 1095 eine große Kirchenverſammlung nach Piacenza in Italien und eine andere nach Clermant in Frankreich, auf welcher letzteren außer 14 Erzbiſchöfen, 225 Biſchöfe und 400 Aebte erſchienen. Und als hier Peter der Einſiedler und der Papſt auftraten, und mit hinreißendem Feuer zu der Befreiung des heiligen Grabes aufriefen, da erſcholl es aus tauſend Kehlen: „Gott will es! Gott will es!“ Und nach geendigter Rede drängte ſich zuerſt der Biſchof Ademar von Puy zu dem Papſte hin, warf ſich nieder, und bat um die Erlaubniß, in den heiligen Krieg zu ziehen; viele Geiſtliche und Weltliche folgten ſeinem Beiſpiel und

hefteten, zum Zeichen ihrer Weihung zu dem frommen Unternehmen, ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter. Als der Verſammlungstag des großen Zuges wurde der 15. Auguſt 1096 feſtgeſetzt.

Es ſammelten ſich unzählbare Schaaren aus Italien, Frankreich, Lothringen, und beſonders aus der Normandie im nördlichen Frankreich, wo in den Nachkommen der Normannen noch mit dem alten Heldenfeuer die Liebe zu fernen, abentheuerlichen Zügen lebte. — Nicht nur Ritter und Edle, ſondern das ganze Volk kam in Bewegung; denn da auch in Frankreich der härteſte Druck auf den dienſtbaren Leuten laſtete, zogen viele von dieſen aus, weil nach des Papſtes Befehl durch die Weihe des heiligen Kreuzes auch die Freiheit erworben werden konnte. Teutſchland, welches in ſich ſelbſt und mit dem Papſte im Streit war, wurde von dieſer erſten Bewegung am wenigſten ergriffen. — Schon mit Anfang des Frühjahres brach Peter der Einſiedler an der Spitze eines Volkshaufens, der die feſtgeſetzte Zeit nicht abwarten konnte, in Geſellſchaft eines Ritters Walther ohne Habe, auf; allein ihrem Heere fehlte Ordnung und regelmäßige Waffen. Ehe ſie nach Aſien kamen, wurden die meiſten von ihnen, ihrer Räubereien wegen, von den Ungarn und Bulgaren erſchlagen; und der Haufen, welcher unter Peters und Walthers Anführung bis nach Kleinaſien, in das erſte türkiſche Land kam, wurde von den Türken ſo übel empfangen, daß er faſt ganz vernichtet wurde; nur Peter von Amiens kam mit einigen wenigen in traurigem Zuſtande in die Heimath zurück. Ein zweiter, noch roherer, Hauſe fing ſeine Arbeit für das Kreuz Chriſti damit an, daß er in den rheiniſchen Städten die Juden erſchlug; in Mainz allein ſollen neunhundert umgekommen ſeyn. Es zeigte ſich darin der allgemeine Haß des Volkes gegen die Juden, welchen ſie durch ihren Wucher, und die damals erworbenen unermeßlichen Reichthümer, in vollem Maaße auf ſich geladen hatten. — Uebrigens kam dieſe und einige andere Horden der Kreuzfahrer nur bis in Ungarn.

So unglücklicher Anfang hätte leicht den Muth zu allen weiteren Verſuchen niederſchlagen können, wenn man nicht gewußt hätte daß dieſe erſten Haufen zum großen Theile aus dem Auswurfe des Volkes beſtanden und daß es ihren Anführern an Klugheit, Erfahrung und Anſehen fehlte. Um die beſtimmte Zeit, in der Mitte des Sommers, ſammelte ſich daher ein treffliches, wohlgeordnetes und gerüſtetes Heer, und am 15. Auguſt 1096 brach es zu ſeiner Beſtimmung auf. Kein König war als Anführer der geſammelten Heerſchaaren zugegen; aber unter den Fürſten und Edlen ragte Gottfried, Herzog von Niederlothringen, den man nach ſeinem Stammſchloſſe Gottfried von Bouillon nannte, und der mehrmahls in den Heeren Heinrich IV. gefochten hatte, durch jegliche Heldentugend hervor; er wurde der Anführer eines Heeres von 90,000 Mann, und nahm mit demſelben den Weg durch Ungarn und die Länder des griechiſchen Kaiſers, während andere Fürſten durch Italien nach Konſtantinopel zogen. Mit der muſterhafteſten Ordnung brachte er ſein Heer durch die Länder, in denen ſchon ſo viele Kreuzfahrer den Tod gefunden hatten, vereinigte ſich mit den andern Fürſten, und rückte im Frühjahr 1097 in das türkiſche Land ein. Das vereinigte Heer der Kreuzfahrer beſtand aus 300,000 auserleſenen Streitern, und mit Weibern, Kindern, Knechten, gewiß aus einer halben Million Menſchen. Aber es fand in den Seldſchucken einen ſehr ſtreitbaren und dabei liſtigen und verſchlagenen Feind, und noch größere Hinderniſſe an den wüſten, durch die Türken noch mehr verödeten Gegenden, die es von Klein-Aſien an durchziehen mußte. Hunger und Krankheit rafften mit jedem Tage eine Menge Menſchen und Pferde hin; auch die Tapferſten fingen an zu verzagen; ohne Gottfrieds großſinnige, heldenartige Standhaftigkeit hätte vielleicht auch dieſer Zug ein unglückliches Ende genommen.

Endlich im May 1099, betraten die Füße der aus den tauſend Gefahren Uebriggebliebenen das gelobte Land, und am 6. Juli erblickten ſie, von einer

Anhöhe bei Emaus, das Ziel ihrer Wünſche, Jeruſalem. Ein unendliches Jubelgeſchrei erfüllte die Luft und Freudenthränen ſtürzten aus Aller Augen. Kaum konnte Gottfried ihren Eifer ſo weit zügeln, daß ſie nicht tollkühn auf die Mauern der Stadt losſtürmten. Ihre Eroberung war nicht leicht, und die Beſatzung war an Zahl viel ſtärker als die Kreuzfahrer; denn nur etwa 40,000 waren von dieſen noch übrig. Mit vieler Mühe mußte man Kriegsmaſchinen und Sturmleitern in der holzarmen Gegend zuſammenzimmern, und am 14. Juli wurde der erſte allgemeine Sturm gewagt. Er mißlang; die Beſatzung der Stadt kämpfte mit großer Tapferkeit. Am folgenden Tage aber ſtürmten die Chriſten von Neuem, und Gottfried war einer der erſten, der von ſeinem Kriegsthurme auf die feindliche Mauer ſprang. Sein Schwerdt bahnte den übrigen den Weg; bald war die Mauer an allen Seiten bezwungen, die Thore geöffnet, das ganze Heer ſtürzte in die Stadt. Ein fürchterliches Blutbad begann; in der erſten Wuth fraß das Schwerdt alles Lebendige in der Stadt, und nur wenige der Einwohner blieben übrig. Dann, als die Beſinnung zurückkehrte, reinigten die Krieger ihre Waffen von Blut, und eilten mit entblößtem Haupt und barfuß nach den heiligen Oertern; und die Stadt, welche noch eben von dem wilden Geſchrei des Mordes erſchallte, war nun erfüllt mit Gebeten und Lobgeſängen zur Ehre Gottes.

Darauf dachte man an die Wahl eines Königs für das neue Königreich Jeruſalem; Gottfried von Bouillon erſchien allen als der würdigſte; allein er weigerte ſich, da eine Krone zu tragen wo der Heiland der Welt unter der Dornenkrone geblutet habe, und nannte ſich nur den Beſchützer des heiligen Grabes. Aber als er ſchon im folgenden Jahre, 1100, ſtarb, nahm ſein Bruder Balduin den Namen eines Königs an.

Von den ſpätern Kreuzzügen zur Behauptung der chriſtlichen Herrſchaft in Paläſtina, an welchen auch teutſche Kaiſer Theil nahmen, wird unſere Geſchichte künftig reden.

53. Kaiſer Lothar der Sachſe. 1125—1137.

Nach dem Ausſterben des fränkiſchen Hauſes war wieder ein Augenblick gekommen, da die teutſchen Fürſten, wenn ſie unabhängige und ſelbſtſtändige Herrſcher ſeyn wollten, keinen neuen Kaiſer über ſich zu ſetzten brauchten; allein ein ſolcher Gedanke war ihnen fremd, und ſie wollten lieber einem aus ihrer Mitte gehorchen, den ſie ſelbſt auf die höchſte Stufe der Ehre erhoben, als daß Teutſchland in viele kleine Herrſchaften zerfallen ſollte.

Die teutſchen Völkerſchaften lagerten ſich wiederum in der Gegend von Maynz an den Ufern des Rheines, und zehn ausgewählte Fürſten aus den vier Hauptſtämmen verſammelten ſich in Maynz zur erſten Wahl. Es wurden drei in Vorſchlag gebracht. Herzog Friedrich von Schwaben, der mächtige und tapfere Hohenſtaufen, Lothar von Sachſen und Leopold von Oeſtreich. Dieſe beiden baten fußfällig und weinend, ſie mit ſo ſchwerer Laſt zu verſchonen; Friedrich aber dachte in ſeinem ſtolzen Sinne, es gebühre die Krone keinem andern als ihm; und ſolche Gedanken konnte man auf ſeinem Geſichte wahrnehmen. Da legte der Erzbiſchof von Maynz allen dreien die Frage vor: „Ob ſie ſich auch jedem andern Fürſten, den man etwa noch wählen könne, freiwillig unterwerfen würden?“ Die beiden andern antworteten ſogleich mit ja, Friedrich aber zauderte und begab ſich aus der Verſammlung weg, unter dem Vorwande, daß er mit ſeinen Freunden rathſchlagen müſſe. Das verdroß die Fürſten und ſie wählten nun den Lothar, faſt wider ſeinen Willen.

Aber mit den beiden mächtigen Hohenſtaufiſchen Herzögen, Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, brach bald die Feindſchaft aus und verheerte, faſt die ganze Regierungszeit des neuen Königs hindurch, die ſchönen Länder von Schwaben, Franken und Elſaß, bis ſich die beiden Herzöge doch genöthigt ſahen, ſich vor der kaiſerlichen Majeſtät zu demüthigen. In dieſem Streite hatte Lothar, um

ſeinen Anhang ſtark zu machen, ein Mittel gebraucht, welches die Urſache hundertjähriger Unruhen und Zerrüttungen geworden iſt. Er vermählte ſeine einzige Tochter an den ſchon mächtigen Herzog Heinrich den Stolzen von Baiern, aus dem Welfiſchen Hauſe, und gab ihm außer Baiern noch das Herzogthum Sachſen; das erſte Beiſpiel, daß Einer zwei Herzogthümer verwaltete. Ja, er belehnte ihn ſogar mit der reichen Mathildeſchen Erbſchaft in Italien, ſo daß Heinrichs Macht ſich von der Elbe bis weit über die Alpen erſtreckte. Die große, für Teutſchland und Italien verderbliche, Eiferſucht zwiſchen dem welfiſchen und hohenſtaufiſchen Hauſe, welches letztere auch die Ghibellinen oder Weiblinger genannt wird, iſt in dieſen Zeiten geſtiftet. Schon Lothars Regierung iſt theils mit dem Streite gegen die Hohenſtaufen, theils durch einige italieniſche Züge ſo zerſplittert, daß von den ſchönen Hoffnungen, die er durch ſein ritterliches, kluges und frommes Weſen von ſich erregt hatte, gar wenige in Erfüllung gehen konnten.

Auf ſeinem zweiten Zuge nach Italien, im Jahr 1137, wurde Lothar krank, und ſtarb auf dem Rückwege in einem ſchlechten Dorfe zwiſchen dem Inn und dem Lech im heutigen Tyrol. Sein Leichnam ward in dem von ihm geſtifteten Kloſter Königslutter in Sachſen begraben.

So wie die beiden großen teutſchen Fürſtenhäuſer, die Welfen und Ghibellinen, von nun an die Blicke auf ſich ziehen; ſo iſt auch noch zu einem dritten durch Lothar der Grund gelegt worden, indem er die Markgrafſchaft Nordſachſen, welche damahls die jetzige Altmark begriff, Albrecht dem Bären, aus dem Hauſe Anhalt, gab; einem der merkwürdigſten Männer ſeiner Zeit. Er eroberte die Mittelmark, ſo wie die um den Ukerſee gelegene Mark, nebſt der Prignitz, von den Wenden, und erwarb die Stadt Brandenburg. Um den Fleiß der Landbenutzung und Gewerbe auf die Marken zu verpflanzen, zog er viele Anbauer aus der in Flandern blühenden Volksmenge in ſein Land. Er kann als

wechſelte ſchnell bei ihm mit dem ſchlechten; die feſte Ruhe und Mäßigung, welche die höchſte Majeſtät der Könige iſt, hat er niemahl gewinnen können; und ſo ſpiegelt ſich in ſeinem ganzen Weſen die Ungleichheit, ja der Gegenſatz ſeiner Erzieher wieder.

Ebenfalls zeigte es ſich als eine große Wahrheit an Heinrich IV., daß, wie unſer Gemüth und unſer Inneres, ſo auch unſer Schickſal iſt. Iſt jenes in ſich einig und feſt, ſo nimmt ſicherlich auch unſer Leben einen feſten Gang. Heinrichs Schickſal aber iſt ſo ungleich, als ſein Gemüth; Glück wechſelt mit Unglück, Höhe mit Tiefe, Erhebung mit Erniedrigung, Uebermuth mit Kleinmuth, bis zu dem letzten Augenblicke ſeines Lebens.

48. Der Streit Heinrichs mit den Sachſen.

Zwei heftige Abneigungen hatte Adelbert aus ſeiner Seele in die ſeines Zöglings hinübergepflanzt; einmahl gegen alle Fürſten, und dann gegen die ſächſiſchen und das ganze ſächſiſche Volk in's beſondere, mit welchem er ſehr viele Streitigkeiten wegen ſeines Erzbisthums Bremen gehabt hatte. Darum prägte er dem jungen König ein: die Fürſten ſtrebten nach Unabhängigkeit, am meiſten die ſächſiſchen, er ſolle ſie wohl im Gehorſam halten und bei Zeiten niederdrücken. — Dieſe Grundſätze haben des Königes ganzes Leben verbittert und zerrüttet; denn obwohl der herrſchſüchtige Adelbert ſchon nach wenig Jahren durch die Fürſten von Heinrich entfernt wurde, ſo vergaß dieſer ſeine Lehren doch nie.

Die Sachſen erkannten ſehr bald des Königs Abſicht, ihr Land zu einem unmittelbaren königlichen Lande zu machen. Er wohnte meiſtentheils zu Goslar, und fing an, in den Bergen des Harzes, und in Thüringen eine Menge von Burgen anzulegen und mit Beſatzung zu verſehen, um durch ſie das Volk deſto beſſer zügeln zu können. Derſelbe Benno, (nachher Biſchof von Osnabrück), der die Sachſen ſchon unter Heinrich III. bei dem Bau in Goslar zu

Frohndienſten gezwungen hatte, leitete auch jetzt dieſe Bauten. Die vorzüglichſte der Feſten war die Harzburg, Heinrichs Lieblingsort, den Sachſen ein Abſcheu. Man klagte unter einander, daß die Freiheit der Vorfahren zu Grunde gehe. Auch ging die Sage im Lande, der König habe von einem Berge in Sachſen umherſehend geſagt: „Sachſen ſey ein ſchönes Land, aber die es bewohnten, ſeyen verworfene Knechte.“

Noch zwei Urſachen kamen dazu, und mehrten die Unzufriedenheit. Heinrich war ſchon als Kind durch ſeinen Vater mit der Bertha, der Tochter des Markgrafen von Suſa in Italien, verlobt worden und hatte ſie nachher geheirathet; allein, er wurde ihr gram, und wollte von ihr geſchieden ſeyn; und weil er dazu der geiſtlichen Fürſten bedurfte, ſo ſuchte er die Gunſt des Erzbiſchofs Sifried von Mainz vor Allen zu gewinnen. Aber, wie ihn immer ſeine Leidenſchaftlichkeit blind zu dem Ziele hintrieb, nach welchem er gerade ſtrebte, ſo wählte er auch dieſesmahl ein verderbliches Mittel; er befahl den Thüringern, dem Erzbiſchofe den Zehnten von ihren Gütern zu entrichten, worauf derſelbe Anſpruch machte, und welchen ſie ihm verweigerten. Nun hatte er die Thüringer ſich doppelt zu Feinden gemacht. Von der Königin aber wurde er doch nicht geſchieden, und hat ſich nachher, als er im Unglück war, wieder zu ihr gewendet.

Ferner behandelte Heinrich den ſächſiſchen Grafen Otto von Nordheim, dem ſeine Mutter das Herzogthum Baiern gegeben hatte, ſo, daß alle weltlichen Großen, beſonders aber die Sachſen, dadurch entrüſtet wurden. Dieſer Herzog Otto war ein Freund des Erzbiſchofs Hanno, und mochte vielleicht ſchon dadurch dem Könige verhaßt ſeyn; oder dieſer wandte den Haß gegen alle kräftige Fürſten, welchen ihm Adelbert eingeflößt hatte, beſonders gegen Otto, auf deſſen Arm das ſächſiſche Volk vorzüglich vertraute. Und als nun ein, vorzüglich dazu gedungener, Kläger, Egino, gegen den Herzog auftrat und ihn beſchuldigte, er habe ihn zur Ermordung des Königes

bereden wollen, und Otto den Zweikampf mit ihm verweigerte, weil er nicht ebenbürtig und dazu ein berüchtigter Menſch ſey, ſo entſetzte ihn Heinrich ſeines Herzogthums Baiern. Er gab es dem jungen **Welf**, dem Sohne des italieniſchen Markgrafen Azzo, dem Stifter des berühnten welfiſchen Hauſes, von welchem unſere Geſchichte noch viel reden wird.

An Otto von Nordheim hatte er ſich aber auf Lebenszeit einen ſehr tapfern Feind erweckt. Otto begab ſich zu dem Grafen **Magnus** von Sachſen, Sohn des Herzogs Ordulf, einem edlen Jüngling, kühn und tapfer in den Waffen, und verband ſich mit ihm; ſie mußten ſich aber beide Heinrich gefangen geben, ehe ſie ſich hatten zum Kampfe bereiten können. Nach einem Jahre gab der König den Otto wieder frei, den Magnus aber hielt er auf der Harzburg im Gefängniß, weil dieſer ſich weigerte, auf Hinrichs Verlangen ſeinem Rechte an ſeines Vaters Herzogthum zu entſagen; und obgleich ſich Otto edelmüthig erbot, für ſeines Freundes Befreiung wieder in den Kerker zurückzukehren, ſo hörte er doch nicht auf ihn. Da mußte man wohl glauben, des Königs Abſicht ſey keine andere, als das Herzogthum Sachſen an ſich zu nehmen und den Prinzen im Gefängniſſe ſterben zu laſſen.

Alle dieſe Umſtände ſind der Urſprung der heftigen Feindſchaft zwiſchen Heinrich und den Sachſen, welche dem König die bitterſten Schickſale bereitet, und beide Theile zu Thaten des äußerſten Haſſes verleitet hat.

Die Sachſen, an ihrer Spitze Otto von Nordheim, ſchloſſen eine enge Verbindung mit einander; es gehörten dazu alle ſächſiſchen und thüringiſchen Großen, weltliche und geiſtliche, und unter vielen andern der Biſchof Burkhard von Halberſtadt, der ein Neffe des Erzbiſchofs Hanno war, und von dieſem den Haß gegen alle kaiſerliche Uebermacht eingeſogen hatte. Es war noch die Zeit, da die Geiſtlichen ſelbſt mit in's Feld zogen, und oft an der Spitze der Schaaren fochten.

Ganz unerwartet, als Heinrich in **Goslar** war,

im Jahr 1073, kam eine Geſandtſchaft der Sachſen zu ihm, welche Folgendes von ihm forderte: „Er ſolle ſeine Schlöſſer in ihrem Lande niederreißen; Magnus, den Erben des ſächſiſchen Herzogthums, aus der Gefangenſchaft loslaſſen; ſich nicht allezeit in Sachſen aufhalten; des Landes alte Verfaſſung in Ehren halten; und in den Reichsſachen nicht ſchlechten Rathgebern folgen, ſondern ſich mit den Ständen berathen. Wenn er dieſe Bitten erfülle, ſo ſolle kein Volk in ganz Teutſchland ihm treuer und ergebener erfunden werden, als ſie.“ — Heinrich wies die Abgeordneten verächtlich zurück. Da machten die Sachſen aus ihren Drohungen Ernſt und rückten mit 60,000 Mann vor Goslar; Heinrich floh mit ſeinen Schätzen auf die ſtarke Harzburg, und als die Feinde ſchnell nachrückten, rettete er ſich, unter großen Gefahren, durch den Wald. Drei Tage mußte er ohne Speiſe und Trank, mit wenigen Begleitern, unter Führung eines Jägers, in der Wildniß umherirren, und glaubte bei jedem Geräuſch des Windes in den hohen Gipfeln der Tannen die Fußtritte der Verfolger zu hören. Endlich erreichte er Eſchwege am Werra-Fluſſe. Von dort ging er an den Rhein nach Tribur, und ſandte Boten durch das Reich, daß man gegen die Sachſen rüſten ſolle. Die Sachſen aber benutzten klüglich die Zeit, brachen eine ſeiner Burgen nach der andern, und bekamen auch die Feſte Lüneburg mit der geſammten Beſatzung in ihre Gewalt. Dieſen glücklichen Umſtand benutzten ſie zur Befreiung ihres Herzogs Magnus. Sie forderten nemlich vom Kaiſer ſeine Loslaſſung unter der Drohung, daß ſie die ganze Beſatzung von Lüneburg als Räuber mit dem Tode beſtrafen würden; und Heinrich mußte unwillig nachgeben und Magnus mit mehreren andern aus der Harzburg entlaſſen. Damit war indeß Heinrichs Demüthigung noch nicht beendet. Auch die Fürſten aus Süd-Teutſchland, und ſogar der Erzbiſchof von Mainz, wegen deſſen er ſich viele Feinde zugezogen hatte, fielen von ihm ab. Wie einſtmahls Egino gegen Otto von Nordheim aufgetreten war und ihn

des beabſichtigten Königsmordes angeklagt hatte, ſo erhob ſich unerwartet ein Ritter Reginger, ſonſt einer von Heinrichs Günſtlingen, und ſagte aus: „der König habe ihn gedungen, die Herzoge Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen zu ermorden.“ Das mochte nun ein ähnlicher Kunſtgriff der Feinde gegen ihn ſeyn, wie er früher gegen Otto von Nordheim gebraucht hatte, um die öffentliche Meinung gegen ihn zu ſtimmen. Und das gelang auch. Man ging ſogar damit um, einen neuen König zu wählen, und der undankbare Erzbiſchof Sifried berief die Fürſten ſchon dazu nach Mainz.

In dieſer Noth, da alle Freunde den König verlaſſen hatten, blieben ihm nur die Bürger von Worms getreu; ſie öffneten ihm wider den Willen des Biſchofs die Thore, boten ihm Mannſchaft und Waffen, und richteten ſeinen niedergeſchlagenen Sinn durch ihre treue Anhänglichkeit wieder auf. Und ſo gut es ihre Kräfte verſtatteten, erhielten ſie ihn auch ganz allein, da niemand zu ſeinem Unterhalte etwas geben wollte. Zu dieſer Zeit fingen ſchon die Städte in Teutſchland an, in den Reichsſachen eine Stimme mit zu führen; ſie waren die Hauptſtützen der kaiſerlichen Gewalt gegen die Fürſten, und wir ſehen daraus, wie ſie ſeit Heinrichs des Erſten Zeit ſchon durch Fleiß und Betriebſamkeit an Menge der Einwohner und an Wohlhabenheit gewachſen ſeyn mußten. Aber gegen ſolche Gewalt des Mißgeſchicks, als dieſesmahl über Heinrichs Haupte hereingebrochen war, konnten ihn die treuen Wormſer nicht vertheidigen; er mußte, um nur die Krone nicht zu verlieren, 1074 einen harten Frieden mit den Sachſen eingehen und alle Feſten, ſogar die geliebte Harzburg, ihnen ausliefern. Wehmüthig betrachtete er ſie zum letztenmahl, als er in der Sachſen Mitte nach Goslar ritt; er bat ſogar recht inſtändig noch einmahl für ihre Erhaltung, allein die ſtolze Burg ſollte fallen, und bei der Zerſtörung wüthete der Haß ſo ſehr, daß der erbitterte Pöbel ſogar die Kirche und Altäre plünderte, das kaiſerliche Familiengrab aufriß und die Gebeine

von Heinrichs Bruder und verſtorbenem Söhnlein beſchimpfte.

Dafür mußten die Sachſen erfahren, daß der gefährlichſte Feind im Glücke der Uebermuth des eigenen Herzens iſt. Und in Heinrichs Leben tritt auf einmahl einer von den merkwürdigen Wechſeln des Schickſals ein, welche daſſelbe auszeichnen. Er hatte nun wohl begriffen, daß die Menſchen anders behandelt werden müßten, als Adelbert ihn gelehrt hatte, und daß, um ein Volk zu bezwingen, es nicht hinreiche, einige feſte Schlöſſer in ſeinem Lande zu bauen. Er fing an, die teutſchen Fürſten auf ganz andere Weiſe anzuſprechen, als bisher; er ſuchte ſie einzeln zu gewinnen, weil ihre Verſammlungen ihm ſtets nachtheilich geweſen waren, wendete bei dem Einen dieſes, bei dem Andern jenes Mittel an; beſonders aber klagte er bei Allen wegen der ſchimpflichen und empörenden Zerſtörung der Harzburg; und als nun die Stimmung für ihn günſtiger war, erließ er ein allgemeines Aufgebot gegen die Sachſen. Dieſesmahl folgte der Gehorſam auf der Stelle; ſchnell war ein ſtarkes Heer von Rittern und Lehnsleuten verſammelt, und die Sachſen, die nur in der Eile einiges Volk zuſammengerafft hatten, und noch dazu durch des Königs Künſte uneinig unter ſich ſelbſt gemacht waren, wurden 1075, nicht weit von **Langenſalza** an der **Unſtrut**, hart geſchlagen. Heinrich verfolgte die Fliehenden bis nach Magdeburg und Halberſtadt und ließ ihr Land mit Feuer und Schwerdt verwüſten. Die Rache war furchtbar, wie Heinrichs Leidenſchaften immer. Im folgenden Jahre traten aber die andern Fürſten dazwiſchen, die es nicht dulden konnten, daß das arme Volk ganz zertreten würde; Heinrich gewährte den Sachſen einen Frieden, aber ſtatt durch volle Begnadigung die rechte Verſöhnung möglich zu machen, behielt er viele der ſächſiſchen Großen in der Haft, und dem gefährlichſten von Allen, Otto von Nordheim, erlaubte er, auf ſeine Güter zu gehen. Dadurch war der Saame neuer Empörung für die Zukunft ausgeſtreut. Zugleich ſtand ihm von einer andern Seite ein viel mächtige-

rer Feind auf, als die Sachſen waren, der mit neuen Waffen gegen ihn kämpfte.

---

49. Kaiſes Heinrich IV. und Papſt Gregor VII.

Hildebrand (nachher Gregor VII.) war der Sohn eines Zimmermanns zu Saone, einer italieniſchen Stadt. Er trat in den geiſtlichen Stand, und da er ſehr vorzügliche Geiſtesgaben zeigte, wurde er vom Papſt Leo IX., unter Heinrichs III. Regierung, aus dem Kloſter zu Clugny mit nach Rom genommen und dort zum Subdiaconus der römiſchen Kirche und nachher zum Kanzler gemacht; und von nun an lenkte er allein die Schritte der Päpſte, und war die Seele des römiſchen Hofes. Sein Ziel war die Erhöhung des Papſtes über alle Fürſten und Könige der Erde; und dieſes Ziel hat er mit ſolcher Klugheit, Beharrlichkeit, Kraft und Geiſtesgröße ſein ganzes Leben hindurch verfolgt, daß man ihn zu den außerordentlichſten Menſchen der Weltgeſchichte zählen muß. Es waren zu ſeiner Zeit große Mißbräuche in der Kirche, unter der hohen und niedern Geiſtlichkeit, eingeſchlichen; die Meiſten kauften ihre Stellen für Geld, wodurch alſo auch Unwürdige an wichtige und hohe Plätze gelangen konnten; Unſittlichkeit, Ausſchweifung, viele andere Laſter, waren unter den Geiſtlichen nichts ſeltenes, und ſo wie ſie die Knechte ihrer eigenen Sünde waren, ſo hingen ſie auch durch die Liebe des irdiſchen Beſitzes an den weltlichen Fürſten, von welchen ſie mit ihren Gütern belehnt wurden. Da beſchloß Hildebrand, der von dem brennendſten Eifer für die Freiheit der Kirche und für die Sittlichkeit des geiſtlichen Standes erfüllt war, dieſen Uebeln die Axt an die Wurzel zu legen.

Zuerſt eiferte er, und mit vollem Rechte, gegen das Erkaufen geiſtlicher Aemter durch Geld, welches man das Laſter der Simonie, und eine Sünde gegen den heiligen Geiſt nannte. Mit welcher ſittlichen Kraft und Geiſtesüberlegenheit er dabei auf die

Menſchen zu wirken wußte, zeigte das Beiſpiel eines Erzbiſchofes in Frankreich, welcher auch jenes Vergebens angeklagt war, aber ſchlau ſeine Ankläger durch Geld gewonnen hatte. Hildebrand, ſo lautet die Erzählung der alten Urkunde, ſaß, als Abgeordneter des Papſtes, über die Sache zu Gericht. Da trat der Erzbiſchof keck in die Verſammlung, und ſprach: „Wo ſind, die mich anklagen? Trete auf, wer mich verdammen will!“ — Die beſtochenen Kläger ſchwiegen. Da wandte ſich Hildebrand an ihn, und ſprach: „Glaubſt du, daß der heilige Geiſt mit Vater und Sohn Ein Weſen ſey?“ Jener erwiderte: „Ich glaube es.“ Nun befahl er ihm zu ſagen: „Ehre dem Vater und Sohn und heiligen Geiſt!“ Und dabei ſah er ihn mit ſo durchdringendem Blicke an, daß dem Erzbiſchof ſeine Schuld ſchwer aufs Gewiſſen fiel; denn er vermogte die Worte: „dem heiligen Geiſt“ nicht zu ſagen, wiewohl er es mehrmahls verſuchte. Dies galt als göttliches Gericht. Der Erzbiſchof fiel ſeinem Richter zu Füßen, bekannte ſich der Simonie ſchuldig und werth, der Prieſterwürde entſetzt zu werden; und darauf konnte er dieſelben Worte mit deutlicher Stimme ausſprechen. Dieſe Begebenheit wirkte ſo ſtark auf die Gemüther der Menſchen, daß noch 27 andere Kirchenvorſteher und viele Biſchöfe unangeklagt ihr Amt niederlegten, weil ſie es durch Geld erkauft hatten.

Sollte nun ferner die Geiſtlichkeit überhaupt von der weltlichen Macht frei werden, ſo mußte vor allen Dingen das Haupt der Kirche nicht mehr von dem Kaiſer geſetzt, ſondern durch freie Wahl ernannt werden. Das war noch eben anders beſtimmt worden, da Heinrich III. ſich das Verſprechen geben ließ, daß die Römer keinen Papſt ohne kaiſerliche Einwilligung erkennen wollten; und unter dieſem Kaiſer möchte Hildebrand ſeine Abſichten auch wohl nicht durchgeführt haben. Nun aber benutzte er die Zeit, da der neue Kaiſer noch ein Kind war, und bewirkte, daß im Jahr 1059, unter Papſt Nikolaus II., ein Geſetz gegeben wurde, ein jeder Papſt ſolle von den Kardinälen frei gewählt werden, und der

Kaiſer nur in ſo fern das Recht der Beſtätigung haben, als er ſelbſt dieſes Recht vom apoſtoliſchen Stuhle erhalten werde; ſo daß alſo umgekehrt der Papſt nicht vom Kaiſer, ſondern die Kaiſerwürde vom Papſte abhängig ſeyn ſollte.

Als der Kanzler Hildebrand durch dieſe und andere Anordnungen Alles für ſeine größeren Abſichten vorbereitet hatte, wurde er im J. 1073 ſelbſt zum Papſt gewählt, und nannte ſich Gregor VII. Kaiſer Heinrich, der nun ſchon das Reich ſelbſt verwaltete, ſchickte ſeinen getreuen Grafen Eberhard nach Rom, und ließ die Römer zur Rede ſtellen, daß ſie ohne ſeine Einwilligung einen Papſt gewählt hätten. Gregor, der in dieſem Augenblick noch nicht den Streit mit dem Kaiſer anfangen wollte, entſchuldigte ſich, das Volk habe ihn gezwungen, die päpſtliche Würde anzunehmen; er habe ſich aber nicht ordiniren laſſen, bevor er die Einwilligung des Kaiſers und der teutſchen Fürſten erhalten. Mit dieſer Entſchuldigung war Heinrich zufrieden, und der Papſt wurde beſtätigt. Heinrich bewies dadurch, daß er, in der Verblendung ſeiner Leidenſchaft gegen die Sachſen, gar nicht geſehen hatte, wie die Erniedrigung aller weltlichen Herrſchaft und die Errichtung eines geiſtlichen Weltreiches in Rom vorbereitet wurde.

Nun trat Gregor zuerſt mit neuen, ſehr ſtrengen Geſetzen gegen die Simonie und gegen die Ehe der Prieſter hervor. Er verlangte, gleich früheren Päpſten und Kirchenvätern, der Prieſter der Kirche ſolle ſich ganz dem göttlichen Dienſte weihen, ſich aller Sinnenluſt enthalten, und nicht einmahl durch das Band der Ehe an die Liebe des Irdiſchen feſſeln. Zwar fand dieſes Verbot ſowohl in Italien, als in Frankreich und Deutſchland, bei den Geiſtlichen ſelbſt zuerſt Widerſtand, denn viele von ihnen, beſonders im niederen Klerus, waren verheirathet; aber Gregor fand in dem Volke ſelbſt die Helfer zur Ausführung ſeines Geſetzes. Das Volk, gegen die verheiratheten Prieſter aufgereizt, zwang dieſe zum Theil durch die äußerſten Mißhandlungen, ſich von ihren Frauen zu trennen; doch dauerte es noch wohl ein

Jahrhundert, bis die Eheloſigkeit der Geiſtlichen ganz allgemein eingeführt war. — Für die Ausführung von Gregors weitſchauenden Planen war dieſe Sache von der größten Wichtigkeit. — Wenn die Geiſtlichen in allen chriſtlichen Ländern gar nicht durch die Sorge für ihr Haus und ihre Kinder gebunden, und von den weltlichen Fürſten abhängig waren, ſo hatte der Papſt ſo viele Tauſende der eifrigſten Diener gewonnen, welche nur auf ſeinen Befehl hörten, und die Herrſchaft der Kirche über alle weltliche Macht feſt begründeten. Aber dieſe Diener ſollten noch freier ſeyn, und nicht einmahl ihre Beſitzungen als Lehen aus den Händen der Fürſten empfangen. Wie nemlich der weltliche Lehnsmann zum Zeichen ſeiner Belehnung eine Fahne erhielt, ſo ertheilten die Fürſten den Biſchöfen und übrigen hohen Geiſtlichen einen Ring und einen Hirtenſtab, und man nannte dieſes die Inveſtitur. Auch dieſe verbot nun Gregor den Geiſtlichen aus den Händen der Großen anzunehmen; ſie ſollten einzig ihre Ergebenheit dem römiſchen Stuhle verdanken und nur dem Papſte den Eid des Gehorſams ſchwören. — Nach dieſem Grundſatze mußte der Papſt Herr über den dritten Theil aller Güter der chriſtlichen Länder werden.

Dieſes iſt der Anfang des langen und heftigen Inveſtitur-Streites, und überhaupt des Kampfes zwiſchen Kaiſer und Papſt, zwiſchen Staat und Kirche, welcher nach und nach beide geſchwächt und zerrüttet hat. Wir haben früher ſchon die Bedeutung ſowohl der päpſtlichen als der kaiſerlichen Würde in ihren Grundgedanken geſehen, und wie ihr friedliches Zuſammenwirken das Heil der Völker begründen konnte. Nun aber fängt die Zeit an, da ſich die eine immer über die andere erheben, da der Papſt nicht nur in geiſtlichen, ſondern auch in weltlichen Dingen über alle Fürſten und Könige herrſchen, Kronen abreißen und Kronen verſchenken wollte, und wo wiederum die Kaiſer oft auch nicht in billigen und vernünftigen Sachen das Anſehn des Papſtes gelten ließen, ſondern glaubten, mit der Schärfe des Schwerdtes über die unſichtbaren, geiſtigen Kräfte und über

das Gewiſſen der Menſchen herrſchen zu können. Die Kräfte, welche im Frieden zuſammen die Welt beglücken konnten, zerſtörten einander ſelbſt, und ſo geſchah es, daß nach anderthalbhundertjährigem Kampfe, und nach unſäglicher Verwirrung von Teutſchland und Italien die Kaiſerwürde ihren alten Glanz und ihre inwohnende Kraft verlor, und das Oberhaupt der Kirche äußerlich von einer fremden Macht abhängig wurde. Große Männer haben in dieſem Kampfe einander gegenüber geſtanden, welche ihre Kräfte ungleich wohlthätiger hätten gebrauchen können; aber auch dieſer Kampf gehörte in den großen Plan der Weltgeſchichte, und es ſind Entwickelungen dadurch vorbereitet, die ſonſt nicht hätten erfolgen können.

Papſt Gregor ging in ſeinen Grundſätzen immer weiter. Nicht genug, daß er den Anfang gemacht hatte, die Kirche mit allen ihren Gütern der weltlichen Herrſchaft ganz zu entziehen, erklärte er nun auch feierlich, daß Kaiſer und Könige und Fürſten, mit aller ihrer Macht, dem Papſte unterworfen ſeyen. In ſeinen eigenen Briefen finden ſich ſeine Grundſätze ausgeſprochen: „Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, ſagt er, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So iſt die apoſtoliſche Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Denn wie dieſer ſein Licht von jener hat, ſo ſind Kaiſer und Könige und Fürſten nur durch den Papſt, weil dieſer durch Gott iſt. Alſo iſt die Macht des römiſchen Stuhles größer, als die Macht der Throne, und der König iſt dem Papſte unterthan, und ihm Gehorſam ſchuldig. — Wenn die Apoſtel im Himmel binden und löſen können, ſo müſſen ſie auch auf der Erde Kaiſerthümer, Königreiche, Fürſtenthümer, Grafſchaften, und eines jeden Güter geben und nehmen können nach Verdienſt. Und wenn ſie über das Geiſtliche als Richter beſtellt ſind, ſo müſſen ſie es um ſo eher über das Weltliche ſeyn; wenn ſie endlich über die Engel, die über die hochmüthigen Monarchen herrſchen, zu richten haben, um wie viel eher werden ſie über die Knechte dieſer Engel Urtheil ſprechen können. — Der Papſt aber iſt der Nachfolger

der Apoſtel, und der Stellvertreter auf dem Stuhl Petri; er iſt Statthalter Chriſti und über Allen."

Dieſe Grundſätze beſchloß Gregor zuerſt an dem Kaiſer ſelbſt, dem Haupte der Fürſten, auszuüben, und dadurch ihre Kraft vor aller Welt zu beweiſen. Heinrich, weil er mit ſeinen Unterthanen in Zwieſpalt lebte, hatte weniger wirkliche Macht, als ein anderer König, aber ſein Name war größer, und daher mußte der Sieg über ihn glänzender ſeyn; zugleich war es leicht, ſeiner leidenſchaftlichen Handelsweiſe wegen, an ihm eine Urſache zu finden. Es kamen von vielen Seiten Klagen über den Kaiſer nach Rom; auch die Sachſen beklagten ſich bitter, weil er viele ihrer Fürſten noch immer gefangen hielt. Da ließ Gregor dem Kaiſer entbieten: „Er ſolle ſich in den nächſten Faſten vor der Send zu Rom ſtellen, und wegen der Verbrechen, die ihm zur Laſt gelegt würden, verantworten; ſonſt ſolle er wiſſen, daß er ohne Verſchub durch den apoſtoliſchen Bannfluch aus der Kirche werde verſtoßen werden.

Heinrich wurde mehr zornig als furchtſam durch ſolche Worte; die unſichtbare Kraft des päpſtlichen Bannfluches war noch wenig erprobt worden. Er verſammelte die teutſchen Biſchöfe im J. 1076 nach **Worms**, und ließ dort die Abſetzung über den Papſt ausſprechen, womit dieſer ihn bedroht hatte; dann ſchrieb er ihm einen Brief, folgendes Inhalts:

„Heinrich, nicht durch Gewalt, ſondern nach Gottes frommer Anordnung, König, an Hildebrand, nicht den Papſt, ſondern den falſchen Mönch."

„Dieſen Gruß haſt du durch die Verwirrung verdient, die du über alle Stände der Kirche gebracht haſt. Du haſt die Regierer der heiligen Kirche wie die Knechte, die nicht wiſſen, was ihr Herr thut, unter deine Füße getreten, und durch ihre Zertretung haſt du dir Gunſt vom Munde des gemeinen Haufens erworben. Wir haben das lange geduldet, weil uns daran lag, die Ehre des römiſchen Stuhls zu erhalten. Allein du haſt unſere Demuth für Furcht genommen, und dich erfrecht, dich ſelbſt gegen die von

Gott uns zugeſtandene königliche Würde zu erheben, und bedroht, ſie uns zu nehmen, gleich als hätten wir unſere Herrſchaft von dir erhalten. Du biſt auf den Stufen emporgeſtiegen, die da Liſt und Trug heißen und verflucht werden, haſt durch Geld Gunſt, durch Gunſt eiſerne Gewalt, durch dieſe den Stuhl des Friedens gewonnen, und von dieſem herab den Frieden geſtört, indem du Untergebene gegen Vorgeſetzte bewaffneſt. Der heilige Petrus, der wahre Papſt, ſagt ſelbſt: „Fürchtet Gott! Ehret den König!“ Weil du aber Gott nicht fürchteſt, ehrſt du mich, ſeinen Geordneten, nicht. — Du alſo, mit Fluch behaftet, und auf unſer und aller Biſchöfe Gericht verdammt, ſteige herab! Verlaß den angemaßten apoſtoliſchen Stuhl! Es ſoll ein Anderer auf den Stuhl St. Petri ſteigen, der nicht mit dem göttlichen Wort ſeinen Uebermuth umhüllt. Ich, Heinrich, durch Gottes Gnade König, und alle unſere Biſchöfe ſagen dir: „Steig herab! Steig herab!“ —

Darauf hielt auch der Papſt ein Concilium, und ſprach nicht nur über Heinrich den Bannfluch aus, ſondern entſetzte ihn des Reiches mit folgenden Worten: „Im Namen des allmächtigen Gottes unterſage ich dem Könige Heinrich, dem Sohne des Kaiſers Heinrich, der ſich mit unerhörtem Hochmuth gegen die Kirche aufgelehnt hat, die Regierung des teutſchen und italieniſchen Reiches, und entbinde alle Chriſten des Eides, den ſie ihm geleiſtet haben oder leiſten werden, und verbiete, daß ihm jemand als einem König diene. Und an deiner Statt, heiliger Petrus, binde ich ihn mit den Banden des Fluchs, auf daß alle Völker erfahren, daß du der Fels ſeyeſt, auf den der Sohn Gottes ſeine Kirche gegründet hat.“

Der Eindruck dieſer unerhörten Ereigniſſe war verſchieden, je nachdem die Gemüther verſchieden geſtimmt waren. Die Sachſen jubelten, denn ihre Sache wurde jetzt die Sache der Kirche, und ihr gewöhnliches Feldgeſchrei war von dieſer Zeit an: „Heiliger Peter.“ Aber auch rings im ganzen Reiche trennten ſich die Partheien; überall hieß es: „für den Papſt,“ oder: „für den König.“ Es war eine ſchwere Zeit des

Zwieſpalts, und Haß erfüllte die Welt. Wäre der König ein guter und untadeliger Mann geweſen, mit der Seelengröße, welche die Gemüther binden und beherrſchen kann, ſo hätte ihn die Macht des bloßen Wortes nicht überwältigt; denn dieſes Wort erhielt ſeine Gewalt erſt durch die öffentliche Meinung. Aber nun hatte er ſchon viele und arge Feinde, und ſein Uebermuth nach Beſiegung der Sachſen hatte ihre Zahl noch vermehrt. Daher geſchah es, daß die größere Hälfte der teutſchen Fürſten ſich zu Oppenheim am Rheine verſammelte, und damit umging, einen neuen König zu wählen. Heinrich eilte ſelbſt in die Nähe, und durch vieles Bitten und Geloben der Beſſerung erlangte er, daß ihm ein Jahr Friſt geſtattet wurde. Man wollte den Papſt bitten, nach Augsburg zu kommen, und ſeine Sache genau zu unterſuchen; ſey er aber binnen Jahresfriſt nicht vom Banne losgeſprochen, ſo ſolle ohne Verzug zu einer neuen Wahl geſchritten werden.

Heinrich in Kanoſſa. 1077. — In dieſer verzweifelten Lage faßte Heinrich einen ganz unerwarteten Entſchluß. In der Beſorgniß, daß auf der Fürſtenverſammlung zu Augsburg, wo ſeine Feinde die Mehrzahl ausmachten, nichts Gutes über ihn werde beſchloſſen werden, ging er ſelbſt, obgleich er gar keine Mittel hatte, und faſt ſeinen Unterhalt erbetteln mußte, und obgleib die Fürſten alle Päſſe zwiſchen Teutſchland und Italien beſetzt hatten, nur von ſeiner Gemahlin und Einem Getreuen begleitet, über die Alpen. Er ſchlich ſich durch Savoyen, und da es Winter war, und zwar ein ſo harter Winter, daß der Rhein von Martini bis zum erſten April feſt zugefroren ſtand, ſo war die Reiſe über die mit Schnee und Eis bedeckten Gebirge mit unſäglichen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft; die Kaiſerin mußte ſich, in eine Ochſenhaut gewickelt, über die ſteilen Eisfelder herabſchleifen laſſen. — Endlich langte er in Italien an, und zu ſeinem Erſtaunen wurde er mit Jubel empfangen; denn es hatte ſich das Gerücht verbreitet, der Kaiſer komme, den ſtolzen Papſt

durch die Gewalt des Schwerdtes zu demüthigen. In Ober Italien war lange ſchon ein Haß gegen den Papſt; die weltlichen Großen waren durch ſeine neuen Anordnungen beleidigt, und unter den Geiſtlichen waren viele, die ſeine Geſetze gegen Simonie und die Prieſterehe zu ſeinen Feinden gemacht hatten. Viele Italiener, ſelbſt die Erzbiſchöfe von Mailand und Ravenna, waren im Banne. Wäre Heinrich nicht allzuſehr niedergeſchlagen geweſen durch das, was er in Teutſchland erfahren hatte, ſo hätte er in Italien ſchnell einen großen Anhang gewinnen mögen, um ſeinem Gegner Trotz zu bieten; aber er hatte nur Ausſöhnung mit ihm im Sinne. Der Papſt war eben auf der Reiſe nach Teutſchland zum Augsburger Reichstage, wo er über den Kaiſer zu Gericht ſitzen ſollte; da er von Heinrichs plötzlicher Ankunft in Italien hörte, und noch nicht wußte, ob er ſich Gutes oder Böſes von ihm verſehen ſollte, begab er ſich ſeitwärts von ſeinem Wege in das feſte Schloß Kanoſſa, zur Gräfin Mathilde, der Erbtochter des reichen Markgrafen Bonifacius von Toskana, welche eine eifrige Freundin des römiſchen Stuhles war.

An ſie wandte ſich Heinrich, daß ſie bei dem Papſte für ihn reden ſollte. Dieſer wollte Anfangs nichts von einer Ausſöhnung wiſſen, ſondern berief ſich auf die Entſcheidung des Reichstages; endlich, auf vieles Bitten, erlaubte er, daß Heinrich in der Kleidung eines Büßenden, im härenen Hemde, mit nackten Füßen, in die Burg eingelaſſen wurde. So wie er in das äußerſte Thor getreten war, wurde es zugeſchloſſen; ſein Gefolge mußte zurückbleiben, und er war nun allein im äußeren Hofe. Es war mitten im härteſten Winter, im Januar 1077; drei Tage lang mußte der Kaiſer barfuß im Hofe harren. Alle im Schloſſe waren gerührt, Gregor ſelbſt ſchreibt in einem Briefe, die Anweſenden hätten ihn hart getadelt, und geſagt, ſein Betragen ſähe eher einer tyranniſchen Grauſamkeit, als einem apoſtoliſchen Ernſte gleich. Die Gräfin Mathilde bat mit heißen Thränen, und Heinrich verlangte am Ende nur, man ſolle ihn wenigſtens wieder herauslaſſen. — Am vier=

ten Tage endlich ließ ihn der Papſt vor ſich, und ſprach ihn vom Banne los. Doch mußte Heinrich harte Bedingungen eingehen. Er mußte verſprechen, ſich an dem Tage und Orte einzufinden, den ihm der Papſt beſtimmen würde, um zu hören, ob er König bleiben ſolle oder nicht; indeſſen ſolle er ſich aller königlichen Ehrenzeichen und der Ausübung königlicher Gewalt enthalten.

---

50. Heinrich IV. und ſeine Gegenkaiſer

Mit Zorn im Herzen zog Heinrich von dannen, und ſobald die Italiener dieſe Stimmung gegen den Papſt in ihm merkten, verſammelten ſich ſeine alten, zum Theil noch mit dem Banne belegten, Freunde wieder um ihn, und er blieb den Winter in Italien. Die teutſchen Fürſten aber, die ſeine Feinde waren, hielten einen Tag zu Forchheim, und wählten den Herzog Rudolf von Schwaben zum Gegenkaiſer. Nun ſpaltete ſich Teutſchland von Neuem in heftiger Zwietracht; denn auch Heinrich hatte einen ſtarken Anhang, beſonders unter den Städten und den Geiſtlichen, welche mit Gregors Kirchengeſetzen unzufrieden waren. Er ging nach Teutſchland zurück; der Krieg begann und verwüſtete drei Jahre lang viele der ſchönſten teutſchen Länder. Rudolf mußte aus Schwaben weichen, (welches Heinrich als Herzogthum dem Friedrich von Büren gab, deſſen Geſchlecht nachher von dem Schloſſe Hohenſtaufen den Namen empfing und nach den Saliern den teutſchen Kaiſerthron beſtieg,) und zog ſich nach Sachſen zurück; denn das ſächſiſche Volk und der tapfere Otto von Nordheim waren ſeine Stützen.

Gregor benahm ſich zweideutig bei dieſer Sache; es war, als wenn er ſeine Freude habe an der Zerrüttung Teutſchlands und an der Schwächung der weltlichen Macht durch ſich ſelbſt; denn anſtatt den Sachſen und ihrem Könige Rudolf mit aller Macht

ſeines Anſehns beizuſtehn, damit ihre Sache ſchnell den Sieg gewönne, erkannte er keinen der Könige an, ſondern verſprach immer nach Teutſchland zu kommen, und ihr Schiedsrichter zu ſeyn. „Es geſchah nichts, ſagt ein Geſchichtſchreiber, als daß die päpſtlichen Geſandten zu beiden Theilen kamen, und bald den Sachſen, bald Heinrich die Gunſt des Papſtes verſprachen, dabei aber ſo viel Geld, als ſie nach Römer Art bekommen konnten, von beiden mit ſich forttrugen." — Die Sachſen beklagten ſich bitter über die Zweideutigkeit des Papſtes; ſie ſchrieben ihm unter andern: „All unſer Unglück wäre nicht, oder geringer, wenn ihr auf dem begonnenen Wege weder zur Rechten noch zur Linken abgewichen wäret. Aus Gehorſam zu unſerm Hirten ſind wir dem Rachen der Wölfe ausgeſetzt; und wenn wir nun von dem Hirten ſelbſt verlaſſen werden, ſo ſind wir elender, als alle Menſchen." — Dieſe derbe Sprache gefiel aber dem Papſte nicht; er antwortete nichts darauf, und erſt, als Rudolf in zwei Schlachten überwiegende Vortheile gehabt hatte, erklärte er ſich für ihn, ſchickte ihm ſogar eine Krone, *) und that Heinrich von Neuem in den Bann. Dieſer dagegen verſammelte ein Concilium zu Brixen, ſetzte ebenfalls den Papſt noch einmahl ab, und ließ gegen ihn den im Bänme befindlichen Erzbiſchof Guibert von Ravenna, als Clemens III., zum Gegenpapſt wählen. Nun waren zwei Kaiſer und zwei Päpſte. Der Sieg indeß neigte ſich dieſesmahl für einige Zeit auf Heinrichs Seite.

Zwar litt er 1080 auch in der dritten Schlacht an der Elſter in Sachſen, unweit Gera, durch die Tapferkeit des Otto von Nordheim, der ſich als wahrhaft großen Heerführer zeigte, einen harten Verluſt, aber Rudolf ſelbſt war in der Schlacht tödtlich verwundet und ſtarb; die rechte Hand war ihm abgehauen worden, und der Herzog Gottfried von Nie-

---

*) Mit der bekannten Inſchrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolopho.

der=Lothringen (Gottfr. von Bouillon, der Eroberer des heiligen Grabes,) hatte ihm, nach einigen Erzählungen, die Spitze der Reichsfahne in den Unterleib geſtoßen. Nach einer ſpäteren Sage ſollte König Rudolf, als ihm ſeine abgehauene Hand gezeigt wurde, reumüthig geſagt haben: „Das iſt die Hand, mit welcher ich dem Könige Heinrich Treue geſchworen habe.“ — Sein Fall wurde als ein Gottesurtheil angeſehen, und Heinrichs Anhang vermehrte ſich. Er konnte nun ſogar einen Zug nach Italien unternehmen, um ſeinen ärgſten Widerſacher gleichfalls zu bekriegen; er kam auch vor Rom, und belagerte es dreimahl, in dreien auf einander folgenden Jahren; er trieb den Papſt Gregor ſo in die Enge, daß er ſich in die Engelsburg einſchließen mußte, und hier von den Römern ſelbſt belagert wurde; aber ſich zu demüthigen, und etwa das Beiſpiel Heinrichs zu Kanoſſa nachzuahmen, dazu war Gregors Geiſt zu groß, und ſein Wille zu unbezwinglich. Heinrich bot ihm Verſöhnung an, wenn er ihn krönen wolle; allein er antwortete ſtandhaft, er könne nur dann ſich mit ihm einlaſſen, wenn er zuvor Gott und der Kirche Genugthuung geleiſtet hätte. Da mußte ſich Heinrich mit ſeiner Gemahlin von dem Gegenpapſt Clemens krönen laſſen, am Oſterfeſte 1084, darauf zog er ab; der Papſt Gregor aber wurde von den Römern noch immer in der Engelsburg belagert, bis er durch den normänniſchen Herzog Robert Guiscard, ſeinen Freund, der in Unter=Italien herrſchte, befreit wurde. Dieſer eroberte die Stadt unter harter Plünderung, und nahm dann den alten unbiegſamen Papſt, der auch im Unglücke keine von ſeinen großen Anſichten aufgeben wollte, mit nach Unter-Italien, wo er im folgenden Jahre zu Salerno geſtorben iſt.

Nun ſchienen dem Kaiſer Heinrich glückliche und ruhige Zeiten anzubrechen; der Nachfolger Rudolfs von Schwaben, Hermann von Luxemburg, den die Fürſten ihm zum zweiten Gegner aufgeſtellt hatten, konnte ſich nicht behaupten, und legte von ſelbſt ſeine

Würde nieder; und die Sachſen, des ewigen Krieges müde, nachdem Otto von Nordheim geſtorben, und der unverſöhnliche Biſchof Lucco von Halberſtadt von ſeinen eigenen Landsleuten getödtet war, als er ſie zum vierzehntenmahle aufwiegeln wollte, unterwarfen ſich auch gutwillig dem, durch viele Leiden nun milder gewordenen, Kaiſer. Aber das Schickſal hatte ihm noch härtere Prüfungen aufbehalten. In ſeinen letzten Lebensjahren mußte er ſehen, daß ſein eigener Sohn Konrad, und nachdem dieſer geſtorben war, Heinrich, von der päpſtlichen Parthei gewonnen, ſich gegen ihn auflehnte. Beide Nachfolger Gregors, Urban II. und Paſchal II., hatten den Bannfluch gegen Heinrich erneuert, und nun erklärte der Sohn, er könne mit einem, auf dem der Bannfluch ruhe, keine Gemeinſchaft haben. Ja, als der Vater zu einer großen Fürſtenverſammlung nach Mainz ziehen wollte, wußte ihn der Sohn durch Liſt und Verrath zu entwaffnen, ſetzte ihn gefangen in Ingelheim, und zwang ihn hier zur Entſagung des Reiches.

Er floh voll tiefes Unmuthes zu ſeinen Freunden, dem Biſchof Otbert von Lüttich und dem Herzog von Lothringen, und dieſe ſammelten ein Heer für ihn, um den entarteten Sohn zu bekriegen. Da ſtarb aber der Kaiſer Heinrich, niedergedrückt von einem unruhvollen und kummerbeladenen Leben, im Jahr 1106. Die Zahl der Schlachten, die er in ſeinem Leben gefochten hat, giebt Zeugniß, von welcher Art daſſelbe geweſen; denn es waren ihrer 65.

Der Biſchof von Lüttich beerdigte den Kaiſer, wie es ſich gebührte; ſo weit aber ging der Haß, daß man den Leichnam wieder ausgrub, nach Speier brachte, und dort noch fünf Jahre lang in einem ſteinernen Sarge über der Erde ſtehen ließ, bis endlich im Jahr 1111 der Papſt Paſchal den Bannfluch von ihm abnahm. Da ward er prächtiger begraben, als je ein Kaiſer begraben iſt.

51. Kaiſer Heinrich V. 1106—1125.

Der Sohn, obgleich er vom Vater abgefallen war, handelte doch nach deſſen Grundſätzen; er ertheilte, den päſtlichen Geſetzen zum Trotze, noch immer die Inveſtitur mit Ring und Stab, und brach ſchon im Jahre 1110 mit einem großen Heere nach Italien auf, um ſich die Kaiſerkrone aufſetzen zu laſſen, und nöthigenfalls ſeine Rechte mit dem Schwerdte zu behaupten. Er war ein viel gefährlicherer Feind, als ſein Vater, denn neben der Gewalt wußte er auch Verſchlagenheit und Heuchelei zu gebrauchen. Da trat ihm der Papſt Paſchal II. mit einem Vorſchlage entgegen, der freilich den Streit auf einmahl würde geendet haben, wenn er hätte ausgeführt werden können. Er ließ dem Kaiſer entbieten: „Weil er ſeine Anſprüche wegen der Inveſtitur doch nur auf die Güter gründe, welche die Kaiſer der Kirche geſchenkt hätten, die Städte, Herzogthümer, Grafſchaften, Münzen, Zölle, Meierhöfe und Schlöſſer, ſo ſolle er das Alles wieder zurücknehmen; die Kirche möge blos die Geſchenke der Privatperſonen, und die Zehnten und Opfer behalten. Denn, ſagte er, es iſt ſowohl durch das göttliche Geſetz, als die Kirchengeſetze befohlen, daß die Geiſtlichen ſich nicht mit weltlichen Dingen befaſſen, ja nicht einmahl nach Hofe kommen ſollen, als um etwa einen Bedrängten zu erretten. Bei euch aber, in Teutſchland, ſind die Biſchöfe und Aebte ſo ſehr mit weltlichen Geſchäften überhäuft, daß die Diener des Altars Diener des Hofes geworden ſind.

Es ſchien dem Papſte mit dieſem Votſchlage Ernſt zu ſeyn; allein Heinrich ſah wohl voraus, daß die Geiſtlichen ſelbſt, beſonders die, welche durch ihre Güter in den Rang der Reichsfürſten erhoben waren, ſich niemahls eine ſolche Zurückgabe würden gefallen laſſen; dennoch verſprach er der Inveſtitur zu entſagen, wenn der Papſt den Böſchöfen befehlen würde, daß ſie alle Güter, die ſie von Karl dem Großen und den ſpäteren Kaiſern empfangen, dem Reiche zurückgeben ſollten. Dann zog er nach Rom, und der

feierliche Vertrag über dieſe Sache ſollte zwiſchen ihm und dem Papſte, in großer Verſammlung der Biſchöfe, in der Peterskirche abgeſchloſſen und dann die Kaiſerkrönung vollzogen werden. Aber als nun von der obigen Bedingung die Rede kam, da erhob ſich der heftigſte Widerſpruch der teutſchen und italieniſchen Biſchöfe, und ein langes Gezänk entſtand. Da rief einer der gegenwärtigen teutſchen Ritter: „Was braucht's viel? Ihr ſollt wiſſen, daß unſer Herr, der Kaiſer, gekrönt ſeyn will, wie ehemahls Karl der Große, Ludwig und die übrigen Kaiſer.“ Der Papſt antwortete noch einmahl, er könne nicht, bevor Heinrich dem Inveſtitur-Rechte mit feierlichem Schwure entſagt habe; da rief Heinrich, auf Anrathen ſeines Kanzlers Adelbert, ſeine Wache herbei, und ließ den Papſt ſammt den Kardinälen gefangen nehmen. Darauf bequemte ſich Paſchal zu einem Vergleiche, daß Heinrich das Recht der Inveſtitur mit Stab und Ring haben ſolle, und krönte ihn zum Kaiſer; der Vertrag aber wurde von dreizehn Kardinälen und in des Kaiſers Namen von dreizehn Fürſten beſchworen.

Kaum aber waren die Teutſchen fort aus Rom, als die ganze Geiſtlichkeit den Papſt hart tadelte, ein Concilium verſammelte, und über den Vertrag zwiſchen ihm und dem Könige den Bannfluch ausſprach; denn Heinrich ſelbſt durften ſie nicht damit belegen, weil ihm dieſes der Papſt feierlich verſprochen hatte. Somit ging der Streit von Neuem an, und dauerte auch mit dem folgenden Papſte Calixt II. fort, bis zum Jahre 1122. Da wurde endlich zu Worms ein neuer Vertrag geſchloſſen, in welchem beide Partheien etwas nachgaben. Der Kaiſer geſtattete die freien Wahlen der Biſchöfe, und that auf die Inveſtitur mit Ring und Stab, als Zeichen der geiſtlichen Gerichtsbarkeit, Verzicht; dagegen ſollten die Wahlen in des Königs Gegenwart geſchehen, er ſollte in zweifelhaften Fällen und bei Uneinigkeit der Wählenden den Ausſchlag geben, und endlich die Belehnung über die weltlichen Güter mit dem Scepter ertheilen.

Nachdem die Urkunden öffentlich verleſen waren, gab der päpſtliche Legat dem Kaiſer den Friedenskuß und hernach die Kommunion. Die Freude der friedlich Geſinnten über die Verſöhnung war ſehr groß; Alle gingen mit einem unendlichen Vergnügen auseinander. —

Heinrich, auf dem der Fluch ſeines Vaters ruhte, ſtarb ohne Kinder, im Jahr 1125, zu Utrecht, und mit ihm ging das fränkiſche Kaiſerhaus zu Ende.

52. Der erſte Kreuzzug. 1096—1099.

Während die beiden Kaiſer Heinrich IV. und V. in heftigem Streite mit den Päpſten begriffen waren, folgten Hunderttauſende aus den chriſtlichen Ländern dem Rufe der Kirche und ihrer eigenen Begeiſterung, um das Grab des Erlöſers und das Land, wo ſein Fuß gewandelt, den Türken zu entreißen.

Schon ſeit den älteſten Zeiten war es eine fromme Sitte, nach dem gelobten Lande zu wallfahrten, an den heiligen Stätten zu beten, und ſich in dem Waſſer des Jordans zu baden, welches durch Jeſu Taufe geweihet war. Der erſte römiſche Kaiſer, welcher ſich zum Chriſtenthum bekannte, Conſtantin der Große, ſo wie ſeine Mutter Helena ließen die heiligen Oerter Paläſtina's reinigen und ausſchmücken, das verſchüttete Grab des Heilandes, welches man am Fuße des Berges Golgatha ſuchte, wiederherſtellen, und darüber ein hohes Gewölbe auf ſchönen Säulen, und neben demſelben ein köſtlich geſchmücktes Bethaus aufrichten. Gegen Morgen von der Grabeshöhle wurde ein noch größerer, prächtiger Tempel erbaut. Konſtantin feierte ſein dreißigſtes Regierungsjahr durch die Einweihung dieſes Tempels, bei welcher er ſelbſt zugegen war; und eben ſo wallfahrtete die fromme Helena noch im hohen Alter nach dem gelobten Lande, und erbaute zu Betlehem, bei der Höhle, die man als die Geburtsſtätte des Erlöſers anſah, und auf der Spitze des Oehlberges ein paar Kirchen.

Von dieſer Zeit an wurden die Pilgerfahrten nach dem gelobten Lande häufiger; und ſelbſt als das Land im ſiebten Jahrhundert unter die Herrſchaft der Araber kam, wurden die Pilgrime nicht geſtört. Die Araber freuten ſich des Vortheils durch den Beſuch ſo vieler Fremden, und ließen den Patriarchen von Jeruſalem und die chriſtliche Gemeine ungekränkt. Allein nachdem im Jahr 1073 die ſeldſchuckiſchen Türken, ein rohes, barbariſches Volk, dieſe Länder eingenommen hatten, ſo kamen Klagen über Klagen nach Europa, wie grauſam die andächtigen Wallfahrter mißhandelt, und wie empörend die geweihten Oerter beſchimpft würden. Und im J. 1094 erſchien vor Papſt Urban II. ein Einſiedler, Peter von Amiens genannt, der von einer Wallfahrt nach Paläſtina zurückkam, mit einer Bittſchrift des bedrängten Patriarchen von Jeruſalem, und mit der rührendſten Schilderung von den unerhörten Leiden der dortigen Chriſten, ſo wie der dahin wallenden Pilgrime. Der Papſt lobte ſeinen Eifer und ſandte ihn mit Schreiben an die Fürſten der chriſtlichen Länder umher, um die Gemüther zu einer großen Entſchließung vorzubereiten. Seine begeiſterten Reden, das Feuer, das aus ſeinen tiefliegenden Augen ſtrahlte, und die abgezehrte, hagere Geſtalt, welcher die ausgeſtandenen Leiden aufgeprägt waren, machten den tiefſten Eindruck, und wohin er zog, ergriff die gleiche Begeiſterung Hohe und Niedere.

Darauf berief der Papſt im J. 1095 eine große Kirchenverſammlung nach Piacenza in Italien und eine andere nach Clermont in Frankreich, auf welcher letzteren außer 14 Erzbiſchöfen, 225 Biſchöfe und 400 Aebte erſchienen. Und als hier Peter der Einſiedler und der Papſt auftraten, und mit hinreißendem Feuer zu der Befreiung des heiligen Grabes aufriefen, da erſcholl es aus tauſend Kehlen: „Gott will es! Gott will es!“ Und nach geendigter Rede drängte ſich zuerſt der Biſchof Ademar von Puy zu dem Papſte hin, warf ſich nieder, und bat um die Erlaubniß, in den heiligen Krieg zu ziehen; viele Geiſtliche und Weltliche folgten ſeinem Beiſpiel und

hefteten, zum Zeichen ihrer Weihung zu dem frommen Unternehmen, ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter. Als der Verſammlungstag des großen Zuges wurde der 15. Auguſt 1096 feſtgeſetzt.

Es ſammelten ſich unzählbare Schaaren aus Italien, Frankreich, Lothringen, und beſonders aus der Normandie im nördlichen Frankreich, wo in den Nachkommen der Normannen noch mit dem alten Heldenfeuer die Liebe zu fernen, abentheuerlichen Zügen lebte. — Nicht nur Ritter und Edle, ſondern das ganze Volk kam in Bewegung; denn da auch in Frankreich der härteſte Druck auf den dienſtbaren Leuten laſtete, zogen viele von dieſen aus, weil nach des Papſtes Befehl durch die Weihe des heiligen Kreuzes auch die Freiheit erworben werden konnte. Teutſchland, welches in ſich ſelbſt und mit dem Papſte im Streit war, wurde von dieſer erſten Bewegung am wenigſten ergriffen. — Schon mit Anfang des Frühjahres brach Peter der Einſiedler an der Spitze eines Volkshaufens, der die feſtgeſetzte Zeit nicht abwarten konnte, in Geſellſchaft eines Ritters Walther ohne Habe, auf; allein ihrem Heere fehlte Ordnung und regelmäßige Waffen. Ehe ſie nach Aſien kamen, wurden die meiſten von ihnen, ihrer Räubereien wegen, von den Ungarn und Bulgaren erſchlagen; und der Haufen, welcher unter Peters und Walthers Anführung bis nach Kleinaſien, in das erſte türkiſche Land kam, wurde von den Türken ſo übel empfangen, daß er faſt ganz vernichtet wurde; nur Peter von Amiens kam mit einigen wenigen in traurigem Zuſtande in die Heimath zurück. Ein zweiter, noch roherer, Hauſe fing ſeine Arbeit für das Kreuz Chriſti damit an, daß er in den rheiniſchen Städten die Juden erſchlug; in Mainz allein ſollen neunhundert umgekommen ſeyn. Es zeigte ſich darin der allgemeine Haß des Volkes gegen die Juden, welchen ſie durch ihren Wucher, und die damals erworbenen unermeßlichen Reichthümer, in vollem Maaße auf ſich geladen hatten. — Uebrigens kam dieſe und einige andere Horden der Kreuzfahrer nur bis in Ungarn.

So unglücklicher Anfang hätte leicht den Muth zu allen weiteren Verſuchen niederſchlagen können, wenn man nicht gewußt hätte daß dieſe erſten Haufen zum großen Theile aus dem Auswurfe des Volkes beſtanden und daß es ihren Anführern an Klugheit, Erfahrung und Anſehen fehlte. Um die beſtimmte Zeit, in der Mitte des Sommers, ſammelte ſich daher ein treffliches, wohlgeordnetes und gerüſtetes Heer, und am 15. Auguſt 1096 brach es zu ſeiner Beſtimmung auf. Kein König war als Anführer der geſammelten Heerſchaaren zugegen; aber unter den Fürſten und Edlen ragte Gottfried, Herzog von Niederlothringen, den man nach ſeinem Stammſchloſſe Gottfried von Bouillon nannte, und der mehrmahls in den Heeren Heinrich IV. gefochten hatte, durch jegliche Heldentugend hervor; er wurde der Anführer eines Heeres von 90,000 Mann, und nahm mit demſelben den Weg durch Ungarn und die Länder des griechiſchen Kaiſers, während andere Fürſten durch Italien nach Konſtantinopel zogen. Mit der muſterhafteſten Ordnung brachte er ſein Heer durch die Länder, in denen ſchon ſo viele Kreuzfahrer den Tod gefunden hatten, vereinigte ſich mit den andern Fürſten, und rückte im Frühjahr 1097 in das türkiſche Land ein. Das vereinigte Heer der Kreuzfahrer beſtand aus 300,000 auserleſenen Streitern, und mit Weibern, Kindern, Knechten, gewiß aus einer halben Million Menſchen. Aber es fand in den Seldſchucken einen ſehr ſtreitbaren und dabei liſtigen und verſchlagenen Feind, und noch größere Hinderniſſe an den wüſten, durch die Türken noch mehr verödeten Gegenden, die es von Klein-Aſien an durchziehen mußte. Hunger und Krankheit rafften mit jedem Tage eine Menge Menſchen und Pferde hin; auch die Tapferſten fingen an zu verzagen; ohne Gottfrieds großſinnige, heldenartige Standhaftigkeit hätte vielleicht auch dieſer Zug ein unglückliches Ende genommen.

Endlich im May 1099, betraten die Füße der aus den tauſend Gefahren Uebriggebliebenen das gelobte Land, und am 6. Juli erblickten ſie, von einer

Anhöhe bei Emaus, das Ziel ihrer Wünſche, **Jeruſalem**. Ein unendliches Jubelgeſchrei erfüllte die Luft und Freudenthränen ſtürzten aus Aller Augen. Kaum konnte Gottfried ihren Eifer ſo weit zügeln, daß ſie nicht tollkühn auf die Mauern der Stadt losſtürmten. Ihre Eroberung war nicht leicht, und die Beſatzung war an Zahl viel ſtärker als die Kreuzfahrer; denn nur etwa 40,000 waren von dieſen noch übrig. Mit vieler Mühe mußte man Kriegsmaſchinen und Sturmleitern in der holzarmen Gegend zuſammenzimmern, und am 14. Juli wurde der erſte allgemeine Sturm gewagt. Er mißlang; die Beſatzung der Stadt kämpfte mit großer Tapferkeit. Am folgenden Tage aber ſtürmten die Chriſten von Neuem, und Gottfried war einer der erſten, der von ſeinem Kriegsthurme auf die feindliche Mauer ſprang. Sein Schwerdt bahnte den übrigen den Weg; bald war die Mauer an allen Seiten bezwungen, die Thore geöffnet, das ganze Heer ſtürzte in die Stadt. Ein fürchterliches Blutbad begann; in der erſten Wuth fraß das Schwerdt alles Lebendige in der Stadt, und nur wenige der Einwohner blieben übrig. Dann, als die Beſinnung zurückkehrte, reinigten die Krieger ihre Waffen von Blut, und eilten mit entblößtem Haupt und barfuß nach den heiligen Oertern; und die Stadt, welche noch eben von dem wilden Geſchrei des Mordes erſchallte, war nun erfüllt mit Gebeten und Lobgeſängen zur Ehre Gottes.

Darauf dachte man an die Wahl eines Königs für das neue Königreich Jeruſalem; Gottfried von Bouillon erſchien allen als der würdigſte; allein er weigerte ſich, da eine Krone zu tragen wo der Heiland der Welt unter der Dornenkrone geblutet habe, und nannte ſich nur den Beſchützer des heiligen Grabes. Aber als er ſchon im folgenden Jahre, 1100, ſtarb, nahm ſein Bruder **Balduin** den Namen eines Königs an.

Von den ſpätern Kreuzzügen zur Behauptung der chriſtlichen Herrſchaft in Paläſtina, an welchen auch teutſche Kaiſer Theil nahmen, wird unſere Geſchichte künftig reden.

53. Kaiſer Lothar der Sachſe. 1125—1137.

Nach dem Ausſterben des fränkiſchen Hauſes war wieder ein Augenblick gekommen, da die teutſchen Fürſten, wenn ſie unabhängige und ſelbſtſtändige Herrſcher ſeyn wollten, keinen neuen Kaiſer über ſich zu ſetzten brauchten; allein ein ſolcher Gedanke war ihnen fremd, und ſie wollten lieber einem aus ihrer Mitte gehorchen, den ſie ſelbſt auf die höchſte Stufe der Ehre erhoben, als daß Teutſchland in viele kleine Herrſchaften zerfallen ſollte.

Die teutſchen Völkerſchaften lagerten ſich wiederum in der Gegend von Maynz an den Ufern des Rheines, und zehn ausgewählte Fürſten aus den vier Hauptſtämmen verſammelten ſich in Maynz zur erſten Wahl. Es wurden drei in Vorſchlag gebracht. Herzog Friedrich von Schwaben, der mächtige und tapfere Hohenſtaufen, Lothar von Sachſen und Leopold von Oeſtreich. Dieſe beiden baten fußfällig und weinend, ſie mit ſo ſchwerer Laſt zu verſchonen; Friedrich aber dachte in ſeinem ſtolzen Sinne, es gebühre die Krone keinem andern als ihm; und ſolche Gedanken konnte man auf ſeinem Geſichte wahrnehmen. Da legte der Erzbiſchof von Maynz allen dreien die Frage vor: „Ob ſie ſich auch jedem andern Fürſten, den man etwa noch wählen könne, freiwillig unterwerfen würden?“ Die beiden andern antworteten ſogleich mit ja, Friedrich aber zauderte und begab ſich aus der Verſammlung weg, unter dem Vorwande, daß er mit ſeinen Freunden rathſchlagen müſſe. Das verdroß die Fürſten und ſie wählten nun den Lothar, faſt wider ſeinen Willen.

Aber mit den beiden mächtigen Hohenſtaufiſchen Herzögen, Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, brach bald die Feindſchaft aus und verheerte, faſt die ganze Regierungszeit des neuen Königs hindurch, die ſchönen Länder von Schwaben, Franken und Elſaß, bis ſich die beiden Herzöge doch genöthigt ſahen, ſich vor der kaiſerlichen Majeſtät zu demüthigen. In dieſem Streite hatte Lothar, um

ſeinen Anhang ſtark zu machen, ein Mittel gebraucht, welches die Urſache hundertjähriger Unruhen und Zerrütthungen geworden iſt. Er vermählte ſeine einzige Tochter an den ſchon mächtigen Herzog Heinrich den Stolzen von Baiern, aus dem Welfiſchen Hauſe, und gab ihm außer Baiern noch das Herzogthum Sachſen; das erſte Beiſpiel, daß Einer zwei Herzogthümer verwaltete. Ja, er belehnte ihn ſogar mit der reichen Mathildeſchen Erbſchaft in Italien, ſo daß Heinrichs Macht ſich von der Elbe bis weit über die Alpen erſtreckte. Die große, für Teutſchland und Italien verderbliche, Eiferſucht zwiſchen dem welfiſchen und hohenſtaufiſchen Hauſe, welches letztere auch die Ghibellinen oder Weiblinger genannt wird, iſt in dieſen Zeiten geſtiftet. Schon Lothars Regierung iſt theils mit dem Streite gegen die Hohenſtaufen, theils durch einige italieniſche Züge ſo zerſplittert, daß von den ſchönen Hoffnungen, die er durch ſein ritterliches, kluges und frommes Weſen von ſich erregt hatte, gar wenige in Erfüllung gehen konnten.

Auf ſeinem zweiten Zuge nach Italien, im Jahr 1137, wurde Lothar krank, und ſtarb auf dem Rückwege in einem ſchlechten Dorfe zwiſchen dem Inn und dem Lech im heutigen Tyrol. Sein Leichnam ward in dem von ihm geſtifteten Kloſter Königslutter in Sachſen begraben.

So wie die beiden großen teutſchen Fürſtenhäuſer, die Welfen und Ghibellinen, von nun an die Blicke auf ſich ziehen; ſo iſt auch noch zu einem dritten durch Lothar der Grund gelegt worden, indem er die Markgrafſchaft Nordſachſen, welche damahls die jetzige Altmark begriff, Albrecht dem Bären, aus dem Hauſe Anhalt, gab; einem der merkwürdigſten Männer ſeiner Zeit. Er eroberte die Mittelmark, ſo wie die um den Ukerſee gelegene Mark, nebſt der Prignitz, von den Wenden, und erwarb die Stadt Brandenburg. Um den Fleiß der Landbenutzung und Gewerbe auf die Marken zu verpflanzen, zog er viele Anbauer aus der in Flandern blühenden Volksmenge in ſein Land. Er kann als

der eigentliche Stifter der Mark Brandenburg angeſehen werden; und unter ihm, in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, ward auch zuerſt der Name Berlins genannt, welches alſo zu der nemlichen Zeit ſeinen Anfang nahm, als der erſte Herzog in Oeſtreich in der Gegend, wo Vindobona geſtanden, zu Wien den Grund legte.

IV. Die ſchwäbiſchen Kaiſer oder die Hohenſtaufen.

1137 — 1254.

54. Konrad III. 1137 — 1152.

Auch dieſesmahl fiel die Wahl des neuen Königs nicht auf den, der die Krone am ſicherſten erwartete, nemlich nicht auf Lothars Tochtermann, den mächtigen Heinrich von Baiern und Sachſen, der noch dazu die Reichskleinodien in Händen hatte; ſondern die Fürſten, durch ſeinen Stolz zurückgeſtoßen, wählten den hohenſtaufiſchen Herzog Konrad, den das Unglück weiſe gemacht hatte. Er iſt der erſte aus dem ſchwäbiſchen Kaiſerhauſe. Heinrich der Stolze wollte ſich dem neuen Kaiſer nicht beugen; da ward er in die Acht erklärt, ſeine beiden Herzogthümer ihm genommen, und Baiern dem Markgrafen Leopold von Oeſtreich, aus dem Hauſe Babenberg, Sachſen aber Albrecht dem Bären von Brandenburg gegeben. Er ſelbſt ſtarb bald darauf und hinterließ einen Sohn, den nachher ſo berühmten Heinrich den Löwen, welchem Albrecht, auf des Kaiſers Verlangen, das Herzogthum Sachſen wieder abtrat, und dagegen ſeine Erbgüter in der Mark als eine, von dem Herzogthum unabhängige, gefürſtete Markgrafſchaft beſitzen durfte. Baiern aber blieb noch bei Oeſtreich.

In jene erſte Zeit des Kampfes zwiſchen dem hohenſtaufiſchen und welfiſchen Hauſe fällt die Belagerung von Weinsberg (1140) durch Kaiſer Konrad, bei welcher teutſche Frauen-Treue den Sieg über des Kaiſers Zorn gewann. Lange und hartnäckig hatte die Stadt widerſtanden, und im Eifer beſchloß der Kaiſer, ſie mit Feuer und Schwerdt zu zerſtören; doch geſtattete er den Frauen, die darin waren, vorher auszuziehen, und ihre liebſten Kleinodien mitzunehmen. Und ſiehe, als der Tag herannahte, und die Thore aufgethan wurden, zogen die Frauen, in langen Reihen hervor, und eine jede trug ihren Eheherrn oder ſonſtigen lieben Anverwandten. Dieſes Schauſpiel rührte den Kaiſer ſo ſehr, daß er nicht nur der Männer, ſondern der ganzen Stadt verſchonte.

Als Kaiſer Konrad eben nach Italien gehen wollte, um dort das kaiſerliche Anſehen von Neuem zu befeſtigen, kam die Nachricht in Europa an, daß die Ungläubigen das heilige Land bedroheten, und ſchon die feſte Stadt Edeſſa erobert hätten. Da ſandte der Papſt Eugen III. Ermahnungsſchreiben an alle Könige und Fürſten, daß ſie den Chriſten im Morgenlande zu Hülfe kämen; und ein frommer und eifriger Mann, der Abt Bernhard von Clairvaux in Frankreich, zog umher und predigte ſo gewaltig, daß viele Tauſende ſich das Kreuz anheften ließen. Als er vor dem Könige Ludwig VII. von Frankreich redete, war die Menge derer, die das Kreuz annahmen, ſo groß, daß Bernhard ſeine Kleider zerſchneiden mußte, um Kreuze daraus zu verfertigen; und auch der König beſchloß den Zug. Nun wandte er ſich nach Teutſchland, um den Kaiſer Konrad zu bewegen. Der weigerte ſich lange, und zog vor dem Abte weg von Frankfurt nach Speier, weil er bedenken mochte, wie viel noch in ſeinem eigenen Reiche zu ordnen ſey. Aber Bernhard ließ nicht ab von ihm, und zog ihm nach gen Speier, und hier geſchah es, daß mitten in ſeiner Predigt Konrad plötzlich aufſtand, und mit weinenden Augen ausrief: „Ich erkenne die großen Wohlthaten, die mir

Gott erzeigt hat, und will mich nicht länger weigern, ſondern bin bereit, ihm zu dienen, weil ich doch von ihm ſelbſt dazu ermahnt wurde." — Bernhard heftete ihm ſogleich das Kreuz an, und übergab ihm die auf dem Altar liegende Fahne. Auch Friedrich, des Kaiſers Bruders Sohn, der nachherige Kaiſer Friedrich I., und ſogar der alte Herzog Welf, der ſich mit dem Kaiſer verſöhnte, nahmen das Kreuz. — Es wurde ein ſehr großes Heer verſammelt, ſo daß allein 70,000 Gewappnete gezählt wurden.

Aber ein glänzender Anfang menſchlicher Unternehmungen verbürgt nicht immer das glückliche Ende. Lauter Unfälle bezeichneten den großen Zug. Als ſich (1147) das Heer bei Konſtantinopel gelagert hatte, nahe an einem Bache in höchſt anmuthiger Gegend, um ſich von den Beſchwerden des Weges zu erholen, ſchwoll in der Nacht durch plötzlichen Regen der Bach ſo an, daß das ganze Lager überſchwemmt wurde, und viele Menſchen und Pferde ertranken. Und als man nun über die Meerenge nach Aſien hinübergeſetzt war, führten böſe Wegweiſer das Heer in Gegenden, welche die Türken vorher verwüſtet hatten; was man mitgenommen hatte, war bald aufgezehrt, und die Städte, an welche der Zug kam, ließen niemand ein. Da flehte dann mancher zu denen, die auf der Mauer waren, um Brod und zeigte ſein Geld; und jene ließen Stricke herab, zuerſt das Geld heraufzuziehen. Dafür gaben ſie, ſo viel ſie Luſt hatten; oft aber auch gar nichts, und oft nur ein weniges Mehl, welches mit Kalk vermiſcht war. So mußten Tauſende in Hunger und Elend umkommen; und noch mehrere fraß das Schwerdt der leichten türkiſchen Reuter, welche den Teutſchen nicht Tag noch Nacht Ruhe geſtatteten, und ſich doch auch nicht in einen regelmäßigen Kampf mit ihnen einließen, wonach dieſe herzlich verlangten. Alſo kam Konrad nach tauſend Gefahren, nur mit dem zehnten Theile ſeines Heeres, nach dem heiligen Lande; er ſahe Jeruſalem und die Kreuzesſtätte, und verrichtet dort ſeine Andacht, aber dieſes war auch

die ganze Frucht ſeiner Kreuzfahrt; er kehrte nach zweijähriger Abweſenheit zurück, und ſtarb bald darauf im J. 1152 zu Bamberg. Er war ein tapferer, großherziger und edler Mann, der von Allen geachtet wurde. Zu ſeinem Nachfolger empfahl er nicht ſeinen jungen Sohn Friedrich, der dem Reiche noch nicht vorſtehen konnte, ſondern ſeinen tapfern Neffen, den Friedrich von Schwaben, der auch den Kreuzzug mitgemacht hatte.

55. Kaiſer Friedrich Barbaroſſa.
1153 — 1190.

Dieſer Friedrich, der erſte ſeines Namens, war einer der gewaltigſten unter den alten Kaiſern, hochgeſinnt, tapfer, mit eiſernem, unbiegſamem Willen und trotziger Kraft. Auch in ſeinem Körper zeigte ſich der großartige Geiſt. Seine Geſtalt war männlich kraftvoll, die Gliedmaßen wohl gebaut und ſtark; gelbe Locken bedeckten die hohe Stirn, und unter ihr blickten die ſcharfen, durchdringenden Augen. Das Kinn ſchmückte, nach alter Sitte, ein hochgelber Bart, und nach ihm hat er ſeinen Beinamen Barbaroſſa, auf Teutſch Rothbart, erhalten Jugendlich friſche Röthe und natürliche Freundlichkeit gaben dem Geſichte den heitern Ausdruck, welcher die Gemüther anzieht; aber der feſte, ſtolze Gang und die ganze Haltung des Körpers zeigten wiederum den gebornen Herrſcher.

Schon als Jüngling hatte er Thaten verrichtet, die den großen Mann verkündigten; dazu gehörte er von väterlicher Seite zu dem weiblingiſchen, von mütterlicher zu dem welfiſchen Geſchlechte; man hoffte von ihm, er werde den Streit beider Häuſer vergeſſen machen, und wirklich war auch eine ſeiner erſten Handlungen in Teutſchland zu Gunſten des welfiſchen Hauſes. Er gab nemlich 1156 das Herzogthum Baiern wieder an Heinrich den Löwen, den Sohn Heinrichs des Stolzen, ſo daß derſelbe von neuem Sachſen und Baiern zuſammen beſaß und der

mächtigſte Fürſt in Teutſchland war. Den Markgrafen von Oeſtreich entſchädigte Friedrich dadurch, daß er Oeſtreich, dieſe altbaierſche Markgrafſchaft, von Baiern getrennt, zu einem eigenen Herzogthum erhob, und mit großen Rechten und Freiheiten beſchenkte. — Uebrigens übte der neue Kaiſer auch in andern Angelegenheiten des Reiches ſogleich ſtrenge Gerechtigkeit, beſtrafte ungehorſame Große, welche die Ruhe ſtörten, brach die Burgen der Raubritter, ließ dieſe ſelbſt hinrichten, und zeigte ſich überall als einen Beſchützer der Ordnung und des Rechtes im teutſchen Volke. Ein gleichzeitiger Geſchichtsſchreiber ſagt daher von ihm: es habe geſchienen, als gäbe er Menſchen, Himmel und Erde eine neue, friedlichere Geſtalt.

Auch Italien ſollte in ihm, dem Kaiſer, von Neuem den Herrn des römiſchen Reiches erkennen, welches auf die Teutſchen übergegangen war. Die großen Städte in dieſem Lande waren ſeit der ſchwachen und verworrenen Regierung Heinrichs IV. übermüthig geworden, und übten nur mit Widerwillen ſelbſt den billigen Gehorſam gegen den Ober-Lehnsherrn; vor allen war das Haupt der lombardiſchen Städte, das mächtige Mailand, hochfahrend und trotzig. Mailand ſtrebte ſeit dem Anfange des 12ten Jahrhunderts mit ſolcher Kraft und Beharrlichkeit empor, daß man glauben konnte, das alte Rom habe ſeinen Geiſt hierher verpflanzt. Es unterwarf ſich nach und nach mehrere der benachbarten Städte und verachtete dabei die Befehle der Kaiſer mit ſolchem Uebermuthe, daß man ſogar einem kaiſerlichen Schreiben, welches Friedrich im J. 1153 an ſie erließ, die Siegel abriß, und ſie mit Füßen trat. Da zog der Kaiſer 1154 über die Alpen und hielt, nach alter Sitte der longobardiſchen Könige, auf den Roncaliſchen Feldern am Po-Fluſſe den erſten großen Reichstag; und als nun die Klagen vieler anderen Orte gegen die Bedrückungen jener ſtolzen Stadt ſich erhoben, die ſich ſogar weigerte, darauf zu antworten, da entbrannte er in ſeinem Zorne und beſchloß, harte Strafe an ihr zu üben. Sie ſelbſt zu bela-

gern, unternahm er dieſesmahl noch nicht, weil er zu ſo wichtigem Kriege nicht gerüſtet war; aber er brach mehrere ihrer Burgen und eroberte die mit ihr verbündeten Städte Aſti und Tortona.

Zu Pavia ließ er ſich zum König der Lombardei krönen und rückte dann ſchnell gegen Rom. Hier war Uneinigkeit zwiſchen dem Papſt und dem Volke, welches in einem Taumel der Freiheit die alte römiſche Republick wieder herſtellen wollte. Keine von beiden Partheien wußte, wem zu Gunſten der Kaiſer komme. Der Papſt Hadrian IV. flüchtete nach dem wohlbefeſtigten Caſtellana, kam aber bald, als der Kaiſer ihm Sicherheit zugeſchworen, in's teutſche Lager. Bei ſeiner Ankunft erwartete Hadrian, (der als Bettlerknabe aus ſeinem Vaterlande, England, gewandert war, und ſich endlich zum Papſte aufgeſchwungen hatte,) Friedrich werde ihm, wie frühere Kaiſer dem Papſte gethan, den Steigbügel halten; und als er es nicht that, flohen die den Papſt begleitenden Kardinäle eilends nach Caſtellana zurück, indem ſie ſolche Verſäumniß als ein böſes Zeichen der kaiſerlichen Geſinnung anſahen. Hadrian aber ſtieg vom Roſſe, und ſetzte ſich auf den bereit ſtehenden Seſſel; und nun warf ſich Friedrich vor ihm nieder und küßte ſeine Füße. Da faßte der Papſt wieder Muth und machte dem Kaiſer Vorwürfe, daß er ihm vorhin die ſchuldige Ehrerbietung nicht erzeigt; und dieſer, der ſeine Ehre in größeren Dingen ſuchte, gab in der Kleinigkeit gerne nach, als ſeine Fürſten ihn verſicherten, daß auch der Kaiſer Lothar dem Papſte Innocenz II. gleiche Ehre erwieſen habe. Als der Papſt wieder wegritt, hielt er ihm beim Aufſteigen den Bügel; doch entſchuldigte er ſich, ſtolz lächelnd, mit den Worten: „er werde es ungeſchickt machen, denn er ſey noch nie ein Stallknecht geweſen.“ — Mit den Römern kam es noch zum Kampfe, denn ſie wollten ſich weder dem Papſt noch dem Kaiſer unterwerfen; die Gewalt der Waffen brachte ſie aber bald zur Ruhe.

Dann zog Friedrich zurück nach Teutſchland. Es entſtanden aber bald wieder Streitigkeiten mit dem

Papſte, welcher im Vertrauen auf den Beiſtand des normänniſchen Königs von Neapel und Sicilien, dem Kaiſer einen Brief voller Vorwürfe ſchrieb; und ſein Legat ſprach ſogar in der teutſchen Fürſten-Verſammlung die anmaßenden Worte: »Von wem hat denn der Kaiſer das Reich, wenn nicht vom Papſte?« Da wollte der erzürnte Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, welcher dem Kaiſer das bloße Schwerdt vortrug, dem Legaten den Kopf ſpalten, weil er der teutſchen Fürſten Ehre hart gekränkt glaubte; Friedrich aber hielt ihn von ſolcher That des Zornes zurück; jedoch gebot er dem Geſandten, in der Frühe des folgenden Tages nach Rom zurückzukehren. Auf die Beſchwerde des Papſtes antworteten die teutſchen Biſchöfe: ſie hätten ſich alle Mühe gegeben, die Sache auf die beſte Weiſe zu vermitteln. Der Kaiſer habe ihnen aber mit feſtem Ernſte die Antwort gegeben: »Zwei Dinge ſind, nach welchen unſer Reich muß regiert werden: die Geſetze der Kaiſer und der gute Gebrauch unſerer Vorfahren; die Gränzen wollen wir weder, noch können wir überſchreiten. Unſerm Vater, dem Papſt, erzeigen wir gern die ſchuldige Ehrerbietung, unſere freie Krone des Reichs aber ſchreiben wir bloß einer göttlichen Wohlthat zu.« Sie bäten nun den heiligen Vater inſtändig, den Zorn ihres Herrn, des Kaiſers, nicht noch mehr zu reizen.

Der Streit zwiſchen Kaiſer und Papſt dauerte indeß fort, bis zu Hadrians Tode; und von da an wurde die Sache noch verwickelter, weil die kaiſerliche Parthei Viktor III., die entgegengeſetzte aber Alexander III. wählte, denſelben, welcher als Kardinal auf der Reichsverſammlung ſo kühne Worte geſprochen hatte, und beide Päpſte ſprachen gegen einander den Bann aus, und ſuchten ihre Partheien durch alle Mittel zu verſtärken.

56. Kaiſer Friedrich und die lombardiſchen Städte.

Im Jahre 1158 bereitete Kaiſer Friedrich einen neuen großen Heereszug nach Italien, nachdem die Mailänder in dem vorhergehenden Jahre die, dem Kaiſer ergebene, Stadt Lodi in einen Aſchenhaufen verwandelt hatten. Alle teutſchen Fürſten, auch der König von Böhmen (dieſen Namen hatte ihm Friedrich ſtatt des herzoglichen gegeben), leiſteten die Heeresfolge, ſo daß ſein Heer an 100,000 Mann zu Fuß und 15000 zu Pferde ſtark war. Um Pfingſten brach es aus dem großen Lager bei Augsburg auf und zog über die Alpen. Faſt alle Städte Nord-Italiens demüthigten ſich bei dem Anblicke einer ſolchen Macht und ſchloſſen ſich an den Kaiſer an; das ungehorſame Mailand aber wurde in die Acht gethan und mußte ſich nach kurzer Belagerung dem zürnenden Herrſcher unterwerfen. Demüthig flehend erſchienen die Mailänder vor ihm, in einem den Teutſchen ganz ungewohnten Aufzuge: Geiſtliche und Weltliche kamen baarfuß und in ſchlechter Kleidung gezogen, die erſtern, indem ſie Kreuze in die Höhe ſtreckten, die Conſuln und der Adel mit Schwerdtern auf dem Nacken, die übrigen mit Stricken um den Hals; ſo fielen ſie dem Kaiſer zu Füßen, und dieſer, welcher nur ihre Unterwerfung wollte, verzieh ihnen, indem er ihnen ſagte: »ſie möchten nun erkennen, daß er leichter durch Gehorſam, als durch Waffen zu beſiegen ſey.« Darauf ließ er ſie Teue ſchwören und verſprechen, daß ſie die kleineren Städte nicht an ihrer Freiheit kränken wollten, nahm dreihundert Geißeln, und ſetzte ihnen einen kaiſerlichen Adler auf ihren Domthurm.

Allein ihre Demuth war nur äußerlich und ein Werk der Noth geweſen, und dauerte ſo lange, als des Kaiſers Macht ſie ſchreckte. Denn als er nun, den kaiſerlichen Rechten gemäß, im folgenden Jahre die Bürgermeiſter in Mailand ſetzen wollte, fielen die Bürger über ſeinen Kanzler Raynald und die übrigen Geſandten mit ſolcher Wuth her, daß dieſe

nur mit genauer Noth das Leben retten konnten. Da ſprach der Kaiſer von Neuem des Reiches Acht über Mailand aus, und gelobte in ſeinem Zorne, ſo lange ſeine Krone nicht wieder auf das Haupt zu ſetzen, bis er die übermüthige Stadt zertrümmert habe.

Zuerſt belagerte und eroberte er 1160 die Stadt Crema, welche mit den Mailändern im Bunde war, und machte ſie der Erde gleich; die Einwohner mußten in andere Orte Italiens wandern. Die ſtarke Stadt Mailand aber konnte er erſt im dritten Jahre des Krieges, 1162, bezwingen, nachdem viel Blut von beiden Seiten gefloſſen war. Seine Langmuth war erſchöpft, die Gnade hatten die kühnen Bürger nur noch übermüthiger gemacht; er beſchloß, durch ein hartes Strafgericht den Geiſt der Widerſpänſtigkeit zu ſchrecken. Die Mailänder mußten ihr Carocium, nemlich das auf einem Wagen im Streite vorangeführte Hauptbanner der Stadt, *) mit allen Stadtſchlüſſeln ausliefern; dann mußten ihre Vornehmſten nach Lodi kommen, und im Angeſichte dieſer, von ihnen verachteten und gemißhandelten, Stadt, und am folgenden Tage vor ſeiner Gemahlin, das Schauſpiel ihrer erſten Uebergabe, mit Kreuzen, Schwerdtern, Stricken, und in bloßen Füßen wiederholen. Sie thaten es dieſesmahl mit ſo kläglicher Geberde, daß alle Zuſchauenden bis zu Thränen gerührt wurden; von dem Kaiſer aber konnten ſie nichts erflehen, als nur ihr Leben. Denn ihre Stadt befahl er in einen Steinhaufen zu verwandeln, und Salz auf die Trümmer zu ſtreuen, zum Zeichen des Fluches über jeden, welcher an dieſer Stätte wieder eine Wohnung gründen würde; und die Einwohner ſelbſt mußten

*) Auf einem, mit Eiſen beſchlagenen, Wagen erhob ſich ein eiſerner Baum mit eiſernen Blättern; die Spitze des Baumes ſchmückte ein großes Kreuz, auf deſſen Vorderſeite der ſegnende Ambroſius, Mailands Schutzheiliger, abgebildet war. Die Farbe des Wagens war roth, und die vier Paar Stiere, welche ihn zogen, ebenfalls mit rothen Decken behangen. Vor dem Auszuge wurde auf dem Wagen ſelbſt ein Hochamt gehalten; das ganze Heiligthum war eine Nachahmung der Iſraelitiſchen Bundeslade.

ſich an vier verſchiedenen Stellen ihres Gebietes niederlaſſen, wo ſie unter der Aufſicht kaiſerlicher Beamten leben ſollten. Nun hatte die Stadt Mailand in ihrem Uebermuthe viele andere Städte hart gekränkt, Lodi, Cremona, Pavia, Vercelli, Novara und andere; die baten ſich's jetzt zu beſonderer Gnade aus, daß ſie die ſtolze Stadt niederreißen durften, und ſo geſchah es, daß durch die Stärke ihres Haſſes in ſechs Tagen vollbracht wurde, warauf gedungene Arbeiter wohl Monate verwendet hätten; denn wie durch ein plötzliches Erdbeben lagen die Mauern und Palläſte und Häuſer der großen prachtvollen Stadt in Trümmern. *) Da ſetzte Kaiſer Friedrich am Oſterfeſte, bei einem glänzenden Mahle zu Pavia, ſeine Krone wiederum auf.

Aber auch an ihm ſollte offenbar werden, daß des Glückes Wechſel ſelbſt den Mächtigſten treffen kann, und daß keine Gewalt es zu feſſeln vermag, als die eigene Weisheit und Mäßigung im Gemüthe. Die Strafe war zu hart geweſen; und wenn auch dieſes mit der Raubigkeit und den ſtärkeren Leidenſchaften jener Zeit entſchuldigt werden kann, ſo fehlte doch Friedrich darin, daß er die Mailänder und die andern Städte in Norditalien von nun an nicht gelinde und nach billigen Geſetzen behandeln ließ. Seine Statthalter drückten das Land ſchwer, vielleicht ohne ſeinen Willen; aber er achtete der Klagen, die vor ihn gebracht wurden, nicht; er bedachte nicht, daß ein, zur Begeiſterung für die Freiheit erwachtes, Volk durch keine Gewalt zur Knechtſchaft zurückgeführt werden kann. — Die lombardiſchen Städte traten in einen engen Bund gegen ihn zuſammen, und ſelbſt ſolche nahmen Theil daran, die vorher Mailands Feinde geweſen waren; denn jetzt, da ihre Feindin zu Boden lag, hatten ſie Mitleiden mit ihr. Venedig, Padua, Verona, Vicenza und andere ſtan-

*) Bei dieſer Gelegenheit ſind die Körper der heiligen drei Könige, die das Volk andächtig verehrte, aus dem verödeten Heiligthum genommen, und durch den Erzbiſchof Reinold mit großer Feier über die Alpen nach der Stadt Cöln geführt.

den an der Spitze des Bundes, und eine Hauptſtütze deſſelben war Friedrichs Gegner, der kühne und ſtaatskluge Papſt Alexander III. Daher zog Friedrich, als er ein neues Heer zuſammengebracht hatte, 1157 zuerſt gegen Rom. Die Römer wurden leicht aus dem Felde geſchlagen, und die Stadt ſelbſt belagert. Man kämpfte vorzüglich um die Kirchen, die gleich Feſtungen vertheidigt wurden, und in der Hitze des Streites geſchah es, daß die Teutſchen Brandfackeln in die Marienkirche, die dicht an der Peterskirche lag, warfen, und daß die Flammen bis an die letztre drangen, welche in der allgemeinen Beſtürzung von dem ſchwäbiſchen Herzog Friedrich eingenommen wurde. Der Papſt Alexander floh heimlich aus der Stadt, in der Kleidung eines Pilgrims, als die Römer über ſeine Beharrlichkeit zu murren anfingen; man ſah ihn am dritten Tage bei einem Brunnen, unfern Circello. Friedrich aber wurde, nebſt ſeiner Gemahlin, am 1ſten Auguſt 1167 von ſeinem Papſt Paſchalis in der Hauptkirche der Chriſtenheit gekrönt. Aber gleich darauf brach eine Seuche unter den Teutſchen aus, ſo furchtbar, daß ein großer Theil des Heeres und eine Menge der Vornehmſten weggerafft wurden. Es war an einem Mittwoch im Auguſtmonat, als die Krankheit ausbrach; die Hitze war ſchon lange außerordentlich angreifend und verzehrend geweſen; an dieſem Tage war am Morgen heller Sonnenſchein, dann kam plötzlich ein Regen, und darauf ſchien wieder die Sonne ſehr heiß Die Menſchen ſtarben ſo plötzlich, daß ſie oft, wenn ſie den Morgen noch geſund waren, am nemlichen Tage, während des Gehens auf der Straße, niederſtürzten. Man zählte acht Biſchöfe, vier Herzöge, unter denen des Kaiſer Vettern, Friedrich von Rothenburg und Welf der jüngere, waren, und mehrere Tauſende edler Grafen und Herren. Da ſchrie das Volk: »Das iſt Gottes Strafe für die Flammen der Peterskirche!« — Der Kaiſer war genöthigt, Italien wieder zu verlaſſen, und faſt ganz allein, heimlich und verkleidet, über die Alpen zurück zu gehen. Die Städte aber erhoben ihr Haupt; ſchon hatten ſie im Jahre 1167

die Mailänder wieder in ihre alte Stadt zurückgeführt, ſchnell waren Gräben und Wälle und die alten Mauern hergeſtellt, und darinnen arbeitete ein jeder, ſich ſeine Wohnung aus dem Schutte aufzurichten. Denn ſo groß und ſtark war die alte Stadt geweſen, daß bei der Zerſtörung doch noch Theile der Mauer, manche Stücke der Häuſer, und die Kirchen faſt alle ſtehen geblieben waren. Wie einſt Athen nach der Zerſtörung durch die Perſer, ſo erhob ſich auch jetzt Mailand durch die Hülfe der übrigen Städte ſchöner und ſtärker als vorher. Nachdem dieſes geſchehen, baute der lombardiſche Bund eine neue Stadt, als Feſtung gegen den Kaiſer, in einer fruchtbaren Gegend, von drei Flüſſen und von tiefen Sümpfen umgeben, und nannte ſie, dem Kaiſer zum Trotz und ihrem Papſte zu Ehren, Alexandria. In Jahresfriſt war die Stadt von 15000 Kriegsmännern bewohnt.

Schlacht bei Lignano 1176. — Friedrich war indeſſen in Teutſchland nicht unthätig. Zwar wurden die teutſchen Fürſten immer ſchwieriger, nach Welſchland zu ziehen, aber durch ſeine ſiegende Beredſamkeit und unermüdete Thätigkeit brachte er doch wieder ein Heer zuſammen, und erſchien 1174 zum viertenmahle in Italien. Er belagerte die Stadt Alexandria, welche ihm den Weg verſperren ſollte. Sieben Monate lag er vor der Stadt, wobei die Seinigen wiederum durch Krankheiten und Ungemach im Lager auf ſumpfigtem Boden ſehr litten; dann, als eben ſein Heer durch einen unterirdiſchen Gang hineindrang, zog der Gewalthaufe der lombardiſchen Städte, wohlgerüſtet, heran; zugleich drängten die Bürger die hereinbrechenden Teutſchen wieder hinaus und fielen das Lager an; da mußte der Kaiſer die Belagerung aufgeben und ſo eilig eine andere Stellung ſuchen, daß er genöthigt war, das eigene Lager in Brand zu ſtecken.

Es ward darauf eine Zuſammenkunft der Partheien zum Vergleiche nach Pavia verabredet. Der

Kardinal von Oſtia erſchien im Namen des Papſtes. Des Bannes wegen grüßte er den Kaiſer nicht, aber er bezeugte ihm ſeinen Schmerz darüber, indem er die Bewunderung ſeiner großen Eigenſchaften ausſprach. Friedrich indeſſen wollte keine Bedingungen eingehen, welche den Gegnern Vortheile brächten, denn er erwartete einen Zuzug ſeines Heeres über Como; da dieſes die Verbündeten merkten, erſahen ſie ſchnell den günſtigen Augenblick und lieferten ihm, unter dem Hauptbanner des heiligen Ambroſius von Mailand, die entſcheidende Schlacht bei Lignano, 1176. Sie waren die Stärkeren an Zahl und hatten eine gute Stellung; ihr Heer war von einer Seite durch einen Graben umſchloſſen, der jede Flucht unmöglich machte. Als ſie den Kaiſer heranziehen ſahen, traten ſie in Schlachtordnung; der Mailänder Carocium ſtand in der Mitte, umgeben von 300 Jünglingen, die ſich auf Leben und Tod verbunden hatten, es zu beſchützen. Auch die Schaar des Todes, 900 Reuter, die einander den Todesſchwur geleiſtet, ſtanden zum Schutze bereit. — Die Schlacht begann, und bald wankte der eine lombardiſche Flügel; auch die Ordnung der Mailänder kam in Verwirrung. Da drängte der Kaiſer gerade auf die Mitte los, um das Carocium zu gewinnen; die Schutzſchaar wich, der Teutſchen Muth wuchs, ſie bemeiſterten ſich des Caroctums und riſſen die Feldzeichen herab. Allein in dem entſcheidenden Augenblicke ermannte ſich die Todesſchaar wieder und ſtürmte von Neuem heran. Des Kaiſers Fahnenträger ſank an ſeiner Seite nieder, die Heerfahne mit ihm; doch der Kaiſer in glänzender Rüſtung kämpfte noch den Seinigen voran. Plötzlich ſtürzte auch er mit dem Streitroſſe und verſchwand. Da ergriff Alle Schrecken und Verwirrung; Friedrichs Heer litt eine gänzliche Niederlage; er ſelbſt entkam nur mit wenigen Getreuen in dem wilden Getümmel, unter dem Schutze der Nacht. Faſt alle Bürger von Como, ſeine Bundesgenoſſen, von alten Kriegen wider Mailand erbittert, blieben auf dem Schlachtfelde.

Hierauf begehrte der Kaiſer den Frieden, und

Alexander äußerte: »Daß ihm nichts erwünſchter ſey, als von dem größten Helden der chriſtlichen Welt Frieden zu erhalten; er bitte um das einzige: daß er ihn auch den Lombarden ertheile; er ſelbſt wolle ſich in jene Lande begeben.« — Die beiden großen Gegner hatten ſich gegenſeitig achten gelernt; Friedrich wünſchte eine Unterredung mit dem Papſte und dieſer begab ſich nach Venedig. Seine Reiſe dahin glich einem Triumphzuge; man ſah ihn als den Retter der Freiheit, als den Vater der italieniſchen Freiſtaaten an. Auch Friedrich kam dahin, und indem, wie ein alter Geſchichtſchreiber ſagt, Gott ſein Herz lenkte, daß er plötzlich den löwenartigen Stolz ſeines Gemüthes ablegte, und milde und ſanft wurde, wie ein Lamm, warf er ſich vor den Füßen des Papſtes, der ſeiner am Eingange der St. Marcus Kirche wartete, nieder, und küßte ſie; und der Papſt hob ihn mit Thränen auf und gab ihm den Friedenskuß; und die Teutſchen ſangen dazu: »Herr Gott dich loben wir.« Da nahm der Kaiſer den Papſt bei der Hand, und führte ihn in die Kirche, und dieſer ertheilte ihm den Segen. Am folgenden Tage aber hielt der Papſt, auf ausdrückliches Verlangen des Kaiſers, das Hochamt; und Friedrich, nachdem er ſelbſt, gleichſam als Kirchendiener, dem heiligen Vater den Weg durch die Menſchen gebahnt hatte, begab ſich unter den Chor der teutſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe und hörte andächtig die Meſſe.

So milderten in dieſen Tagen religiöſe Gefühle den ſtrengen Sinn des Kaiſers, ohne daß er ſeiner Majeſtät etwas vergab; denn ſeine Demuth war freiwillig und erwarb ihm deshalb die allgemeine Achtung; und ſein Betragen war aufrichtig, und daher die Ausſöhnung mit dem Papſte vollkommen und dauernd. Mit den Lombarden wurde, weil noch nicht alle Punkte des Vergleichs berichtigt werden konnten, zunächſt ein Stillſtand auf ſechs Jahre geſchloſſen. Es mußten alle Rechte und Herkommen unterſucht, die gegenſeitigen Forderungen abgewogen, das Verhältniß der italieniſchen Städte zum Kaiſer

und Reiche neu geordnet werden; dazu bedurfte es der Zeit.

Der Kaiſer kehrte 1178 nach Teutſchland zurück, wo ſeiner eine andere Angelegenheit wartete.

---

67. Herzog Heinrich der Löwe.

Wie das hohenſtaufiſche Haus in dieſen Zeiten an ſeinem Kaiſer ein mächtiges, hochſtrebendes Haupt hatte, ſo das welfiſche an Heinrich dem Löwen, Herzoge von Baiern und Sachſen; und während Friedrich in Süden den großen Kampf gegen die italieniſchen Städte führte, erweiterte Heinrich ſeine Macht in Norden durch glückliche Kriege gegen die Wenden. Sein Name war furchtbar in dieſen Gegenden. Er eroberte einen großen Theil von Mecklenburg und Pommern und bevölkerte das Land, wie Albrecht der Bär mit den Marken gethan, durch Anbauer aus Brabant, Flandern und Teutſchland; er legte Bißthümer und Stifter an, ſetzte allenthalben in dieſen Landen Grafen und Richter, ſchuf Wälder und Sümpfe in fruchtbares Feld um, und wurde ſo, indem er ſeine eigene Macht vergrößerte, Beförderer der Kultur im teutſchen Norden. Lübeck, 1140 angelegt, der Sitz eines Biſchofs, blühte herrlich auf, Hamburg, von den Wenden zerſtört, ward wieder aufgerichtet. So erſtreckten ſich ſeine großen Beſitzungen von den Ufern der Oſt- und Nordſee bis über die Donau in die ſüdlichen Gebirge. Auch München in Baiern hat er geſtiftet

Als nun aber der Neid benachbarter teutſcher Fürſten gegen ihn rege wurde, ließ er, als Warnungszeichen, einen großen, aus Erz gegoſſenen, Löwen vor ſeiner Burg in Braunſchweig aufrichten. Sie verſtanden das Zeichen, und obwohl ſie einzeln zitterten, verſuchten ſie es doch noch einmahl, durch einen großen Bund ſeinen Fortſchritten Einhalt zu thun Er aber, raſch wie das königliche Thier, deſſen Bild er ſich gewählt hatte, brach los, eroberte Bremen wieder, verheerte mit Feuer und Schwerdt

Thüringen und das Erzſtift Magdeburg, vertrieb den Biſchof Konrad von Lübeck und demüthigte alſo die Feinde. — Als aber Kaiſer Friedrich 1168 aus Italien zurück kam, ſtellte dieſer durch ſein Anſehn die Ruhe wieder her, und beide Theile mußten ihre Eroberungen herausgeben.

Der edle Welfe, dem Ruhe verhaßt war, machte darauf einen Kreuzzug; aber als er wiederkehrte, entſpannen ſich die Unruhen von Neuem, und nun zog er ſich an dem Kaiſer ſelbſt einen übermächtigen Gegner zu. Dieſer, der bis dahin ſein Freund geweſen, rechnete vor Allem auf ihn, als er zum viertenmahl nach Italien zog, zur ernſten Entſcheidung mit den Lombarden. Da gab Heinrich, der ungern mitgezogen war, unerwartet nöthige Geſchäfte in ſeinen eigenen Landen vor, und verließ des Kaiſers Heer, obgleich dieſer dringend bat und mahnte, und ſogar, wie erzählt wird, die kaiſerliche Hoheit ſo ſehr vergaß, daß er dem Herzog zu Füßen fiel. Der Stolze hob ihn nicht einmahl auf, ſondern zog von dannen, und ſeiner Abweſenheit hatte Friedrich wohl am meiſten das Unglück bei Lignano zuzuſchreiben. — Das konnte er ihm nicht vergeſſen; und als er nun nach dem Frieden von Venedig nach Teutſchland zurückkehrte, und von allen Seiten neue Klagen gegen den Herzog ertönten, forderte er ihn vor einen Reichstag nach **Worms**. Heinrich erſchien nicht; ein zweiter ward ihm nach **Magdeburg** angeſetzt; auch da erſchien er nicht; und als er nun auf dem dritten und vierten zu **Goslar** und **Würzburg** auch nicht kam, ſaß der Kaiſer über ihn zu Gericht, und die Fürſten erkannten **ſeine Entſetzung von allen ſeinen Reichswürden und Lehen** als Strafe für ihn. Da ſprach Friedrich die **Acht** aus, und vertheilte ſeine Lehen unter andere Fürſten. **Sachſen**, welchem er nur den Schatten ehemaliger Größe ließ, indem er es um den Kurkreis Wittenberg und das kleine Lauenburgiſche Land an der Nieder-Elbe einſchränkte, ſprach er dem zweiten Sohne Albrechts des Bären, Bernhard von Anhalt zu; **Baiern** dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach; einen

Theil Weſtphalens gab er dem Erzbiſchof von Köln, unter dem Titel eines Herzogthums, und andere Stücke des ſächſiſchen Landes den Biſchöfen von Magdeburg, Hildesheim, Paderborn, Bremen, Verden und Minden; die Städte Lübeck und Regensburg wurden freie Reichsſtädte, und in Pommern, welches nun mit dem Reiche verbunden wurde, machte Friedrich die Brüder Caſimir und Bogislaus zu Herzögen.

Die Feinde griffen auf des Kaiſers Richterſpruch gern und raſch zu den Waffen, um ſich ihren Theil der Beute zu nehmen; allein der alte Löwe wehrte ſich tapfer. Sie konnten nichts gegen ihn ausrichten, und wurden ſogar wiederholt geſchlagen, bis Friedrich ſelbſt mit einem Heere kam. Da ward er ſo hart gedrängt, daß er ſich endlich 1182 dem Kaiſer zu Erfurt zu Füßen warf. Die Demüthigung des alten Freundes und Waffenbruders, deſſen ſtolze Seele nun gebrochen war, preßte Friedrichen Thränen aus; er verzieh, aber, damit der Feinde Haß durch die Zeit beſänftigt werden möchte, rieth er ihm, auf drei Jahre Teutſchland zu meiden, und bei ſeinem Schwiegervater, dem Könige von England, zu verweilen; ſeine Erbländer Braunſchweig und Lüneburg blieben ihm. So geſchah es, gleichſam durch ein wunderbares Vorſpiel des Schickſals, daß der Herzog eine Zeitlang als Verbannter in dem Lande wohnte, wo ſeine Nachkommen einſt einen glänzenden Thron beſteigen ſollten. Ja, ſeine Gemahlin Mathilde gebar in England denſelben Wilhelm, der der Stammvater der engliſchen Könige aus dem Hauſe Hannover geworden iſt.

---

58. Kaiſer Friedrichs letzte Lebensjahre.

Dieſes große Beiſpiel kaiſerlicher Obergewalt in Teutſchland mogte auch auf das Gemüth der Italiener wirken; und als im folgenden Jahre, 1183, der ſechsjährige Waffenſtillſtand mit den Lombarden abgelaufen war, und der Kaiſer ſich überdies als

ein gnädiger Herrſcher zeigte, kam der **Friede zu Koſtnitz** mit ihnen zu Stande, der von nun an als Grundgeſetz zwiſchen dem Kaiſer und Ober-Italien galt. Der Kaiſer behielt große Rechte: er ſetzte die von den Bürgern gewählten Bürgermeiſter durch ſeine Grafen ein, erneuerte ihre Würde von fünf zu fünf Jahren, behielt die oberrichterliche Gewalt, bezog noch manche Abgaben, und alle Bürger von fünfzehn bis ſiebenzig Jahren ſchwuren ihm den Eid der Treue. In ſo weit erhielten die Städte die volle bürgerliche Freiheit innerhalb ihrer Mauern, daß ſie nach ihren Gewohnheiten und Geſetzen leben und neue Einrichtungen machen konnten, wie ſie wollten; und ihr Bund unter einander durfte beſtehen.

Nun konnte Friedrich zum letztenmahl 1186 in Frieden nach Italien ziehen; und wie in ſeinem Innern Ruhe und Zufriedenheit war, ſo bewegte ſich auch Alles um ihn herum in Freude und Jubel. Die Lombarden empfingen ihn, als wenn nie Feindſchaft zwiſchen ihnen geweſen wäre. Er ließ ſeinem Sohne Heinrich die eiſerne Krone der Lombarden aufſetzen und vermählte ihn unter großen Feſtlichkeiten zu Mailand, welches um die Ehre beſonders gebeten hatte, mit der **Conſtantia**, der Erbin von Neapel und Sicilien, wodurch dem Hohenſtaufiſchen Hauſe neue und große Hoffnungen aufgingen. Denn wenn es, im Beſitze von Nord-Italien, nun auch das untere Italien beſaß, ſo mußte bald die Halbinſel ihm unterworfen ſeyn, und ihre Unterwerfung konnte zu der von Teutſchland führen, — ſo ſchien es. — Das ahndete dem alten, noch jugendlich hoffenden, Kaiſer wohl nicht, daß er durch dieſes letzte und glänzende Gelingen ſeines großartigen Lebens den Grund zu dem Untergange ſeines Hauſes legte!

Kreuzzug und Tod 1190. — Es ſchien, als wenn das Schickſal, nachdem es alle Stürme dem alten Helden beſchwichtigt hatte, ihm nun den Ruhm eines ſchönen Todes in einem heiligen Unternehmen bereiten wollte. Es kam plötzlich die Nach-

richt in Europa an, daß Jeruſalem durch den Sultan Saladin den Chriſten wieder entriſſen ſey. Papſt Urban III. ſtarb vor Schrecken bei dieſer Nachricht, und ſein zweiter Nachfolger, Clemens III., forderte durch dringende Briefe die europäiſchen Fürſten zur Befreiung der heiligen Stadt auf. Alſo ſchifften ſich zuerſt alle durch Europa zerſtreuten Tempelherrn und Johanniter ein; die Italiener ſammelten ſich unter den Erzbiſchöfen von Ravenna und Piſa; es rüſtete ſich die Macht der Normännen; fünfzig Schiffe von Dänemark und Friesland, 37 von Flandern; Richard Löwenherz, König von England, Philipp Auguſt von Frankreich, vor Allen Kaiſer Friedrich Barbaroſſa. An der Spitze von 150,000 wohlgerüſteten Streitern zog der greiſe Held aus. Die Griechen, die gleiche Treuloſigkeit gegen ihn üben wollten, wie gegen Konrad III., züchtigte er und brach ihre Städte; den Sultan von Cogni in Kleinaſien, der ihm ſeine Freundſchaft angetragen hatte und ihn darnach doch verrieth, ſchlug er in die Flucht und eroberte ſeine Hauptſtadt. Und bei allen dieſen Kämpfen glänzte er noch, als Greis, in ſeiner Heldenkraft allen voran. Aber er ſollte das Ziel ſeiner Mühen dennoch nicht ſehen; als er ſich in den kühlen Wellen des Fluſſes Seleph in Armenien durch Baden erquicken wollte, nicht weit von dem Orte, wo Alexander der Große durch Baden in Lebensgefahr kam, faßte ihn die Hand des Todes; erſtarrt zog man ihn aus dem Waſſer und er ſtarb. Sein hoher Geiſt ſollte den unglücklichen Ausgang eines ſo großen Unternehmens nicht ſehen. Das teutſche Heer wurde zum großen Theile vor der Stadt Antiochia durch Krankheiten aufgerieben, und des Kaiſers zweiter Sohn Friedrich ſtarb bei der Belagerung der Stadt Accon. Jeruſalem ward nicht wieder erobert.

Welche Trauer Kaiſer Friedrichs Tod im ganzen Abendlande erregte, bezeugt ſelbſt ein franzöſiſcher Schriftſteller der damaligen Zeit, welcher nach ſeiner Weiſe alſo darüber redet: »Ein ſo tödtlicher, Mark und Bein durchdringender Ruf hat mich ver-

wundet, daß mir zum Leben alle Luſt und Hoffnung vergangen iſt. Denn ich habe vernommen, daß jene unbewegliche Säule des Reichs, Teutſchlands Grundfeſte, und jener Morgenſtern, der alle übrigen Sterne an Glanz übertraf, Friedrich nemlich, im Orient das Leben geendigt. Nun iſt jener ſtarke Löwe nicht mehr, deſſen majeſtätiſches Angeſicht und mächtiger Arm die wilden Thiere von Verwüſtungen abgeſchreckt, die Rebellen unterjocht und die Räuber zur Ruhe gebracht hat!« — Und zu welchem Anſehen das Kaiſerthum überhaupt durch ihn wieder gebracht war, drücken die Worte ſeines Kanzlers Reinold auf einem Reichstage zu Beſançon aus, indem er dort ſagte: »Teutſchland habe einen Kaiſer, das übrige Europa aber nur Landkönige.«

59. Kaiſer Heinrich VI. 1190—1197.

Friedrichs älteſter Sohn Heinrich war ſchon bei des Vaters Lebzeiten zum Nachfolger ernannt; aber er war dem Vater nicht ähnlich. Sein Sinn war hart und grauſam, und um große Plane des Ehrgeitzes durchzuführen, ſtand ſein Begehren nach vielem Gelde. Das zeigte ſich bei einer Begebenheit, die ihm nicht zum Ruhme gereicht. König Richard Löwenherz von England hatte ſich bei der Belagerung von Accon oder Potlemais im gelobten Lande, von der wir ſchon geredet, mit dem Herzoge Leopold von Oeſtreich entzweit; denn als die Teutſchen einen Thurm der Stadtmauer erſtürmten, während auf der andern Seite ſchon wegen der Uebergabe unterhandelt wurde, pflanzte Herzog Leopold das teutſche Banner hoch auf dem Thurme auf; der ſtolze König aber ließ es herunterreißen, und es ward von den Engländern in den Koth getreten Das war eine Beſchimpfung des geſammten teutſchen Volkes und verdiente hart geahndet zu werden; aber die Rache, die der Herzog und Kaiſer Heinrich ſpäter an dem Könige nahmen, war unedel. Richard nemlich wurde auf ſeiner Rückreiſe aus dem gelobten

Lande durch einen Sturm an die italieniſche Küſte bei Aquileja geworfen, und wollte ſeinen Weg durch Teutſchland fortſetzen; aber obgleich er ſich als Pilger verkleidet hatte, wurde er in Wien durch ſeinen Aufwand und die Unvorſichtigkeit ſeiner Begleiter erkannt, gefangen genommen, und dem Herzoge, der früher zurückgekehrt war, ausgeliefert; und dieſer übergab ihn dem Kaiſer Heinrich. Nun wurde der edle ritterliche König in Ketten gelegt und in hartem Gefängniſſe gehalten, bis er vor der teutſchen Fürſtenverſammlung zu Hagenau förmlich als Angeklagter geſtanden, und ſich verantwortet hatte, und bis die Engländer ein Löſegeld von einer Million Thaler, für die damalige Zeit eine unmäßig große Summe, für ihn bezahlten. Dann erſt wurde er losgelaſſen und kehrte nach England zurück. Heinrich verfuhr in dieſem Allen nach der alten, großen Idee des Kaiſerthums, wonach daſſelbe über alle Könige der Chriſtenheit geſetzt war, und der Kaiſer über ſie zu Gericht ſitzen konnte. Aber die Art, wie er ſich hierbei zeigte, war des Kaiſerthums nicht würdig.

Mit Heinrich dem Löwen, welcher nach ſeiner Rückkehr aus England neuer Kriege Urſache geworden war, ſchloß Heinrich einen dauernden Vergleich, und die Heirath von deſſen Sohne, Heinrich dem Schlanken, mit der pfälziſchen Prinzeſſin Agnes befeſtigte die Verſöhnung der beiden berühmten Häuſer.

Nun ſtrebte Kaiſer Heinrich vor allen Dingen danach, Neapel und Sicilien, die Erbſchaft ſeiner Gemahlin Conſtantia, ſeinem Hauſe zu verſichern; aber die Habſucht und die Grauſamkeit, mit welcher er dabei verfuhr, wandte der neuen Unterthanen Gemüther nur noch mehr von ihm ab, und vermehrte den Haß gegen die Teutſchen. Denn nicht nur führte er das Gold und Silber und die Koſtbarkeiten der alten normänniſchen Könige in ſolcher Menge von dannen, daß 160 beladene Laſtthiere damit nach dem Schloſſe Trifels am Rheine zogen, ſondern er ließ auch den Großen, die ſich empört hatten, die Augen ausſtechen, ſie, gleichſam zum Hohne dafür, daß ſie

nach Königs-Stühlen und Kronen geſtrebt, auf Stühle von glühendem Eiſen ſetzen, und mit ähnlichen Kronen martern. Da wurden die übrigen freilich ſo geſchreckt, daß ſie Gehorſam gelobten, aber es kam nicht von Herzen; und mitten in dieſen Unternehmungen, während er auf noch Größeres dachte, ſtarb Heinrich plötzlich in Sicilien, 1197, im 33ſten Jahre ſeines Alters.

Sein Sohn Friedrich war noch unmündig, und die beiden Partheien in Teutſchland, die hohenſtaufiſche und welfiſche, trennten ſich wieder ſo ſehr, daß die eine Heinrichs Bruder Philipp, die andere den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, durch Tapferkeit und Leibesſtärke ausgezeichnet, erwählte, und Teutſchland alſo wieder zwei Könige hatte.

---

60 Philipp von Schwaben, 1197—1208, und Otto IV., 1197—1215.

Bei dieſer unglücklichen Spaltung iſt Teutſchland mehr als zehn Jahre hindurch der Schauplatz von Zerrüttung, Raub und Mord geweſen, und beide Fürſten, die mit guten Eigenſchaften begabt waren, konnten nichts für das Reich thun; im Gegentheil, in ihrem Streben, ein jeder für ſich den Papſt zu gewinnen, vergaben ſie dem klugen Innocenz III., unter welchem das Papſtthum auf die höchſte Stufe der Macht gelangte, viele von ihren Rechten. Ja, Otto IV. erkannte ſogar des Papſtes Anſpruch, aus eigener Machtvollkommenheit das Kaiſerreich zu verleihen, und nannte ſich in Briefen an den Papſt einen Römiſchen König aus Gottes und ſeiner (des Papſtes) Gnade.« Dafür, und weil er ein Welfe war, begünſtigte ihn Innocenz aus allen Kräften, und als Philipp 1208 durch Otto von Wittelsbach, einen Brudersſohn deſſen, dem Friedrich I. das Großherzogthum Baiern verliehen hatte, zu Bamberg ermordet war, — aus Rache, weil er ihm ſeine Toch-

ter, die er ihm verſprochen hatte, nicht gab, — wurde Otto VI. allgemein anerkannt, und in Rom feierlich gekrönt. Allein die Freundſchaft mit dem Papſte dauerte nicht lange, weil Otto einſah, daß er in ſeiner Nachgiebigkeit zu weit gegangen ſey, und nicht alle Rechte des Reiches dahin geben dürfe; der Papſt ſetzte ihm daher den jungen Friedrich, Heinrichs Sohn, der unterdeß in Sicilien herangewachſen war, als König entgegen. Er gewann bald Anhang, ward 1215 in Aachen gekrönt, und Otto lebte zuletzt verlaſſen und unthätig in ſeinen Erblanden, und ſtarb 1218.

61. Kaiſer Friedrich II. 1215—1250.

Dieſer Enkel Friedrichs I. war ſeines großen Geſchlechts würdig durch Heldenſinn, Feſtigkeit des Willens und Kühnheit des Geiſtes, und durch ſolche Milde und Anmuth bei ſeiner Erhabenheit, daß der Eindruck ſeiner perſönlichen Größe noch lang nach ſeinem Tode blieb. Dabei liebte er Aufklärung durch Kunſt und Wiſſenſchaft; er übte ſelbſt die Dichtkunſt und es war Empfindung, Leben und Wohlklang in ſeinen Werken. Sein kühner Blick traf beſonders die Thorheiten ſeines Zeitalters, und er ſtrafte ſie oft mit ſcharfem Spotte; dagegen ſah er in jedem, wer, woher, welches Glaubens er war, nur der Menſchen, und ehrte ihn, wenn er tüchtig war.

Und dennoch hat dieſer Kaiſer wenig Großes verrichten können; denn ſeine beſte Kraft wurde in dem neu aufwachenden Kampfe der kaiſerlichen gegen die päpſtliche Gewalt verzehrt, welcher nie verderblichere Folgen gehabt hat, als unter ſeiner Regierung; und Teutſchland in'sbeſondere hat ſich ſeines Kaiſers wenig zu erfreuen gehabt, weil ſein Blick noch mehr, wie der der übrigen Hohenſtaufen, auf Italien gerichtet war. Der Geburt und der Erziehung nach mehr Italiener als Teutſcher, lag ihm ſein ſchönes Erbreich beider Sicilien vorzüglich am

Herzen; und in Teutſchland konnte ſich die Vielherrſchaft der Vaſallen indeß immer feſter begründen, zu derſelben Zeit, als in Frankreich die königliche Macht durch Einziehung beträchlicher Lehen ihren Sieg über das Lehnsweſen vorzubereiten anfing.

Friedrichs Streit mit den Päpſten hatte vorzüglich dreierlei Urſachen: zuerſt konnten die Päpſte, Gregor IX. und Innocenz IV., es nicht ihm verzeihen, daß er, außer Nord-Italien, auch Sicilien und Neapel beſaß, und dadurch ihr Reich von zweien Seiten erdrücken konnte; zweitens, daß er die großen Vorrechte, die ihnen der ſchwache Otto IV. eingeräumt hatte, nicht unbedingt wollte gelten laſſen; und drittens, was ihren Zorn am heftigſten erregte, daß er in der Erbitterung des Streites oft die Schärfe ſeines Spottes gegen ſie wandte, und ſie ſowohl lächerlich als verächtlich zu machen ſuchte.

Der Anfang des Streites kam indeß durch eine beſondere Veranlaſſung. Friedrich hatte bei ſeiner Krönung zu Aachen die Pflicht eines Kreuzzuges zur Befreiung Jeruſalems auf ſich genommen, und dieſes Verſprechen bei der Kaiſerkrönung zu Rom 1220 erneuert. Nun aber fand er in ſeinen italieniſchen Erbländern, ſo wie an der Widerſetzlichkeit der lombardiſchen Städte, die nach Friedrichs I. Zeit wieder übermüthig geworden waren, ſo viel zu thun, daß er immer von Neuem einen Aufſchub vom Papſte begehren mußte. Endlich, im Jahre 1227, ſegelte er wirklich mit einer Flotte ab, kehrte aber nach wenigen Tagen zurück, weil er krank geworden war; und der ganze Kreuzzug ward zu nichts. Da erzürnte Gregor IX., und that ihn, ohne auf ſeine Entſchuldigung zu achten, in den Bann, indem er behautete, ſeine Krankheit ſey erdichtet geweſen. — Um alle ſolche Beſchuldigungen durch die That zu widerlegen, ging der Kaiſer im folgenden Jahre wirklich nach Paläſtina; allein darüber ſchalt ihn der Papſt nur noch härter als zuvor, weil ein mit dem Bannfluch Beladener ein ungeſchicktes Werkzeug zum Dienſte Gottes ſey. Und damit er nichts Großes im gelobten Lande verrichte, ſchickte der Papſt Befehle dahin,

daß weder die dortige Geiſtlichkeit noch die Ritter-orden mit ihm Gemeinſchaft haben ſollten; ja er ſelbſt fiel mit ſeinen Truppen in Friedrich's Erblän-der in Italien ein, und eroberte einen Theil von Apulien.

Friedrich aber kam im gelobten Lande ſchnell zu einem glücklichen Ende; der Sultan Al Kamel ſchloß mit ihm einen Waffenſtillſtand auf zehn Jahre, und gab Jeruſalem, Bethlehem und Nazareth wieder heraus. Da zog der Kaiſer in die heilige Stadt ein und betrat die Stätte des Grabes; aber der Pa-triarch von Jeruſalem und die Prieſter, dem Befehle des Papſtes gehorſam, wollten keinen Gottesdienſt in ſeiner Gegenwart halten. Er verrichtete deſſen-ungeachtet ſeine Andacht und ſetzte ſich ſelbſt, in Ge-genwart ſeiner Großen, die Krone eines Königs von Jeruſalem auf; denn er hatte die Jolantha, die Toch-ter des Königes Johann, von Jeruſalem, geheirathet und dadurch ſeine Anſprüche erworben. *) — Dann wandte er ſich ſchnell nach Italien zurück. Seine Gegenwart ſtellte bald Alles wieder her, was verlo-ren war, und der Papſt ſah ſich genöthigt, 1230 Frieden zu ſchließen, und den Bann zu löſen.

Es ſchien ein ruhiger Augenblick in Friedrichs Leben einzutreten; allein das Schickſal ergriff ihn von einer andern Seite. Sein eigner Sohn Hein-rich, den er als Reichsverweſer in Teutſchland ge-laſſen hatte, empörte ſich gegen ihn, wahrſcheinlich durch Ehrgeiz und ſchlechte Rathgeber aufgereizt. Nach fünfzehnjähriger Abweſenheit kehrte Friedrich nach Teutſchland zurück, und mit blutendem Herzen mußte er den eigenen Sohn mit Gewalt überziehen, ihn gefangen nehmen, und nach Apulien ins Ge-fängniß führen, wo er nach ſieben Jahren geſtor-ben iſt.

Bei dieſer Gelegenheit hielt auch Friedrich im J. 1235 einen großen Reichstag zu Mainz,

*) Der Titel „König von Jeruſalem" erbte von Friedrich auf die Könige von Neapel und Sicilien.

wo 64 Fürſten und überhaupt 12,000 Edle und Ritter erſchienen. Es wurden hier ſchriftliche Geſetze über den Landfrieden und manche andere Anordnungen gemacht, welche dem Reiche die hohe Klugheit ſeines Kaiſers zeigten. Auch in ſeiner Pracht und in der Fülle jener ſchmuck- und genußreichen Zeit ſah ihn das Vaterland; noch vor dem Reichstage feierte er in Worms ſeine Vermählung mit der engliſchen Königstochter Iſabella. Die kaiſerliche Braut wurde auf den Gränzen des Reiches von einem glänzenden Geleite von Rittern und Edeln eingeholt; in allen Städten, durch die ſie zog, kam ihr unter Geſang und Glockengeläute die Geiſtlichkeit entgegen, und in Köln, deſſen Straßen feſtlich geſchmückt waren, wurde ſie empfangen von zehntauſend Bürgern zu Pferde, in ſchönen Kleidern und Waffen. Wagen mit Orgeln, in Geſtalt von Schiffen, indem Räder und Pferde mit Purpurdecken verhüllt waren, ließen eine harmoniſche Muſik ertönen, und die ganze Nacht hindurch ſangen Chöre von Jungfrauen unter den Fenſtern der Kaiſersbraut. Bei der Vermählung in Worms waren vier Könige, eilf Herzöge, dreißig Grafen und Markgrafen zugegen. Die heimkehrenden engliſchen Geſandten beſchenkte Friedrich auf das reichſte; und unter andern koſtbaren Geſchenken und Seltenheiten aus dem Morgenlande ſchickte er dem Könige von England auch drei Leoparden mit, weil Leoparden zum engliſchen Wappenſchilde gehören.

Von dieſen friedlichen Geſchäften mußte Friedrich im folgenden Jahre wieder zu ſehr ernſthaften nach Italien zurückkehren. Die lombardiſchen Städte waren es, die ſeine Gegenwart forderten; ſie hatten ihren alten Bund erneuert und wollten ihm nicht den Gehorſam leiſten, den er als Kaiſer fordern durfte. Mit Hülfe ſeines tapfern Feldherrn, des Ritters Ezelin de Romano, eroberte er mehrere der verbündeten Städte, und ſchlug die Mailänder 1237 bei Cortenuova ſo aufs Haupt, daß ſie ſich gern demüthigen wollten, wenn er nur leidliche Bedingungen bewilligte; er aber, ungewarnt durch das Beiſpiel ſeines Großvaters, verlangte Ergebung auf

Gnade und Ungnade, und ſie, die gleichfalls der frü-heren Zeiten gedachten, wollten lieber, wie ſie ſag-ten, unter ihren Schildern ſterben, als durch den Strang, durch Hunger und Brand umkommen. — Von dieſer Zeit fängt das Unglück in Friedrichs Le-ben recht an; er hatte, nach dem Ausdruck eines Schriftſtellers, die Gunſt vieler Menſchen verloren, weil er ſo unerbittlich ſich gezeigt. Auch ſein alter Feind, Gregor IX., ſtand wiederum gegen ihn auf, verband ſich mit den Städten, und that ihn von Neuem in den Bann. Ja, die Feindſchaft zwiſchen beiden ging ſo weit und artete ſo ſehr in perſönli-chen Eifer aus, daß der Papſt den Kaiſer in einem Schreiben an die übrigen Fürſten mit: »jenem apo-kalyptiſchen, von dem Meere aufſteigenden Ungeheuer verglich, welches voll Namen der Gotteslästerung ſey, und buntſcheckig wie ein Leopard;« und Fried-rich darauf mit einer andern Stelle der Schrift ant-wortete: »Es ging ein anderes rothes Pferd vom Meere aus, und der darauf ſaß, nahm den Frieden vom Erdboden weg, damit die Lebendigen einander ſelbſt tödteten.«

Aber eine große Gewalt war in jenem Zeitalter auf des Papſtes Seite und kämpfte gegen Friedrich; — das war die Gewalt der öffentlichen Mei-nung. Der Papſt warf die ſchwere Beſchuldigung auf den Kaiſer, daß er ein Verächter der Religion und der heiligen Kirche ſey, und ſich zu dem Un-glauben der Sarazenen neige; und Friedrichs kecker und muthiger Witz gab oft, unbedachter Weiſe, Ver-anlaſſung zu ſolchem Glauben. Auch war ſein Leben nicht rein und tadellos, ſondern von Ausſchweifun-gen der Sinnlichkeit befleckt. Er ſank immer mehr in der allgemeinen Achtung, und dieſes war es, was ihm die letzte Zeit ſeines Lebens verbitterte und ihn endlich in Gram verzehrte. Seine Waffen waren noch oft glücklich, aber ſein Geiſt nicht mehr heiter; und zuletzt verließ ihn auch einigemahl das Waffen-glück, ſo daß ſogar ſein Sohn Entius in die Ge-fangenſchaft der Bologneſer gerieth, in welcher der-ſelbe noch zwei und zwanzig Jahre lang alle Söhne

und Enkel Friedrichs, die durch Gift und Schwerdt und Henkershände fielen, überlebte

Europa wurde um dieſe Zeit von einem furchtbaren Feinde von Oſten her bedroht, eben ſo furchtbar als in früheren Zeiten von den Hunnen. Es waren die **Tartaren** oder **Mongolen**, die vom Jahre 1206 an unter **Dſchingis-Khan** Aſien durchſtürmt hatten, und unter ſeinen Söhnen bis in Mähren und Schleſien vordrangen. Im Jahre 1241 gewannen ſie eine große Schlacht bei **Liegnitz** gegen die Schleſier, unter der Anführung Heinrich II. von Liegnitz, der ſelbſt ritterlich kämpfend fiel. In dieſer Noth fühlte Friedrich wohl ſeine Pflicht als erſter chriſtlicher Fürſt, und ermahnte auch die übrigen Könige ſehr dringend zu ſchneller Hülfe gegen den gemeinſchaftlichen Feind; aber die allgemeine Verwirrung war zu groß, ſein Wort verhallte, ohne irgend einen Erfolg. Hätten die Tartaren nicht ſelbſt ihre Eroberungen aufgegeben, ſo wären ſicherlich große Umwälzungen geſchehen. — Für Schleſien und Ungarn hatte der Einfall der Mongolen die Folge, daß in die verwüſteten und entvölkerten Gegenden ſehr viele teutſche Anbauer zogen; ja Niederſchleſien wurde von jetzt an mehr ein teutſches als ſlaviſches Land. Auch noch andere Nachbarländer wurden um dieſe Zeit von den Teutſchen beſetzt und bevölkert, das waren die Küſtenländer der Oſtſee, **Preußen**, **Liefland**, **Eſtland** und **Kurland**. Schon am Ende des zwölften Jahrhunderts war durch **Meinhard**, einen Chorherrn des Kloſters Sageberg, zu **Yrkäll**, in der Nähe des heutigen Riga, eine Kirche gegründet und durch Papſt Clemens III. bald darauf ein Biſthum geſtiftet. Von dieſem Punkte ging die Verbreitung des Chriſtenthums in jenen Gegenden aus. Bald aber miſchte ſich die Gewalt in dieſe friedlichen Beſtrebungen; der Widerſtand der heidniſchen Liven brachte den Papſt Cöleſtin III. dahin, daß er einen Kreuzzug gegen ſie predigen ließ, und nun ſtürmte bald eine Menge von Menſchen aus dem nördlichen Teutſchland nach dieſen Ländern; es bildete ſich ein geiſtlicher Ritterorden unter dem Na-

men der Schwerdtritter, und mit der chriſtlichen Lehre verbreitete ſich die harte Herrſchaft des Ordens nach und nach über Liefland, Eſthland und Kurland; die Eingebornen, die in dem verheerenden Kampfe übrig blieben, wurden in drückende Knechtſchaft gebracht, welche erſt in unſern Tagen durch den Kaiſer Alexander gemildert worden.

Auch in Preußen verbreitete das Schwerdt zugleich mit dem Chriſtenthum teutſche Obergewalt. Ums Jahr 1208 war ein Mönch aus dem Kloſter Kolwitz in Pommern, mit Namen Chriſtian, über die Weichſel gegangen, und hatte den heidniſchen Preußen das Evangelium gepredigt. Als er aber vom Papſte zum Biſchof gemacht wurde, und eine förmliche Kirchenherrſchaft einrichten wollte, begann ihr Kampf gegen ihn, in welchem bald die Schwerdtritter, der Herzog Heinrich der Bärtige von Breslau, und viele Kriegsleute aus den benachbarten Ländern, dem neuen Biſchofe Hülfe leiſteten. Es wurde indeß wenig ausgerichtet, bis der Biſchof, auf den Rath Herzog Heinrichs, die Ritter des teutſchen Ordens herbeirief. Im Jahr 1229 zog der erſte Landmeiſter Hermann Balk mit nicht mehr als 28 Rittern und 100 Knechten nach Preußen, fing ſein Werk klüglich mit Anlegung von feſten Plätzen an, unter welchen Thorn an der Weichſel, gleichſam das Thor des Eindringens, der erſte war, und Culm, Marienwerder, Elbing, Braunsberg u. a. folgten. Selbſt über Liefland verbreitete ſich die Herrſchaft des Ordens, da die Schwerdtritter ſich nach einer harten Niederlage gegen die Litthauer 1237 in den teutſchen Orden mit aufnehmen ließen; und 1235 wurde auf den Rath Ottokars von Böhmen, der einen Kreuzzug gegen die Preußen mitgemacht hatte, die jetzige Hauptſtadt des Landes angelegt, und ihm zu Ehren Königsberg genannt. Die Städte blüheten durch ihre zum Handel günſtige Lage bald auf, und die Landbauern befanden ſich in einem viel glücklicheren Zuſtande, als ihre liefländiſchen Nachbaren, da ihre Dienſte und Abgaben mä-

ßiger und die eigentliche Knechtſchaft nur Strafe des Abfalls für Einzelne war.

Wenn wir zu dieſem Allen die ſchon etwas früher angefangene Bevölkerung der wendiſchen Länder: Brandenburg, Meklenburg und Pommern, berechnen, und die vielen blühenden Städte betrachten, die in denſelben von teutſchen Bürgern erbaut wurden; ſo können wir das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert wiederum eine Zeit teutſcher Völkerzüge nach Norden und Oſten nennen, wie das vierte und fünfte Jahrhundert nach Chriſti Geburt die Zeit der Völkerwanderungen nach Weſten und Süden heißen. Ja, berechnen wir endlich die hundertauſende von Menſchen, die Teutſchland zu derſelben Zeit mit den Kreuzzügen nach dem Morgenlande, und mit den hohenſtaufiſchen Kaiſern nach Italien ſchickte, ſo müſſen wir wahrlich erſtaunen über die Volksmenge, die unſer Vaterland erzeugte, und können eine ſolche Zeit des regſten Lebens wohl nicht mit Vielen eine arme, knechtiſche und unerfreuliche Zeit nennen.

Hätte Kaiſer Friedrich die Kräfte Teutſchlands recht erkannt und durch Vereinigung noch ſtärker zu machen gewußt, ſo konnte damahls der ganze Oſten und Norden Europa's teutſch werden. Er hatte aber ſeine Augen nur auf Italien gerichtet und verſchwendete dort fruchtlos ſeine Kraft.

Der auf Gregor folgende Papſt **Innocenz IV.** war ein noch heftigerer Feind des Kaiſers, als Gregor; er erneuerte auf einer großen Kirchenverſammlung zu Lyon 1245 den Bann gegen ihn, ſprach auf das Feierlichſte die Abſetzung von allen ſeinen Reichen und Würden über ihn aus und brachte es in Teutſchland dahin, daß man 1246 einen Gegenkönig **Heinrich Raspe von Thüringen,** wählte. Dieſer konnte indeß kein rechtes Anſehn gewinnen, und ſtarb ſchon im folgenden Jahre; weil Friedrich aber in Italien blieb, in beſtändigen Kriegen verwickelt, ſo wählten die geiſtlichen Fürſten einen andern Gegenkönig, den Grafen **Wilhelm von Holland,** einen zwanzigjäh-

jährigen Jüngling, welcher, um Haupt der Ritterſchaft ſeyn zu können, erſt feierlich vom Knappen zum Ritter geſchlagen wurde. — Es herrſchte die größte Verwirrung in Teutſchland, wie in Italien. „Nachdem der Kaiſer Friedrich in dem Banne war,“ ſagt ein alter Geſchrichtſchreiber, „freuten ſich die Räuber, und frohlockten über die dargebotene Beute. Die Pflugſcharen wurden in Schwerdter und die Senſen in Lanzen umgewandelt. Keiner war, der nicht Stahl und Stein bei ſich trug, um ſogleich Feuer und Brand ſtiften zu können.“

Friedrich ſelbſt ſtarb im J. 1250, von Gram immer mehr abgezehrt, an der Ruhr, auf dem Schloſſe Fiorentino in Apulien, im 56ſten Jahre ſeines Lebens.

Wenn wir nach dem Durchlaufen aller der Stürme, die dieſes Kaiſers Leben bewegt haben, wiederum einen Blick auf ſeine herrlichen Eigenſchaften, auf ſeinen Sinn für alles menſchlich Schöne und Große, und auf das, was er in ſeinen Erbländern für Wiſſenſchaft und Aufklärung gethan hat, zurückwerfen, ſo muß uns tiefe Trauer ergreifen, daß dieſes Alles wie eine flüchtige Erſcheinung, ohne dauernde Frucht, vorübergegangen, vorzüglich aber, daß er es verſchmäht, mit Liebe und Hingebung ein deutſcher König zu ſeyn. Seit Karl dem Großen und Alfred von England war kein Herrſcher geweſen, der, wie Friedrich II., **Bildung**, im weiteſten Sinne, liebte und förderte. An ſeinem Hofe ſammelten ſich, wie um Karl den Großen, die vorzüglichſten Geiſter der Zeit; durch ſie ließ er eine Anzahl griechiſcher Werke, beſonders von Ariſtoteles, aus dem Arabiſchen in's Lateiniſche überſetzen, er ſammelte eine, für jenes Zeitalter, ſehr beträchtliche Bibliothek, theils durch Nachforſchungen in ſeinen eigenen Staaten, theils bei ſeinem Aufenthalt in Syrien und durch ſeine Verbindung mit arabiſchen Fürſten. Dabei behielt er dieſe Schätze nicht etwa neidiſch für ſich, ſondern theilte gern davon mit, ſo wie er z. B. der Univerſität zu **Bologna**, obwohl die Stadt ihm meiſtentheils feindlich geſinnt war, die

Werke des Ariſtoteles mit folgendem Schreiben ſchenkte: »Die Wiſſenſchaft muß der Verwaltung, der Geſetzgebung und der Kriegskunſt zur Seite gehen, weil dieſe ſonſt, den Reizungen der Welt und der Unwiſſenheit unterliegend, entweder in Trägheit verſinken, oder zügellos über alle erlaubten Gränzen hinausſchweifen. Deshalb haben wir von Jugend auf die Wiſſenſchaft geſucht und geliebt, wodurch die Seele des Menſchen ſich aufhellt und kräftiget, und ohne welche ſein Leben der Regel und der Freiheit entbehrt. Weil nun das edle Beſitzthum der Wiſſenſchaften durch Mittheilung ſich nicht etwa mindert, ſondern deſto fruchtbarer heranwächſt, ſo wollen wir die gewonnenen Früchte mancher Anſtrengung nicht verbergen, ſondern den eignen Beſitz erſt dann für recht erfreulich halten, wenn wir ein ſo großes Gut andern mitgetheilt haben. Niemand aber hat darauf ein näheres Recht, als diejenigen Männer, welche aus den alten, reichen Behältern, neue Bäche ableiten und durſtigen Lippen den ſüßen Labetrunk darreichen. Deshalb möget Ihr die Werke, als ein Geſchenk Eures Freundes, des Kaiſers, gern annehmen u. ſ. w.«

Friedrich ſelbſt beſaß außerordentliche Kenntniſſe. Er verſtand Griechiſch, Lateiniſch, Italieniſch, Franzöſiſch, Teutſch und Arabiſch. Unter den Wiſſenſchaften liebte er vorzüglich die Naturkunde, und hat ſich durch ein Werk über die Kunſt mit Vögeln zu jagen als einen Meiſter darin bewährt; denn daſſelbe zeigt nicht nur die genaueſte und gründlichſte Forſchung über die Lebensweiſe, Nahrung, Krankheiten, Züge und ganze Natur der Vögel, ſondern auch über den Bau und die einzelnen innern und äußern Theile derſelben. — Die Liebe der Gründlichkeit in den Naturwiſſenſchaften hatte den glücklichſten Einfluß beſonders auf die Arzneikunde. Die Aerzte mußten vor allen Dingen Anatomie ſtudiren; ſie wurden auf das fleißige Studium des Hippokrates und des Galenus verwieſen und nicht eher zur Ausübung ihrer Kunſt zugelaſſen, als bis ſie von der mediciniſchen Facultät zu Salerno oder Nea-

pel ein rühmliches Zeugniß erhalten und außerdem eine Prüfung vor dem Reichsgerichte durch Sachverſtändige beſtanden hatten.

Die Univerſität zu Neapel gründete Friedrich 1224 neu; die medicinische Schule zu Salerno beförderte er ſehr. Auch entſtanden an beiden Orten durch ſeinen Eifer die erſten Kunſtſammlungen, die leider in den Stürmen der folgenden Zeit wieder vernichtet wurden. *)

So wie von Karl dem Großen wird auch von Friedrich II. erzählt, wie die morgenländiſchen Fürſten ſich beeiferten, ihm kunſtreiche Werke zum Zeichen ihrer Freundſchaft zu ſchicken. So ſchenkte ihm der Sultan von Aegypten ein Zelt von wunderbarer Arbeit: Sonne und Mond gingen darin, durch verborgene Triebfedern bewegt, auf und unter, und zeigten die Stunden des Tages und der Nacht in richtigem Verhältniß an.

An dem Hofe des Kaiſers wurden oft Wettſpiele der Künſte gehalten und Siegeskränze ausgetheilt, und Friedrich ſelbſt glänzte dabei als Dichter, der ſogar mehrere künſtlich verſchlungene Versmaße erfunden und ſehr glücklich ausgeführt hat. Sein Großrichter, Peter von Vinea, der ein treffliches Geſetzbuch für Neapel und Sicilien in Auftrag des Kaiſers entworfen hat, dichtete auch das älteſte Sonnet in italieniſcher Sprache. Die Geiſter entfalteten und bewegten ſich in der Nähe des großen Kaiſers im freieſten Spiele aller Kräfte.

Seine eigene Perſönlichkeit war ſo ausgezeichnet, daß er andere vorzügliche Männer ohne Eiferſucht neben ſich dulden durfte, — worin immer die wahre Größe zu erkennen iſt. Seine heftigſten Feinde haben ihm die Bewunderung ſeiner großen Eigenſchaften nicht verſagen können. Auch ſein Aeußeres war

*) Auf der Brücke über den Vulturnus in Capua ſtand, nebſt anderen, die Bildſäule Kaiſer Friedrichs II. und erhielt ſich bis in die neueſten Kriege, da ſie frech zerſtört wurde. Doch iſt nach ihr der Kopf des Kaiſers in einem Ringe geſtochen, der ſich jetzt in Wien befindet.

zugleich Ehrfurcht gebietend und einnehmend. Gleich ſeinem Großvater war er blond, und an Wuchs nicht groß, aber wohl und feſt gebaut, und in allen körperlichen Uebungen ſehr geſchickt. Stirn, Naſe und Mund trugen das Gepräge der feinen und doch ſcharfen Bildung, die wir an den Kunſtwerken der Griechen bewundern und nach ihnen benennen, und das Auge drückte in der Regel die freundlichſte Heiterkeit, bei ernſthaften Veranlaſſungen aber auch Ernſt und Strenge aus, wie denn überhaupt die glückliche Vereinigung der Heiterkeit mit dem Ernſte dieſes Kaiſers beſondere Auszeichnung iſt.

Durch ſeinen Tod wurde die Unordnung in Italien wie in Teutſchland nur noch größer. In Teutſchland ſtanden von Neuem zwei Könige gegen einander, indem die hohenſtaufiſche Parthei gegen Wilhelm von Holland, Friedrichs Sohn **Konrad** erwählte.

---

62. Wilhelm von Holland. 1247—1256, und Konrad IV., 1250—1254.

Konrad war mehr um ſeine Erbländer als um Teutſchland beſorgt; er ging ſchon 1251 nach Italien, und ließ ſeine Gemahlin zurück, die im folgenden Jahre den unglücklichen **Konradin** gebar. König Konrad, im Banne des Papſtes, wie ſein Vater, eroberte zwar Neapel, machte ſich aber die Einwohner dadurch zu den unverſöhnlichſten Feinden, daß er dem auf dem Markte aufgeſtellten Pferde, dem Sinnbilde der Stadt, einen Zaum anlegen ließ.— Er ſtarb ſchon im folgenden Jahre 1254 und ſprach noch kurz vor ſeinem Tode: »Wehe mir Unglücklichen! Warum haben mich meine Eltern geboren, nur um ſo viel Ungemach auszuſtehen! Die Kirche, die meinem Vater und mir ein Mutterherz hätte zeigen ſollen, iſt vielmehr eine Stiefmutter geweſen; und das Reich, das ſchon vor Chriſti Geburt bis auf dieſe Zeit geblühet, verwelket nun, und nahet ſich dem

Untergange!« — Für ſein Geſchlecht hatte er die Wahrheit verkündet, er war der letzte König aus den Hohenſtaufen.

Auch der König Wilhelm lebte nur einige Jahre länger, in ſo geringem Anſehen, daß ein gemeiner Bürger zu Utrecht mit einem Stein nach ihm warf, und ein Edelmann ſeine Gemahlin auf der Landſtraße ausplünderte. Und als er im Winter des Jahres 1256 gegen die Frieſen zu Felde zog, und bei Medenblick über das Eis ſetzte, brach es unter ihm, er blieb mit ſeinem ſchweren Streitroſſe im Sumpfe ſtecken, und die Frieſen erſchlugen ihn, obwohl er eine große Summe für ſein Leben bot.

Nach ſeinem Tode ſteigt die Verwirrung aller Dinge in Teutſchland noch höher als zuvor. Was man über die eigenthümliche Weiſe des wilden und doch ſo herrlichen Mittelalters Gutes und Böſes geſagt hat, gilt am treffendſten von dem Zeitraume, in welchem wir mitten inne ſtehen; es iſt alſo hier der ſchicklichſte Ort, einen Ruhepunkt zu nehmen, und einen Blick auf die Hauptzüge dieſes ganzen Zeitalters zu werfen.

Das Mittelalter.

63. Das Ritterweſen.

Man hat das Mittelalter auch die Ritterzeit genannt, und in der That iſt es das Ritterthum, welches ihm hauptſächlich ſeine Geſtalt gegeben hat. Durch die Ausbreitung des Lehnsweſens über ganz Teutſchland war, wie ſchon gezeigt iſt, der Adel der Haupttheil der Nation geworden, bis zu ſolchem Grade, daß außerhalb der Städte wenig gemeine freie Leute mehr gefunden wurden. Die Kriege wurden allein durch den Adel und ſeine Diener geführt; er kämpfte nur zu Pferde, war mit ſchweren, eiſernen

Waffen bedeckt, und von Jugend auf darin ſo geübt, daß er ſie nicht nur tragen, ſondern die Glieder frei und kräftig darin bewegen konnte. Ein ſo geharniſchter Mann zu Pferde war den gemeinen Kriegern, die zu Fuße dienten und ſchlechter bewaffnet waren, ſehr weit überlegen; und bald zählte man ein Heer nur nach der Menge ſeiner Ritter. Um ſolche Vorzüge zu behaupten, mußte die Erziehung des Adels ganz kriegeriſch ſeyn. »Die in Teutſchland gebornen Knaben lernen eher Reiten als Reden, ſagt ein alter Schriftſteller; die Pferde mögen laufen, wie ſie wollen, ſo bleiben ſie unbeweglich ſitzen; ſie führen ihren Herren die langen Lanzen nach; durch Kälte und Hitze abgehärtet, ſind ſie durch keine Arbeit zu ermüden. Das Tragen der Waffen kömmt den Teutſchen eben ſo leicht an, als das ihrer eigenen Glieder, und es iſt eine erſtaunenswürdige und faſt unglaubliche Sache, wie geſchickt ſie ſind, Pferde zu regieren, Pfeile abzuſchießen, und Lanze, Schild und Schwerdt zu gebrauchen.«

Bei dieſer ausſchließlichen Richtung auf die Ausbildung körperlicher Kraft, da die geiſtigen Beſchäftigungen, welche in ſpäteren Jahrhunderten als Haupttheil der Erziehung zu gelten anfingen, gänzlich unbekannt waren, hätte das Zeitalter in tiefe Barbarei der Sitten verſinken müſſen, wenn nicht die edle Naturanlage der germaniſchen Völkerſtämme und die großen Stiftungen Heinrichs I. ihre wohlthätige Kraft entwickelt hätten. Von den Ritterſpielen wurde es immer mehr ſichtbar, daß ſie in Wahrheit als die Erziehungsanſtalten des Adels wirkten. Denn indem keiner, deſſen Ehre und guter Name irgend befleckt war, an ihnen Theil nehmen durfte, und doch alles Tichten und Trachten des Knaben und Jünglings von Jugend auf nach ihnen und ihrem hohen Waffenruhme gerichtet war, wurde die Ritterſchaft ein Sitz der Ehre und Sittlichkeit und eine Pflegeſchule jeglicher Heldentugend, in welcher die großartigſten und ſtärkſten menſchlichen Gefühle oft mit kindlicher Milde des Gemüthes vereint gefunden wurden. Es bewährte ſich an dieſem ganzen Zeitalter, daß Sitte

und Tugend nicht ſowohl durch den Begriff gelernt werden, als vielmehr der großen Antriebe im Leben bedürfen, um ein Geſchlecht ganz zu erfüllen. — Sobald der Knabe der erſten häuslichen Pflege entwachſen war, wurde er zu einem geachteten, befreundeten Ritter gebracht, welchem er als Bube oder Edelknabe und ſpäter als Knappe diente und welchen er als Vorbild für ſein künftiges Leben betrachtete. Er begleitete ſeinen Herrn zu jeder Stunde und zu jedem Geſchäfte, zu der Luſt der Jagd, der Feſte und Waffenſpiele, ſo wie in den Ernſt der Schlacht. Die treueſte Anhänglichkeit und Sorge für den Herrn war ſeine erſte Pflicht, und wenn er ihn gar im heißen Streite mit Schild und Schwerdt gedeckt und ihm das Leben gerettet hatte, ſo trug er den höchſten Ruhm davon, den er als edler Jüngling nur erwerben konnte. So wurde die Treue die erſte Tugend, die mit aller Kraft der täglichen und ſtündlichen Uebung ſich dem jugendlichen Gemüthe feſt einprägte, ja mit ihm in unauflöslicher Verzweigung feſt zuſammenwuchs. Nach ſiebenjähriger, rühmlich beſtandener Knappſchaft wurde der Jüngling unter der Weihe der Religion, durch den Ritterſchlag in die ebenbürtige Kampfgenoſſenſchaft ſelbſt aufgenommen. Nach vorhergegangenem Faſten und Beten empfing er die Sakramente und darauf aus den Händen der Ritter oder Edelfrauen Sporen, Panzer und Handſchuhe. Dann kniete er nieder und einer der Ritter gab ihm mit entblößtem Schwerdte drei Schläge auf die Schulter, wobei er durch feierlichen Eid gelobte, allen Pflichten eines ehrenwerthen Ritters getreu zu leben, die Wahrheit zu reden, das Recht zu ſchützen und ſein Schwerdt zur Vertheidigung der Religion, der Wittwen und Waiſen und der verfolgten Unſchuld, vor allem aber gegen jeden Ungläubigen, zu führen; zuletzt empfing er auch Helm, Schild, Lanze und Schwerdt. So wurden, in der begeiſtertſten Stunde des Jünglingslebens, durch feierlichen Eid die männlichen Tugenden nochmahls zum unverbrüchlichen Geſetze des ganzen Lebens erhoben, die Wahrheit, die Gerechtig-

keit und die Frömmigkeit; und als der Inbegriff und zugleich der Lohn der vollkommenen Uebung derſelben ſtand die Ehre, gleich einem leuchtenden Sinnbilde, welchem er gewiß bis zu dem letzten Athemzuge treu blieb, vor den Augen des jungen Ritters. — So hoch wurde dieſe feierliche Weihe des Mannes durch den Ritterſchlag gehalten, daß der Graf Wilhelm von Holland vor ſeiner Königskrönung erſt Ritter werden mußte.

In den Zeiten von Heinrich I. bis auf Heinrich IV., unter den ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſern, war das eigentliche Ritterthum in ſeinem Entſtehen; die ganze Zeit war einfach und ernſt. Durch die Kreuzzüge aber erhielt es einen neuen, hohen Schwung; im Dienſte Gottes und des Erlöſers konnte das tapfere Schwerdt den höchſten irdiſchen Ruhm erwerben. Das Ziel, welches erkämpft werden ſollte, lag weit, in fernen Himmelsſtrichen: die Einbildungskraft wurde viel wunderbarer aufgeregt, und die Erzählungen derer, die aus den Morgenlanden zurückkehrten, waren ganz geeignet, dem Bilde noch lebhaftere Farben zu leihen. Dadurch wurden dieſe Zeiten ſo kühn und ſo ſchwärmeriſch begeiſtert, daß ihnen keine Unternehmung zu ſchwer dünkte, und Heldenthaten verrichtet ſind, die uns wie eine Dichtung erſcheinen. Vor allen Dingen feſſelten die drei geiſtlichen Ritterorden, welche durch die Kreuzzüge ihr Daſeyn erhielten, durch ein hohes Gelübde den Ritter an die große Sache der ganzen Chriſtenheit: die Johanniter, welche bis auf unſere Zeiten, treu dem Geiſte alter Ritterlichkeit, den Kampf gegen die Ungläubigen zu ihrer Pflicht gemacht hatten; die teutſchen Ritter, welche im dreizehnten Jahrhundert ſich nach Preußen wandten, mit großer Kühnheit dort für die Ausrottung des Heidenthums ſtritten, und die blühendſte teutſche Anſiedelung an dieſen Geſtaden ſtifteten, und endlich die Tempelherren, welche große Macht erlangten, zuletzt aber durch die franzöſiſchen Könige, die nach ihren Gütern lüſtern waren, vernichtet wurden. — Für die Geſammtheit der chriſtlichen Nationen iſt das Ritter-

thum von der höchſten Wichtigkeit dadurch geweſen, daß es, als ſchon das Kaiſerthum ſeine Kraft verloren hatte, und das Anſehn der Kirche zu wanken anfing, doch noch durch die Grundſätze der Ehre, der Geradheit, der Treue und des männlichen Wortes ein ſittliches Verhältniß unter den Völkern möglich machte; ein feſter Pfeiler gegen das Einbrechen neuer Barbarei.

In ſo ſchönem Lichte muß uns der Sinn des Ritterthums erſcheinen, in den Zeiten, da es am herrlichſten blühte. Wie aber nichts Menſchliches ganz rein und vollkommen iſt, und wie auch das Edelſte nur ſeine kurze Zeit der Blüthe hat, ſo gab es ſicherlich auch in den beſten Zeiten viele Ritter, welche das Uebergewicht ihrer Kraft zur Ungebühr mißbrauchten, und ſo wird uns zweitens auch die Ausartung des ganzen Ritterweſens nur zu bald vor Augen treten.

64. Die Städte.

Indem ſich der Adel des teutſchen Volkes alſo kräftig ausbildete und das Schwerdt für die Ehre des Glaubens wie des Vaterlandes führte; arbeiteten die Bürger in den Städten in Emſigkeit und Fleiß für ſeinen Wohlſtand. Die teutſchen Städte wuchſen in dieſem Zeitraume zu immer größerer Volksmenge und Reichthum heran, und die Quelle des Allen war der Handel. Auch für ihn haben die Kreuzzüge die heilſamſten Folgen gehabt. Der Geiſt großer Unternehmungen wurde geweckt; die koſtbaren Waaren der mittäglichen Länder kamen häufiger nach Europa; beſonders führten die italieniſchen Seeſtädte, Venedig, Genua und Piſa die Waaren des Morgenlandes herbei, und dann gingen ſie, wie die Erzeugniſſe Italiens ſelbſt, auf den alten Handelsſtraßen über die Päſſe der Alpen nach Teutſchland, verbreiteten ſich dort auf Landſtraßen und Flüſſen, und was nicht im Lande ſelbſt gebraucht wurde, wanderte immer weiter nach Norden, bis zu den

Ländern der Nord- und Oſt-See. Alles, was jetzt auf dem Meere in die nördlichen Länder gebracht wird, nahm damahls den Weg durch Teutſchland; und bei ſo ausgebreitetem Handel, wozu auch der mit den Erzeugniſſen des eigenen, teutſchen Fleißes kam, blüheten die alten Städte des Reiches auf das herrlichſte. Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Straßburg, Bamberg, Worms, Speier und Mainz im ſüdlichen Teutſchland; im nördlichen Köln, Erfurt, Braunſchweig, Lüneburg, Hamburg, Bremen und Lübeck, und viele andere, erhoben ſtolz ihre Mauern und Thürme, und eine fleißige, treue, muntere Menſchenmenge wogte in ihren Straßen. Ihr Reichthum gab ihnen bald die Mittel in die Hände, ſich von aller Oberherrſchaft einzelner Fürſten frei zu machen; denn da in alten Zeiten die Rechte eines Herrn noch nicht ſo einträglich waren, als jetzt, da noch wenig oder gar keine regelmäßige Abgaben entrichtet wurden, ſo bedurfte eine Stadt keiner gar großen Summe, um ſich ganz davon frei zu kaufen. Dann erkannte ſie nur den Kaiſer als ihren Ober-Lehnsherrn, und hieß eine freie Stadt des Reiches.

Wären aber Handel und Gewinn einzig das Ziel des bürgerlichen Treibens in den Städten geweſen, ſo würden ſicherlich bald alle die Uebel entſtanden ſeyn, welche nicht ausbleiben, wenn ſich der Menſch in dieſen Dingen mit ſeinem Gemüthe verliert; die Bürger wären feige und unmännlich geworden und hätten die Freiheit, und den Stolz des Herzens in dem Trachten nach irdiſchem Gute dahin gegeben. Aber nun ſtand ihnen, in den Zeiten des Fauſtrechts der ganze Adel der Nation gegenüber; Fürſten, Grafen und Ritter ſowohl, als die Biſchöfe und Aebte, eiferſüchtig auf ihren Reichthum, beachteten genau ihr Thun und Treiben, und warteten auf eine Gelegenheit, ihrer Freiheit Abbruch zu thun.

Wollten die Städte ſo vielen Feinden nicht erliegen, ſo mußten ſie auch die Waffen zur Hand nehmen, und den männlichen Muth in der Bruſt bewahren, der das Schild der Freiheit iſt. Von den Nürnberger Patriciern heißt es in einer alten Schil-

derung: »Die Geräthe ihrer Häuſer beſtehen größtentheils aus Silber und Gold; doch fällt nichts mehr in's Auge, als Schwerdt, Harniſch, Streitkolbe, und die Pferde, die ſie beſonders als Merkmahle ihres Adels und alten Geſchlechtes aufſtellen. Aber auch der gemeine Mann hat ſeine Waffen in guter Ordnung in ſeinem Hauſe, um bei der erſten Bewegung ſogleich mit denſelben an dem ihm angewieſenen Lärmplatze zu erſcheinen.« — Die ganze ſtädtiſche Ordnung war auf den Krieg berechnet; die Bürgerſchaft war in Zünfte eingetheilt, nach ihrem Gewerbe und ihrem Wohnplatze, und bei einer Gefahr der Vaterſtadt verſammelte ſich jede Zunft an ihrem Platze und zu ihrem Banner, zog zuſammen aus, und kämpfte vereint in der Schlacht. Das war eine ſchöne Einigung, die durch Krieg und friedliche Beſchäftigung feſt geknüpft wurde; und der Wetteifer der Zünfte in der Tapferkeit hat oft einer bedrängten Stadt den Sieg errungen. Die Bürger der Städte insgeſammt verloren ſich nun nicht in der Liebe des Kleinen und Nichtigen, und in der Verweichlichung des ſitzenden Lebens im eingeſchloſſenen Raume des Hauſes, ſondern ſie wurden an Leib und Seele ganze Männer und ein freigeſinntes Geſchlecht. Und trotz ihres Reichthums, trotz des außerordentlichen Aufwandes bei großen Feſtlichkeiten, welchen die Ehre forderte, war in der älteren, beſſeren Zeit ihr tägliches Leben ſehr einfach und mäßig, durch das Bedürfniß künſtlicher Genüſſe nicht verdorben; daher blieben ihre Körper ſtark und ihr Wohlſtand dauerhaft. Denn des Wohlſtandes Quelle und Stütze iſt nicht ſowohl der reiche Erwerb, als die Mäßigkeit, welche das Erworbene zu erhalten weiß.

Die Städte-Vereine. — In dieſer Zeit des gehobenen ſtädtiſchen Lebens entſtanden mehrere Bündniſſe teutſcher Städte unter einander zum Schutz ihrer Freiheit, ihrer Selbſtſtändigkeit und ihres Handels. So errichteten ſchon im Jahr 1254 ſiebenzig Städte im ſüdlichen Teutſchland den Rheiniſchen Bund zum Schutz und Trutz, und wider-

ſetzten ſich kräftig den Anmaßungen des Adels. Nachher entſtand der Schwäbiſche Städtebund, der gleichfalls ſehr zahlreich war.

Der größte Bund unter allen war aber die Hanſa. Der Urſprung derſelben war ein Bündniß, welches im Jahr 1241 die Städte Lübeck und Hamburg mit einander ſchloſſen; beide Städte ſollten Schiffe rüſten und Bewaffnete ſtellen, um die Landſtraße zwiſchen der Trave und Elbe, und die Gewäſſer, auf denen beide ihre Waare in's Meer ſchickten, gegen jede Räuberei zu beſchützen. Bald ſchloſſen ſich mehrere nördliche Städte an den Bund an; um das Jahr 1300 zählte er ſchon ſechzig Städte, vom Niederrhein bis nach Preußen und Liefland, ſpäterhin bis hundert; und in der Mitte des 14ten Jahrhunderts nahmen ſie den Namen Hanſa an, welcher ſo viel wie Bund bedeutet. In Teutſchland gehörten Bremen, Baunſchweig, Köln, Soeſt in Weſtphalen, Wismar, Roſtock, Stralſund, Greifswalde, Stettin, Salzwedel in der Altmark und viele andere dazu, und außer Teutſchland Thorn, Danzig, Königsberg, Riga, Rewal, Narva u. ſ. w. Sie zogen bald den Handel in der Oſtſee ganz, und auch den in der Nordſee großentheils an ſich, und hatten vier große Waarenniederlagen: zu Nowgorod in Rußland, Bergen in Norwegen, Brügge in Flandern und zu London. Der Bund war reicher und mächtiger, als die nordiſchen Königreiche; er hatte ganze Flotten, und Heere; man bewarb ſich um ſeine Freundſchaft; er zwang den König Philipp IV., von Frankreich, den Engländern alle Handlung auf den franzöſiſchen Küſten zu verbieten, eroberte Liſſabon mit einer Flotte von hundert Schiffen, nöthigte England, den Frieden mit ihm um 10,000 Pfund Sterling zu erkaufen; eroberte 1369 ſogar Kopenhagen und den Schlüſſel des Sunds, Helſingör, und bot das Königreich Dänemark feil, und gab in allen Kriegen, an welchen er Theil nahm, den Ausſchlag. Die Stadt Lübeck konnte wohl ſtolz ſeyn, das Haupt eines ſolchen Bundes zu heißen. Er theilte ſich in vier Klaſſen, 1) die

Wendiſche, wovon Lübeck noch beſonders das Haupt war; 2) die Weſtphäliſche, mit Köln an der Spitze; (Köln trieb ſtarken Seehandel, und ſtiftete in London das berühmte teutſche Haus; der Seehandel verfiel aber, als Dortrecht ſein drückendes Stappelrecht erhielt;) 3) die Sächſiſche Klaſſe, Hauptort Braunſchweig, und 4) die Preußiſche und Liefländiſche mit Danzig an der Spitze.

Wie groß und volkreich die Städte waren, gerade in den Zeiten, da das Fauſtrecht am ärgſten tobte, bezeugen viele Urkunden. Im vierzehnten Jahrhundert z. B. hatte Aachen 19,826 wehrhafte Männer; Straßburg 20,000 Bewaffnete; Nürnberg 52,000 Bürger, und jährlich 4000 Geborne. Bei einem Aufſtande der Lübecker Bürgerſchaft bewaffnete der Rath allein 5000 Kaufleute. Und neben dieſen und andern großen Orten war das teutſche Land mit einer Menge Städte von mittlerer Größe bedeckt, welche gleichfalls in Wohlſtand und Volksmenge blüheten, und welche jetzt zum Theil nur noch als Schatten ihrer ehemaligen Blüte daſtehen; wie z. B. die vielen Reichsſtädte in Schwaben.

Von dem Reichthum der teutſchen Städte redet noch ein Schriftſteller des fünfzehnten Jahrhunderts, als ihr Glanz doch ſchon zu ſinken angefangen, mit großer Bewunderung. »Die Könige von Schottland mögten wünſchen, ſagt er, ſo zu wohnen, wie ein mittelmäßiger Bürger von Nürnberg. Wo iſt ein Gaſthaus bei euch, wo man nicht aus Silber trinkt? Welche, ich will nicht ſagen vornehme, ſondern auch nur bürgerliche Frau iſt nicht mit Gold geziert? Was ſoll ich von den Halsketten der Männer und von den Pferdezäumen ſagen, die aus dem reinſten Golde gemacht, und von den Sporen und Scheiden, die mit edlen Steinen bedeckt ſind?« —

Die Quelle ſolches Reichthums an edlen Metallen in Teuſchland waren, außer dem Handel, auch die nach und nach entdeckten Bergwerke. Im Jahre 1477 z. B. ſpeiſte Herzog Albrecht von Sachſen in dem Bergwerke zu Schneeberg im Erzgebirge auf

einer gediegenen Silberſtufe, aus welcher nochmahls vierhundert Zentner Silber gewonnen worden ſeyn ſollen.

---

65. Der Bauernſtand.

Die Blüte und Macht der teutſchen Städte iſt auch eine Hauptſtütze des wieder emporkommenden freien Bauernſtandes geworden. Auch in den Bewohnern des Landes, welche unter dem Drucke der Leibeigenſchaft das Feld für einen Herrn bauen mußten, erwachte, bei dem Anblicke der blühenden freien Städte, die Liebe der Freiheit und Selbſtſtändigkeit, und wenn dieſe einmahl recht geweckt iſt, ſo ruhet ſie nicht, bis ſie ihre Bürde von ſich geworfen hat. Doch darf das allmählige Emporkommen des Standes freier Landbauer nicht etwa aus Einer Quelle abgeleitet werden; ſondern es war eine Folge vielfach zuſammenwirkender Urſachen, welche hier früher, dort ſpäter, hier auf die eine, dort auf die andere Weiſe, einem Einzelnen, oder einer Familie, oder einer ganzen Ortſchaft Freiheit und Grundbeſitz verſchafften. Auch in dieſer Hinſicht haben die Kreuzzüge die wichtigſten Folgen gehabt.

Auf den Befehl des Papſtes mußte jedem Knechte, welcher das Kreuz nahm, um mit in das gelobte Land zu ziehen, von ſeinem Herrn die Freiheit gegeben werden; und Tauſende zogen von ihnen aus und wurden frei In einem andern Falle ſchenkte der Herr, ehe er ſelbſt den Kreuzzug antrat, aus Frömmigkeit ſeinen Knechten die Freiheit; oder er kam nicht wieder zurück, hatte auch keine nahen Erben, und in der Verwirrung des Erbſchaftsſtreites machten ſich viele ſeiner bisher dienſtbaren Leute unabhängig. Am leichteſten konnte ihnen, ſo wie überhaupt den Unterthanen des Adels, dieſes gelingen, wenn ſie in der Nähe großer Städte wohnten. Sie begaben ſich in deren Schutz, und zogen entweder in dieſelben, oder blieben auf ihrem Erbe, hießen nun

Pfahlbürger oder Ausbürger der Stadt, und wenn ihr Herr ſie zur Dienſtbarkeit zwingen wollte, ſo hatte er es mit der mächtigen Stadt oder gar mit dem ganzen Bunde zu thun, zu welchem ſie gehörte. Nun iſt nicht zu leugnen, daß dabei gewiß manche Stadt in ihrem bürgerlichen Uebermuthe ihrem adlichen Nachbarn Unrecht that, indem ſie ohne einen Rechtsgrund ſeine Unterthanen gegen ihn in Schutz nahm; allein ſie gedachte wohl an das Unrecht, welches ihr der Ritter ſelbſt oder ſeine Vorfahren zugefügt hatten; denn Unrecht gebiert Unrecht; oder ſie war mit ihm in offenbarer Fehde und glaubte ihm auf alle Weiſe ſchaden zu dürfen. Als nun die Herren ſich in Gefahr ſahen, alle ihre Unterthanen, einen nach dem andern, zu verlieren, wenn ſie ſie mit Gewalt in der Dienſtbarkeit erhalten wollten, gaben ſie ihnen lieber ſelbſt, unter billigen Bedingungen, gegen leichtere Dienſte und beſtimmte jährliche Abgaben, die Freiheit. Und viele endlich mögen auch wohl von ſelbſt, aus guter Geſinnung und durch die Aufklärung der Zeiten, eingeſehen haben, daß es ſowohl edler, als auch ſelbſt vortheilhafter ſey, ſein Land durch freie Arbeiter, welche im Gefühle, daß ſie für ſich und ihre Nachkommen fleißig ſind, alle Kräfte des Geiſtes und Körpers gebrauchen, als durch Knechte bauen zu laſſen, welche zur Arbeit getrieben werden müſſen.

Auf ſolche Weiſe wurde, beſonders in dem Zeitraume, von welchem wir jetzt reden, durch hundert verſchiedene, bald leiſer, bald offenbarer wirkende, Urſachen der Grund zu dem wichtigſten Stande gemeiner freier Leute in Teutſchland gelegt, welcher nach und nach die Grundkraft der neueren europäiſchen Staaten geworden iſt.

Doch iſt bei keiner Veränderung mehr, als bei dieſer, der Grundſatz feſtzuhalten, daß eine ſolche Umbildung der Grund-Verhältniſſe eines Volkes durchaus nur langſam geſchehen kann; ſo daß erſt nach Jahrhunderten die freien Landbauer anfangen, als ein eigener Stand gelten zu können.

61. Kunſt und Wiſſenſchaft. Geiſtlichkeit.

Wenn das menſchliche Leben bis zu einer gewiſſen Stufe des Wohlſeyns erhoben iſt, ſo wendet ſich die Kraft nicht mehr allein auf die Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe, ſondern ſie ſtrebt auch nach der Erzeugung des Schönen, welches dem Leben einen höheren Schmuck gewährt; und auch diejenigen Theile der Erkenntniß werden ausgebildet, welche ein freieres Spiel der geiſtigen Kräfte befördern. Daher mußten die Städte mit ihrem wachſenden Reichthum bald die Wiege teutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft werden. Dazu kam die höchſte Erregung der Einbildungskraft und der Schwung, den die Kreuzzüge dem ganzen Zeitalter gaben. Neue, weite und warme Ideen erfüllten die Welt, hoben den Geiſt über das alltägliche Leben hinaus und erfüllten ihn mit Bildern, welche bald in ſchönen Kunſtgebilden wieder nach Außen hervortraten. Wenn wir auch keinen andern Beweis für die Herrlichkeit des Mittelalters hätten, als den Anblick der Kunſtwerke aller Art, die noch aus jenen Zeiten zu uns reden; ſo hätten wir ſchon an ihnen eine hinreichende Widerlegung der Anſichten, welche das Mittelalter ohne Weiteres finſter, barbariſch und unglücklich nennen. Eine rohe und unglückliche Zeit kann keinen Gedanken faſſen, wie den zu dem Münſter in Straßburg oder zu dem Dom in Köln; denn die Kunſt gedeiht einzig in dem Lichte der Freiheit und in der Wärme des freudigſten Lebensgefühles.

Wir haben hier Beiſpiele aus der Baukunſt genommen, und in der That iſt kaum eine andere Kunſt, die den ächten teutſchen Geiſt ſo eigenthümlich ausdrückte, als dieſe. Was wir die gothiſche Baukunſt nennen, und beſſer mit dem allgemeinen Namen der teutſchen bezeichnen ſollten, iſt eine Vereinigung der höchſten Kühnheit und Erhabenheit des Gedankens, aus religiöſer Begeiſterung und tiefem Naturgefühle entſprungen, mit dem bewunderungs-

würdigſten Fleiße in der Ausführung des Einzelnen. Bei der Betrachtung jener außerordentlichen Gebäude wird das Herz groß und die Bruſt weit, und wir verlieren und vergeſſen uns ſelbſt ganz in der Größe der Werkes; es iſt, als wenn der Geiſt an dem kühnen Gebilde mit gen Himmel emporgetragen würde, und die irdiſche Schwäche ablegte. Das iſt aber das rechte Probezeichen von allem, was in der Natur und unter den Werken der Menſchen in Wahrheit erhaben iſt. Und wenn das Auge, nachdem es ſich von dem erſten, überwältigenden Eindrucke des Ganzen geſammelt hat, auch das Einzelne betrachten will, ſo findet es keinen Stein an dem ungeheuren Gebäude, welcher in ſeiner rohen Geſtalt eingefügt wäre; ſondern faſt ein jeder trägt irgend eine künſtliche Arbeit an ſich, welche in die Verzierung des Ganzen hineinpaßt. Wie in Gottes Schöpfung kein Grashalm iſt, welcher nicht ſeine eigene Schönheit und Zierde hat, und wie dieſer Halm mit den Tauſenden ſeines Gleichen und mit Bäumen und Felſen und Seen zuſammen ein großes reiches Bild darbietet; ſo dieſe Werke teutſches Fleißes und teutſcher Kunſt, die treu in dem Kleinſten und erhaben in dem Gedanken des Ganzen, in ſolcher Vereinigung der beiden Endpunkte von keinem Volke der Erde übertroffen ſind. *)

---

*) Von dem Münſter in Straßbnrg merken wir uns noch, daß er der höchſte Thurm in Europa, und 490 Fuß hoch, iſt; Biſchof Werner hat angefangen, das Fundament zur Kirche im J. 1015 zu legen, ſie wurde aber erſt 1275 vollendet. Darnach entwarf der treffliche Werkmeiſter Erwin von Steinbach den Plan zu dem Thurme; im J. 1277 wurde der Bau deſſelben begonnen, und 1438 durch den Werkmeiſter Johann Hülz aus Köln vollendet; alſo, daß an dem Werke 424 Jahre gearbeitet iſt. Von dem Kölner Dome, welcher in ſeiner Anlage (durch den Erzbiſchof Konrad von Hochſteden 1248) noch großartiger iſt, iſt nicht einmal die Kirche ſelbſt, geſchweige der Thurm, fertig geworden, obgleich der Bau 250 Jahre gedauert hat. Darüber werden wir uns nicht verwundern, wenn wir die Tauſende von Bildern ſehen, die in dieſen Steinen ausgehauen ſind.

Es iſt ein ewiger Ruhm unſers Volkees und jener Zei-

Zur Ausſchmückung der Kirchen und anderer heiligen Oerter wurde auch die Malerkunſt fleißig geübt; und auch von ihr ſind unſere alten Städte noch herrlicher Werke voll. Die teutſche Kunſt iſt ernſt, keuſch und ſinnvoll, wie des Volkes ganze Art; das Bedeutungsvolle iſt das Vorherrſchende. In den Geſichtern der heiligen Apoſtel oder ehrwürdiger Biſchöfe, ſo wie andächtiger Männer und Frauen, die in frommer Betrachtung und im Gebethe dargeſtellt werden, drückt ſich der höchſte Ernſt der Seele und eine Tiefe des Gemüthes aus, welche wohl vergeblich in den Kunſtwerken eines anderen Volkes geſucht wird, obwohl andere in Anmuth und Fülle der Farben und in täuſchender Darſtellung Vorzüge haben mögen. In dieſen Gemälden zeigt ſich ebenfalls der unermüdete teutſche Fleiß, welcher auch die kleinſte Verzierung des Gewandes oder des Geräthes nicht zu gering achtet, die Treue und Wahrheit daran zu bewähren.

Eine dritte herrliche Kunſt des Mittelalters, welche in der Zeit der ſchwäbiſchen Kaiſer vorzüglich blühte, iſt die Dichtkunſt. Auch ſie zog aus der Begeiſterung des ganzen Zeitalters der Kreuzzüge ihre Lebenskraft, und war bei Großen und Niedrigen in hohen Ehren. Die berühmten Sänger, welche der Menſchen Herzen mit dem Geſange der großen Thaten alter Helden zu erheben wußten, oder durch ſanfte Klage rührten und wieder erheiterten durch anmuthigen Scherz, waren bei jedem Feſte willkommen, und zogen reich beſchenkt von dem Hofe der Fürſten und Grafen in die blühenden Städte, und von einem Orte des teutſchen Landes zu dem andern. Und bisweilen wurde ein Wettkampf der Kunſt angeſtellt, gleich wie die Ritter um den Preis der Waffen ſtritten, und vor einer Verſammlung

---

ten, daß es zu ſolchen Werken den Fleiß, die Geduld und die Koſten nicht geſcheuet; während die ſpäteren Geſchlechter nur allzu häufig ihre Kraft an Dinge verſchwendet haben, welche keine Spur auf Erden zurücklaſſen.

ausgeſuchter, kundiger Ritter ertönten die Lieder in den ſinnreichſten Weiſen *). Einige der berühmteſten Dichter und Sänger aus dieſer Zeit ſind: Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eſchenbach, Hartmann von der Aue, Heinrich von Ofterdingen, Klingſor aus Ungerland, Walther von der Vogelweide und Konrad von Würzburg. Aber auch Kaiſer und Fürſten und edle Ritter übten die Dichtkunſt. Alle Hohenſtaufen von Friedrich I. an, haben uns Gedichte hinterlaſſen, ferner der Markgraf Otto mit dem Pfeile von Brandenburg, Herzog Heinrich von Breslau, Heinrich der Erlauchte von Meißen, Herzog Johann von Brabant, Graf Rudolf von Neuenburg, Kraft von Toggenburg und viele andere. — Eines der größten und herrlichſten teutſchen Gedichte iſt das Niebelungenlied, welches, wenn auch nicht urſprünglich in dieſer Zeit gedichtet, doch in ein großes Ganze und in eine neue Geſtalt gebracht iſt; ein Gedicht, ſo erhaben und tiefſinnig als lieblich und rührend, ſo daß es mit Recht den homeriſchen Geſängen an die Seite geſetzt werden darf. — Das große Heldenbuch, welches auch aus der ſchwäbiſchen Zeit herſtammt, enthält gleichfalls die erhabenſten Dichtungen; und um das Jahr 1300 ſammelte ein Zürcher Rathsherr, Rüdger von Maneſſe, die Gedichte von 140 Minneſängern.

In den Wiſſenſchaften kann vielleicht jenes Zeitalter den ſpäteren nicht gleich geſtellt werden, wie es dagegen in den Künſten über denſelben ſteht; weil die Wiſſenſchaften eine Frucht tiefen und ernſten Nachdenkens und langer Erfahrung ſind, und Ein Zeitalter auf dem Grunde fortbauen kann, welchen die früheren gelegt haben; die Kunſt dagegen mehr eine freie Gabe und Blüthe der Natur, und ein Werk glücklicher Begeiſterung iſt, und nicht ſowohl erlernt, als durch die Eindrücke eines großen, begeiſterten Zeitalters erweckt wird. Doch wurden

*) Wie z. B. der merkwürdige Krieg zu Wartburg, unter dem großſinnigen Landgrafen Hermann von Thüringen, im Jahr 1207.

auch die Wiſſenſchaften nicht verachtet, ſondern vielmehr von den hohenſtauſiſchen Kaiſern eifrig befördert. Als der Biſchof Otto von Freiſingen, einer der beſten Geſchichtſchreiber der Zeit, Friedrich I. ſeine Chronik überreicht hatte, ſagte ihm der Kaiſer: »Die Chronik, ſo du weislich in guter Ordnung verfaßt, und was du, da es verdunkelt und verborgen war, zu Licht und Einklang erhoben haſt, nehme ich mit unbeſchreiblicher Freude an und erfreue mich, wenn ich der Kriegsmühen überhoben bin, mit Leſung derſelben, indem ich durch der Kaiſer glänzende Thaten mich ſelbſt zur Vortrefflichkeit anleite.« — Dieſer Biſchof hat auch eine Lebensgeſchichte Kaiſer Friedrich I. angefangen, welche der Freiſingiſche Domherr Radewich bis zum Jahr 1160 fortgeſetzt hat. Wie Kaiſer Friedrich II. für die Wiſſenſchaften ſorgte, haben wir ſchon bei ſeiner Lebensbeſchreibung geſehen. Und wenn auch ſeine Sorge hierin vorzüglich nur auf ſeine italieniſchen Staaten und Univerſitäten gerichtet war, ſo muß doch einestheils die Rückwirkung von dort auf Teutſchland in Anſchlag gebracht werden, wie zweitens alle Zeichen darthun, daß Teutſchland ſelbſt in der regſten Entwickelung der Wiſſenſchaft und Kunſt begriffen war. Keine Zeit des Mittelalters kann ſich darin mit der der Hohenſtaufen vergleichen, und Friedrichs II. Geiſt hat ohne Zweifel auch bei uns kräftig eingewirkt.

Die Wiſſenſchaft hielt ſich vorzüglich in jenem Zeitalter im Kreiſe der Geiſtlichen. Die Geiſtlichen waren durch ihr unabhängiges, vom Erwerbe abgewendetes, Leben zum freien Bilden und Bewahren der Wiſſenſchaften berufen. Man hat ſich gewöhnt, die Klöſter nur als die Sitze der Trägheit und Unwiſſenheit, der Heuchelei und aller böſen Anſchläge, und wie vieler andern Laſter, zu betrachten. In dieſem Urtheile iſt wiederum die Ausartung mit der Sache ſelbſt verwechſelt, und, was im Abfluſſe der Zeiten, durch die veränderte Lage aller Dinge, untergehen mußte, zugleich in ſeiner früheren, lebendigen Geſtalt gänzlich verkannt. In Zeiten, da die rauhe Gewalt im Leben herrſchte und einen jeden, der ſich

ihrer nicht kräftig erwehren konnte, beugte oder zu Boden warf, waren die Klöſter nicht nur eine Zuflucht für tauſend Einzelne, welche in ihnen die erſehnte Ruheſtätte fanden, ſondern auch für die ſtillen, nach Innen gekehrten, Beſchäftigungen des Geiſtes, welche im leiſen, allmähligen Werden die Wiſſenſchaften erzeugen. Ohne die Klöſter beſäßen wir von dem Schatze der alten Literatur, den ſie hauptſächlich uns aufbewahrt haben, ſehr wenig; ja wir würden, über unſere eigene Vorzeit nichts wiſſen, und eine ſehr junge und kurze Geſchichte haben. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt war das Vervielfältigen von Schriften ſo mühſam, daß ohne die Muße und den Fleiß ſo vieler tauſend Mönche in den Klöſtern, welche mit bewunderungswürdiger Geduld, in mühſamer Schrift und mit künſtlich ausgemahlten Anfangsbuchſtaben, ganze Werke abſchrieben, aus der alten und mittleren Zeit faſt Alles verloren ſeyn würde. Dazu waren die Verfaſſer der geſchichtlichen Werke ſelbſt faſt durchgängig Geiſtliche.

Aus der Zeit der ſächſiſchen Kaiſer haben wir die Werke des Wittekind, Mönches zu Corbey und des Biſchofs Ditmar von Merſeburg, aus dem Ende des zehnten Jahrhunderts, und zu gleicher Zeit ſchrieb eine Nonne Roswitha, zuletzt Abtiſſin zu Gandersheim, lateiniſche Verſe und eine Lobſchrift der Ottonen. — Unter den fränkiſchen Kaiſern, in der Mitte des 11ten Jahrhunderts, ſchrieben Wippo, ein Hofgeiſtlicher Kaiſer Konrads II., Lambert von Aſchaffenburg, Mönch im Kloſter Hirſchfeld, Marianus Scotus, Mönch zu Fulda und Mainz, Berthold von Conſtanz, und andere. — Aus Friedrichs I. Zeit iſt ſchon der Biſchof Otto von Freiſingen, ein Prinz von Oeſtreich, genannt, und unter Friedrich II., in der Mitte des 13ten Jahrhunderts, zeichneten ſich Konrad von Lichtenau, Abt des Kloſters Urſperg in Schwaben, und Albrecht, Abt von Stade, als Gelehrte und Geſchichtſchreiber aus. Die Geſchichte des nördlichen Teutſchlands und des hier herrſchenden Welfiſchen Hauſes beſchrieben Helmold, Pfarrer bei Lübeck, und Arnold,

Abt eines Benedictiner-Kloſters in Lübeck, in ihrer Chronik der Slaven, die bis zum Jahre 1209 reicht. Und außer dieſen Namen könnten noch ſehr viele andere genannt werden, welche uns Achtung v... der ehrenwerthen teutſchen Geiſtlichkeit des Mittelalters einflößen müſſen.

67. Das Fauſtrecht. Die Gerichtsverfaſſung. Die Vehmgerichte.

Nachdem ſo viel zum Lobe des Mittelalters geſagt iſt, wollen wir nun auch von demjenigen reden, was man ihm zum größten Vorwurf macht. Das iſt der Mißbrauch der Gewalt, um ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen, oder gar, um andere, auch ohne das mindeſte Recht, zu beleidigen. Man nennt dieſe Zeiten eben deshalb die des Fauſtrechts, weil die Fauſt ſtatt des Wortes entſchied, und Gewalt ſtatt des Rechtes galt. Jeder Fürſt hatte ſeinen befeſtigten Sitz, jeder Ritter ſeine feſte Burg, oft auf unzugänglichen Felſen, jede Stadt ihre ſchützende Mauer; und im Vertrauen auf dieſen Zufluchtsort trotzte ein jeder den Forderungen des andern, oft auch, wenn er Unrecht hatte, bis er mit Gewalt zum Nachgeben gezwungen wurde oder ſelbſt zu Grunde ging. Auf den Ausſpruch des Richters wurde wenig gehört, ſelbſt das kaiſerliche Wort ſehr oft nicht geachtet; und ſo geſchah es, daß, während das Reich nach Außen tiefen Frieden hatte, im Innern die heftigſten Kriege, kleine und große, an vielen Orten zugleich wütheten; und daß in dem Zuſtande, den ſie einen ganz gewöhnlichen nannten, jährlich Tauſende in Teuſchland durchs Schwerdt umkamen. Ein ſolcher Zuſtand dünkt uns gräuelvoll, und wir begreifen nicht, wie man darin Jahrhunderte lang hat leben können, und wie es noch Einen heitern und fröhlichen Menſchen in ſolchen Zeiten gegeben. Denn nur die gewaltſam und räuberiſch Geſinnten, ſo ſcheint es, hatten die Herrſchaft, und die friedlichen, ruhigen Menſchen lebten

in beſtändiger Furcht und Todesangſt. Ein ſo ſcharfes Urtheil jedoch würde wiederum den Geiſt jenes Zeitalters verfehlen; die nähere Betrachtung wird die grellen Farben des Bildes um vieles milder machen.

Der Adliche lebte in den Waffen, und war jeden Augenblick bereit, Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben; daher fühlte er ſich nicht aus den Fugen gerückt, wenn er angegriffen wurde; oft war es ihm eine Freude, auf ſolche Weiſe aus der Ruhe geweckt zu werden. Es war eine Ehrenprobe, die er beſtehen ſollte; und wie der Ehre wegen ſelbſt die beſten Freunde in den Ritterſpielen recht ernſthaft eine Lanze mit einander brachen, ſo war umgekehrt bei der ernſthafteſten Fehde, in beſſeren Zeit, ſtets die Ehre der leitende Stern. Nicht mit ſolcher Erbitterung und eigentlichem Haſſe, wie in ſpäteren Zeiten, ging man gegen einander in den Kampf, ſondern dieſer war oft nur ein ernſthaftes Waffenſpiel, in welchem die Gegner auf Tod und Leben ihre Kräfte mit einander maßen. Es war ein Gottesgericht, eine offene und kräftige Weiſe, den Streit zu entſcheiden, den Gründe nicht mehr ſchlichten konnten; und in der Entſcheidung ſah man die Stimme des Rechts. Wenn wir von dieſem Standpunkte die Fehden des Mittelalters anſehen, ſo werden ſie uns im andern Lichte erſcheinen. Und wir müſſen es, denn die Zeit ſelbſt betrachtet ſie ſo. — Als aber in dem Kampfe der Ghibellinen und Welfen, der vorzüglich in Italien geführt wurde, italieniſche Rachſucht und Tücke ſich mit einmiſchte, nahm der Streit dieſer Partheien bald eine gehäſſigere Geſtalt an.

Daß ferner die Städte eben durch die Befehdungen der Fürſten und des Adels zu rechter Entwicklung ihrer Kräfte geweckt wurden, und neben dem Erwerbfleiße den Muth, die Mannstugend und das Gefühl der Bürgerehre entwickelten, haben wir ſchon früher geſehen. In der Spannung aller Kräfte lag erhöhtes Lebensgefühl. Wenn der Bürger zu Hauſe war, fand er Sicherheit und Zuverſicht in dem Muthe ſeiner Mitbürger; auf Reiſen ſchützte er

ſich, ſo viel wie möglich, durch Waffen und ein zahlreiches Gefolge.

Der Landbauer endlich litt bei den Fehden freilich am meiſten, und ſein Stand war überhaupt der Unglücksträger in jenem Zeitalter. Der Kampf wurde auf ſeinem Grund und Boden geführt, ſeine Saaten zertreten, er ſelbſt war wehrlos und nicht einmahl der Waffen würdig geachtet, wenn er nicht ein ganz freier Mann war. Allein das ſchützte ihn wieder in vielen Fällen, daß es gegen die Ritterehre gehalten wurde, den wehrloſen Mann zu beſchädigen; und er ſelbſt hatte gewiß darin einen großen Erſatz, daß er mit ſeinen Söhnen nicht in den Krieg zu ziehen brauchte. Dazu war das Unglück viel kleiner an Umfang und ging ſchneller vorüber, als bei unſeren Kriegen; denn was ſind wohl alle jene kleinen Unfälle gegen das unſägliche Elend, welches ein einziger, heutiger, großer Krieg verbreitet!

Nicht nur das Mittelalter, ſondern die ganze teutſche Geſchichte, bis auf die letzten Jahrhunderte, iſt, im weiteren Sinne, des Fauſtrechts voll. Von Anfang an haben die Teutſchen die ſchnelle Entſcheidung des Armes dem langſamen Gange ſpitzfindiger Rechtskünſte vorgezogen; und wie ihnen ſchon zu Hermanns Zeit der Richterſtuhl des Varus und die ſpitzige Zunge der römiſchen Sachverwalter von Allem das Verhaßteſte waren, ſo haben ſie zu allen Zeiten gern und leicht, wenn das gerade, einfache Rechtsgefühl nicht durchdringen konnte, das Schwerdt zum Richter gemacht. Die offene, alle Hinterliſt haſſende Natur, die Liebe an Krieg und Waffen, und der trotzige Mannesſinn, ſprechen ſich auch darin aus.

In den früheren Jahrhunderten wechſelt der Zuſtand noch häufig, ſo daß bald die Gewalt, bald das Recht die Oberhand hatte, je nachdem die Herrſcher in Teutſchland kräftiger oder ſchwacher Art waren und ihr Anſehn viel oder wenig galt. Unter den ſchwachen Merowingern waren ſchon deutliche Spuren des Fauſtrechts; die erſten Karolinger, beſonders Karl der Große, deſſen Wort ſich niemand zu widerſetzen wagte, unterdrückten die Selbſthülfe und

hielten auf Recht und Ordnung. Unter den ſpäteren Karolingern, nachdem Ludwig der Fromme mit ſeinen Söhnen ſogar im Großen das Beiſpiel der Gewaltthätigkeit gegeben, hat dieſe die Oberhand und die Fauſt entſcheidet; die erſten ſächſiſchen Könige, Heinrich I. und Otto I. ſtellen die Ruhe im Ganzen wieder her ſitzen häufig in Teutſchland zu Gericht, und ihr Ausſpruch gilt; unter Otto II., dem III. und dem ſchwächeren Heinrich II. gibt es der Fehden wieder mehrere; und nachdem auch Konrad II. und Heinrich III. das kaiſerliche Anſehn wieder hergeſtellt haben, giebt die lange, unglückliche Regierung Heinrichs IV. wieder das Recht aller Gewaltſamkeit preis, da der Kaiſer ſelbſt in ſteter Fehde mit den Sachſen, mit ſeinen Gegenkönigen, und endlich mit ſeinen eigenen Söhnen lebte. Die erſten Hohenſtaufen haben zwar Anſehn und perſönliche Kraft genug, aber dieſe Kraft iſt gegen Italien gerichtet; Friedrich I. läßt eine Zeitlang den Fehden zwiſchen Heinrich dem Löwen und ſeinen Gegnern freien Lauf, endlich nimmt er ſelbſt Theil daran, und zugleich iſt er es, der dem Fauſtrecht gleichſam geſetzliches Anſehn gegeben, indem er verordnete, daß eine jede Fehde drei Tage im Voraus angekündigt werden müſſe. Dadurch war ja der innere Krieg geſtattet, wenn nur das Geſetz der Ankündigung beobachtet wurde. — Wie unter Otto IV. und Philipp von Schwaben, und während Friedrichs II. langer Abweſenheit in Italien ein wildes Getümmel in Teutſchland ſich erhob, haben wir geſehen; aber dennoch war das noch nicht die ſchlimmſte Zeit des Fauſtrechts, ſondern dieſe folgte nach Konrad IV., während des Interregnums, da eine Zeitlang gar kein Kaiſer in Teutſchland war. Auch in den folgenden Jahrhunderten iſt der Zuſtand viel ſchlimmer, als früher, weil viele ſchwache Kaiſer regierten, und weil der edlere Geiſt der Ehre und Tugend, der unter den Hohenſtaufen noch herrſchte, nach und nach aus dem Ritterthum geſchwunden war. Da mußte die rohe Gewalt immer drückender und verderblicher werden. Wohl mögen wir fragen, ob denn in dieſer ganzen Zeit das

Recht gar nicht verwaltet, kein Gericht gehalten, kein Richter beſtellt, und Alles der Willkühr überlaſſen worden ſey? — So war es zwar nicht, ſondern es gab Richter und Gerichte, und viele tauſende Rechtsſachen wurden nach ihrem Ausſpruche geſchlichtet; allein das waren meiſtens die Rechtsſtreite ſolcher, welche zu dem Gebrauche der Gewalt nicht Kräfte und Selbſtſtändigkeit beſaßen, der Mittlern und Niedern im Volke, die einer Stadt Bürger oder eines Herrn Untergebene waren. In älterer Zeit wurde das Recht nur von dem Könige oder in des Königs Namen geſprochen; dieſes war zur Friedenszeit das Hauptgeſchäft der Herzöge, Grafen, Pfalzgrafen, die urſprünglich als des Königs Diener beſtellt waren. Als es dieſen nach und nach gelang, ihr Amt zu einem Beſitze und die verwalteten Landſchaften zu einem Erbe ihres Geſchlechtes zu machen, erlangten ſie mit der Landeshoheit auch die gewöhnliche Gerichtsbarkeit, und ſie wurde in ihrem Namen durch die Landgerichte und Vögte verwaltet. Indeß blieb der Blutbann oder die peinliche Gerichtsbarkeit noch lange ein kaiſerliches Vorrecht, und an den Hofrichter, der in des Kaiſers Namen ſprach und die Hoheitsrechte wahrte, konnten ſich auch in andern Fällen diejenigen wenden, welche mit den Ausſprüchen der Landgerichte nicht zufrieden waren.

Dazu waren die Gerichte durchaus öffentlich; die Richter, die Schöffen, konnten ſich ſelbſt mit den Umſtehenden berathen; denn da das Recht nicht geſchrieben war, ſo bildete es ſich, durch Gewohnheit und Herkommen, aus dem Zuſtande des Volkes ſelbſt hervor; es war lebendig und volksmäßig. Erſt als man, ſeit Friedrichs I. Zeit, das alte römiſche Recht kennen lernte, welches in großen Büchern aufbewahrt war, fing man auch an, teutſche Geſetze zu ſammeln, und aufzuſchreiben. Die erſte Sammlung dieſer Art iſt zwiſchen 1215 und 18 von einem ſächſiſchen Edelmanne, Epke oder Eiko von Repgow gemacht und unter dem Namen des Sachſenſpiegels bekannt; zu den ſpäteren, mit Zuſätzen vermehrten, Be-

arbeitungen deſſelben gehört der Schwabenſpiegel und das Kaiſerrecht, welches letztere vorzüglich die Lehnsverfaſſung enthielt.

Außer den oben genannten, gewöhnlichen Gerichten bildete ſich, bei dem Ueberhandnehmen der Gewalt, in Weſtphalen eine eigene Art derſelben, die man die heimlichen, ſtillen oder Vehmgerichte, auch Frei- und Stuhlgerichte nannte. Sie kommen zuerſt im dreizehnten Jahrhundert vor, und dauerten bis in das ſechszehnte; ihre Gewalt erſtreckte ſich bald auch über andere Theile Teutſchlands, ja bis nach Preußen und Liefland. Dortmund war der Sitz des Hauptſtuhles dieſer Gerichte; in Frankfurt, Trier und andern Orten wurden auch Stühle errichtet. Sie ſtanden unmittelbar unter den Kaiſern; (der Kaiſer Sigismund hat mehrmahls zu Dortmund den Vorſitz geführt;) ſie richteten in des Kaiſers Namen über alle Verbrechen wider die göttlichen Gebote und den Landfrieden, und es war ihnen, um dem Hange zu ſchweren, blutigen Vergehungen Einhalt zu thun, eine furchtbare Gewalt eingeräumt. Sie nahmen Alles zu Hülfe, was Furcht und Schrecken vor ihrem Urtheile verbreiten konnte. In ſtiller Nacht, in entlegenen Gegenden, in Wäldern und Felſenhöhlen und unterirdiſchen Gewölben, wurden die Sitzungen gehalten; kein Ungeweihter wußte die Städte; der Geladene, der ſich auf dem nächſten Kreuzwege bei ſeiner Wohnung zu nächtlicher Stunde ſtellen mußte, wurde mit verbundenen Augen hin und zurückgeführt; und erſchien er auf dreimahlige Ladung nicht, ſo wartete ſeiner früh oder ſpät ein gewiſſer Tod. In Dortmund allein waren über 1000 Freiſchöffen dieſes Gerichtes verſammelt, deren ſpähenden Blicken und Dolchen nicht leicht einer entging.

Die Gerichte wurden gewöhnlich am Dienſtag gehalten; (Dingstag iſt Gerichtstag, Ding heißt Gericht). Die oberſte Stelle bekleideten die Stuhlherren, wozu weltliche und geiſtliche Fürſten, Grafen und Ritter genommen wurden; die zweite die Freigrafen, welche gleichfalls Recht über Leben

und Tod, Leib und Ehre übten. Die Beiſitzer und Diener des Gerichtes waren die Freiſchöffen oder Schöppen, die durch den Stuhlherrn und die Freigrafen gewählt wurden. Die zweite Klaſſe von ihnen waren die Fronbothen; ſie ſchlugen in der Nacht die Ladungsbriefe an und vollzogen an dem Verurtheilten, den ſie bis in ſeinen geheimſten Zufluchtsort auſſpüren mußten, die Todesſtraſe. Ja, ſie hatten das Recht, wenn ſie Augenzeugen einer Miſſethat waren, den Thäter auf der Stelle an dem nächſten Baume aufzuhängen; zum Zeichen, daß ſie die Strafe geübt, ſteckten ſie ein Meſſer neben den Hingerichteten. Ein feierlicher Eid hielt ſie gebunden; nicht dem eigenen Vater oder Bruder oder Freund durften ſie ſich entdecken, nicht einmal ſie warnen. Auf den Verrath ſtand eine fürchterliche Strafe. Sie erkannten ſich an geheimen Zeichen.

Das Gerichtsſiegel der heiligen Vehme war ein geharniſchter Mann mit einem Schwerdte. An jedem Ladungsbriefe waren ſieben Siegel, des Freigrafen und von 6 Freiſchöffen. Der Fronbothe ſchlug ihn an des Beklagten Haus oder an das nächſtſtehende Heiligenbild, und ſchnitt von dem Pfoſten des Hauſes oder dem nächſten Baume drei Spåne, um die Erfüllung ſeines Auftrages zu beweiſen. War der Angeklagte abweſend oder verſteckt, ſo wurde der Brief an einem Kreuzwege nach allen vier Himmelsgegenden angeſchlagen. — Die Strafen waren gewöhnlich der Strang, die Landesverweiſung, Geld oder Leibesſtrafe.

So große Gewalt in Menſchenhände gelegt, ohne die Schutzwehr der Oeffentlichkeit und der Verantwortung, mußte bald argen Mißbrauch veranlaſſen. Die Gerichte arteten aus und wurden der unerhörteſten Grauſamkeiten beſchuldigt. Viele Reichsſtände und beſonders die geiſtlichen eiferten gegen ſie; die Verbeſſerungen, welche mehrere Kaiſer, auch noch Friedrich III. 1442, mit ihnen vornahmen, halfen nicht; im Jahr 1461 ſchloſſen Fürſten, Ritter und Städte Bündniſſe gegen die weſtphäliſchen Gerichte. — Der ewige Landfriede endlich unter Kaiſer

Maximilian I. und das Reichskammergericht, welches denſelben aufrecht erhielt, machten auch mit dem Fauſtrechte nach und nach den heimlichen Gerichten ein Ende, welche immer eine der merkwürdigſten Erſcheinungen des Mittelalters bleiben werden.

---

68. Das Interregnum. 1254—1273.

Eine Zeit, in welcher das kaiſerliche Anſehen gar nicht mehr galt, Unrecht und Gewalt aber auf eine furchtbare Weiſe die Oberhand gewannen, iſt die, welche man das Interregnum nennt. Nach Konrads IV. und Wilhelms von Holland Tode wollte kein teutſcher Fürſt die Kaiſerkrone annehmen; den meiſten war mehr daran gelegen, nur ihre eigenen Erbländer zu verwalten und wo möglich eigennützig zu vergrößern, als die ſchwere Pflicht auf ſich zu nehmen, in den faſt verwilderten teutſchen Landen Friede und Ordnung herzuſtellen, und mit Selbſtentſagung alle Kräfte dem allgemeinen Beſten zu widmen. Da fielen die geiſtlichen Churfürſten auf den unwürdigen Gedanken, einen Ausländer zum Kaiſer zu machen. Und noch dazu waren ſie nicht einig; die eine Parthei wählte den engliſchen Grafen Richard von Cornwallis, die andere den König Alfonſus von Caſtilien in Spanien, den man wegen ſeiner Kenntniſſe in der Himmelskunde den Weiſen nannte, der aber nicht einmahl ſein eignes Land zu regieren verſtand. Beide hatten den Reichsfürſten viel Geld geboten, und Richard kam ſogar, wie einige erzählen, mit 32 Wagen nach Teutſchland, jeden mit acht Pferden beſpannt, und darauf ein, drei Ohm haltendes, Faß mit Sterlingen, (einer alten engliſchen Geldmünze), angefüllt. Er hatte reiche Zinngruben in Cornwallis, damahls faſt die einzigen in der Welt, und daher ſo großen Reichthum. Mit ſolchen Waffen eroberte er bald vieler Herzen, und wurde auch im Jahre 1257 feierlich zu Aachen gekrönt. Dann kehrte er bald nach England zurück von mehreren angeſehenen Teutſchen begleitet. In England aber,

der Heimath des Nationalſtolzes, ward er nicht anders als jeder engliſche Große behandelt, und das verdroß die Teutſchen, die mit ihm waren, ſo ſehr, daß ſie unwillig nach Hauſe zurückkehrten. - Seit der Zeit iſt Richard noch dreimahl nach Teutſchland gekommen, aber jedesmahl nur auf kurze Zeit, und Alfonſus iſt niemahls in Teutſchland geweſen. In ſolcher Zeit mußte wohl Unordnung und Gewaltthätigkeit von Tage zu Tage größer werden, ſo daß große und kleine Fürſten, Grafen und Ritter und Städte, in beſtändigen Fehden mit einander lebten, und daß die Recht und Ruhe liebenden Menſchen von ganzer Seele nach einem Kaiſer ſeufzten, der ihr Schutz und Schirm ſeyn könnte.

Das unglücklichſte Schickſal erfuhr in dieſen Zeiten der letzte Sprößling des großen hohenſtauſiſchen Geſchlechts:

69. Konradin von Schwaben,

der Sohn Kaiſer Konrads IV. Dieſer war nach ſeines Vaters Tode in Baiern und nachher in Schwaben, wo er noch einige geringe Erbgüter hatte, aufgewachſen; und unterdeß machte ſich ein franzöſiſcher Herzog, Carl von Anjou, durch den Papſt herbeigerufen, 1266 auf, und nahm die großen Erbländer Konrads, Neapel und Sicilien, weg; eine große Menge franzöſiſcher Ritter folgten ihm, weil es auf dieſem Zuge Beute zu machen gab. Als nun der junge Konrad größer wurde, und der Länder gedachte, welche ihm gebührten, und wovon eine einzige Stadt reicher war, als alle ſeine teutſchen Beſitzungen, erwachte der kühne Sinn ſeiner Ahnen in ihm, und er beſchloß, den Räuber aus ſeinem Erbe zu vertreiben. Im Jahre 1268 zog er aus, mit ſeinem treuen Jugendfreunde, dem Prinzen Friedrich von Baden; es folgten ihm treue Ritter aus Teutſchland; in Italien ſtrömten ihm die zahlreichen Anhänger der gehibelliniſchen Parthei zu; die Römer, ihrem Papſt Clemens zum Trotz, der den Franzoſen herbei gerufen hatte, führten ihn in Triumph in ihre

Stadt ein; bald ſtand er dem Gegner mit einem ſtarken Heere bei Palenza in Unteritalien gegenüber. Auch in der Schlacht war ihm das Glück Anfangs günſtig, die Feinde wurden in die Flucht getrieben; aber bei der Verfolgung wich die Ordnung aus ſeinem Heere, zu früh fiel es über die Beute des feindlichen Lagers her, und in dem Augenblick brach der franzöſiſche Hinterhalt auf die Plündernden hervor. Sie wurden gänzlich geſchlagen, und Konrad mit ſeinem Freunde Friedrich, nachdem ſie lange ritterlich gekämpft hatten, floh nach dem Meere zu. Schon hatten ſie zu Aſtura ein Schiff beſtiegen, um nach Piſa zu entfliehen, da wurden ſie eingeholt und gefangen vor Carl von Anjou geführt. Und ſo unverſchämt, lügneriſch und grauſam war dieſer, daß er den Konradin einen Empörer gegen ihn, den rechtmäßigen König, nannte, und beide Fürſten, in einem Alter von 16 Jahren, öffentlich auf dem Markte von Neapel, am 28ſten October 1268, enthaupten ließ.

Mit dem unglücklichen Konrad endigte das mächtige Haus der Hohenſtaufen, und zwar durch eben die Beſitzungen, durch welche Friedrich I. demſelben den größten Glanz zu geben vermeinte. Die Erbgüter in Schwaben aber zerfielen in viele Theile und kein Land in Teutſchland war nachher in ſo viele kleine Herrſchaften zerſtückelt, als Schwaben. Da das Herzogthum nicht wieder hergeſtellt wurde, ſo gehörten die geſammten Stände dieſes Landes von nun an unmittelbar dem Reiche zu.

Fünfter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis Karl V. 1273—1520.

V. Kaiſer aus verſchiedenen Häuſern. 1273—1437.

70. Rudolf von Habsburg. 1273—91.

Die Unordnung in Teutſchland wurde je länger je größer; und als 1272 Richard in England geſtorben war, und Alphons ſich gar nicht um das teutſche Reich bekümmerte, hielten endlich die Fürſten im Jahr 1273 einen Reichstag zu Frankfurt, um einen Kaiſer zu wählen, der nach Aller Sinn wäre. Er ſollte ſtark und weiſe ſeyn, um das kaiſerliche Anſehn herzuſtellen, aber auch nicht mächtig, damit die Fürſten nichts von ihm zu befürchten hätten. Beides war ſchwer mit einander zu vereinigen; aber das Schickſal lenkte die Wahl glücklich zu des Vaterlandes Beſten. In der Schweiz und im Elſaß lebte der Graf Rudolf von Habsburg, der nicht gar mächtig an Land und Leuten war, aber durch Muth, Klugheit und Rechtſchaffenheit die Achtung der Großen und des Volkes erworben hatte. Früherhin war er ein Gefährte und Freund Kaiſer Friedrichs II., der ihn ſelbſt im Jahr

1218 aus der Taufe gehoben hatte; während der wilden Zeit des Interregnums lebte er auf ſeinen Stammgütern und ſchützte, ſo weit ſein Arm reichte, jeden Hülfsbedürftigen gegen Unrecht und Frevel der Raubritter. Lang war er Schirmvogt und Hauptmann der Städte Zürich und Straßburg, und der im Eingang der Gotthard-Alpen gelegenen Waldſtädte. In ſeinen Sitten war die zwangloſe Einfalt und Offenheit eines großen Mannes; und in einem Schreiben an den Papſt ſagt der Erzbiſchof von Köln von ihm, daß er ein Verehrer der Kirche, ein Liebhaber der Gerechtigkeit, ein Mann von klugen Rathſchlägen und Frömmigkeit ſey, bei Gott und Menſchen beliebt, von einer angenehmen Geſichtsbildung, (er hatte eine ſtark gebogene Naſe, und ein blaſſes, ernſtes Geſicht, welches aber eine Zutrauen erweckende Freundlichkeit überzog wenn er redete,) am Körper abgehärtet, und im Kriege gegen die Treuloſen glücklich.

Vor Allen aber hielt ihn der Erzbiſchof Werner von Mainz in hohen Ehren. Als dieſer einſtmahls nach Rom reiſte, um von dort ſeinen Erzbiſchofs-Mantel zu holen, und ihm der Weg durch die Gebirge der Schweiz nicht ſicher däuchte, erſuchte er den Grafen Rudolf, ihm von Straßburg bis an die Alpen und rückwärts das Geleit zu geben. Das that Rudolf mit aller ritterlichen Treue. Auf der Reiſe lernte der Erzbiſchof ſeine großen und einfachen Tugenden kennen, und beim Abſchiede ſprach er zu ihm: Er wünſchte nur ſo lange zu leben, bis er ihm ſeinen Dienſt einigermaßen vergelten könnte. Dazu kam nun die Gelegenheit. Er war es, der Rudolfen vorzüglich zur Kaiſerwürde empfahl, und die teutſchen Fürſten erhoben ihn auf den Thron des Reiches.

Graf Rudolf, der an ſolche Erhebung keineswegs dachte, war eben mit der Stadt Baſel im Kriege, um die vertriebene Parthei des Adels, die ſich die Sterner nannten, gegen die andere, die Pſitticher, wieder in die Stadt einzuſetzen. Mitten in einer Nacht kam der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, Rudolfs Schwager,

mit der unerwarteten Bothſchaft im Lager an. Anfangs glaubte ihm Rudolf nicht; dann, als auch der Reichsmarſchall Heinrich von Pappenheim ankam, ſandte er den Burggrafen in die Stadt, um den Bürgern, weil er nun der Mächtigere war, den Frieden anzubieten. Sie nahmen ihn mit Freuden an und waren die Erſten, die ihm zu ſeiner Erhebung Glück wünſchten. Darauf ging er nach Frankfurt und von dort nach Aachen, wo er feierlich gekrönt wurde. Nach der Krönung ließen ſich die anweſenden Reichsfürſten, der alten Sitte gemäß, von dem neuen Kaiſer mit ihren Ländern belehnen. Zufällig war aber kein Scepter vorhanden, vielleicht, weil durch die vielen fremden Kaiſer und den Wechſel der Herrſchaften, die Reichskleinodien zerſtreut waren; es entſtand großes Bedenken, womit der Kaiſer die Belehnung vornehmen möge. Da trat Rudolf in's Mittel, ergriff ein Crucifix und gebrauchte es ſtatt des Scepters. »Denn, ſagte er, ein Zeichen, durch welches die Welt erlöſet iſt, mag doch wohl leichtlich die Stelle des Scepters vertreten.« Dieſe Rede gefiel allen Anweſenden ſehr wohl. — Dann fing der neue Kaiſer die Regierung an mit väterlichem Ernſt, und jenem Wohlwollen, welches der Geringſte vom Volk bei ihm fand. Aeußerlich prangte er nicht; ſein Glanz war in ſeinem Verdienſt. Und wie er in allen Dingen auch als Kaiſer blieb, wie er zuvor war, eben ſo leutſelig, eben ſo redlich, eben ſo einfach, ſo verachtete er auch in großen Schlachten, eben ſo den Tod und die Gefahr, als da er noch keine Krone zu verlieren hatte. So wenig hielt er auf äußeren Schein und prächtige Kleidung, daß er, beſonders auf langen Feldzügen, ſich nicht ſcheute, mit ſeinen Kriegsgefährten einen ſchlechten Mantel zu tragen und ſein graues Wams ſelbſt zu flicken. Nur einmahl findet ſich, daß er bei der erſten Zuſammenkunft mit dem Papſte eine bedeutende Summe verwendet habe, um ſich und ſeine Gemahlin und Kinder zu kleiden.

Um die Gebrechen des Reiches ſogleich in ihrer Wurzel zu heilen, ſandte er folgendes Schreiben an

alle Vaſallen und Getreuen des Reichs: »Nun gedenke er mit Gottes Hülfe dem ſchon lange zu Grunde gerichteten gemeinen Weſen den Frieden zu verſchaffen, und die bis daher Unterdrückten gegen die Tyrannei in Schutz zu nehmen, wozu er ſich der Stände kräftige Mitwirkung verſpreche.«

Und mit den Worten vereinigte er die That, zog durch Franken und Schwaben und am Rheinſtrom umher, und wo ein Friedensſtörer war, der ſich nicht in die Ordnung fügen wollte, den ſtrafte er nach der Strenge des Geſetzes. Das geſchah gegen die kleineren Räuber und Ruheſtörer; aber Rudolf ſah wohl ein, daß, wenn das kaiſerliche Anſehn ganz in ſein altes Recht eintreten ſollte, auch die großen Fürſten zur Erfüllung ihrer Pflichten und zur ſchuldigen Ehrfurcht angehalten werden müßten. Nun war aber der König Ottokar von Böhmen, der von ſolcher Unterwerfung unter den Kaiſer nichts hören wollte; er war ein viel mächtigerer Fürſt, als der Graf von Habsburg, er beſaß außer Böhmen auch die öſtreichiſchen Erbländer, die er nach dem Ausſterben des herzoglichen Hauſes theils durch Verwandtſchaftsrecht, theils durch Geld, an ſich gebracht hatte, und glaubte keineswegs gehorchen zu müſſen. Dazu kam, daß die öſtreichiſchen Stände bittere Klagen gegen den König Ottokar erhoben, wie er ſie bedrücke und viele Ungerechtigkeit übe. Alſo ließ Rudolf zuerſt den König einladen, daß er auf dem Reichstage zu Nürnberg, 1274 erſcheinen und von Rechts wegen den Lehenseid leiſten ſolle. Aber der König kam nicht, ſondern ſchickte nur den Biſchof Bernhard von Seccau als ſeinen Geſandten. Und dieſer war ſo dreiſt, vor den verſammelten Fürſten eine lateiniſche Rede anzuheben, worin er beweiſen wollte, daß Kaiſer Rudolfs Wahl ungültig ſey. Rudolf unterbrach ihn, und ſprach: »Herr Biſchof, wenn Ihr etwas mit meinen Geiſtlichen abzumachen habt, ſo redet aller Dinge lateiniſch, wenn's aber mich oder die Reichsrechte angeht, ſo redet, wie es der Brauch iſt.« Und die Fürſten, da ſie inne wurden, der Biſchof wolle Rudolfs Kaiſerwahl antaſten, enthielten ſich

kaum, daß ſie ihn nicht zur Thüre hinaustrieben; aber der Biſchof kam ihnen durch freiwilliges Abtreten zuvor und reiſete eilig von Nürnberg ab.

Nun wurde ein Reichskrieg gegen den widerſpänſtigen Ottokar beſchloſſen, und im Jahre 1276 drang Rudolf ſchnell in Oeſtreich ein und brachte das Land auch bald in ſeine Gewalt, bis auf die Stadt Wien, die er belagerte. Ottokar ſtand an der andern Seite der Donau; aber Rudolf ſchlug zu Aller Erſtaunen ſo ſchnell eine Brücke über den Strom, um ihn in ſeinem Lager anzugreifen, daß der König erſchrocken den Frieden anbot. Er mußte Oeſtreich, Steiermark, Kärnthen und Krain abtreten, und zur Befeſtigung des Friedens ward eine Heirath zwiſchen dem böhmiſchen Kronprinzen und einer von Rudolfs ſechs Töchtern, und zwiſchen einem kaiſerlichen Sohne und einer böhmiſchen Prinzeſſin verabredet. Dann kam Ottokar zu Rudolf in's Lager, that fußfällig in Gegenwart aller Biſchöfe und Fürſten Abbitte, und wurde feierlich mit Böhmen und Mähren belehnt.

Hierauf gingen die Reichsfürſten, wie gewöhnlich nach einem Feldzuge nach Hauſe zurück; Rudolf aber, der dem ſtolzen Könige dennoch nicht trauete, blieb mit ſeinen getreuen elſaſſiſchen und ſchwäbiſchen Rittern, die ihm noch von der Zeit anhingen, da ſie mit ihm als Grafen von Habsburg ſo manche Fehde ausgefochten hatten in Oeſtreich. Und bald fing auch Ottokar den Streit von Neuem an, als er glaubte, Rudolf habe keine hinreichende Macht mehr bei ſich. Allein dieſer ging ihm mit ſeinem kleinen Häuflein muthig entgegen, und lieferte ihm auf dem Marchfelde, jenſeits der Donau, eine blutige Schlacht. Lange war der Sieg zweifelhaft; Rudolf ſelbſt war in Lebensgefahr; ſein Pferd wurde durch einen rieſenhaften thüringiſchen Ritter durchbohrt, und er ſelbſt deckte ſich nur mit ſeinem Schilde, daß er nicht zertreten wurde. Zuletzt aber ſiegte er. Ottokar, da ſchon die Seinigen flohen, focht doch noch, wie Rudolf ſelbſt ihm Zeugniß giebt, wie ein Verzweifelter. Endlich ward er von einigen ſteiermärkiſchen Rittern, die er früher ſchwer gekränkt hatte, ſammt dem Pferde

zu Boden geworfen und getödtet. Nun wurden die Vermählungen zwiſchen den beiden Königshäuſern geſchloſſen und das böhmiſche Land für Ottokars Kinder durch den Markgrafen von Brandenburg verwaltet.

Oeſtreich aber wandte Rudolf, mit der teutſchen Fürſten Bewilligung, als Reichslehen, ſeinem eigenen Hauſe zu; es war ein, durch ihn für das teutſche Reich wiedererobertes Land, und einer der Churfürſten ſagt in ſeinem Willebriefe, worin er ſeine Einwilligung zu dieſer Sache giebt: »Daß Rudolf dieſe Fürſtenthümer, die er mit vielem Schweiß und Blut wieder an das Reich gebracht, ſeinen rechtmäßigen Söhnen ſolle zu Lehen geben können, wenn es ihm immer gefällig ſeyn werde« Daher nahm Rudolf 1282, auf einem Reichstag zu Augsburg, vor einer zahlreichen Verſammlung von Fürſten und Herren, die feierliche Belehnung vor, und gab ſeinen Söhnen Albrecht und Rudolf die Länder Oeſtreich, Steier, Krain und die Windiſche Mark; Kärnthen aber gab er dem Grafen Mainhard von Tyrol, deſſen Tochter ſein Sohn Albrecht heirathete. — So iſt Kaiſer Rudolf der Stifter des mächtigen öſtreichiſchen Hauſes geworden

Nach Beendigung dieſer Angelegenheiten wandte er ſich wieder, obgleich er ſchon hoch bei Jahren war, zu der Sorge für die Ruhe des Reiches. Er ließ die Grafen und Edelleute und Städte in den verſchiedenen teutſchen Ländern einen Landfrieden auf fünf Jahre beſchwören; und weil er wohl wußte, daß den, welcher den böſen Willen hat, das Wort nicht genugſam bindet, reiſte er ſelbſt in den Ländern umher, zerſtörte die Raubburgen und beſtrafte die Räuber. So hat er auf einem Zuge nach Thüringen 66 ſolcher Burgen zerſtört und 29 Räuber von Adel hinrichten laſſen. Und den Grafen Eberhard von Würtemberg, der einer der unruhigſten Fürſten war, und deſſen Wahlſpruch hieß: »Gottes Freund und aller Welt Feind!« — belagerte er in ſeiner Stadt Stutgard und zwang ihn die Mauern der Stadt zu zerbrechen. Andern Reichsſtänden dagegen erlaubte er,

zum Schutze gegen die Räuber, ſich Burgen zu erbauen, wie z. B. 1290 dem Biſchof von Paderborn, der zwei Burgen in ſeinem Gebiete erbauen durfte.

Alſo fand Kaiſer Rudolf ſo viel in Teutſchland zu thun, daß er gar nicht ernſtlich daran denken konnte, nach Italien zu gehen, um ſich als Kaiſer krönen zu laſſen. Auch pflegte er zu ſagen, »Italien gleiche der Höhle des Löwen, in welches zwar viele Fußtapfen, der Kaiſer einwärts, aber wenige auswärts gingen.« Ja, ſo wenig verfolgte er der früheren Könige Abſichten auf Italien, daß er in einem Vertrage mit Papſt Gregor X. allen Rechten des Reiches auf das Gebiet der Kirche, wie es noch beſteht, entſagte. Er mochte ſich freuen, eine der beſtändigen Anreizungen zu den verderblichen italieniſchen Zügen aus dem Wege geräumt zu ſehen.

Zuletzt wollte er noch gern auf dem Reichstage zu Frankfurt 1291 ſeinen Sohn Albrecht von den Fürſten als teutſchen König anerkennen laſſen; allein die eiferſüchtigen Großen, denen ſchon Rudolfs Regierung faſt zu kräftig geweſen war, indem ſie ihren Vortheil nicht ſo verfolgen konnten, und die da meinten, Teutſchland werde aufhören ein Wahlreich zu ſeyn, wenn man den Sohn auf den Vater folgen laſſe, ſchoben die Sache hinaus. Mißvergnügt über die Undankbarkeit, reiſte Rudolf ab und ſtarb auf der Reiſe zu Germersheim, den 20. Sept. 1291, da er 73 Jahre alt war.

So hoch ehrte man ſein Andenken noch lange Zeit nachher, daß in Teutſchland das Wort blieb: »Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht.« — Krieger war er von Jugend auf. Einer ſeiner Lieblingswünſche war, daß er ein Heer von 40,000 Mann Teutſcher zu Fuß und 4000 zu Pferde hätte, damit getraute er ſich gegen die ganze Welt auszuziehen.

---

71. Adolf von Naſſau. 1292—98.

Viele Fürſten waren dem Albrecht von Oeſtreich Rudolfs Sohne nicht abgeneigt, allein der Erzbiſchof

Gerhard von Maynz wußte die Sachen doch ſo zu lenken, daß ſein eigner Vetter, der Graf Adolf von Naſſau, zum Kaiſer gewählt wurde. Adolf war zwar ein tapferer Ritter und beſaß viele liebenswürdige Eigenſchaften, allein zu ſolcher Würde hatte er weder genug Klugheit, noch genug Macht und Anſehen. Er beſaß nur die halbe Grafſchaft Naſſau und ſein Vermögen war ſo ſchwach, daß er nicht einmahl die Koſten des Krönungsfeſtes beſtreiten konnte; und als er ſich dadurch aus der Verlegenheit helfen wollte, daß er die Juden in Frankfurt mit einer Steuer belegte, widerſetzte ſich der Reichsſchultheiß in der Stadt; da mußte der Erzbiſchof Gerhard ſeine Stiftsgüter für ihn verpfänden.

Als Kaiſer ſuchte er in Rudolfs Fußſtapfen zu treten, den Landfrieden aufrecht zu halten, dabei aber auch die Macht ſeines Hauſes zu vergrößern. Mit beiden wollte es jedoch nicht gelingen; denn die Vergrößerung ſeines Hauſes ſtrebte er durch ſolche Mittel zu bewirken, welche die Gemüther von ihm abwenden mußten. Zuerſt nemlich, um Geld zu bekommen, verſprach er dem Könige Eduard I. von England Hülfe gegen Philipp den Schönen von Frankreich, für eine beträchtliche Geldſumme. Zu der Hülfe kam es nicht, weil der Streit für den Augenblick beigelegt wurde, das Geld aber wandte Adolf an, ſich ein Land zu kaufen. Es herrſchte damahls ein böſer Markgraf in Thüringen, Albrecht der Unartige, der verſtieß ſeine treffliche Gemahlin Margaretha, Tochter Kaiſer Friedrichs II., und heirathete die Kunigunde von Iſenburg. Die arme Mutter, als ſie ihre Kinder verlaſſen mußte, biß im Schmerz des Abſchiedes ihren einen Sohn Friedrich in die Wange, weshalb er in der Geſchichte den Namen: »Friedrich mit der gebiſſenen Wange« erhalten hat. Der unnatürliche Vater aber verkaufte die Erbländer der beiden Söhne erſter Ehe dem Kaiſer Adolf, um das Geld dem Sohne der Kunigunde, Albrecht, zuzuwenden. Die beiden Söhne, Friedrich und Diezmann kämpften, als ſie herangewachſen waren, ritterlich für ihr Erbe, weil das

Land ihnen treu war, und der Kaiſer ſah ſich genöthigt, einen ungerechten Krieg gegen ſie zu führen, er, deſſen erſte Pflicht es war, Recht und Gerechtigkeit zu üben. Sie eroberten einen Theil ihrer Länder wieder.

Solch unwürdiges Verfahren hatte den König Adolf in Teutſchland verhaßt gemacht; dazu kam, daß der wankelmüthige Erzbiſchof Gerhard von Maynz gleichfalls mit ihm unzufrieden war, weil er ſich in ſeiner Hoffnung betrogen ſah, ihn nach Gefallen zu lenken. Auf ſeinen Antrieb wurde alſo eine Fürſtenverſammlung gehalten und Adolf abgeſetzt: »Weil er Kirchen verwüſtet, von einem Geringeren, (dem König von England), Sold genommen, das Reich nicht gemehrt, ſondern gemindert, und den Landfrieden nicht gehandhabt habe;« — und Albrecht von Oeſtreich wurde gewählt.

Dies iſt das erſte Beiſpiel, daß die Churfürſten, ohne Antrieb des Papſtes, allein einen Kaiſer abgeſetzt haben.

Die beiden Gegner zogen gegen einander; bei Worms kämpften ſie die entſcheidende Schlacht, 1298. Adolf wurde geſchlagen und fiel ſelbſt im Gefechte, wie einige ſagen, von Albrechts eigener Hand.

---

72. Albrecht I. von Oeſtreich.

1298—1308.

Dieſer Albrecht war nicht milde und freundlich, wie ſein Vater, ſondern ein ſtrenger und faſt harter Herr, und ſelbſt im Aeußern durch den Mangel des einen Auges entſtellt. Zwar gegen den Maynzer Erzbiſchof war ſeine Strenge gerecht, denn da er deſſen Willen nicht in Allem thun wollte, ſprach derſelbe: »Er habe noch mehr Kaiſer in ſeiner Taſche,« — und ging damit um, wirklich einen neuen zu wählen; allein Albrecht trieb ihn ſchnell zu Paaren, daß er um Gnade bitten mußte. Aber in anderen Fällen waren ſeine Anſchläge nicht immer dem Rechte

gemäß. Sie gingen darauf hinaus, viele Länder an ſich zu bringen; auf Thüringen, Böhmen, Holland, warf er ſeine Blicke; — da vernichtete plötzlich der Tod alle dieſe Entwürfe. Im Frühling des Jahrs 1308 kam er in ſeine Erblande an der Gränze der Schweiz, um große Macht zum Kriege wider Böhmen zu rüſten. Mit ihm war ſein junger Vetter, Johann von Schwaben, der Sohn ſeines Bruders Rudolf, dem er, obwohl er nun mündig geworden war, ſeinen Antheil an den Habsburgiſchen Erbgütern vorenthielt. Vergeblich bat ihn der ehrgeizige Jüngling wiederholt um ſein Erbe, und als der König es immer verweigerte, faßte er endlich mit vier Rittern, welche gleichfalls gegen Albrecht Groll im Herzen trugen, den Entſchluß, ihn zu ermorden. Den erſten May 1308, im zehnten Jahre ſeines Königreichs, ritt König Albrecht von dem Stein zu Baden im Argau herunter, um nach Rheinfelden an's Hoflager zurückzukehren. Sie kamen durch die Thalgründe an die Ueberfahrt der Reuß bei Windiſch. Hier drängten ſich die Verſchwornen zuerſt mit dem König in den Kahn, um ihn von ſeinem Gefolge zu trennen, und fuhren mit ihm über das Waſſer. Und als ſie nun weiter ritten, durch das große Kornfeld unten an den Hügeln, wo Habsburg iſt, rannte plötzlich Herzog Johann den geſenkten Speer in des Königs Hals, laut rufend: »Hier der Lohn des Unrechts!« — Zu gleicher Zeit durchſtach ihn auch Rudolf von Balm, und Walter von Eſchenbach ſpaltete ihm mit ſeinem Schwerdt den Kopf. Der König ſank ohnmächtig herab in ſein Blut; ein armes Weib, welches die That geſehen eilte herbei, und in ihrem Schooße ſtarb Albrecht. Die Verſchwornen aber ſprengten davon, und, von ihrem böſen Gewiſſen verfolgt, haben ſie ſich von dieſem Tage an nicht mehr geſehen. Der eine von ihnen, Rudolf von Wart, wurde ergriffen und auf dem Platze der That durch's Rad hingerichtet, die andern alle, ſammt dem Herzog, ſind unbekannt im Elende geſtorben.

75. Die Eidgenoſſenſchaft der Schweizer.

In dieſem Todesjahre König Albrechts iſt der Grund zu der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft gelegt worden. Die Geſchichte des kräftigen, fleißigen, freiheitsliebenden Volkes, welches den Fuß der hohen Gebirgsketten zwiſchen Teutſchland, Frankreich und Italien, in vielen großen und kleinen Orten bewohnt, gehört mit zu der unſrigen; denn ſeinem Stamme nach iſt es ein ächt teutſches, und nur nach Frankreichs Gränze zu iſt die franzöſiſche Sprache die herrſchende geworden. Die größeren Städte in den ebneren Gegenden nach Schwaben zu, Bern, Zürich, Freiburg, Solothurn und andere, waren von alten Zeiten her Reichsſtädte, und auch die eigentlichen Waltſtette, Schwyz, Uri und Unterwalden, ſtanden im unmittelbaren Schutze des Reiches. Ihre Verfaſſung war uralt, und gleichſam aus der erſten Hand der Natur. Wie bei den alten Teutſchen übte die ganze Gemeinde der freien Männer, unter ihrem Landamman, die höchſte Gewalt, und die Kraft ihrer Verfaſſung lag einzig in dem Nationalwillen. Der Kaiſer der Teutſchen aber, weil ſie zum Reiche gehörten, hatte Vögte oder Verwalter bei ihnen, welche die Reichsrechte über ſie übten: die Zölle, die Münzgerechtigkeit, den Blutbann und anderes, was aber keinesweges drückend war.

Nun aber ließ ihnen König Albrecht, der gern die Macht ſeines Hauſes vermehren wollte, den Antrag machen, daß ſie dem Reiche entſagen, und ſich dem erblichen Schutze ſeines mächtigen Hauſes, welches in ihrer Nähe ſo viele Stammgüter beſaß, anvertrauen ſollten; das heißt, ſie ſollen ſtatt teutſch, habsburgiſch oder öſtreichiſch werden. Sie aber, die dieſen König mit Mißtrauen betrachteten, weigerten ſich. Deshalb ließ Albrecht zu, und ſah es ſogar gern, daß die Vögte das Volk drückten, und Unrechtes von ihm forderten. Er verachtete das wenig bekannte Bergvolk. Der Reichsvögte waren zwei, Hermann Geßler von Bruneck, ein ſtolzer Edelmann, der bei der Stadt Altorf in Uri eine

Burg oder Zwinghof hatte, das Volk von da aus zum Gehorſam zu zwingen; und Beringer von Landenberg, der auf der Burg Sarnen in Unterwalden wohnte; außerdem waren mehrere Burgvögte des Königs.

Aber drei edle Schweizer, die ihr Vaterland ohne die alte Freiheit für verloren achteten, Werner Stauffacher, von Schwyz, Walther Fürſt von Attinghauſen, im Lande Uri, und Arnold an der Halden von Melchthal in Unterwalden, machten einen Bund zuſammen, die Gewalt der Vögte zu brechen; ſie wußten wohl, wie die Landleute, bei ihrem Rechte kühn und unerſchrocken, ihnen leicht beifallen würden. Auch hatte Arnold von Melchthal noch beſondere Urſache des Zornes. Um einer geringen Sache willen hatte der Landvogt Landenberg ein Geſpann ſchöner Ochſen wegnehmen, und als ſein Vater deshalb jammerte, ſagte des Vogtes Knecht: »Wenn die Bauern Brod eſſen wollen, ſo mögen ſie den Pflug ſelber ziehen.« Arnold, im Zorne, zerſchlug dem Knechte mit ſeinem Stocke die Hand; darauf aber, weil er des Vogtes Grauſamkeit kannte, floh er, und verbarg ſich, und dieſer, als er ihn nicht fand, ließ ſeinem alten Vater die Augen ausſtechen. — Und ſolcher Gräuel waren in dieſen Zeiten mehr geſchehen.

Die drei Männer rathſchlagten oft bei ſtiller Nacht in dem Ritli, einer kleinen Wieſe in einſamer Gegend, zwiſchen hohen Felſen, am Ufer des Waltſtettenſees. Zugleich warben ſie eifrig unter ihren Freunden, und in der Nacht, Mittwochs vor Martinitag, im Jahr 1307, brachten ſie, ein jeder zehn rechtſchaffene Männer ſeines Landes, an dieſen Ort. Als dieſe drei und dreißig herzhafte Männer, voll des Gefühls ihrer angeſtammten Freiheit, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigſten Freundſchaft vereinigt im Ritli zuſammen waren, hoben die drei Anführer ihre Hände auf gen Himmel und ſchwuren in dem Namen Gottes, alſo mannhaftig mit einander die Freiheit zu behaupten. Die dreißig, ihrem Beiſpiele folgend, hoben ein jeglicher ſeine Hand

auf, und ſchwuren mit getroſtem Muthe denſelben Eid. Die Ausführung ihres Vorhabens war auf den Neujahrstag des nächſten Jahres geſetzt; für jetzt ging jeder in ſeine Hütte, ſchwieg ſtill und winterte das Vieh.

Indeſſen trug ſich zu, daß der Reichsvogt Hermann Geßler durch Wilhelm Tell, einen Urner aus dem Orte Bürglen, des Walter Fürſt Schwiegerſohn, erſchoſſen wurde. Wie der freie und kühne Mann ſich weigerte, ſich vor einem aufgeſteckten Hute zu demüthigen, wie er dann, auf des unmenſchlichen Vogtes Befehl, zur Strafe ſeinem Sohne einen Apfel vom Kopfe ſchießen mußte, und dennoch von jenem in ein grauſames Gefängniß geworfen werden ſollte; unterweges aber, auf dem Vierwaltſtetten-See bei einem ſchweren Sturme, aus dem Kahne entſprang und nachher den Vogt in der hohlen Gaſſe bei Küßnacht erſchoß; das Alles lebt im Munde des Volkes und iſt in Liedern und Bildern vielfach verherrlicht. — Obgleich nun dieſe That noch vor der zu Befreiung des Landes verabredeten Stunde, und ohne Theilnehmung des unterdrückten Volkes geſchehen war, ſo ſtärkte ſie doch den Muth der Verbündeten und aller Uebrigen.

Früh am erſten Tage des dreizehnhundert und achten Jahres, als zu Sarnen der Vogt Landenberg von der Burg herab in die Meſſe ging, begegneten ihm zwanzig Männer von Unterwalden mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hühnern und Haſen, ihm zum Neujahrsgeſchenk, nach der Sitte im Gebirg. Der Vogt, vergnügt ihrer Gabe, hies den Männern, ſie in die Burg zu bringen. Als aber die zwanzig in dem Burgthor waren, ſtieß einer von ihnen in das Horn; auf dieſes Zeichen langte ein jeder ein Eiſen aus dem Buſen, und ſteckte es an ſeinen geſpitzten Stock, und aus dem Erlenholz rannten noch dreißig ihrer Geſellen den Berg heran, auf die Burg, und ſie nahmen die Burgleute gefangen. Landenberg floh, da er dieſes hörte, durch die Wieſen von Sarnen gegen Alpnach; er wurde eingeholt; weil die Verſchworenen aber verabredet hatten, kein

Blut zu vergießen, ließ man ihn nur die Urfehde ſchwören, daß er nicht wieder in die ſchweizeriſchen Waltſtette kommen wolle, und entließ ihn; er zog zu dem König.

Durch ähnliche Liſten, wie die Burg Sarnen, wurden auch die andern gewonnen und gebrochen, die Vögte aber mit ihren Leuten über die Gränze gewieſen; und von verſchiedenen Seiten begegneten ſich die Boten mit froher Nachricht des Gelingens auf dem Waltſtettenſee. An dieſem Tage, da in Melchthal der blinde Vater ſich des Lebens wieder freute, als Walther Fürſt den Tell, ſeinen Tochtermann, öffentlich ehrte, im erſten Augenblick des Gefühls der wiedererlangten Freiheit, wurde kein Tropfen Bluts vergoſſen und keinem Herrn ein Recht genommen. Und am folgenden Sonntag, den ſiebenten Januar, kamen die Schweizer zuſammen, und ſchwuren von Neuem den uralten, ewigen Bund.

Die nächſte Gefahr drohte ihnen von dem Könige Albrecht, der entſchloſſen war, für ihre That ſchwere Strafe zu nehmen. Von dieſer befreite ſie zwar nach einigen Monden, der Arm Herzogs Johann von Schwaben und ſeiner Mitverſchwornen. Doch warteten ihrer bald nachher noch ſchwere Kämpfe für die neu errungene Freiheit.

---

74. Kaiſer Heinrich VII. aus dem Hauſe Luxenburg. 1308—1313.

Nach Albrecht I. Tode blieben die teutſchen Fürſten ihrem Grundſatze getreu, nicht mehrere Kaiſer aus demſelben Hauſe hintereinander zu wählen; und weil einmahl ritterliche Tugend über Alles galt, ſo wählten ſie den Grafen Heinrich von Luxenburg, der als ein tapferer, mannhafter Held und Ritter bekannt war. Er hat zu kurz über Teutſchland geherrſcht, als daß er viel für deſſen Wohl hätte thun können; ſo viel leuchtete aber aus allen ſeinen Handlungen hervor, daß er Kraft und Edelmuth beſaß

um ſich der alten Kaiſerkrone würdig zu beweiſen. Auch nach Italien, wohin ſeit Konrad IV. kein Kaiſer gekommen war, unternahm er wiederum einen Zug, und ſein ritterlich, edler Sinn ſchien auch hier die in Haß und Zwietracht verwilderten Gemüther durch Verſöhnung der Guelfen und Ghibellinen wieder unter das Anſehen des Reiches zu vereinigen. Aber ſchnell erwachte die Wuth der Partheien und Heinrich ſelbſt iſt wahrſcheinlich als ihr Opfer gefallen. Er ſtarb plötzlich zu Buonconvento bei Siena, den 24. Aug. 1313, wie man glaubte an Gift.

Seinem Hauſe hat er Böhmen erworben und dadurch zu deſſen Größe den Grund gelegt. In Böhmen war nemlich, als letzter Sprößling des alten Königsgeſchlechtes, nur Ottokar's Enkelin, Eliſabeth, übrig; aus Haß gegen das Habsburgiſche Haus, welches die nächſten Anſprüche an Böhmen machte, gaben ſie die Stände des Kaiſers Sohne Johann zur Gemahlin, und mit ihr gewann das Haus Luxenburg die Königskrone von Böhmen, zu welcher auch ſpäter die Kaiſerkrone hinzukam.

---

75. Ludwig von Baiern. 1314—1347, und Friedrich von Oeſtreich. 1314—1330.

Die neue Kaiſerwahl war ganz uneinig; die eine Parthei, mit dem Erzbiſchof von Mainz an der Spitze, wählte den Herzog Ludwig von Oberbaiern, die andere, mit dem Erzbiſchof von Köln, den Herzog Friedrich von Oeſtreich. — Der von ſeiner edlen Geſtalt den Beinamen »der Schöne« erhalten hat. Da brach ein neuer Krieg in Teutſchland aus. Alles theilte ſich in heftiger Zwieſpalt. Die Städte, beſonders die in Schwaben und Elſaß, waren für Ludwig, und auch die Schweizer, wie es ſich erwarten ließ, der Adel dagegen war meiſtentheils öſtreichiſch. Auch hatte Friedrich eine große Hülfe an ſeinem

Bruder, dem Herzog Leopold, der ein gar tapferer Ritter und Feldherr war. Dieſer beſchloß vor allen Dingen zuerſt die Ehre des Hauſes Oeſtreich an den ſchweizeriſchen Hirten zu rächen und zog mit einer tapferen Schaar von Rittern in ihr Land. Er drohte: „dieſe Bauern mit ſeinem Fuße zu zertreten;“ und führte Stricke bei ſich, ihre Vorſteher damit zu feſſeln; denn er gedachte nicht an die Wunder, die ein bedrängtes Volk für ſeine Freiheit zu thun vermag, auch wenn es in den Künſten des Krieges nicht regelmäßig geübt iſt.

Die Schlacht bei Morgarten. 1315. — Der Herzog kam in zween Haufen auf Zug, wo ſchon die Gebirge ihren Anfang nehmen; die ſchwere Reuterei, ganz in Eiſen gehüllte Ritter, welche der Stolz und der Kern der Heere waren, zog in großer Anzahl voran. Es zog unter dem heldenmüthigen Herzog der ganze alte Adel von Habsburg, von Lenzburg und Kyburg; und unter Vielen auch der Vogt von Landenberg, und das Geſchlecht der Geßler rachedurſtig.

Aber die Landleute von Schwytz änderten keinesweges ihre Geſinnung. Auf die Nachricht von dem Anzuge der Feinde machten ſie ſich auf; bei anbrechender Nacht landeten zu Brunnen im Lande Schwyz vierhundert Männer von Uri, und wenige Stunden darauf dreihundert Unterwaldner; alsdann zogen ſie die Wieſen hinauf in den Flecken Schwyz. Daſelbſt war ein alter Mann, Rudolf Reding von Biberegk, an Leibeskräften ſo ſchwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber ſo kriegserfahren und klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. Vor allen Dingen, ſagte er, müßten ſie, die an Zahl viel ſchwächeren, dahin trachten, daß dem Herzog die überlegene Macht nicht helfe. Und dann zeigte er ihnen, wie ſie die Höhe des Morgarten und den Berg Sattel beſetzen müßten, um des Herzogs Heer in dem engen Paſſe zu erſchrecken, ihm in die Seite zu fallen, es zu trennen und abzuſchneiden. — Die Eidgenoſſen, nachdem ſie, nach alter Sitte,

knieend Gott um Hülfe angerufen, zogen aus, dreizehnhundert an der Zahl, und legten ſich an den Berg Sattel. Zugleich geſchah es, daß fünfzig Männer aus dem Lande Schwyz eines Streites wegen vertrieben waren; dieſe, da ihnen die Gefahr des Vaterlandes kund wurde, vergaßen ihren Streit, und kamen und legten ſich auf den Morgarten, feſt entſchloſſen, für das Vaterland ihr Leben zu wagen.

Die Morgenröthe des fünfzehnten Wintermonats im Jahr 1315 ging auf, und bald warf die Sonne ihre erſten Strahlen auf die Helme und Harniſche der heranziehenden Ritter; ſo weit man ſah, ſchimmerte Speer und Lanze; der Vortrab zog in den Paß, und bald wurde zwiſchen Berg und Waſſer die Straße mit Reutern angefüllt und die Reihen waren gedrängt. In dieſem Augenblick wälzten die Fünfzig unter lautem Geſchrei viele angehäufte große Steine vom Morgarten herab, und ſchleuderten andere mit großer Leibeskraft in die Schaaren. Als die Dreizehnhundert auf dem Berg Sattel die dadurch entſtandene Verwirrung der Pferde wahrnahmen, ſtürzten ſie in guter Ordnung herab, und fielen im vollen Lauf den Feinden in die Seite, zerſchmettern mit Keulen die Rüſtungen, und verſetzten mit langen Hallbarden ſchwere Wunden. Da fielen viele der Grafen und Ritter und Edlen aus Leopolds Heer; zween Geßler wurden erſchlagen und Landenberg nicht mehr verſchont. Viele Pferde ſprangen aus der ungewohnten Schlacht, vom glattüberfrorenen Wege, in den See; die meiſten drängten rückwärts und zertraten zum Theil ihr eigenes Fußvolk. Herzog Leopold wurde kaum durch einen landeskundigen Mann aus dem Schrecken der Schlacht gerettet, und kam auf abgelegenen Pfaden in tiefer Traurigkeit nach Winterthur; das ganze Heer von Oeſtreich nahm die unordentlichſte Flucht, und die Schweizer hatten binnen anderthalb Stunden durch Muth und Verſtand, womit ſie die Ungeſchicklichkeit ihrer Feinde nutzten, ohne beträchtlichen Verluſt einen vollſtändigen Sieg erfochten.

Von dieſer Zeit an wurde der Bund der Schwei-

zer immer ſtärker befeſtigt und immer mehr Orte darin aufgenommen.

In Teutſchland aber dauerte der Streit zwiſchen Friedrich von Oeſtreich und Ludwig von Baiern noch immer fort. Viele Gegenden wurden mit Feuer und Schwerdt verwüſtet, bis im Jahre 1322 bei Mühldorf im Baiern ein entſcheidendes Treffen erfolgte. Friedrich ließ ſich unvorſichtig in dasſelbe ein, ohne ſeinen Bruder Leopold zu erwarten, der ihm mit Hülfe zuzog; die Schlacht dauerte von Sonnenaufgang zehn Stunden lang. Friedrich ſelbſt focht ritterlich in vergoldeter Rüſtung vor ſeiner Leibwache, und trug den blinkenden Reichsadler auf ſeinem Helme. Um Mittagszeit aber machte Ludwigs erfahrner Feldhauptmann, Seyfried Schweppermann aus Nürnberg, eine Schwenkung, wodurch die Oeſtreicher Sonne, Staub und Wind in's Geſicht bekamen; und zu gleicher Zeit fiel ihnen der Burggraf von Nürnberg mit fünfhundert Reutern in den Rücken. Dieſer Haufe führte, die Feinde zu täuſchen, öſtreichiſche Fähnlein und Kriegszeichen, ſo daß Friedrich und die Seinen glaubten, Herzog Leopol komme im entſcheidenden Augenblick zu Hülfe. Als ſie aber ihres Irrthums inne wurden, da kam Flucht und Unordnung unter ſie; Friedrich, ſelbſt und ſein Bruder Heinrich wurden gefangen. Er wurde nach dem feſten Schloſſe Traußnitz in der Oberpfalz gebracht.

Seltene Treue. — Ludwig war nun alleiniger Herr in Teutſchland; allein Friedrichs Bruder Leopold und andere Fürſten wollten ihn nicht anerkennen, ſondern ſetzten den Krieg gegen ihn fort; dazu kam, daß der Papſt Johann XXII. ihn in den Bann that, weil er dem Herzog von Mayland gegen ihn beigeſtanden hatte. Daher beſchloß Ludwig ſich mit dem Hauſe Oeſtreich auszuſöhnen; er ging zu dem gefangenen Friedrich nach dem Schloſſe Traußnitz und ſchloß einen Vertrag mit ihm, in welchem Friedrich allen Anſprüchen auf die Königswürde entſagte, und noch andere harte Bedingungen einging; dann entließ er ihn der Gefangenſchaft, nachdem der-

ſelbe durch die drittehalbjährige Gefangenſchaft ſo entſtellt war, daß die Seinigen ihn kaum erkannten. Seine Gemahlin aber, Eliſabeth von Arragonien, hatte in dieſer Zeit ſo unabläſſig um ihn geweint, daß ſie völlig erblindet war. Friedrich wandte nun ſeinerſeits alle Mittel an, den Vertrag in Erfüllung zu bringen, that durch öffentliche Schreiben im Reich ſeine Abdankung kund, und ermahnte jedermann zur Unterwerfung gegen Ludwig. Aber weder der Papſt noch Leopold glaubten ſich durch den Vergleich gebunden, ſondern führten die Feindſchaft gegen Ludwig auf alle Weiſe fort. Da faßte Friedrich einen Entſchluß, der ſeinen Namen in die ehrenvolle Reihe derer ſtellt, denen die Treue und das Manneswort über Alles gegolten; ſtatt ſich vom Papſte ſeines Eides entbinden zu laſſen, wie es ihm angeboten wurde, ging er ſelbſt nach München und ſtellte ſich freiwillig in die Gefangenſchaft zurück.

Dieſer Edelmuth und dieſe Treue rührten ſeinen bisherigen gleich edlen Gegner ſo ſehr, daß er ihn mit offenen Armen aufnahm, ihn als ſeinen beſten Freund hielt, mit ihm an Einem Tiſche aß und in Einem Bette ſchlief. Und dann theilten ſie die Oberherrſchaft in Teutſchland ſo mit einander, daß ſie ſich unverbrüchliche Treue ſchwuren, einer den andern Bruder nannte, beide den Namen eines teutſchen Königs führten, beide gleichen Theil an der Regierung des Reiches hatten, und in der Vorſetzung des einen oder des andern Namens bei Urkunden von Tage zu Tage wechſelten.

Der Papſt Johann, der die teutſche Weiſe nicht kannte, und dem ſolche Treue unerhört vorkam, ſchrieb an den König Karl von Frankreich, dem dieſelbe nicht weniger neu ſeyn mochte: »Dieſe unglaubige Freundſchaft und Vertraulichkeit ſey ihm aus Teutſchland ſelbſt durch ein ſicheres Schreiben gemeldet worden.«

Friedrich nahm jedoch nicht lange mehr an der Regierung Theil, ſondern zog ſich von ſeinen vielen Leiden gebeugt, in die Einſamkeit und ſtille Betrachtung zurück, und ſtarb im Jahr 1330 auf dem Berg-

ſchloſſe Guttenſtein, nachdem ihm ſeine erblindete Gemahlin einige Zeit zuvor vorangegangen war.

Der erſte Chur-Verein zu Renſe 1338.

Aber das Haus Oeſtreich ſo wie der Papſt waren dennoch dem Ludwig aus Baiern feind, und thaten ihm alles mögliche zuwider; ſo daß ſeine ganze Regierung unruhig und voller Zwiſtigkeiten war. Und Ludwig, den ſein milder und edler, wenn gleich minder kräftiger, Sinn in einer beſſern Zeit zum guten Herrſcher gemacht haben würde, konnte in ſolchem Drange der Verwirrung das Steuer nicht lenken. Es iſt ſchwer zu ſagen, wie viel Schuld auf ihn, wie viel auf die Schwierigkeit ſeiner Lage zu rechnen iſt; aber ſeine Maaßregeln erſcheinen ſchwankend. Bald wandte er Bitten an und bald Widerſtand, verband ſich bald mit dem Könige von Böhmen, bald mit dem von England, und zuletzt gar mit dem von Frankreich; und an den Papſt hat er mehr als ſieben Geſandſchaften geſchickt, um von dem Banne loszukommen; aber alles vergeblich. Denn die Päpſte wohnten nicht mehr in Rom, ſondern hatten für eine geraume Zeit ihren Sitz zu Avignon in Frankreich genommen; dadurch waren ſie in der Gewalt der Könige von Frankreich, und mußten deren Willen thun, und dieſe, die es ſchon damahls nicht gut mit uns meinten, freuten ſich über die Uneinigkeit in Teutſchland, und verhinderten die Ausſöhnung zwiſchen Papſt und Kaiſer, wie der Papſt Benedict XII. ſelbſt weinend den teutſchen Fürſten in's Ohr ſagte. Auch der König Johann von Böhmen war, nachdem er ſich gegen Oeſtreich geſichert hatte, ein Feind des bairiſchen Hauſes, deſſen wachſender Größe er entgegen zu arbeiten ſuchte. Es gelang dem abentheuerlichen Manne, der beſtändig Europa, wie ein Eilbote, zu Pferde durchſtreifte, in Italien unheilbare Unruhen zu erregen, ſo wie er auch die Päbſte und den König von Frankreich in ihrer Feindſchaft gegen Ludwig ſtärkte.

Da ſchloſſen die teutſchen Churfürſten zur Erhaltung des Reiches im Jahre 1338 das berühmte Bündniß zu Renſe am Rheinſtrom, welches unter dem Namen des erſten Churvereins bekannt iſt. Sie verſprachen darin einander auf das feierlichſte, daß, weil das heilige römiſche Reich an ſeinen Ehren, Rechten und Gütern vielfach angegriffen, beſchränkt und beſchwert ſey und werde, ſie daſſelbe einmüthiglich handhaben und beſchützen wollten, nach all ihrer Macht und Kraft, wider jedermänniglich. — Und darauf ward mit Einwilligung aller übrigen Stände durch einen Reichsbeſchluß feierlich erklärt: »daß die kaiſerliche Würde und Gewalt, unmittelbar von Gott komme, und daß, von Rechts- und alter Gewohnheit wegen, ſobald einer zum Kaiſer oder Könige gewählt ſey, er ſogleich, vermöge der Wahl, für einen wahren König und römiſchen Kaiſer zu halten ſey, ohne daß er erſt die Beſtätigung des Papſtes nöthig habe.« Dieſer Reichsſchluß ward auch dem Papſte durch ein beſonderes Schreiben kund gethan.

Hätte nun Ludwig Standhaftigkeit genug gehabt, dieſe Stimmung der Teutſchen recht zu benutzen, und auf ſie ſeine Macht zu bauen, und wäre nur überhaupt in der alten Weiſe auf Treue und Ausdauer Aller zu bauen geweſen, ſo hätte er, trotz aller Anfeindung der Fremden, glücklich regieren mögen. Allein theils gebrach es ihm ſelbſt an jener überwiegenden Größe der Seele, welche durch die innere Ruhe das Gleichgewicht des Lebens zu erzwingen weiß, theils wurde die Stimmung der Fürſten gegen ihn immer feindlicher, ſo daß ſie ihm auf einem neuen Churtage zu Renſe 1344 harte Vorwürfe über ſeine Reichsverwaltung machten. Bei Vielen rührte dieſer Unwille aus Eiferſucht gegen das Glück Ludwigs in Vergrößerung ſeines Hauſes her. Durch ſeine Gemahlin, eine Tochter des Grafen von Hennegau, Holland, Seeland, Flandern, erwarb er auf dieſe Länder Anſprüche, weil kein männlicher Erbe vorhanden war. Als ferner der anhaltiſch-brandenburgiſche Mannsſtamm ausſtarb, belehnte der Kaiſer

ſeinen Sohn Ludwig mit der Mark Brandenburg, und vermählte ſpäter eben dieſen Sohn mit der Margaretha Maultaſch, der Erbin von Tyrol. Durch dieſe Erwerbung machte er ſich das Haus Oeſtreich noch mehr zum Feinde, ſo wie durch die zweite, das luxenburgiſch Böhmiſche Haus, und durch die erſte den König von Frankreich.

Ludwigs Gegner, beſonders Papſt Clemens VI., brachten es am Ende ſo weit, daß ein Theil der Fürſten den Sohn des Königs Johann von Böhmen, Karl, im Jahr 1346 zum teutſchen König erwählte; einen Fürſten, der am franzöſiſchen Hofe zu Paris erzogen war, weil ſein Vater eine große Vorliebe für Frankreich hatte, und der keinen Segen über Teutſchland gebracht hat. Als er nach ſeiner Wahl auf den bei Renſe befindlichen ſogenannten Königsſtuhl gehoben, und dem Volke zum erſtenmahl gezeigt wurde, und nun das Vivat Rex ertönte, da fiel das am Rheine aufgeſteckte Reichspanier in's Waſſer, und ging aller Bemühung ungeachtet, zu Grunde. Das ſah man als eine üble Vorbedeutung an. Auch konnte er zu keinem Anſehn gelangen, ſo lange Ludwig lebte. Dieſer ſtarb indeß ſchon im folgenden Jahre 1347, indem er plötzlich auf einer Bärenjagd vom Schlage gerührt wurde. Der Anger, wo Ludwig vom Pferde ſank, in der Nähe des Kloſters Fürſtenfeld bei München, heißt zum Andenken noch jetzt die Kaiſerwieſe.

Ludwig iſt der letzte Kaiſer, welcher in den Bann gethan iſt.

---

76. Karl IV. 1347—78.

Drei übermächtige Häuſer waren jetzt in Teutſchland, welche, wenn ſie ſich vereinigt hätten, die übrigen leicht hätten unterdrücken mögen; allein ſie waren nicht einig unter ſich, und feindeten ſich ſogar an. Das war das Luxenburgiſche Haus, welches außer Böhmen und Mähren auch einen Theil von Schleſien und der Lauſitz beſaß; das Bairiſche, welches Brandenburg, Holland und Tyrol erworben

hatte, und das Oeſtreichiſche, welches außer den öſtreichiſchen Ländern auch Vieles in Schwaben beſaß.

Das Haus Baiern konnte es nicht vergeſſen, daß Karl IV. Ludwigs Feind geweſen war; es ſuchte, mit dem Erzbiſchof von Mainz und anderen Fürſten, Gegenkönige aufzuſtellen, und fand endlich, nachdem König Eduard von England und Markgraf Friedrich von Meißen die Krone ausgeſchlagen hatten, an dem Grafen Günther von Schwarzburg einen ſehr tapfern, kräftigen und rechtſchaffnen Mann, welcher dieſelbe zu des Reiches Beſten, wie er erklärte, annahm, und ein ſehr gewichtiger Gegner für Karl geweſen ſeyn würde, wenn er nicht plötzlich, wie er ſehr glaubte, an Gift erkrankt und bald darnach geſtorben wäre.

Nun regierte Karl allein, und hat lange regiert. Man hoffte viel von ihm Er war fein und geſchickt im Unterhandlen, und wohl erfahren in mehreren Sprachen. Allein er war ein Stiefvater für das teutſche Reich, weil er kein Herz zu demſelben hatte. Die letzten Ueberbleibſel der Reichsgüter, welche das kaiſerliche Anſehn noch einigermaßen erhielten, verkaufte er, gleich dem ſchlechten Hausvater, welcher ſeine feſte Habe in bewegliche verwandelt, um ſchnellen Genuß davon zu haben. Für ſein Haus und ſeine Erbländer hat er beſſer zu ſorgen gewußt, hat Brandenburg, die Lauſitz, ganz Schleſien und einen Theil der oberen Pfalz dazu erworben, hat aus allen Gelegenheiten, aus Heirathen, aus dem Geldmangel teutſcher Fürſten, Vortheil für ſich ſelbſt gezogen; und herrſchte auf dieſe Weiſe erblich von Oeſtreich bis nach Pommern.

Gleich der Anfang ſeiner Regierung bezeichnete eine ſehr unglückliche Zeit für Teutſchland, wie für viele andere Länder Europa's. Nachdem ſchon zehn Jahre früher, im Sommer 1338, ſo furchtbare Schaaren von Heuſchrecken ſich von Oſten her über einen Theil von Europa ergoſſen hatten, daß ſie die Sonne verfinſterten, daß Ungarn, Polen, Schleſien, Oeſtreich und andere Gegenden ganz von

ihnen verwüſtet wurden, und Hungersnoth über die Menſchen kam, ſo fing im Jahre 1348 eine Reihe noch größerer Unglücksfälle an. Am 17. Jan. dieſes Jahres verfinſterte ſich die Sonne, und am 25. geſchah ein großes Erdbeben faſt durch ganz Europa. Städte und Dörfer wurden hin und wieder umgeſtürzt und begruben ihre Einwohner unter den Schutthaufen. Die Erdſtöße kamen noch mehrmahls in dieſem Jahre wieder, und im folgenden brach eine große Peſt in Italien aus, welche auf Schiffen aus dem Morgenlande dahin gebracht war und bald ihren verheerenden Zug durch ganz Frankreich und Teutſchland nahm. Die Geſchichte kennt nichts Aehnliches von grauſenvoller Zerſtörung. Schwarze Beulen, von der Größe eines Eies, bedeckten ſchnell den Körper und in weniger als drei Tagen, oft in wenigen Stunden, folgte der Tod; man nannte das Uebel daher »den ſchwarzen Tod.« In den großen Städten wurden die Geſtorbenen am Ende nach Hunderttauſenden gezählt und in manchen war nur der zehnte Theil der Bewohner übrig geblieben. Tauſende von Geſchlechtern gingen gänzlich zu Grunde; ganze Straßen waren verödet und kein lebendiges Weſen, ja nicht einmahl ein Hausthier, darin zu finden; ja, einige Reiſende, die aus Italien nach Böhmen zogen, fanden ganze Städte und Flecken von Menſchen völlig ausgeſtorben.

Das Unglück weckte bei vielen, in Sünden verſunkenen, Menſchen die Beſinnung wieder; denn es war eine verdorbene Zeit vorhergegangen. In der Verzweiflung wurden Bußübungen aller Art angeſtellt, und beſonders erhoben ſich die ſchon früher einmal da geweſenen Geißler oder Flagellanten von Neuem. Haufen von Hunderten und bald von Tauſenden derſelben zogen von Stadt zu Stadt, und ſtellten auf den Märkten ihre Geißelungen an, indem ſie mit entblößtem Rücken und ſingend im Kreiſe umher gingen und ſich ſelbſt mit knotigen, ſtachlichten Geißeln ſchlugen oder von andern ſchlagen ließen. Oft mußten die Meiſten des Zuges der Wuth, womit die Büßenden ſich ſelber zerfleiſchten, durch ſtrenge Be-

fehle Einhalt thun. Sogar Kinder wurden von der Luſt am Geißeln angeſteckt und zogen auf ähnliche Weiſe umher. Als ſo die Sache in Schwärmerei und eine Art von Wahnſinn ausartete, und auf der andern Seite ſich auch Ausſchweifungen aller Art dabei einfanden, verbot der Papſt das Unweſen und ſprach ſogar den Bann dagegen aus. Es wurde nicht ohne Mühe unterdrückt.

Dagegen erhoben ſich, gleich als wenn das Zeitalter durchaus in allem das Maaß überſchreiten ſollte, zu eben derſelben Zeit auch die alten Judenverfolgungen wieder. Es hatte ſich unter dem Volke der Glaube verbreitet, die Juden ſeyen die Urheber der großen Seuche, indem ſie Brunnen und Flüſſe vergiftet hätten, um die ganze Chriſtenheit auszurotten; der alte Haß gegen ſie häufte noch viele andere Greuel hinzu; bald konnten die Obrigkeiten die Wuth des Volkes nicht mehr zügeln, und in der Schweiz, in den Städten am Rheine hinab, ſo wie in vielen andern teutſchen Städten, begann das Morden mit ſolcher Erbitterung, daß viele der geängſtigten Juden ſich und die Ihrigen lieber in ihren eigenen Häuſern verbrannten. Wo es am gelindeſten zuging wurden ſie doch wenigſtens, des Ihrigen beraubt, in die Fremde hinausgetrieben. Die Fürſten, beſonders aber der Papſt und die Biſchöfe, nahmen ſich endlich des verfolgten Volkes an und retteten die Ueberbleibſel deſſelben. Von König Karl IV. weiß die Geſchichte aber wenig zu ſagen, was er in dieſer Zeit der Drangſale für das allgemeine Beſte gethan hat.

Das wichtigſte Werk, welches man von ihm für Teutſchland rühmte, iſt die ſogenannte goldene Bulle, ein im J. 13 gegebenes Reichsgrundgeſetz, wodurch die Rechte der ſieben Churfürſten, die Ordnung der Kaiſerwahl in Frankfurt, der Krönung in Aachen, des Reichserzämter, und einiges andere beſtimmt wird. Durch ſolche Anordnungen aber über äußere und weniger weſentliche Dinge konnte die Würde der Reichs und des Kaiſerthums nicht hergeſtellt werden; vielmehr wurde Spaltung, Eiferſucht

und Eigenſucht durch die Vorzüge, die er den churfürſtlichen Häuſern vor allen andern gab, nur vermehrt, ſo daß von der goldenen Bulle an eher die Auflöſung als die Gründung des Reiches zu rechnen iſt. — Die ſieben Churfürſten, welche übrigens das Wahlrecht beinahe ſchon ein Jahrhundert geübt hatten, waren die drei Geiſtlichen, die Erzbiſchöfe von Maynz, Trier und Köln, dann der König von Böhmen, der Herzog von Sachſen = Wittenberg, der Markgraf von Brandenburg, und der Pfalzgraf am Rhein.

Unter Karls Regierung iſt Tyrol an das Haus Oeſtreich gekommen, und Brandenburg gab er ſeinem Sohne Sigismund; in beiden Ländern ſtarb der Zweig des bairiſchen Hauſes, der durch Kaiſer Ludwig in ihren Beſitz gekommen war, aus.

Auch in Italien iſt Karl geweſen, aber nicht, wie es ſich dem Nachfolger der großen Kaiſer geziemte, welche die Oberherrſchaft dieſes Landes durch ihre Tapferkeit erworben hatten. Er hatte, als ihn der Papſt zuerſt als teutſchen König beſtätigte, in einer Wahlcapitulation ſchimpflicher Weiſe verſprechen müſſen, daß er, wenn er zur Krönung nach Rom komme, nur an dem Einen Tage in der Stadt erſcheinen, ſie vor Abend ſchon wieder verlaſſen, und gerades Weges aus dem Kirchenſtaate abziehen wolle. Nun hielt er am Oſtertage 1355 ſeinen Einzug in Rom, ward gekrönt, und ſchlich ſich noch an demſelben Tage, unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, zur Stadt hinaus, und wieder aus dem Lande. Die Römer, die die Urſache nicht wußten, waren ſehr erſtaunt darüber, und Petrarca, der berühmte Dichter, ſchrieb ihm ſogar: »Was wohl ſeine Vorfahren, die alten teutſchen Kaiſer geſagt haben würden, wenn ſie ihm ſo auf dem Alpengebirge begegnet wären?« —

Gegen das Ende ſeines Lebens trieb ihn ſeine Vorliebe für Frankreich noch einmahl zu einer Reiſe dorthin; und gleich nach ſeiner Rückkunft, im Jahr 1378, ſtarb er.

77. Kaiſer Wenzel. 1378—1400.

Karl IV. hatte ſchon die Fürſten dahin vermogt, daß ſie ſeinen Sohn Wenzel zum König annahmen. Allein wie den Vater der Eigennutz und die Klugheit, welche nur den eigenen Vortheil berechnet, trieben, ſo war der Sohn träge und höchſt gleichgültig, und hat weder für Teutſchland, noch für ſeine Erbländer etwas Erhebliches gethan.

Es war eine furchtbar unordentliche Zeit. Das Kaiſerthum hatte ſein Anſehen verloren; die Religion war geſunken und die Chriſtenheit in Partheiungen geſpalten; es waren ſtatt Eines zwei Päpſte, der eine zu Rom, der andere zu Avignon, und beide ſchleuderten ihre Bannſtrahlen gegen einander, und verfluchten in ihrem Zorne ganze Völker und Länder, welche dem Gegner anhingen. Die Sitten verwilderten allenthalben. Lang und vergeblich erhoben die rechtſchaffenſten und einſichtsvollſten Männer ihre Stimme wieder die Verderbniß der Zeit und forderten ein allgemeines chriſtliches Concilium; allein Wenzel, der als Kaiſer es hätte zur Ausführung bringen müſſen, hatte nicht Geiſt und nicht Kraft dazu.

In Teutſchland entſtanden unter ihm immer mehr Bündniſſe einzelner Reichsglieder unter einander, zum gegenſeitigen Schutze, welche ein Zeichen der daniederliegenden höchſten Gewalt waren, und dazu dienten, ſie noch mehr zu ſchwächen. Der mächtigſte war der ſchwäbiſche Bund, der aus 34, nachher 41 Städten und mehreren Fürſten beſtand; dagegen blühten mehrere Geſellſchaften des Adels, der Löwenbund, die Geſellſchaft mit den Hörnern, der Falknerbund und andere. Da konnte es an größeren und kleineren Kriegen nicht fehlen. Die teutſchen Städte nahmen ſich den Schweizerbund zum Muſter, welcher ſich immer mehr ausbreitete, ja, ſie nahmen ſogar ſchweizeriſche Orte, Bern, Zürich, Solothurn und Zug in ihr Bündniß auf, und nannten ſich ſchon die Eidgenoſſen. Und wie in Zeiten der Partheien und des Haſſes meiſtens kein Theil Maaß hält und ſtreng bei

dem Rechte bleibt, ſo war die Klage der Fürſten und des Adels gewiß in vielen Fällen gegründet, daß die Städte ihnen widerrechtlich ihre dienſtbaren Leute entzögen, indem ſie ihnen Schutz und Bürgerrecht gewährten. Um ähnliche Klagen entſtand auch ein neuer Krieg der öſtreichiſchen Herren gegen die Schweizer.

---

78. Die Schlacht bei Sembach. 1386.

Der Herzog Leopold von Oeſtreich, an Heldenmuth und Stolz dem Leopold gleich, der bei Morgarten ſtritt, war erbittert gegen die Schweizer, weil ſie ſolche Orte in ihren Bund aufgenommen, welche ihm unterthan waren, z. B. Entlibuch, Sembach, Meyenberg und Reichenſee. Die Klage war gegründet, aber Oeſtreich war nicht ohne Schuld, denn dieſe Orte waren durch harte nnd geitzige öſtreichiſche Amtleute gedrückt, und ferner hatte der Herzog, gegen die Verträge, Zölle an den Gränzen der Schweizer angelegt, die ihren freien Verkehr hinderten. Der Herzog ſchwur, „die Schweizer, Urheber ungerechter Waffen, und ihren trutzigen Bund zu beſtrafen.“ Der Haß der Herren gegen die freien Landleute und Bürger brach an ſo vielen Orten mit vollem Feuer aus, daß innerhalb wenig Wochen die Schweizer von 167 ſowohl geiſtlichen als weltlichen Herren befehdet wurden. Die Briefe der Fehden wurden der Verſammlung der Eidgenoſſen in zwanzig Botſchaften überbracht, auf daß ihr Schrecken immer erneuert würde. An St. Johannes des Täufers Abend kam ein Bote der Würtembergiſchen Dienerſchaft mit fünfzehn Fehden; ſie hatten die Briefe noch nicht ganz geleſen, ſo kam der Bote der Feindſchaft Herrn Johann Ulrichs von Pſirt mit acht andern Herren; er hatte kaum ausgeredet, ſo kamen die Briefe der Herren Im Thurm und aller Edlen von Schafhauſen; acht Boten brachten am folgenden Tage drei und vierzig Fehden.

Die Eidgenoſſen hatten keinen andern Beiſtand als ihren Bund und ihren Muth; aber ſie erwarteten den Anfang des Krieges mit unbeſchreiblicher Ungeduld; vier Tage vor dem Ende des Stillſtands war alle Mannſchaft unter den Waffen. Der Stillſtand ging aus, da brach der Krieg los, der Krieg der freien Männer gegen die Freiherrn, da ſank in wenig Wochen manche feſte Burg, welche die Eidgenoſſen an ihren Gränzen bezwangen.

Der Herzog aber zog von Baden im Aargau mit dem Gewalthaufen aus derſelben Gegend heran, wo vor 71 Jahren das Heer Herzogs Leopolds des Aelteren ſich geſammelt; aber er zog eines anderen Weges gegen Sembach im Aargau. Hier warteten ſeiner die Eidgenoſſen, in einem Walde über den Wieſen und Kornfeldern, die ſich bis an das Ufer des Sees erſtreckten. Sie ſahen die zahlreich und ſchön gerüſtete Reuterei des Feindes, die Schaaren der Edlen und Herren, welche den Entſchluß gefaßt, die Schweizerbauern, perſönlich und ohne das Fußvolk, allein zu ſchlagen. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oſtreich, ſeines Alters im 35ſten Jahr, männlich ſchön, hochgemuth, voll Heldenfeuer und ſiegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, und racheburſtig gegen die Schweizer. Als der Herzog den Feind in der oberen Gegend ſah, hielt er für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obſchon die ſchwere Waffenrüſtung der Ritter ſie zu den Bewegungen des Fußvolks unbehülflich machte. Er mochte glauben, es gezieme ſich tapfern Rittern nicht, im ungleichen Kampfe den Sieg zu erringen; denn die Schweizer hatten keine Reuter. Er befahl alſo, daß die Edlen abſitzen und eng zuſammentreten ſollten, ſo daß ſie gleichſam eine undurchdringliche, erzene Mauer dem Feinde entgegenſtellten, aus welcher die langen Spieße wie Stacheln hervorragten. Als Johannes von Haſenburg, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung geſehen, den trotzigen Adel warnte: »Hoffart ſey zu nichts gut, und es wäre wohlgethan, das Fußvolk unter Hans von Bonſtetten zu erwarten,« —

ſpotteten ſie ſeiner und riefen: »Der Haſenburg, hat ein Haſenherz.« Und als einige dem Herzog Vorſtellungen machten, und ihn ermahnten, ſich ſelbſt zu ſchonen und außer den Schlachtreihen zu halten, ſprach er anfangs lächeln, aber endlich ungeduldig: »Soll denn Leopold von weitem zuſehen, wie ſeine Ritter für ihn ſterben? Hier, in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich ſiegen oder umkommen.

So lange die Ritter zu Pferde ſaßen, däuchte den Eidgenoſſen ſchwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu beſtehen; als ſie aber abſtiegen, zogen ſie aus dem Wald in das Feld hinab. Sie ſtanden in ſchmaler Ordnung, mit kurzen Waffen; 400 Luzerner, 900 Mann aus den drei Waldſtetten, und ungefähr 100 Glarner, Zuger, Entlibucher und Rotenburger; einige trugen Hallbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen geſtritten, einige hatten ſtatt des Schildes nur ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. — Sie fielen auf die Knie und beteten zu Gott, nach ihrem alten Brauch. Die Herren banden die Helme auf; der Herzog ſchlug Ritter. Die Sonne ſtand hoch, der Tag war ſehr ſchwül.

Die Schweizer, nach dem Schlachtgebet, rannten mitten durch das Feld auf den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeſchrei. Da wurden ſie empfangen von Schildern als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spießen, wie von einem Wald eiſerner Stacheln Da ſtritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannſchaft von Luzern und ſuchte zwiſchen den Spießen einen Weg an die, welche dieſelben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Gepraſſel ſeine in die Breite ausgedehnte Schlachtordnung als zu einem halben Mond womit er den kleinen Haufen der Schweizer zu umzingeln gedachte. Der Kampf wurde ſchwer und heiß; viele Schweizer waren ſchon gefallen; der Banner der Stadt Luzern ſchien lange unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Schultheiß von Luzern, ſchwer verwundet geſunken und viele andere tapfere Männer umgekommen waren. Dieſen Augenblick banger Un=

ſchlüſſigkeit entſchied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold von Winkelried, Ritter; er ſprach zu ſeinen Kriegsgeſellen: »Ich will euch eine Gaſſe machen,« ſprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: »Sorget für mein Weib und meine Kinder; treue, liebe Eidgenoſſen, gedenket meines Geſchlechts,« war an dem Feind, umſchlang mit ſeinen Armen einige Spieße, begrub dieſelben in ſeiner Bruſt, und wie er denn ein ſehr großer und ſtarker Mann war, drückte er im Fall ſie mit ſich auf den Boden. Plötzlich ſeine Kriegsgeſellen über ſeinen Leichnam hin; da drangen alle Harſte der Eidgenoſſen mit äußerſter Gewalt feſtgeſchloſſen hinter einander an, und brachen von beiden Seiten in die Flanken des Feindes. Dieſer hinwiederum preßte ſeine Reihen überraſcht zuſammen, die Lücke zu füllen, wobei durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze viele Herren in ihren Harniſchen unverwundet erſtickten.«

Zuerſt fiel Herr Friedrich von Brandis ein handfeſter, hochtrutziger Mann, ſonſt er allein ſo gefürchtet, als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher ſich vermeſſen, die Eidgenoſſen allein zu beſtehen; das Glück des Tages wandte ſich. Die Diener und Troßbuben der Herren vom Adel, da ſie dieſes merkten, ſetzten ſich auf die Pferde der Ritter, ihr Leben durch ſchnelle Flucht zu retten. Indeſſen ſank das Hauptbanner von Oeſtreich; Ritter Ulrich von Aarburg rettete es, ſchwang es hoch empor, widerſtand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut auf ſchrie: »Retta Oeſtreich, retta!« Da drang der Herzog Leopold herbei und empfing das Banner von ſeiner ſterbenden Hand; abermahls erſchien daſſelbe über den Schaaren, hoch, bluthroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Herzog und lagen ihm an um ſein Leben. Da ſprach Leopold: »Es iſt ſo mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich ſterben;« — verbarg ſich ſeinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingeriſſen, ſtürzte ſich in die feindlichen Haufen, und

ſuchte ſeinen Tod. Im Gedränge der Schaaren fiel er zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der ſchweren Rüſtung, um ſich empor zu helfen. Ein unanſehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn; da rief Leopold hülflos: »Ich bin der Fürſt von Oeſtreich.« Dieſes hörte jener nicht, oder er glaubte ihm nicht, oder meinte, die Schlacht hebe alle Würde auf; er erſchlug ihn. Da fand ſeinen Leichnam Herr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; verſteinert ſtand er, das Banner fiel ihm aus der Hand; dann warf er ſich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Freunden und Feinden zertreten werde; er erwartete und fand hier ſeinen eigenen Tod.

Die Augen der Schaaren ſuchten den Fürſten; vergeblich; da wandte ſich auf einmahl die ganze Macht von Oeſtreich grauensvoll auf die Flucht; alle Edlen ſchrieen: »Die Hengſte da her, die Hengſte da her!« Da zeigte ihnen kaum von fern der Staub die fliehenden Troßbuben. So blieb ihnen, in drückenden Rüſtungen, in unerträglicher Hitze, erſchöpft von Durſt und Arbeit, nur übrig, ihren Herrn zu rächen und ihr Leben theuer zu verkaufen. Es fanden in Allem 656 Grafen, Herrn und Ritter ihren Tod; dem Johannes von Haſenburg half es nicht, das Unglück vorhergeſehen zu haben; mit ihm fiel Johannes von Ochſenſtein, der ſeiner Klugheit ſpottete. Nachdem auf beiden Seiten faſt alle Befehlshaber geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Hitze und Anſtrengung des Tages; die Oeſtreicher, die noch lebten, folgten der Begierde des Lebens, die Schweizer, da ſie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieſes Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht. Durch dieſen Sieg und durch einen andern bei Näfels ſchwächten die Eidgenöſſen Oeſtreichs Macht ſo ſehr, daß im Jahr 1389, unter Vermittelung der Reichsſtädte am Bodenſee, ein ſiebenjähriger Friede zu Stande kam, durch welchen die Schweizer alles das behielten, was ſie erobert, oder was ſich freiwillig an ſie angeſchloſſen hatte; Oeſt-

reich aber ſeine Hauptbeſitzungen im Aargau und Thurgau.

Auch in den teutſchen Städten weckte das Glück der Schweizer von Neuem die Kampfluſt; der alte Groll zwiſchen Adel und Bürgern kam wieder zum Ausbruch, beſonders in Schwaben, am Rheinſtrom und in der Wetterau; aber es waren hier nicht die günſtigen Bergpäſſe, und die Städter waren auch nicht den Hirten der Schweiz gleich. Sie wurden bei mehreren Gelegenheiten geſchlagen, durch den Grafen Eberhard von Würtemberg bei Weil, und den Pfalzgrafen Ruprecht bei Worms. Da wurde 1390 durch den Landfrieden zu Eger die Ruhe einigermaßen hergeſtellt.

Der Kaiſer Wenzel hatte nicht Kraft und Anſehen genug, um zwiſchen Adel und Städten das kaiſerliche Wort als Entſcheidung geltend zu machen; dazu kam er ſelten, und vom Jahre 1391 ſechs Jahre lang, gar nicht nach Teutſchland. Die Böhmen, die auch unzufrieden über ihn waren, ſetzten ihn ſogar auf dem Prager Schloſſe gefangen, bis ihn ſein jüngerer Bruder Johann wieder befreite. Dadurch ſank ſein Anſehen in Teutſchland noch mehr, und im Jahr 1400 ſchritten die Fürſten ſogar zu ſeiner Abſetzung. Seine Anklage lautete alſo: »Das heilige römiſche Reich, die heilige Kirche, und die ganze Chriſtenheit iſt von dem, von welchem ſie Troſt, Schutz und Hülfe haben ſollte, vielmehr zerriſſen, verringert und nachläſſig regiert worden. Dieſes Alles iſt ihm ſchon oft und ohne alle Furcht vorgeſtellt; aber er hat weder der Kirche zum Frieden verholfen, noch kümmert er ſich wegen der vielen Fehden und Unruhen im Reich, ſo daß keiner weiß, wo er Recht ſuchen und Schutz und Sicherheit hernehmen ſoll. Weil demnach alle Ermahnung nichts gefruchtet, ſo haben die Fürſten nichts anderes ſchließen können, als daß er gar keine Sorge mehr für das Reich hegen wolle, und entſetzen deshalb dieſen Wenzel als einen Nachläſſigen und Unwürdigen hiemit des Reiches.«

Am Tage darauf ward zum König erwählt:

79. Ruprecht von der Pfalz. 1400—1410.

Im folgenden Jahre wurde Wenzel, welcher im Beſitze Böhmens geblieben war, von ſeinem Bruder Siegmund von Neuem gefangen genommen und hat 19 Monate zu Wien gefangen geſeſſen.

Ruprecht, ein thätiger und ritterlicher Mann, ſuchte der Kaiſerwürde wieder Anſehn zu verſchaffen; aber die Zeiten waren ſchon zu ſehr verworren, und ſeine Regierung zu kurz. Ein Zug, den er nach Italien unternahm, mißlang gleichfalls. Er ſtarb, ohne etwas Erhebliches gethan zu haben, 1410.

80. Kaiſer Sigismund. 1410—1437.

Es war nahe daran, daß es mit dem Kaiſerthum war, wie mit dem Papſtthum, daß nemlich drei Kaiſer zugleich aufſtanden; der abgeſetzte Wenzel, Markgraf Jobſt von Mähren, und Wenzels Bruder König Sigmund von Ungarn, der auch Churfürſt von Brandenburg war. Beide wurden von einem Theile der teutſchen Fürſten zu Königen gewählt. Jobſt ſtarb jedoch ſchon im folgenden Jahre, und in einer neuen Wahl wurde Siegmund allgemein angenommen.

Er iſt unſtreitig der beſte Kaiſer aus dem luxenburgiſchen Hauſe, und einer der rechtſchaffenſten, redlichſten und treuherzigſten Männer ſeiner Zeit. Sein nächſtes Augenmerk richtete er auf die verderbliche Spaltung in der Kirche, da ein Papſt in Italien, ein anderer in Frankreich, und ein dritter in Spanien ſeinen Sitz hatte, und von da aus den Fluch über ſeine Gegner und die Länder ausſprach, die ihnen anhingen. Es kam endlich im Jahr 1414 die merkwürdige Kirchenverſammlung zu Koſtnitz zu Stande, und nie iſt wohl eine Verſammlung größer und glänzender geweſen. 346 Kardinäle, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, 564 Prälaten, Lehrer und

Meiſter der Wiſſenſchaften und freien Künſte, und 1600 Fürſten, Herren, Grafen und Ritter kamen daſelbſt zuſammen, und bisweilen ſtieg die Zahl aller Fremden bis auf 100,000.

Von den 3 Päpſten erſchien nur Johann XXIII. aus Rom, der das Concilium ausgeſchrieben hatte, in der Hoffnung, daſſelbe werde die beiden Gegner abſetzen und ihn beſtätigen. Das Concilium aber hatte gleich, ungeachtet des Widerſpruchs der Italiener, die Abſicht gefaßt, daß alle drei Päpſte ihr Amt niederlegen ſollten, damit das Uebel mit der Wurzel ausgeriſſen würde. Man war überein gekommen, daß nicht einzeln, ſondern nach Nationen geſtimmt werden ſollte, ſo daß jede der vier Hauptnationen, die Teutſchen, Engländer, Franzoſen und Italiener, jede eine Stimme hätten; — (die Spanier waren noch nicht angekommen). Denn hätte man die einzelnen Stimmen geſammelt, ſo würden die Italiener, welche an Zahl die ſtärkſten waren, alle andern überſtimmt haben. Bei den Teutſchen zeigte ſich, wie ein Zeitgenoſſe ſagt, in dieſer wichtigen Angelegenheit, Standhaftigkeit und ein ungeſtüm dringendes Beharren auf ihren Forderungen; bei den Engländern Kühnheit und Scharfſinn; bei den Franzoſen Großthun und die Gabe ſich geltend zu machen; bei den Italienern Feinheit, Liſt und Partheilichkeit.

Die Engländer und Teutſchen waren wegen der Abſätzung der Päpſte einig, und bald geſellten ſich auch die Franzoſen dazu. Johann XXIII., da er gegenwärtig war, ſollte zuerſt die Abdankungsurkunde unterſchrieben; er ſuchte Auswege, endlich aber gab er nach und las ſeine Abdankung öffentlich vor. Kaiſer Sigmund und alle Anweſende waren voller Freude; der Kaiſer erhob ſich ſogar, küßte dem Papſt die Füße, und dankte ihm im Namen der chriſtlichen Welt, daß er ein ſo herrliches Beiſpiel der Selbſtüberwindung gegeben. Allein Johann hatte nur zum Schein nachgegeben, ſchon hatte er ſeine Abrede mit ſeinem Freunde, dem Herzog Friedrich von Oeſtreich genommen; dieſer veranſtaltete gleich darauf am 20. März

1415, ein großes Turnier, und als die Aufmerkſamkeit Aller auf das Feſt gerichtet war, entfloh der Papſt verkleidet nach Schafhauſen, welches damahls noch eine öſtreichiſche Stadt war. Der Herzog folgte ihm, und in der Nacht entwichen gleichfalls alle italieniſchen und öſtreichiſchen Prälaten. Der Papſt gedachte, auch wider den Willen des Conciliums, ſeine Gewalt fortzuſetzen. Allein die verſammelten Kirchenväter aus Teutſchland, England und Frankreich, ſammt dem Kaiſer Sigismund, nahmen die Sache zu ernſthaft. Das Concilium erklärte, »da ſeine Gewalt unmittelbar von Chriſtus und **über dem Papſte** ſey, ſo ſollten ſeine Beſchlüſſe auch ohne päpſtliche Beſtätigung die Kirche vereinigen und reformiren.« Gegen die Entwichenen wurde mit dem größten Nachdruck verfahren. Herzog Friedrich ward von dem Concilium in den Bann und von dem Kaiſer in die Acht gethan, und auf des Letzteren Befehl griffen die ſchwäbiſchen Reichsſtädte und die Schweizer des Herzogs Erbländer an, und nahmen ſie größtentheils weg. (Erſt zehn Jahre nach dieſer Zeit nahm der Kaiſer den Herzog wieder zu Gnaden an, und gab ihm die Länder, die im Reiche gelegen waren, zurück; die Schweizer aber wollten ihre Eroberungen nicht wieder herausgeben, und behielten das Aargau und andere Stücke).

Der Papſt, da er des herzoglichen Schutzes beraubt war, mußte ſich wohl den Beſchlüſſen des Conciliums fügen; er wurde gefangen in die Nähe von Koſtnitz zurückgeführt, um hier ſein Endurtheil zu vernehmen: »Daß er nemlich, als ein offenbarer Verſchwender der Rechte und Güter der römiſchen Kirche, der noch dazu die Chriſtenheit durch ſeine böſen Sitten geärgert, des Papſtthums entſetzt ſeyn ſolle.« — Johann unterwarf ſich ſeinem Urtheil, wurde bis zum Jahr 1418 auf dem Schloſſe zu Heidelberg in Verwahrung gehalten, dann wieder losgelaſſen, und ſtarb bald nachher als Kardinal Biſchof von Frascati.

Der zweite Papſt; **Gregor** XII., der in Frankreich ſeinen Sitz hatte, erklärte ſich gleich Anfangs bereit, ſeine Würde niederzulegen, wenn der Friede

der Kirche es fordere, er dankte demnach in dieſem Jahre 1415 freiwillig ab, und wurde Kardinal Biſchof von Porto.

Benedict XIII. aber, der ſich in Spanien aufhielt, war nicht zum nachgeben zu bewegen. Kaiſer Sigismund ſelbſt übernahm, auf Erſuchen des Conciliums, die Reiſe nach Spanien, um den alten Mann zu bereden: dennoch richtete er bei ihm ſelbſt nichts aus. Aber der König von Aragonien, der ihm bis dahin angehangen hatte, entzog ihm ſeinen Schutz, und nun ſetzte ihn das Concilium ohne Weiteres ab.

So war eine Hauptabſicht der Verſammlung erfüllt, und die verderbliche Spaltung der Kirche geendigt; ſie konnte nun zu der Wahl eines neuen Papſtes ſchreiten. Aber, es lag den verſammelten Vätern noch eine andere große Sorge im Sinne, das war die Verbeſſerung der Kirche ſelbſt Man klagte über viele Mißbräuche, die ſich eingeſchlichen hatten, über Sittenverderbniß der Geiſtlichkeit, über das Kaufen geiſtlicher Stellen durch Geld, dann insbeſondere über die immer größer gewordenen Anſprüche des römiſchen Stuhles. Der Papſt wollte hohe und niedere geiſtliche Stellen in den europäiſchen Ländern beſetzen, und ſchränkte dadurch die Wahlfreiheit der Kapitel, ſo wie die Rechte der Landesherren ein; es ſollten alle Klagen in Religionsſachen vor ſeinen Richterſtuhl nach Rom gebracht werden; er forderte viele Abgaben aus allen chriſtlichen Ländern, und ſo vieles Andere, wodurch die hohe Würde des Papſtes, als eines geiſtigen Vaters, Rathgebers und Vorſtehers der ganzen Chriſtenheit, nach und nach in eine einträgliche Pfründe verwandelt war, wobei die innere Reinheit und Würde der Kirchenverfaſſung nothwendig leiden mußte. Solche Mißbräuche wollten die verſammelten hohen Geiſtlichen, im Namen ihrer Nationen, abgeſtellt wiſſen, indem ſie übrigens dem Papſte alle ſchuldige Ehrfurcht und allen Gehorſam, und auch ſehr viele rechtmäßige Einkünfte aus den Ländern zuſicherten.

Beſonders eifrig verlangten die Teutſchen, und an ihrer Spitze der Kaiſer, eine gründliche Kirchen-

verbeſſerung am Haupt und an den Gliedern. Allein die Italiener, welche den meiſten Vortheil dabei hatten, wenn recht viel Geld aus den andern Ländern nach Rom floß, ſuchten die Abſichten zu hintertreiben, und ſie hielten nichts wirkſamer dazu, als wenn das Concilium zuerſt einen Papſt wählte, welcher dann die Verhandlungen über die Kirchenverbeſſerung nach ſeinem Gefallen lenken könnte. Die Teutſchen dagegen, die dieſe Abſicht wohl merkten, forderten mit guten Gründen, daß erſt nachher der neue Papſt gewählt werde, von dem man als die erſte Bedingung ſeiner Wahl die Beſtätigung der neuen Kirchenverfaſſung fordern könne. Ihre Gründe waren triftig und gut; aber dennoch gelang es den Italienern, die Franzoſen und die indeß angekommenen Spanier auf ihre Seite zu bringen, und als auch die Engländer von ihrem Könige den Befehl erhielten, den Kardinälen beizutreten, ſtanden die Teutſchen allein und mußten endlich wohl nachgeben.

Der neue Papſt wurde gewählt, — es war ein Italiener, Otto von Colonna, der den Namen Martin V. annahm. Er war ein äußerſt kluger Mann, und wußte ſehr fein meiſt Allem auszuweichen, was die verſammelte Kirche zur Einſchränkung der päpſtlichen Gewalt im Sinne hatte. Da erwachten die andern aus ihrem Schlummer, beſonders wandten ſich die Franzoſen an den Kaiſer Sigmund, damit er ſich ernſtlich der Sache annähme. Er antwortete ihnen aber: »Da Teutſchen die Reformation verlangten, ehe ein Papſt gewählt würde, waret ihr Franzoſen nicht damit zufrieden, ſondern wolltet zuvor einen Papſt haben. Nun habt ihr einen, wie wir, geht zu ihm und verlangt eure Kirchenverbeſſerung.«

Der Papſt, der wohl wußte, daß man Gegner trennen muß, wenn man ſie beſiegen will, fing an, mit den verſchiedenen Nationen einzeln zu unterhandeln, weil eine jede ihre Reformations-Vorſchläge gemacht hatte, und daraus ſind die beſonderen Concordate entſtanden.

So war dieſer große Zweck der Kirchenverſammlung, die geſammten kirchlichen Einrichtungen und

die Verfaſſung der Geiſtlichkeit zu verbeſſern, größtentheils vereitelt. Wie heilſam, wenn man mehr gethan hätte! wie viel Zwieſpalt hätte dadurch für die Zukunft verhütet werden können! — Man tröſtete ſich damit, daß von nun an regelmäßig alle fünf Jahre allgemeine Concilien ſollten gehalten werden; allein, was nicht in dem rechten Augenblicke vollbracht wird, iſt für alle Zeiten verloren. Die verabredeten fünfjährigen Concilien kamen nicht zu Stande.

Nachdem der Papſt Martin ſeine Abſichten erreicht hatte, ritt er in einem goldenen Meßgewand, mit weißer Inful, auf einem weißen Pferde, das mit Scharlach bedeckt war, unter einem prächtigen Traghimmel zur Stadt hinaus. Sigmund ging voran und führte das Pferd beim Zügel, drei Fürſten, die zu den beiden Seiten und hinter dem Pferde gingen, trugen deſſen Decke. So war der Abzug und das Ende der großen Koſtnitzer Kirchenverſammlung.

81. Johann Huß und die Huſſiten-Kriege.

Dieſe Verſammlung hat auch noch in einer anderen Sache gerichtet, und durch ihren Urtheilsſpruch die wichtigſten Folgen veranlaßt.

Kaiſer Karl IV. hatte die Univerſität Prag geſtiftet, und ſie wurde bald von Studirenden aus aller benachbarten Ländern ſtark beſucht. Aber Karl räumte den Teutſchen viele und große Vorrechte bei derſelben ein, worüber die Böhmen unzufrieden waren; und dieſe brachten es im Jahre 1409 dahin, daß der König Wenzel (in Böhmen war er noch König) den Teutſchen dieſe Rechte wiederum nahm. Aufgebracht darüber, zogen Tauſende von fremden Studenten mit ihren Lehrern von Prag fort und ſtifteten oder vermehrten andere hohe Schulen, unter andern Leipzig, Ingolſtadt und Krakau. Johann Hus, der eifrigſte und gelehrteſte unter den böhmiſchen Lehrern, wurde nun Rector der Univerſität. Er verbreitete bald Grundſätze, die von den gewöhnlichen ganz abgewichen; größtentheils waren es die Lehren eines engliſchen Gottesgelehrten und Pfarrers,

Johann Wicklef, welcher ungefähr dreißig Jahre vor Huß lebte. Dieſer eiferte gegen die verdorbenen Sitten der Geiſtlichen, und behauptete es ſey der heiligen Schrift zuwider, daß ſie zeitliche Güter beſäßen; auch verwarf er alle Mönchsorden und redete in ſeinem Eifer ſehr bitter über ſie. Und ſolche und ähnliche Lehren brachte auch Huß vor und bewirkte bald dadurch, das er als Ketzer angeklagt und vor den Richterſtuhl des Papſtes nach Rom gefordert wurde. Er gehorchte nicht. Darauf rief ihn das Koſtnitzer Concilium zur Verantwortung vor, und er folgte, nachdem der Kaiſer Sigmund ihm ſicheres Geleit verſprochen hatte. Aber der Kaiſer dachte hierin nicht, wie hundert Jahre ſpäter Karl V. gegen Luther zu Worms; er ließ es ſich ausreden, daß er ſein Wort zu halten brauche, da man ihm vorſtellte: „Sein Wort dürfe dem katholiſchen Glauben nicht zum Nachtheil gereichen, und den geiſtlichen Richter nicht hindern, ſein Amt zu verrichten; auch mache ſich einer, der den Glauben anfechte, alles Geleites ſelbſt verluſtig." — Sigmund erlaubte, das man den Huß gefangen nahm, und beſchloß ſich ferner gar nicht in die Sache zu miſchen.

Man forderte von Huß den beſtimmten Widerruf aller ſeiner Lehren, wo nicht, ſo müſſe er als Ketzer auf dem Scheiterhaufen ſterben. Er wählte das Letztere und wurde eben ſo wie ſein Frund Hieronymus von Prag öffentlich in Koſtnitz verbrannt. Sie ſtarben mit einer Standhaftigkeit, die ſelbſt von ihren Feinden bewundert wurde.

Die Nachricht von dieſer Begebenheit brachte ganz Prag in Bewegung und Aufruhr; die Böhmen ſchrieben Huſſens Hinrichtung dem Haſſe der Teutſchen zu, und hingen nun um ſo mehr an ſeinen Grundſätzen. Ja ſie gingen noch weiter; andere Lehrer ſetzten neue Lehren hinzu und beſonders fand Jakob von Mieß großen Anhang mit ſeiner Behauptung, daß das Abendmahl unter beiderlei Geſtalten ausgetheilt werden müſſe. Die Anhänger der neuen Lehre verſammelten ſich auf einem Berge, welcher nachher der Berg Tabor genannt wurde, und

von welchem ſie ſelbſt den Namen der Taboriten annahmen. Der König Wenzel wagte es nicht, dieſe Verſammlungen zu ſtören, denn es kamen oft gegen 40,000 Menſchen zuſammen; und, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu geſchehen pflegt, ſie gingen immer weiter in ihrem Eifer, jemehr ihrer wurden, und je eifriger ſie von dem Papſte und der Kirche als Ketzer verdammt wurden. Bald zogen ſie auch durch Prag im feierlichen Umgange, unter Vortragung des Kelches, und Wenzel, der ſich nicht mehr ſicher hielt, verließ die Stadt; er ſtarb bald nachher 1419.

Als der Zug der Huſſiten eines Tages vor dem Prager Rathhauſe vorbei zog, und jemand einen Stein herabwarf, der einen ihrer Prieſter traf, ſtürmten ſie in äußerſter Wuth das Rathhaus, und ſtürzten 13 von den Rathsherren zum Fenſter hinaus, welche von dem raſenden Pöbel mit Spießen aufgefangen und ermordet wurden. Somit war das blutige Zeichen des Aufruhrs gegeben; unter der Anführung des Ziska, welcher auch zum Sturme des Rathhauſes geführt hatte, zogen die Haufen im Lande umher, zerſtörten die Klöſter peinigten die Prieſter und verwüſteten die Güter katholiſcher Herren.

Sigismund, der nach Wenzels Tode rechtmäßiger Herr von Böhmen war, forderte die Hülfe des teutſchen Reiches gegen die Huſſiten auf und brachte wirklich ein anſehnliches Heer zuſammen, er rückte 1420 in Böhmen ein und belagerte Prag. Allein Ziska ſchlug den Sturm tapfer ab, der König mußte einen Stillſtand ſchließen und zog wieder zurück. — Im Jahre 1427 machten die teutſchen Fürſten mit vier Heereshaufen einen neuen Einfall; allein der Schrecken vor den, durch ihren Religionseifer faſt unüberwindlich gemachten, Huſſiten war ſchon ſo groß, daß die eingerückten Heere bei ihrem bloßen Anblicke in Unordnung geriethen und zurückwichen. Und eben ſo ging es einem neuen Heere, welches auf 100,000 Mann geſchätzt wird, und im Jahr 1431 einrückte. Die Huſſiten aber thaten nun ihrerſeits wiederholte Einfälle in Meißen, Sachſen, Brandenburg, Franken, Baiern und Oeſtreich, und ihre verwüſtenden Züge

waren ſchrecklich; es war ein Religionskrieg. Die Taboriten hatten die Lehre: wenn alle Städte der Erde bis auf fünf verbrannt ſeyen, ſo beginne das neue Reich des Herrn. Jetzt ſey die Zeit der Rache und Gott ein Gott des Zornes.

Nun rieth Alles zur Güte. Man gab ſich Mühe, einen kirchlichen Vergleich mit den Huſſiten zu Stande zu bringen, und dieſes gelang auch wirklich durch das zu Baſel indeß verſammelte Concilium. Es wurde den Huſſiten der Genuß des Abendmahls unter beiden Geſtalten erlaubt, jedoch ſo, daß die Prieſter das Volk fleißig belehren ſollten, daß unter jeder Geſtalt Chriſtus ganz enthalten ſey.

Der größte Theil des böhmiſchen Volkes nahm dieſen Vergleich willig an, aber zwei Partheien wollten in ihrer Wuth von keiner Mäßigung und von keinem Vergleiche hören, die Taboriten und die Waiſen, unter der Anführung von Procopius dem Großen und Procopius dem Kleinen. Es kam zum offenbaren Kriege zwiſchen ihnen und den Gemäßigten, dieſe aber gewannen eine große Schlacht, in welcher die beiden Procope umkamen, und nun erlangte endlich der Kaiſer Sigismund, daß er auch als König von Böhmen anerkannt wurde; aber es war nur ein Jahr vor ſeinem Tode, denn in dem darauf folgenden Jahre 1437 ſtarb er.

Dieſer Kaiſer befand ſich, trotz ſeiner vielen und reichen Länder, oft in der größten Geldverlegenheit, indem beſonders ſeine häufigen Reiſen große Summen erforderten. Aus dieſer Urſache verpfändete er 1417 die Mark Brandenburg, welche unter Karl IV. an das luxenburgiſche Haus gekommen war, ſammt der dazu gehörigen Churſtimme und dem Erzkämmereramte, an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, gegen 400,000 Dukaten; dadurch iſt das Haus Hohenzollern in den Beſitz dieſes Landes und unter die großen Reichsfürſten gekommen. — Auf ähnliche Weiſe erhielt Friedrich der Streitbare, Markgraf zu Meißen und Landgraf zu Thüringen, für 100,000 Mark vom Kaiſer Sigismund die ſächſiſche Churwürde und

den wittenbergiſchen Kreis, nachdem auch der Zweig des anhaltiſchen Hauſes, welcher Sachſen Wittenberg und den Churhut beſaß, ausgeſtorben war.

82. Kaiſer Albrecht II. 1437—39.

Nach Sigmunds Tode wählten die Fürſten einen Kaiſer aus dem öſtreichiſchen Hauſe, und daſſelbe iſt von nun an ununterbrochen auf dem alten Throne der Teutſchen geblieben. Albrecht von Oeſtreich, der zugleich König von Ungarn war, war ein ſehr wohldenkender, ausgezeichneter Fürſt, und würde ſicher recht viel Gutes für das Reich geſtiftet haben; aber ſchon im dritten Jahre ſeiner Regierung, da er eben einen Zug gegen die Türken gemacht hatte, ſtarb er auf dem Rückwege. Faſt kein König iſt von Hohen und Niedern, von Reichen und Armen, ſo betrauert worden, als Albrecht.

Noch unter dem Kaiſer Sigismund war im Jahr 1431 zu Baſel ein neues Concilium verſammelt worden, um das zu Koſtnitz angefangene Werk der Kirchenverbeſſerung fortzuführen. Allein das Concilium gerieth bald in ſehr verwickelte Streitigkeiten mit dem Papſt Eugen IV. Die Teutſchen miſchten ſich eine Zeitlang nicht in den Streit; endlich aber, unter Kaiſer Albrecht II., nahmen ſie die Hauptbeſchlüſſe der Baſeler Kirchenverſammlung auf einem Fürſtentage zu Maynz im Jahr 1439 durch ein förmliches Inſtrument an. Von den Reichsſtänden waren die drei geiſtlichen Churfürſten ſelbſt zugegen, von dem Kaiſer und den übrigen die Geſandten; ferner ein Geſandter des Königs von Frankreich, und der Könige von Caſtilien, Arragonien und Portugal, um mit den Teutſchen zuſammen die Ordnung der Kirche zu berathen. Von Seiten des Conciliums war der Patriarch von Aquileja zugegen.

Unter den Beſchlüſſen, welche hier angenommen wurden, waren ſolche, wodurch die bisherigen päpſtlichen Rechte ſehr eingeſchränkt wurden. Statt der beträchtlichen Geldſummen, welche von allen höheren

geiſtlichen Stellen jährlich nach Rom floſſen, ſollte dem Papſte ein beſtimmter Unterhalt (Provisio) feſtgeſetzt werden, und die teutſchen Fürſten bewilligten für's Erſte dazu, »als freiwillige Beihülfe,« den achten Theil deſſen, was ſonſt bei einer Erledigung der geiſtlichen Stellen an die päpſtliche Kammer gezahlt worden war. — Ebenfalls ſollte der Papſt künftig, außer dem Kirchenſtaate, keine geiſtlichen Stellen beſetzen, ſondern die freien Wahlen der Kapitel hergeſtellt werden. — Endlich hatte das Concilium auch über die Papſtwahl und die Anzahl und Eigenſchaften der Kardinäle Beſtimmungen getroffen, wobei vorzüglich der Grundſatz aufgeſtellt war, daß nach Verhältniß aus allen Völkern eine gleiche Anzahl von Cardinälen den Papſt umgeben ſollten, welche, mit der Eigenthümlichkeit jedes Volkes bekannt, in dem einzelnen Falle den rechten Standpunkt der Beurtheilung anzugeben wüßten; »damit, wie ſich das Concilium ausdrückt, die Cardinäle, ſo wie dem Namen, ſo auch der That nach, die Angeln (cardines) ſeyen, auf welchem die Thore der allgemeinen Kirche ruhen und ſich drehen können.« Es wurde ſchon damahls als ein weſentliches Hinderniß der Zufriedenheit der Völker mit der Kirchenverfaſſung gehalten, daß bei weitem die Mehrzahl der Cardinäle, die doch »des Papſtes Rathgeber in der Leitung der chriſtlichen Republick« ſeyn ſollten, aus Italienern beſtand.

Dieſe und andere Beſtimmungen, welche der teutſchen Kirche bedeutende Rechte und eine große Selbſtſtändigkeit gaben, wurden durch Albrechts Nachfolger, den Herzog Friedrich von Oeſtreich, der ihm durch die Wahl der Fürſten als:

83. Kaiſer Friedrich III. 1440—1493

folgte, durch die Wiener Concordate mit dem Papſt Nicolaus V., im Jahr 1448, zum großen Theile wieder aufgegeben; und das Baſeler Concilium ging in demſelben Jahre, ohne ſeine urſprüngliche Abſicht erreicht zu haben, auseinander.

Der Kaiſer Friedrich war ein gutgeſinnter, nur allzu friedlicher und ruhiger Herr, deſſen lange Regierung wenig Merkwürdiges und rühmliches für Teutſchland enthält. Es fehlte Friedrich an Kraft des Willens und an der äußeren Macht, um das kaiſerliche Anſehen würdig zu behaupten. Von Oſten her rückte eine große Gefahr dem Reiche immer näher, ohne daß dagegen ernſthafte Vorkehrungen gemacht wären; das war die Gefahr von den Türken. Dieſe eroberten im Jahr 1453 Konſtantinopel und machten dem griechiſchen Kaiſerthume ein Ende, nachdem es faſt 1000 Jahre länger beſtanden hatte, als das Reich der Römer im Abendlande. Darauf drangen ſie immer weiter gegen die Donau vor, und es war nahe daran, daß ſie auch Ungarn eroberten. Friedrich, ſo wie der Papſt, redeten viel von einem Kreuzzuge gegen ſie; aber die Zeiten der Begeiſterung waren vorüber und niemand ließ ſich das Kreuz anheften.

In Teutſchland waren Händel und Fehden, und die Stimme des Kaiſers wurde nicht gehört. Friedrich der Siegreiche, Pfalzgraf am Rheine, der die Pfalz durch glückliche Waffen um den dritten Theil vermehrte, durfte an ſeinem Schloſſe zu Heidelberg einen feſten Thurm bauen, den er »Trutz Kaiſer« nannte. Der Gemeinſinn und die Liebe des teutſchen Namens waren erſtorben, die Eigenliebe und der Eigennutz waren an die Stelle getreten. Auf den Reichstagen wurde wenig erſprießliches ausgemacht; die Fürſten kamen nicht mehr ſelbſt, ſondern ſchickten ihre Geſandten, und dieſe waren nur darauf bedacht, dem Vortheile ihrer Herren nichts zu vergeben. Sehr häufig wurden ſolche geſchickt, die in dem römiſchen Rechte, welches jetzt fleißig ſtudirt wurde, wohl erfahren waren *); dieſe kamen mit fein aus-

*) Das Studium des alten römiſchen Rechtes wurde durch einen Teutſchen von Geburt, Irnerius oder Werner, der 1128 einen Lehrſtuhl deſſelben zu Bologna errichtete, ganz vorzüglich befördert. Von nun an wanderten jährlich Tauſende aus allen Ländern nach Bologna, die-

geſponnener Rede, und hatten hundert Gründe, mit denen ſie bewieſen, daß ihrem Fürſten oder ihrer Reichsſtadt zu viel von der Laſt des Ganzen aufgebürdet ſey. Man ſtritt darum, wer am **wenigſten** für das Wohl des Vaterlandes beizutragen brauche; und darüber konnte wohl nie das Rechte und Große

---

ſes neue Recht kennen zu lernen, welches in dem Laufe vieler Jahrhunderte durch den Scharfſinn des römiſchen Volkes in der That zu ſolcher Feinheit und Gründlichkeit ausgebildet war, daß kein Volk jemahls eine Vollkommnere Rechtsordnung hervorgebracht hat. Dadurch hat ſich dieſes Recht, obgleich in alter Zeit, in einem fremden Lande, in fremder Sprache, bei einem nicht chriſtlichen Volke, entſtanden, nach und nach des erſten Platzes in der Rechtswiſſenſchaft bemächtigt; ja, es hat den Eingang in das bürgerliche Leben der europäiſchen Völker gefunden, und die alten, einheimiſchen, aus dieſen Völkern ſelbſt hervorgegangenen, Rechtsgewohnheiten verdrängt. Der Gewinn, den der Scharfſinn und die Gelehrſamkeit aus demſelben gezogen, hat dieſen Schaden nicht erſetzt. Die Begriffe über Recht und Gerechtigkeit, welche dem Leben angehören, und bei einem geſunden öffentlichen Zuſtande mitten in dem Leben inneſtehen und ſich aus ihm täglich neu gebären ſollen, wurden nun ein Eigenthum weitläuftiger Bücher, an den todten Buchſtaben gebunden, dem Volke unzugänglich. Der Buchſtabe fing an ſo viel zu gelten, und bei dem großen Umfange der Rechtsquellen mußten ſo viele Schlupfwinkel übrig bleiben, daß die gerichtlichen Händel immer weitläufiger wurden, und oft eine gerechte Sache durch die Spitzfindigkeit der Auslegung gänzlich verdreht werden konnte. Was, als es Varus im Geleite der Waffen zu uns bringen wollte, durch Hermanns Schwerdt blutig zurückgewieſen wurde, das hat ſich nach dem Ablauf von 13 bis 14 Jahrhunderten durch leiſe ſchleichende Künſte dennoch unſerer bemächtigt.

Der Nachtheil lag nicht allein darin, daß die Entwicklung der einheimiſchen teutſchen Rechte gehemmt, den Gerichten die Oeffentlichkeit und dem Volke die Theilnahme an ihnen genommen, die ganze Ausbildung des Rechtsbegriffes aber einer lateiniſchredenden Richter- und Advocatenwelt übergeben wurde; — ſondern auch darin, daß nach und nach die ganze Staatsverwaltung, des Reiches wie der einzelnen teutſchen Länder, in die Hände der Rechtsgelehrten kam. Faſt kein höherer Staatsbeamter war, der nicht die Rechtswiſſenſchaft zu ſeinem Hauptſtudium gemacht haben mußte. Die einfachen Bewegungen des Lebens wurden in feſte, ertödtende weitſchweifige Formen gezwängt, und jene Schwerfälligkeit der teutſchen Staatsverwaltuug erzeugt, die oft genug den Fremden zum Spotte gedient hat.

zu Stande kommen. Auch fing das Uebel ſchon an, daß man nicht von Mund zu Mund mit einander redete, einfach, kurz und kräftig, ſondern in weitläuftigen Schriften und Gegenſchriften; an die Stelle der lebigen Rede trat der todte Buchſtabe. Und wenn man endlich glaubte, daß eine Sache zur Entſcheidung gedrängt ſey, ſo trat vielleicht ein Geſandter mit der Entſchuldigung auf, daß er keine Verhaltungsbefehle mehr habe; und mit der Einholung neuer gingen wiederum Monate verloren. So kam es, daß von nun an faſt auf keinem Reichstage ein feſter und bündiger Schluß gefaßt wurde; ſondern immer verſchob man den Ernſt der Entſcheidung auf eine neue Verſammlung, und dieſe machte wiederum eine neue nöthig. — Wie anders war es und beſſer, als noch die Fürſten ſelber freien Angeſichts einander gegenüber ſtanden, und in einer Stunde herzlicher Unterredung mehr entſchieden wurde, als ſpäter in Wochen und Monaten!

Der Kaiſer konnte den Ernſt in die öffentlichen Angelegenheiten nicht bringen; kaum konnte er ſein Anſehn bei ſeinen eigenen Unterthanen behaupten. Der öſtreichiſche Adel erkühnte ſich, ſeinem Landesherrn Fehdebriefe zuzuſchicken; ſelbſt die Stadt Wien empörte ſich gegen ihn, und ſein Bruder Albrecht hatte ſeine Freude an dieſem Unfug, und ſchürte das Feuer immer ſtärker an. Es kam ſo weit, daß Kaiſer Friedrich 1462 von ſeinen Unterthanen in der Burg zu Wien belagert wurde. Ein gemeiner Bürger, Holzer mit Namen, hatte ſich an die Spitze der Aufrührer geſtellt, und Herzog Albrecht kam ſelbſt nach Wien, die Belagerung zu leiten; es ward ein Graben um die Burg gezogen und man beſchoß ſie.

Der Kaiſer zeigte ſich dieſesmahl ſtandhaft und entſchloſſen; er munterte ſeine kleine Beſatzung von 400 Mann zur tapferſten Gegenwehr auf, und rief laut von der Mauer: »Dieſen Ort wolle er vertheidigen bis er ſein Gottesacker werde!«

Solche Schmach ihres Kaiſers konnten die teutſchen Fürſten doch nicht gleichgültig anſehen, ſie ſammelten ſich, ihn zu befreien; am ſchnellſten war der

König Georg Podiebrad von Böhmen mit ſeiner Hülfe zur Stelle, machte den Kaiſer frei und vermittelte den Frieden zwiſchen ihm und ſeinem Bruder.

Das Wichtigſte in Friedrichs ganzer Regierung iſt die Verbindung, die er mit dem burgundiſchen Hauſe knüpfte, und die den Grund zu der Größe Oeſtreichs gelegt hat.

Der Herzog von Burgund, Karl der Kühne, war einer der reichſten und angeſehenſten Fürſten ſeiner Zeit. Er herrſchte über die ſchönen Länder, welche an den Ausflüſſen des Rheines und der Schelde liegen und mit dem gemeinſchaftlichen Namen der Niederlande benannt werden, und ferner über die Grafſchaft und das Herzogthum Burgund. Sein ſtolzer, hochſtrebender Sinn ſtand jedoch nach größeren Dingen, vielleicht gar nach der Kaiſerkrone, und deshalb ſah er es gern, als Kaiſer Friedrich III. ſeinen Sohn Maximilian mit ſeiner einzigen Tochter Maria, welche einſt die Erbin der ſchönen burgundiſchen Länder wurde, zu vermählen wünſchte. Als er aber merkte, daß der Kaiſer die Nachfolge im Reich nicht zum Opfer bringen werde, verlangte er von ihm wenigſtens den Königsnamen, gleich wie frühere Kaiſer auch die Herzöge von Böhmen, als Lehensfürſten des Reiches, zu Königen gemacht hatten. Zu der Verhandlung hierüber verabredeten beide eine Zuſammenkunft nach Trier, im Jahre 1473. Der reiche Herzog erſchien mit mehr als kaiſerlicher Pracht, und Friedrich, welcher bei der Unordnung in ſeinen Erbländern faſt immer Mangel litt, erſchien neben ihm in gar ärmlicher Geſtalt. Das mogte ihn verdrießen; vielleicht mißfiel ihm überhaupt der ſtolze Sinn und das anmaßende Betragen des Herzogs; denn ſo ſicher hielt dieſer ſich der Königswürde, daß er die Kleinodien zu ſeiner Krönung mit ſich gebracht hatte, und ſchon Anſtalten zu dem großen Feſte machen ließ. Wie mußte er erſchrocken ſeyn, als der Kaiſer plötzlich,

ohne ihn gekrönt zu haben, ja ohne Abſchied zu nehmen, von Trier wieder abzog, mit der kalten Entſchuldigung, daß ſeine Gegenwart in Köln, wegen der Uneinigkeit des Erzbiſchofs und ſeines Kapitels, dringend nöthig ſey. Voll Zornes und keinesweges zu der Heirath mit dem öſtreichiſchen Hauſe geneigt, verließ der Herzog gleichfalls Trier.

Dennoch war dieſe Zuſammenkunft nicht ohne Folgen. Karl hatte bei dieſer Gelegenheit den jungen, ritterlichen Kaiſersſohn, der in allen Leibesübungen ein Meiſter war, lieb gewonnen, und entwarf bei ſeiner Rückkunft das Bild deſſelben ſeiner Tochter mit den ſchönſten Farben; und ihr prägte es ſich ſo tief in's Herz, daß ſie, ohne Maximilian geſehen zu haben, von dieſer Zeit an eine ſtille Neinung für ihn hegte, und ſich ihm nachher, blos auf des Vaters Schilderung, in einem Briefe verlobte.

Der Streit des Erzbiſchofs Ruprecht von Köln mit ſeinem Domkapitel war zu ſolcher Höhe gediehen, daß dieſes ſeinen Sitz in der Stadt Neuß genommen hatte und ihm offenbar widerſtand; der Erzbiſchof ſuchte Hülfe bei Karl dem Kühnen, und dieſer, der ſolche Gelegenheit gern ergriff und ſich vielleicht ſchon im Geiſte als Fürſten des Rheinſtromes betrachtete, rückte mit einem Heere von 60,000 Mann vor Neuß. Die Stadt aber vertheidigte ſich mit äußerſter Tapferkeit und großem Ruhme; eilf Monate lag der Herzog davor, machte 56 vergebliche Stürme, und verlor über 15,000 Menſchen, und endlich mußte er noch zufrieden ſeyn, durch Vermittlung des päpſtlichen Legaten einen Vergleich zu ſchließen, welcher ihm, wenn auch keinen Vortheil, doch wenigſtens keine Unehre brachte. Neuß wurde ihm übergeben, aber nur zum Scheine: denn noch an demſelbigen Tage zog er wieder aus und gab die Stadt in die Hände des päpſtlichen Legaten, der ſie bis zu ausgemachter Sache zwiſchen dem Erzbiſchof und dem Kapitel bewahren ſollte.

Der unruhige Herzog wandte ſich bald darauf gegen den Herzog Renatus von Lothringen, deſſen Land er gern mit dem ſeinigen vereinigt hätte.

Er eroberte die Hauptſtadt Nancy und wollte nun ſeine Waffen gegen die Schweizer kehren, damit ſein Reich von den Quellen des Rheines bis an ſeine Mündung mächtig hinabliefe. Vergebens ſtellten ihm die Schweizer vor, daß ihr ganzes Land nicht ſo viel werth ſey, als das Geſchirr ſeiner Pferde; er fiel in die Schweiz ein und hielt ſich des Sieges ſchon ſo gewiß, daß er die ſchweizeriſche Beſatzung von Granſon, das er eingenommen, an den Bäumen aufknüpfen ließ. Da rückten ihm die Schweizer entgegen und nahmen ſchwere Rache für dieſe That; ſie ſchlugen ſein Heer bei Granſon in blutiger Schlacht und erbeuteten ſein ganzes, mit Schätzen angefülltes, Lager. Voll Zornes rüſtete er ein neues Heer und zog in demſelben Jahr 1476 noch einmahl gegen ſie. Bei Murten trafen die Heere auf einander. Hans von Hallwyl, der die Eidgenoſſen führte, ließ ſie vor der Schlacht knieend ihr Gebeth verrichten, wie ihre Väter zu thun gewohnt waren; und während ſie beteten, öffnete ſich das Gewölk, welches bis dahin den Himmel mit grauer Decke überzogen hatte, und ein heller Sonnenſtrahl fiel auf die Betenden. Er erſchien ihnen als ein Bote des Himmels und als ein ſicheres Unterpfand des Sieges, und mit ſolcher Zuverſicht griffen ſie den Feind an, daß er nicht zu widerſtehen vermogte. Bald bedeckten 20,000 erſchlagene Burgunder das Schlachtfeld. Ihre Gebeine wurden geſammelt und in dem Beinhauſe bei Murten aufbewahrt, mit der Ueberſchrift: »Dieſes hat das Kriegsheer des mächtigen Herzogs von Burgund hinterlaſſen.«

Im folgenden Jahre 1477 kam es zu einer neuen Schlacht bei Nancy, in welcher der kriegeriſche Herzog endlich ſeines Lebens Ziel fand. Das vereinigte Heer der Franzoſen, Lothringer und Schweizer ſchlug das ſeinige gänzlich in die Flucht; und er ſelbſt, der ſich im Getümmel der Schlacht verloren hatte, wurde erſt ſpät am andern Tage, faſt unkenntlich, unter den Erſchlagenen gefunden.

Sein Tod gab dem ſchlauen franzöſiſchen König Ludwig XI. Hoffnung, neue, herrliche Länder zu

erwerben; er wandte alle Mittel an, die burgundiſche Erbtochter Maria für ſeinen älteſten Sohn zu gewinnen: allein die Niederländer hatten einen heftigen Widerwillen gegen alles Franzöſiſche; und als nun Kaiſer Friedrichs Geſandte kamen, und zu Aller Erſtaunen einen eigenhändigen Brief und einen Ring vorzeigten, welche Maria dem Erzherzog Maximilian geſchickt hatte, freute ſich das Volk, und Maria erklärte offen und frei: »Ihn habe ſie ſich in ihrem Gemüthe auserkohren, ihn wolle ſie auch zum Gemahle haben und keinen andern.« Darauf machte ſich Maximilian ſelbſt auf den Weg nach den Niederlanden und vermählte ſich mit der Maria von Burgund. Er fand bald Gelegenheit, ſeine Tapferkeit und ſeine Einſicht den neuen Unterthanen in den Kämpfen gegen den franzöſiſchen König zu bewähren; denn dieſer, der den jungen Fürſten für einen unbedeutenden Gegner hielt und auf ſeine Uebermacht vertraute, hatte verſchiedene Theile des burgundiſchen Landes mit Gewalt der Waffen an ſich geriſſen. Maximilian aber bot ihm tapfer die Spitze, ſchlug den habſüchtigen Feind bei Guinegaſt 1479, und würde ihm ſicher alle Theile der burgundiſchen Erbſchaft wieder abgewonnen haben, wenn nicht im J. 1482 ſeine geliebte Gattin Maria geſtorben wäre. Da erkaltete der Eifer der Niederländer zu dem langwierigen Kriege, und Maximilian mußte das eigentliche Herzogthum Burgund in den Händen der Franzoſen laſſen.

In dieſen Kämpfen konnte der Kaiſer Friedrich dem Sohne keine Unterſtützung gewähren; er war in ſeinen eigenen Erbländern hart bedrängt, theils durch die Türken, welche bis in Kärnthen und Krain, ja bis in's Salzburgiſche ſtreiften, theils durch den König Mathias von Ungarn. Dieſer eroberte ſogar Wien, und das teutſche Reich, in der Erſchlaffung alles Gefühles für die gemeinſame Ehre, konnte erſt nach vielen vergeblichen Bemühungen zu einiger Anſtrengung für ſeinen Kaiſer gebracht werden. Nur wenige Jahre vor Friedrichs Tode wurde König Matthias durch einen Vergleich zur

Herausgabe der öſtreichiſchen Länder verpflichtet. Dieſe letzten Jahre waren die beſten in des Kaiſers ganzem Leben, und gewährten ihm für viele Mühſeligkeiten eine Ruhe, welche er durch ſeinen treuen, guten Willen vollkommen verdient hatte. Er ſtarb den 19ten Auguſt 1493, nach einer 54jährigen Regierung.

---

84. Maximilian I. 1493—1519.

Europa war in dem abgelaufenen Jahrhunderte zu großen Veränderungen reif geworden, welche, wenn ſie einmahl ihre Folgen ganz entfalteten, den Zuſtand der Völker völlig umgeſtalten mußten. Die Erfindung des Schießpul'vers hatte ſchon angefangen, die Kriegskunſt ſo zu verwandeln, daß das Ritterthum, welches Jahrhunderte lang das Mittelalter beherrſcht hatte, ſich zu ſeinem Ende neigte; die Buchdruckerkunſt in Verbindung mit der Erfindung des Leinenpapiers, hatte ein neues Mittel der Gedankenmittheilung erſchaffen, durch welches die Geiſter von Einem Ende Europa's bis zum andern mit Blitzesſchnelligkeit bewegt werden konnten; die Entdeckung eines neuen Welttheiles und des Seeweges nach Oſtindien veränderten den bisherigen Gang des Welthandels, und gab die große Kraft, die dadurch gewonnen ward, Völkern, welche bis dahin in der Reihe der übrigen noch wenig genannt waren; die Politik oder Staatskunſt endlich, die jetzt aufkam, und vorzüglich von Frankreich und Italien ausging, war ganz neuer Art. Sie gab die Treue des Wortes gegen den Vortheil hin, und dieſer wurde von nun an das Grundgeſetz in den Verbindungen, wie in den Feindſchaften den Staaten, ſo daß in den Verhältniſſen der Völker unter einander ein anderes Geſetz zu herrſchen ſchien, als das, welches im Leben des einzelnen Menſchen gilt.

In ſolcher Zeit der Gährungen und neuen Ge-

burten kann man von dem Kaiſer Maximilian ſagen, daß er wie ein ehrwürdiges Bild der alten Zeit zwiſchen den neuen Geſtalten da ſtand, indem ſich in ihm noch einmahl, und zuletzt, das Ritterthum in ſeiner ganzen Herrlichkeit darſtellte. Wie dieſes in ſeinen großen Zügen eben ſo erhaben als liebenswürdig war, ſo vereinigte auch Maximilian Kühnheit, Ernſt und Hoheit der Seele mit kindlicher Milde; und wie die warme Einbildungskraft des Mittelalters zu den wunderbarſten, außer aller gewohnten Bahn liegenden, Wagniſſen trieb, ſo iſt auch in Maximilians Unternehmungen das ritterliche Kühne, Schwärmeriſche, oft Abenteuerliche vorherrſchend. Es zeigt ſich in dem Großen, wie in dem Kleinen. Eine ſeiner liebſten Beſchäftigungen war die Gemſenjagd, weil ſie die kühnſte war, und dabei wagte er ſich oft an ſo gefährliche Stellen, daß ſeine Freunde für ſein Leben zitterten; und eben ſo ſcherzte er mit der Gefahr ſowohl in den Kampfſpielen, in welchen er mit eigener Hand Löwen bezwang, als in dem Ernſte der Schlacht, wo mancher Gegner vor ihm erliegen mußte. — Dabei fand der vielbeſchäftigte Herrſcher auch zu den Wiſſenſchaften und Künſten Zeit, erwarb ſich Kenntniſſe, die ſelbſt an dem, welcher ſich einzig ſolchen Beſchäftigungen widmen könnte, Bewunderung erregen würden; er redete alle damahls in Europa üblichen Sprachen; hinterließ ſelbſt mehrere Werke in teutſcher Sprache; lernte mit eigener Hand die Kunſt Harniſche zu ſchmieden; liebte Gelehrte und Künſtler, und war ſo freundlich, ſo geiſtvoll und liebenswürdig im Umgange, daß man in Allem den vollendeten teutſchen Mann in ihm zu erblicken glaubte.

Gleich das erſte Auftreten des großen Kaiſers gleicht dem Beginn einer Ritterdichtung. Liebe und Ehre rufen ihn noch als Jüngling auf den Kampfplatz, und er beſteht den Streit gegen den ſchlauen, in allen Liſten geübten König Ludwig XI auf die ehrenvollſte Weiſe. Allein im Verlaufe des Lebens gelingt ihm nicht Alles, wie dieſes Erſte. Die Zeit war vorüber, wo ein kühnes, ritterliches Wagen den glück,

lichen Erfolg an ſich riß. Statt, wie in alter Zeit, mit den raſch aufgebotenen Vaſallen einen Ritt in Feindes Land zu thun, Gefangene niederzuwerfen und nach ehrenvoller Beendigung der Fehde bald heimzukehren, mußte man jetzt beſoldete Heereshaufen halten; es war nicht mehr allein das Uebergewicht des Geiſtes und der perſönlichen Kraft, welches große Unternehmungen gelingen machte, ſondern das meiſte entſchied der Reichthum an äußeren Hülfsmitteln; und der tapfere, hochherzige Kaiſer, der in einer früheren Zeit gleich den herrlichſten ſeiner Vorgänger in Europa gewaltet haben würde, ſtand nun aus Mangel äußerer Hülfsquellen in Abſicht des Gelingens hinter den ſchlauen, kalt berechnenden Königen von Frankreich und Spanien zurück. Er wußte die Bedeutung der äußeren Mittel, und namentlich des Geldes, nicht, wie ſie, zu berechnen; er verſchwendete große Summen, und im entſcheidenden Augenblicke fehlten ſie alsdann, und ſeine Heere gingen auseinander.

Dieſe Bemerkungen geben den Aufſchluß über Maximilians Leben, und erklären den Widerſpruch, in welchem er gegen ſein Zeitalter ſtand. Uebrigens verfolgte er, eingedenk der alten, ehrwürdigen Bedeutung der Kaiſerwürde, das große Ziel, Recht, Frieden und Ordnung in Europa möglichſt aufrecht zu halten; und zwar weniger durch die Gewalt der Waffen, als auf dem Wege der Einſicht und Vernunft; ferner das Anſehn der Kirche zu ſchützen; und endlich die geſammte Kraft der chriſtlichen Völker gegen den allgemeinen Feind, die Türken, zu richten. Und in der That gelang es ihm auch, der Kaiſerwürde wiederum mehr Anſehn zu verſchaffen, als ſie ſeit Jahrhunderten beſeſſen hatte, obwohl die übrigen Beſtrebungen mit geringem Erfolge gekrönt waren.

Seine Hauptkraft mußte er nach Italien wenden. Hier verfolgten die franzöſiſchen Könige immer eifriger den Gedanken, das in ſich uneinige Land der kaiſerlichen Oberlehnsherrlichkeit zu entziehen, und wo möglich ſich zu unterwerfen. Daher ſuchte Karl VIII. alte Anſprüche des Hauſes Anjou auf Neapel hervor,

wo eine Nebenlinie des ſpaniſch-arragoniſchen Stammes regierte, rückte ſchnell mit einem geworbenen Heere in Italien ein, und eroberte 1495 in kurzer Zeit Neapel. Große Wirkung thaten dabei die metallenen Kanonen, welche durch Pferde gezogen, dem Heere folgten, da man bis dahin faſt nur ſchwere, eiſerne gekannt hatte, welche bei Belagerungen gebraucht wurden.

Sobald ſich indeß die Italiener von dem erſten Schrecken erholt hatten, vereinigten ſich Freunde und Feinde gegen die Franzoſen; auch der Kaiſer, der Papſt, und König Ferdinand der Katholiſche von Arragonien verſprachen ihre Hülfe, und der franzöſiſche König ſah ſich gezwungen, ſeine Eroberung eben ſo ſchnell wieder aufzugeben, als er ſie gemacht hatte. Bei dieſer Gelegenheit verabredete auch Kaiſer Maximilian die höchſt wichtige Heirath ſeines Sohnes Philipp, des Beſitzers der Niederlande, mit der ſpaniſchen Königstochter Johanna. Dieſen Philipp hatte ihm ſeine geliebte Maria von Burgund geboren, und aus Philipps Ehe mit der ſpaniſchen Johanna ſtammte der nachherige Kaiſer Karl V. her, welcher halb Europa unter ſeiner Herrſchaft vereinigte.

Die Franzoſen ließen ſich indeß durch den erſten mißlungenen Verſuch auf Italien nicht abſchrecken. Der Nachfolger Karls VIII., König Ludwig XII., wollte Mailand unter ſeine Herrſchaft bringen, da es mit Neapel nicht geglückt war. Er gründete ſeine Anſprüche auf Familienverträge mit dem Hauſe Visconti, und griff den damaligen Herzog, Ludwig Moro, feindlich an. Mit Hülfe der Venetianer, denen er einen Theil der Beute verſprach, eroberte er das Herzogthum bald im Jahre 1500, und der unglückliche Herzog mußte, nach zehnjähriger Gefangenſchaft, ſein Leben in einem Kerker in Frankreich beſchließen. Jetzt richtete der König ſeine Blicke von Neuem auf Neapel, verband ſich mit Ferdinand von Arragonien, und beide theilten das Land, welches keinem gebührte. Bei dieſer Gelegenheit mußte Ludwig aber erfahren, wie der Schlaue durch den Schlaueren betrogen wird;

der ſpaniſche König wußte durch ſeinen Heerführer Gonſalvo von Corduba die Franzoſen bald wieder aus dem Neapolitaniſchen zu vertreiben und behielt das Königreich für ſich.

Der Kaiſer hätte ein ſolches Schalten anderer Völker in Italien nicht dulden müſſen; das unglückliche Land, welches ſich nicht ſelbſtſtändig zu erhalten wußte, ſollte wenigſtens durch kaiſerlichen Schutz vor ſolcher Willkühr der Fremden bewahrt werden; und Maximilian hätte gern die alten Rechte der Lehnshoheit behauptet; allein das teutſche Reich unterſtützte ihn nicht, ſeine Macht war zu gering, er mußte es geſchehen laſſen, daß der König Ludwig im Beſitze Mailands blieb und zufrieden ſeyn, als er doch in ſofern die kaiſerliche Würde ehrte, daß er das Herzogthum als Lehn des Reiches annahm.

In Italien war um dieſe Zeit kein Staat blühender, als der der Venetianer. Durch ihren ausgebreiteten Handel hatten ſie unermeßliche Reichthümer erworben, ein großer Theil von Oberitalien war ihnen nach und nach unterthan geworden, und ſie ſtrebten nach immer größerer Macht. Allein ihr Uebermuth erregte den Haß ihrer mächtigen Nachbaren, welche noch dazu auf verſchiedene Theile ihres Gebietes Anſprüche machten; das meiſte, was ſie in Oberitalien außer ihrem alten Lande beſaßen, hatte ehemals zum Reiche, andere Stücke hatten zum Kirchenſtaate gehört; in Unteritalien hatten ſie Orte an ſich geriſſen, auf welche Ferdinand der Katholiſche, als König von Neapel, gerechte Anſprüche hatte; Frankreich endlich hätte gern ihre zunächſt an Mailand gränzenden Orte an ſich genommen. Daher entſtand 1508 die berühmte Verbindung zwiſchen Spanien, Frankreich, dem Papſt Julius II. und dem Kaiſer gegen die Republik Venedig, welche man die Ligue von Cambray nennt, und die den, wenn auch reichen, doch gegen ſolche Macht unbedeutenden, Freiſtaat augenblicklich erdrücken zu müſſen ſchien. Allein, wie dieſe Verbindung die erſte große dieſer Art in der Geſchichte der neuern europäiſchen Staaten iſt, ſo iſt ſie auch in ſofern das Vorbild der mei-

ſten folgenden, und ein Spiegel der Bodenloſigkeit der gewöhnlichen neueren Staatskunſt geworden, daß ſie, auf Eigennutz und Sebſtſucht gegründet, ohne einen feſten Anker in der ſittlichen Würde der Völker zu haben, ſich wie ein leerer Hauch wiederum auflöſete, als die Karten des Vortheils ſich anders miſchten, und daß ſie zum Geſpött vor ganz Europa wurde. Denn die ſchlauen Republikaner wußten die Verbündeten durch Vorſpielungen des Eigennutzes bald ſo zu trennen, daß diejenigen unter einander feind wurden, die vorher Freunde waren, und daß ſie ſelbſt am Ende unverletzt aus dem Kampfe gegen die mächtigſten Fürſten hervorgingen.

Von dem Kaiſer Maximilian rühmt die Geſchichte, daß er es am treueſten mit ſeinen Bundesgenoſſen meinte und auf die Ehre ſeines Wortes hielt. — Zuerſt nemlich war Ludwig XII. am ſchnellſten auf dem Kampfplatze, im J. 1509, und eroberte in wenigen Wochen alles, was ihm die Ligue als Theil der Beute zugeſprochen hatte; und als auch Maximilian mit ſeinem Heere anrückte und einen Ort nach dem andern einnahm, flehten die Venetianer um Frieden bei ihm und boten die Herausgabe alles deſſen an, was ſie je dem öſtreichiſchen Hauſe oder dem Reiche entzogen hätten, ſo daß er Gelegenheit hatte, einen ſehr vortheilhaften Vertrag mit ihnen zu ſchließen. Er that es aber nicht, weil ſich die Verbündeten feierlich verpflichtet hatten, nur gemeinſchaftlich den Frieden zu bewilligen. So gewiſſenhaft dachten die übrigen nicht. Ferdinand der Katholiſche, da er ſeine Orte in Unteritalien inne hatte, nahm nicht weiter Theil an dem Kampfe, und der Papſt Julius II. verließ ſogar die Ligue, aus Haß gegen die Franzoſen ganz, und verband ſich mit den Venetianern; daſſelbe that nach einiger Zeit Ferdinand, und die drei nannten ihren Bund den heiligen Bund. Die Franzoſen wurden aus Mailand vertrieben. Da wandten ſie ſchnell ihre Politik um; weil ſich die erſte Berechnung als falſch gezeigt hatte, ſo ſchloſſen ſie mit ihren bisherigen Feinden, den Venetianern, einen Bund; und Spanien verband ſich dagegen wieder mit dem Kai-

ſer und dem König Heinrich VIII. von England gegen die beiden. In dem Raume weniger Jahre hatte alſo Freundſchaft der Feindſchaft und dieſe wiederum jener Platz gemacht; Spanien war zum Beiſpiel erſt feindlich, dann verbündet, und nun wieder feindlich gegen Venedig; und in dem ganzen gehaltloſen Spiele zeigte ſich, daß die Liſt als Weisheit galt, und die Stimme des Gemüthes für nichts geachtet wurde.

Den Franzoſen half auch die neue Berechnung dieſesmahl nicht; ſie wurden mit Hülfe der Schweizer ganz aus Italien herausgeſchlagen, und da ſie auch in ihrem eigenen Lande durch den Kaiſer und die Engländer hart gedrängt wurden, mußten ſie ihre Anſprüche auf Mailand auf eine gelegenere Zeit verſchieben. Maximilian gab Mailand als Reichslehen dem Franz Sforza, dem Sohne des Ludwig Moro.

Aber auch dieſer beſaß es nicht lange. Als Ludwig XII. im J. 1515 ſtarb, folgte ihm der jugendlich kühne und ehrgeizige Franz I. auf dem franzöſiſchen Throne; und um ſeine Regierung mit einer glänzenden That zu beginnen, brach er ſchnell mit einem Heere nach Italien auf und eroberte Mailand wieder. Die Schweizer, welche der Stadt zu Hülfe kamen und ſich unvorſichtig in ein Treffen einließen, wurden bei Marignano nach zwei heißen Tagen beſiegt. Es war die erſte Schlacht, die ſie gänzlich verloren. Das franzöſiſche Geſchütz und die teutſchen Lanzknechte, die im franzöſiſchen Solde dienten, und von nun an als das beſte Fußvolk galten, gewannen den Sieg. Der Kaiſer Maximilian zog zwar im folgenden Jahre noch einmahl nach Italien und belagerte Mailand, allein ſein Alter und ſo viele mißlungene Beſtrebungen machten ihn zum Frieden geneigt; überdies ſchmolz ſein Heer aus Mangel des Soldes ſchnell zuſammen; er überließ in dem Vergleiche zu Brüſſel 1516 das Herzogthum Mailand dem franzöſiſchen Könige.

So endigte ſich nach vielfachem Wechſel der Streit in Italien, auf welchen Maximilian ſeine beſte Kraft hatte verwenden müſſen. Dieſer Streit hatte

ihn auch abgehalten, der Richtung zu folgen, nach welcher ihn ſein ritterliches Gemüth vorzüglich trieb, nemlich die Türken zu bekriegen und wo möglich aus Europa zu vertreiben. Dieſer Lieblingswunſch ſchwebte ihm ſtets vor der Seele, allein die kleinlich und eigenſüchtig bewegte Zeit war ſolchen Gedanken nicht günſtig.

Von den übrigen auswärtigen Veranſtaltungen des Kaiſers iſt am merkwürdigſten die Erneuerung der ſchon beſtehenden Verbindung mit Ungarn und Böhmen. Er hatte von ſeinem Sohne Philipp, der früher geſtorben war, und der ſpaniſchen Johanna, außer dem nachherigen Kaiſer Karl V. noch einen Großſohn, den nachherigen Ferdinand I.; dieſen vermählte er 1515 mit der Tochter des ungariſchen Königs Wladislaw und legte dadurch den Grund zu der unmittelbaren Vereinigung Ungarns und Böhmens mit den öſtreichiſchen Ländern.

Der ewige Landfriede. 1495. — Für das teutſche Reich iſt Maximilian durch viele Einrichtungen ein Wohlthäter geweſen, und wir berühren damit zuletzt noch ſeine Wirkſamkeit im Innern und als Geſetzgeber. Sein großer Sinn erkannte das dringende Bedürfniß einer geſetzlichen Ordnung in Teutſchland. Schon ſein Vater Friedrich hatte an ihrer Einführung gearbeitet, allein die Verwilderung der Zeit und ſeine eigene Schwäche hatten ihm nicht vergönnt, das Werk zu Stande zu bringen. Maximilian nun nahm ſich deſſelben ſo ernſtlich an, daß er auf dem Reichstage zu Worms 1495 zwei Tage ununterbrochen ſelbſt daran arbeitete, und ſo wurde der ſchon oft angeordnete Landfriede auf ewige Zeiten geſetzlich gemacht, und zu ſeiner Behauptung ein beſtändiges Reichskammergericht eingeſetzt, welches die Streitigkeiten zwiſchen den Reichsſtänden, die ſonſt gewöhnlich durch die Gewalt der Waffen entſchieden wurden, auf dem Wege Rechtens ſchlichten ſollte. Wenn der Mißbrauch der Gewalt gründlich aufgehoben werden ſollte, ſo mußte das Geſetz in ſeine volle Geltung treten, und ein

höchſtes Gericht da ſeyn, welchem ſich auch die Fürſten des Reichs unterwarfen. Das Kammergericht ſollte aus einem Kammerrichter, der die Stelle des Kaiſers vertrat, vier Vorſitzern und fünfzig Beiſitzern beſtehen, und der Kaiſer ſelbſt ſetzte es, nach Vollendung des Wormſer Reichstages, 1495 in Frankfurt ein, und übergab dem Grafen Friedrich von Zollern, als erſtem Kammerrichter, feierlich den Scepter oder Richterſtab *).

Von dieſem Jahre 1495 kann alſo die Zeit des Fauſtrechts als beendigt angeſehen werden; denn obgleich auch nachher noch einzelne Fehden vorkommen, ſo ſind ſie doch nur als ſeltene Ausnahmen zu betrachten, ſtatt daß früher die Selbſthülfe das gewöhnliche war; die Herrſchaft des Rechtes hatte die Oberhand gewonnen. Wenn wir die unüberſehbar wichtigen Folgen dieſer Wendung der Dingen für die mittleren und niederen Stände des Volkes bedenken, von denen die Geſchichte zu allen Zeiten ſo wenig kennt, weil ihr Leben von einem Tage zum andern faſt unbemerkt abläuft, ſo müſſen wir dieſes Jahr als eines der wichtigſten unſerer Geſchichte, und den Kaiſer Maximilian als einen der größten Wohlthäter unſeres Volkes anerkennen.

Zur beſſeren Handhabung der Ordnung, und damit beſonders die Sprüche des Kammergerichts durch eine beſtimmte Macht in jedem Theile des Reiches ausgeführt würden, wurde ganz Teutſchland im Jahr 1512 in zehn Kreiſe getheilt, deren jeder als ein geſchloſſenes Ganze angeſehen wurde und ſeinen Kreisoberſten ſo wie ſeine beſtimmte Anordnung der friedlichen und kriegeriſchen Geſchäfte hatte. Sechs waren ſchon früher geweſen, Baiern, Schwaben, Franken, der Rheiniſche, Weſtphalen und Niederſachſen; 1512 kamen hinzu: der Churkreis, welcher die vier Churländer am Rheine enthielt, der oberſächſiſche für Sachſen und Brandenburg, der öſtreichiſche und burgundiſche.

---

*) Von Frankfurt wurde das Gericht ſpäter nach Speier und von da 1693 nach Wetzlar verlegt.

Außer dieſen Einrichtungen verdankt das Vaterland dem Kaiſer Maximilian eine neue, vollkommnere **Kriegsordnung**, durch Eintheilung der Heereshaufen, und endlich die Einführung des **Poſtweſens**.

Auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 bemühte er ſich noch angelegentlich, ſeinen Enkel Karl, der nun ſchon König von Spanien war, zum römiſchen König wählen zu laſſen; ſein Wunſch wurde aber damahls nicht erfüllt, weil der Papſt und ein Theil der Churfürſten Bedenklichkeiten wegen der zu großen Macht des vorgeſchlagenen Königs hatten. Mißmuthig und kränkelnd reiſte Maximilian ab und ſtarb noch auf der Reiſe zu **Wels** in Oberöſtreich, den 12. Januar 1519. — Es wird erzählt, daß er ſchon ſeit einigen Jahren ſeinen Sarg mit ſich geführt habe. Gleichwie er dem Tode in früherer Zeit, in dem kräftigen Muthe des Lebens und der Jugend, oft getrotzt hatte, ſo lebte er in den letzten Jahren aus religiöſem Ernſte mit ihm vertraut.

---

85. Das Ende des Mittelalters.

Es iſt ſchon im vorigen Kapitel der wichtigen Veränderungen gedacht worden, welchen unſer Volk in den letzten Jahrhunderten entgegengereift war. Mit Maximilian, als ſeinem letzten Vertreter, war das **Mittelalter** abgelaufen; eine neue Zeit, die ſchon lange im Keimen war, trat immer beſtimmter in's Daſeyn ein. Wir wollen noch einen Blick auf die Zeichen zurückwerfen, welche das Neue verkündigten, und auf die großen Erfindungen, welche am meiſten zu ſeiner Erzeugung mitgewirkt haben.

Erfindung des Schießpulvers. Adel. Kriegswesen. — Wo und wann das Schießpulver zuerſt erfunden iſt, kann nicht genau beſtimmt werden; es iſt wahrſcheinlich, daß die Chineſen es ſchon ſehr früh gekannt haben, daß es von

ihnen zu den Arabern und durch dieſe nach Europa gebracht iſt. Allein es wurde noch nicht zum Kriege gebracht, und kann alſo vorher auch eigentlich noch nicht Schießpulver genannt werden. Als ſolches findet es ſich erſt nach dem Jahre 1350 im Gebrauch, und man ſchreibt dieſe Erfindung einem teutſchen Mönche **Berthold Schwarz** zu. Er hatte, ſo erzählt man, eine Miſchung von Salpeter, Schwefel und Kohlen in einem Mörſer zerrieben, es kam zufällig ein Funken hinein, die Maſſe entzündete ſich und warf den Stein, mit welchem er gerieben hatte, mit großer Gewalt in die Höhe. Dieſer Zufall leitete auf den Gedanken, große metallene Mörſer für den Gebrauch im Kriege zu verfertigen, aus denen man Steine und Kugeln gegen eine feindliche Stadt ſchleudern könnte, und ſo wurde das ſchwere Geſchütz erfunden, deſſen Gebrauch ſchon um das Jahr 1400 ziemlich allgemein war. Das kleine Geſchütz oder die Handbüchſen, die ein einzelner Menſch mit ſich fortträgt, erfand man etwas ſpäter; doch wird derſelben ſchon in einer Urkunde vom Jahr 1381 Erwähnung gethan, indem nemlich die Stadt Augsburg zu dem Kriege der Städte gegen den Adel dreißig Büchſenſchützen zu ſtellen ſich verpflichtete *).

Durch dieſe neuerfundenen Waffen mußte die ganze Geſtalt und Weiſe des Krieges umgewandelt werden. In der alten Zeit wurde der Kampf faſt nur **in der Nähe** geführt, Mann gegen Mann, mit Lanze und Schwerdt; die perſönliche Kraft, Uebung, Gewandheit und der Muth der Bruſt gaben die Entſcheidung. Falls nicht eines der Heere aus Feigheit früh floh, ſo war die Schlacht nur entſchie-

*) Dieſe Büchſen waren einfache Röhren, welche eben ſo wie die Kanonen durch eine Lunte angezündet wurden. Weil das aber langſam und mühſelig war, und beſonders das genaue Zielen verhinderte, ſo erfand der teutſche Scharfſinn im J. 1551 zu Nürnberg das teutſche Feuerſchloß, an welchem der zündende Funke durch ein umlaufendes ſtählernes Rad, welches gegen den Kieſel im Hahne anſchlug, hervorgebracht wurde; und ſpäter wurde dieſe Erfindung in Frankreich zu dem jetzigen Flintenſchloß vervollkommnet.

den, wenn der Kampfplatz mit einem großen Theile der fechtenden Krieger bedeckt lag; die Schlachten waren blutiger, aber entſcheidender. Nachdem nun aber der Kampf aus der Ferne die Hauptſache wurde, und der Einzelne ſeinem Gegner nicht mehr in's Auge ſah, ſondern dem Zufall überlaſſen mußte, ob ſeine Kugel das Schickſal des Tages entſcheiden helfe, oder ohne Wirkung im leeren Raume ſich verliere; da er ſich immer mehr als ein Werkzeug der Berechnung des Heerführers hingeben mußte, und des Letzteren Kunſt und Verſtand als die Quelle der Entſcheidung zu gelten anfing; — da mußte der Geiſt des Ritterthums durch die neue Kriegsweiſe vernichtet werden. Jenes ſtützte ſich auf die höchſtmögliche Ausbildung der perſönlichen Kraft, und dieſelbe gab dem Einzelnen ſolches Uebergewicht, daß ein ganzer Haufe gemeiner Fußknechte gegen den überall geharniſchten Mann auf ſeinem gepanzerten Streitroſſe nicht zu beſtehen vermogte; nun aber konnte der feigſte Mann den tapferſten Ritter mit ſeiner Büchſe aus der Ferne erlegen. — Mit äußerſter Erbitterung des Gemüthes eiferte lange Zeit der Adel gegen die neue heimtückiſche, unehrliche Waffe; endlich, da ſie die Oberhand gewonnen hatte, zog er ſich immer mehr vom Kriegsweſen zurück.

Doch ging auch dieſe Veränderung nicht ſchnell vor ſich. Noch lange nach Erfindung des Schießgewehrs, da die Schützen nur noch einen kleinen Theil des Heeres ausmachten, und das grobe Geſchütz nur bei Belagerungen gebraucht wurde, blieb der geharniſchte Reuterhaufen der Kern der Heere und erhielt ſich der Adel in ſeiner kriegeriſchen Erziehung. Die Turniere blieben ſeine Hauptfeſte, wo der Jüngling ſchon früh mit der Gefahr ſpielen lernte. Noch in dem fünfzehnten Jahrhundert findet ſich faſt kein teutſches fürſtliches Geſchlecht, welches nicht eins ſeiner Glieder bei ſolchen Kampfſpielen verloren hätte; denn die Scharfrennen, da man mit ſcharfer Lanze gegen einander rannte, waren höchſt gefährlich. Dennoch wird von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den man wegen ſeiner herrlichen Helden-

kraft den teutſchen Achilles nannte, erzählt, er habe bis ſiebenzehnmahl ſcharf gerennt; und ſelbſt der Kaiſer Maximilian hat es mehreremahle gewagt. — Die Waffenſpiele waren noch ſo hoch in Ehren, daß vorzüglich ſtarke und geübte Ritter wohl zu den Feſten anderer Völker zogen, um für den Waffenruhm ihrer Nation zu ſtreiten. So erzählt man, wie auf dem Reichstage zu Worms 1495 ein franzöſiſcher Ritter, Claudius Barre, erſchienen ſey und die ganze teutſche Nation zur Probe der Waffen herausgefordert habe. Kaiſer Maximilian ließ ſich das Recht, für die Ehre ſeines Volkes zu ſtreiten, nicht nehmen, und ſetzte den fremden Ritter ſelbſt in den Sand.

So wie dieſer Kaiſer der letzte der eigentlich ritterlichen Kaiſer iſt, und wie ſein Zeitalter überhaupt das Mittelalter beſchließt, ſo erſcheint in einigen ſeiner Zeitgenoſſen, wie z. B. in Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, noch einmahl der Kampf der alten Herrlichkeit ihres Standes gegen den gewaltigen Wechſel der Zeiten, — bis ſie erliegen.

Die Umwandlung des ganzen Kriegsweſen war indeß immer entſchiedener geworden. An die Stelle der alten Lehns-Heere waren die Soldtruppen gekommen, und damit das ganze, volle Uebel der Abſonderung des kriegeriſchen Standes von dem Bürger eingetreten. In älterer Zeit war der Vogt, der die Rechtepflege und die bürgerliche Ordnung in einem Bezirke verwaltete, zugleich der Befehlshaber der Stadt und Burg und der Anführer im Felde; eben ſo die Räthe und Hofbeamten der Fürſten; die Geſchäfte des Lebens ſtanden im Einklange und wurden mit den gleichen Geiſteskräften geführt. Jetzt trennte man ſie, und der Kriegsdienſt wurde ein Gewerbe.

Das ſchlimmſte war damahls, daß die Fürſten die im Kriege gehaltenen Söldner im Frieden nicht beibehalten konnten; da wurden ſie dann, weil ſie weder Luſt noch Fähigkeit hatten, zu bürgerlichen Geſchäften zurückzukehren, eine Plage der Länder. Bitter klagt darüber die Chronik des Sebaſtian

Frank. »Die verderblichen Lanzknechte, ſagt ſie, ſind niemand nütz Volk, daß ungefordert, ungeſucht umläuft, Krieg und Unglück ſucht und nachläuft. Ein unchriſtlich und verloren Volk, deſſen Handwerk iſt, Morden, Rauben, Brennen, Spielen, Gottesläſtern, freiwillig Wittwen und Waiſen machen, ja das ſich nicht dann ander Leut Unglück freut, mit jedermanns Schaden nähret und innerhalb und außerhalb des Krieges die Landleute plaget. Die Sach iſt leider dahin gekommen, daß ein jeder Lanzknecht ſich ſtellt, als habe er einen Eid geſchworen, ſobald er einmahl den Spieß auf die Achſel nehme, ſo wolle er ſein Tag keine Arbeit weiter thun. — Ehemahls kriegte ein jeder Fürſt mit ſeinem eigen Volk, ſo er Anſtöße hätt; jetzt, da man dieß unnütz Volk alſo feil findet, geht es nun mit viel Tauſend zu, will ein jeder über den andern mit der Viele und Stärke der Rüſtung ſeyn, und koſt ein Krieg jetzt wohl mehr, bis man anfahet, und mit dieſem Geſind hinausrüſtet, als dort bis man vollendet. Wenn dies Volk nicht wäre, ſo wären viel geringer Krieg, und müßte oft ein Fürſt mit ſo viel Hundert kriegen, als jetzt mit Tauſend, und ſollt dennoch mehr ausrichten. Denn dieſes Volk und Schadenfroh hängt immer eins an's ander, daß ſich der Krieg verlängere, und wäre ihm leid, wenn es recht zuginge und Fried würde. Damit wird dann das Land erſchöpft, daß ſchier kein Fürſt noch Bauer Geld mehr hat.« — Ganz beſtimmt und ehrenvoll unterſcheidet dieſelbe Chronik von dieſen Miethstruppen, welche einem jeden dienten, der ihnen Sold gab, die Krieger, welche nur für ihr Vaterland fochten. »Die Unterthanen, ſagt ſie, die aus Noth des Gehorſams von ihrem Herrn zum Kriege aufgefordert werden, und ſo ſie vollenden, wieder niederſetzen an ihre Arbeit, nenne ich nicht Lanzknecht, ſondern gehorſame Kriegsknecht.« —

Erfindung der Buchdruckerkunſt. — Eben ſo wichtig, als die Erfindung des Schießpulvers für den Krieg, war die Buchdruckerkunſt

für alle Geſchäfte des Friedens. Auch ſie iſt ein Werk des teutſchen Scharfſinns, und nicht etwa durch Gunſt des Zufalls, ſondern durch die bewußte Richtung des Nachdenkens gefunden und von Stufe zu Stufe weiter ausgebildet.

Man hatte ſchon früher, nach dem Muſter kleiner Bilder, die man in Holz ausſchnitt und abdruckte, auch die Buchſtaben nachgeſchnitten, dann eine ganze Seite eines Buches und endlich ganze Bücher, indem man eine jede Seite derſelben auf einer beſonderen Holztafel nachbildete. Obgleich dieſes viel mühſamer war, als das Abſchreiben, ſo konnte man dafür auch mit dieſen Tafeln ein Buch viele hundert Mahle abdrucken und ſo den Lohn der mühſeligen Arbeit gewinnen. Dennoch mußte ſie noch um Vieles erleichtert werden können; ſo dachte Johann Guttenberg, aus einem alten adlichen Geſchlechte 1401 zu Mainz geboren, und wandte die ganze Kraft ſeines Geiſtes auf die Verfolgung des Gedankens, die Buchſtaben einzeln, von gleicher Größe, auf der Spitze hölzerner Stäbchen auszuſchneiden, dieſe zu Wörtern zuſammenzuſetzen, abzudrucken, wieder auseinander zu nehmen, und dann zu der Bildung der folgenden Seite von Neuem zu benutzen. Nach vielfachen Verſuchen gelang ihm das Werk. Er verband ſich mit einigen andern Männern ſeiner Vaterſtadt, dem Goldſchmidt Johann Fauſt und dem Geiſtlichen Peter Schöffer aus Gernsheim; und dieſe Geſellſchaft bildete die Erfindung durch das Hinzufügen der noch fehlenden Dinge, der eigenthümlichen Miſchung von Metallen zu den Lettern, der Preſſe, der Druckerſchwärze, zu der nöthigen Vollkommenheit aus, um den Druck eines Buches zu beginnen. Man machte den Anfang mit der Bibel. Aber der wahre Erfinder genoß die Frucht ſeiner Arbeit nicht, die er ſo wohl verdient hatte; der Goldſchmidt Fauſt, welcher ihm Geld vorgeſchoſſen, nachdem er ſein ganzes Vermögen auf die Verſuche ſeiner Kunſt verwendet hatte, ließ ihm all ſeine Geräthſchaften durch einen gerichtlichen Spruch abnehmen und ſchloß ihn von der Unternehmung aus. Der Erfinder der wichtigſten Kunſt

der neueren Zeiten mußte durch die Wohlthaten des Churfürſten von Mainz ſein Leben friſten und ſtarb 1486.

Im Jahr 1457 wurde durch Fauſt und ſeine Gehülfen das erſte Buch, die lateiniſchen Pſalmen, vollentet, und bald darauf eine ganze Bibel. So großer Unterſchied war ſchon damahls in dem Preiſe eines ſolchen Werkes gegen die Koſten des Abſchreibens, daß eine Bibel, die man abgeſchieben um 4–500 Goldgulden kaufte, gedruckt für 30 gegeben wurde; und dennoch war dieſer Preis noch ohne Vergleich höher, als wir ihn nach der allgemeinen Ausbreitung der Buchdruckerkunſt kennen. Und dieſes iſt eben der große Vortheil dieſer Erfindung, daß jedes Licht der Erkenntniß, welches das menſchliche Geſchlecht auf eine höhere Stufe geiſtiger Klarheit erhebt, nicht mehr ein Eigenthum weniger bleibt, ſondern ein Gut ganzer Völker werden kann. Dadurch greift die Buchdruckerkunſt auf wunderwürdige Weiſe in die Entwicklungsgeſchichte des Menſchengeſchlechts ein. Das Geſetz in dieſer Entwicklung, welches ſich vom Anfange aller Geſchichte bis auf den heutigen Tag am klarſten erkennen läßt, iſt dieſes, daß die Bildung und Aufhellung des Geiſtes immer weitere Kreiſe einnimmt und eine immer größere Zahl der Menſchen ergreift. Wenn auch darüber geſtritten werden mag, ob wir im Ganzen in den Wiſſenſchaften und Künſten auf höherer Stufe ſtehen, als manche Völker der alten und mittleren Zeit, ſo iſt doch der Fortſchritt in der allgemeineren Ausbreitung der Erkenntniß auf keine Weiſe abzuleugnen, und die Buchdruckerkunſt iſt der große Hebel hiezu geweſen.

Wir ſchließen dieſe allgemeine Betrachtung des jetzt geendigten Zeitraumes mit einigen Worten über die Folgen der Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Oſtindien. Sie gingen zwar nicht von unſerm Vaterlande aus, aber ſie hatten doch vielfachen Einfluß auf daſſelbe; nicht nur durch die Erweiterung des Gedankenkreiſes im Allge-

meinen, welche für den menſchlichen Geiſt daraus folgen mußte, ſondern auch insbeſondere durch die Veränderung des Welthandels. Bis dahin waren die oſtindiſchen Erzeugniſſe, deren Europa jedes Jahr einen beträchtlichen Vorrath bedurfte, auf verſchiedenen Wegen durch Aſien an das mittelländiſche Meer gekommen, und von da vorzüglich durch die italieniſchen Seeſtaaten abgeholt und weiter verfahren. Der Landweg zu den nördlichen Gegenden ging dann, wie ſchon früher entwickelt iſt, durch Teutſchland. Nun aber, nachdem die Portugieſen 1498 den Seeweg um Afrika herum gefunden hatten, konnten ſie, bei den großen Vortheilen der Seefracht, bald alle andere Völker aus dem oſtindiſchen Handel verdrängen; Venedig und die andern italieniſchen Seeſtaaten ſanken, und auch Teutſchland fühlte die Folgen mittelbar ſehr bald. Sein Handel ſank gleichfalls, ſo wie der der Portiegieſen und Spanier ſtieg; und durch den großen Umſchwung zerfiel auch der Bund der Hanſa, obgleich ihr Handel viele andere Waaren umfaßte. Die teutſchen Städte konnten ſich vom ſechszehnten Jahrhundert an auf der alten Höhe des Reichthums und der Macht nicht erhalten, und ſo wurde der aufſtrebenden fürſtlichen Gewalt auch von dieſer Seite der Weg gebahnt.

Im Verlage dieſer Handlung iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Radlof, J. G., Dr. und Profeſſor Extr. an der königlich preußiſchen Univerſität zu Bonn, Muſterſaal aller deutſchen Mundarten, enthaltend Gedichte, proſaiſche Aufſätze und kleine Luſtſpiele in den verſchiedenen Mundarten aufgeſetzt und mit kurzen Erläuterungen verſehen. 1r Band. 1 Rthlr. 12 ggr.

— — Die irregulären Verbe und Deponenta des Lateines, neu unterſucht, geordnet, und zum Schulgebrauch erkläret. 9 ggr.

— — Neue Unterſuchung des Keltenthums, zur Aufhellung der Urgeſchichte der Deutſchen, ſo wie zur Berichtigung der im 2ten Bande des Adelungſchen Mithridates gegebenen Darſtellung des Keltiſchen Sprachſtammes gr. 8. 1 Rtlr.

Strauß, Fr., Glockentöne. Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geiſtlichen. 3 Bdchn. 4te Aufl. 2 Rtlr. 2 ggr.

— — Helons Wallfahrt nach Jeruſalem. 109 Jahr vor der Geburt unſers Herrn. 4 Bdchen 3 Rthlr. 16 ggr.

Hahn, K., Omar; ein Andachtsbuch für die Jugend u. das Alter, 2 Th. m. 1 K. 2te verm. Aufl. 1 Rtlr. 12 gg.

Ideen zu einer Geſchichte der Entwicklung des kindlichen Alters. Pſychologiſche Unterſuchungen, von J. C. A. Gromann Prof. der Phil. in Hamburg. gr 8. 2 Rthlr.

Kohlrauſch, Fr., Chronolog. Abriß der Weltgeſchichte. Für Schulen. 4te verm. u. verb. Aufl. 8 ggr.

Wilberg, J. Fr., der Schulmeiſter Lebrecht wie er über ſein Amt dachte und darin wirkte. Für Lehrer und Schulfreunde. 8. 16 ggr.

Dieſterweg, Fr. A. W., Ueber Erziehung im Allgemeinen u. Schulerziehung im Beſonderen. 8. 10 Gr.

[Die Schriften über Unterricht und Erziehung haben zu allen Zeiten die Aufmerkſamkeit der Gebildeſten aller Stände auf ſich gezogen. Dieſes Intereſſe an Allem, was auf die heranwachſende Jugend einzuwirken ſich beſtrebt, verdoppelt ſich nothwendig zu unſerer Zeit, da man behauptet hat, daß große Irrthümer in die Schulen ſich einſchleichen, daß die Erziehung an Grundübeln erkranke, daß die ganze Tendenz heutiger Pädagogik wenig werth ſey. Wer dieſe ernſtauftretende Behauptungen und Beſchuldigungen gehörig würdigen und ſowohl den Geiſt der Erziehung und ſomit der Jugend, als auch die Beſtrebungen gegenwärtiger Zeit begreifen will, der muß ſeine Aufmerkſamkeit ganz vorzüglich auf den Geiſt der Schriften jetzt lebender Pädagogen richten. Und ſo glaubt vorliegende Schrift im Beſonderen des empfehlenden Wortes nicht zu bedürfen, um den prüfenden Blick der Pädagogen, der Aeltern, der Staatsmänner und aller Gebildeten auf ſich hinzulenken, beſonders da man höheren Orts über die Quelle nachſinnt, aus welcher die Ausſchweifungen der öffentlichen Erziehung abzuleiten ſeyn möchten.

Derſelbe. Geometriſche Combinationslehre. Zur Beförderung des Elementar-Unterrichts in der Formen- und Größenlehre, nebſt einer Sammlung von Aufgaben, zu zweckmäßiger Beſchäftigung mehrerer Abtheilungen einer Schulklaſſe. Mit 2 Zeichentafeln. 8. 16 Gr.

[Meiſt beruht alles Denken auf einer geſchickten Combination der Vorderſätze und vorhandenen Umſtände. Wer geſchickt und ſchnell combinirt, iſt nicht ungeſchickt im Denken. Darum ſollte die Combinationslehre eine bedeutende Stelle in der Reihe der

Denkübungen einnehmen. Die geometriſchen Objecte ſind vorzugsweiſe dazu geeignet, das Combinationsvermögen vielſeitig aufzuregen. Denn ſie geſtatten es mit dem Leichteſten zu beginnen, lückenlos und ſicher zum Schwereren, und zu allgemeinen und abſtracten Wahrheiten fortzuſchreiten. Die Erfahrung hat es gelehrt, daß den Schülern, welche in der geometriſchen Combinationslehre geübt werden, eine ungemeine Klarheit im Anſchauen und Denken eigen wird und der Verfaſſer hat das Verdienſt, dieſe Lehre conſequent und bündig zuerſt aufgeſtellt zu haben. Ueberdieß eröffnet ſie dem Lernenden die Riegel, durch welche das mathematiſche Gebäude vielen oft unzugänglich, geſchloſſen iſt, und man darf vorausſetzen, daß die geometriſche Combinationslehre künftig neben der Anſchauungs- und Formenlehre einen neuen fruchtbaren Zweig des bildenden Unterrichts in allen Schulen hervortreiben wird. Gründe genug, vorliegendes Buch allen denkenden Schulmännern und Freunden der Mathematik zu empfehlen, und für eine Bereicherung der Literatur zu erklären.

Heuberger, J. W. nothwendiges Handwörterbuch zu Erklärung aller in deutſchen Büchern und Journalen vorkommenden fremden Wörtern, Kunſtausdrücken und Redensarten. Zweite ſehr vermehrte Aufl. gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

[Die erſte Auflage dieſes gemeinnützigen Werkes erſchien vor Eilf Jahren, und wurde vom Publikum mit ſolchem Beifall aufgenommen, daß der Herr Verfaſſer bereits 1812 eine zweite ankündigte. Die großen Zeitereigniſſe haben jedoch die Erſcheinung derſelben bis jetzt verhindert, wobei das Werk an Reichhaltigkeit gewonnen hat, indem es mit vielen hundert Wörtern vermehrt, und in ſeinem ganzen Inhalte vom Verfaſſer ſtreng nachgeſehen und verbeſſert worden iſt.

Es würde überflüßig ſeyn, den Nutzen dieſes Handwörterbuchs (eines der erſt erſchienenen dieſer Gattung) weitläuftig auseinander zu ſetzen, denn die Erfahrung hat bereits entſchieden und bewieſen, daß es ein wirklich „Nothwendiges" iſt, nicht allein für den Nichtgelehrten, dem Geſchäftsmann ꝛc. ſondern ſelbſt für den Gelehrten. Es erklärt nämlich nicht nur die Wörter (alſo nicht bloße Ueberſetzung) ſondern auch die Sache, und zwar in einer ſo deutlichen und dennoch ſo gedrängten Kürze, daß es dadurch allein möglich wird, einen ſo reichen Schatz von Aufklärungen in einem gr. 8. Band von 38 Bogen, beiſammen zu haben. Welcher Gelehrte aber kennt wohl die Bedeutung aller Kunſtwörter ohne Ausnahme in der Philoſophie, der Kirche, der Rechtsgelehrſamkeit, Naturlehre, Naturgeſchichte, Pflanzenkunde, Medizin, Aſtronomie, Muſik, Baukunſt, Kriegskunſt, Technik, Götterlehre u. ſ. w.

Wenn dieſes Werk aber ſelbſt dem Gelehrten nützlich iſt, ſo wird es für den Freund der Lektüre vollends ein unentbehrlicher Begleiter, der beim Leſen nicht von ſeiner Seite weichen darf. Wer lieſt nicht täglich mit Vergnügen und mehrem Genuſſe einige Blätter in den Werken unſerer genialen Schriftſteller? Wie manche feine Anſpielung geht aber nicht dadurch verloren, daß der Leſer erſt eine ganze Bibliothek nachſchlagen müßte, um die Bedeutung dieſes oder jenen Wortes zu erfahren, in welchem gerade das wahre Salz verborgen iſt? Doch genug über den Gebrauch eines Werks, deſſen Nutzen eben durch den Gebrauch auch am beſten bewährt wird.

Wilberg, J. F., Leſebuch für Kinder in Stadt- und Landſchulen 1r Th. gr. 8. 14te Aufl. 3 Gr.

— — Daſſelbe. 2ter Theil. 8. 6te Aufl. 9 Gr.

Sechster Zeitraum.

Von Karl V. bis auf den weſtphäliſchen Frieden.

1520 — 1648.

1. Wahl Kaiſer Karls V.

Der durch Maximilians Tod erledigte Kaiſerthron ſollte wiederum beſetzt werden. Die geſpannte Lage Europa's, ſo wie die Verwirrung in Teutſchland, wo das Fauſtrecht nach des alten Kaiſers Tode wieder zu erwachen ſchien, forderte einen kräftigen Herrſcher, um nach Innen und Außen das Gleichgewicht zu bewahren. Um Italien dauerte noch der Streit zwiſchen Spanien und Frankreich; aber keinen von dieſen, ſondern dem Kaiſer gebührte das Recht der Entſcheidung in dieſem Lande, welches ſich nicht ſelbſt zu helfen vermogte. Von Oſten her drohten die Türken; Ungarn, geſchwächt durch ſchlechte Verfaſſung ſo wie durch Weichlichkeit und Ueppigkeit des Volkes, konnte nicht mehr die Vormauer gegen ſie ſeyn, daher mußte auch hier der Kaiſer der Teutſchen Europa ſchützend vertreten. In Teutſchland hatten ſich zwei große Fehden erhoben. Der Herzog Ulrich von Würtemberg hatte, eine Beleidigung zu rächen, plötzlich im Winter 1519 die freie Stadt Reutlingen mit dem Schwerdte

erobert und zu ſeiner Stadt gemacht, und als er die Abmahnungen des ſchwäbiſchen Bundes, welchen Kaiſer Maximilian zur Erhaltung der inneren Ruhe gebraucht hatte, nicht achtete, griff der Bund ihn mit Kriegsmacht an und trieb ihn aus ſeinem Lande. — In Niederſachſen erhob ſich noch blutigerer Streit. Zwei Edelleute, Herrn von Saldern, Vaſallen des Biſchofs von Hildesheim, kündigten dieſem die Fehde an; ſie fanden Hülfe bei den Herzogen von Wolfenbüttel und Kalenberg, und der Biſchof dagegen bei dem Herzog von Lüneburg, ſo wie bei den Grafen von Lippe, Hoya und Diepholz. Am 28. Jan. 1519 fochten beide Theile in einer Schlacht auf der Soldauer Heide im Lüneburgiſchen; des Biſchofs Heer ſiegte, viele der Gegner wurden gefangen und an 4000 blieben auf dem Wahlplatze. — Solche Beiſpiele waren gefährlich. Den Räubereien der kleinen Ritter war durch den Landfrieden zwar ein Ende gemacht worden; ſollten aber die Fürſten jetzt nicht in ihre Stelle treten und durch Krieg nach Eroberungen ſtreben, — bis dahin war durch die Fehden noch niemand unterdrückt worden, — ſo mußte ein kräftiger Kaiſer die Herrſchaft der Geſetze zu ſchützen wiſſen.

Maximiliam hatte ſchon früher mehrere Stimmen für ſeinen Enkel, den jungen König Karl von Spanien, gewonnen. Vielen aber ſchien es bedenklich, einen Herrn, der ſchon halb Europa beherrſchte, zum Kaiſer in Teutſchland zu machen; denn Karl, der Erbe des ſpaniſchen und des öſtreichiſchen Stammes, beſaß, außer Spanien, die Königreiche Neapel und Sizilien, die ſchönen öſtreichiſchen Länder, und die ganze burgundiſche Erbſchaft in den Niederlanden. Wenn einem ſolchen noch der Glanz der alten Kaiſerkrone gegeben wurde, dann konnte ihn dieſe, ſo fürchteten ſie, mit der Macht ſeines Hauſes verbunden, leicht zu hoch erheben, und ihm Gedanken des Stolzes eingeben, daß er die Freiheit der teutſchen Fürſten zu überwältigen und aus Teutſchland ein unumſchränktes Erbreich zu machen ſtrebte.

Von der andern Seite was als Mitbewerber um die kaiſerliche Krone Franz I., König von Frank-

reich, aufgetreten. Der Pabſt begünſtigte ihn, und durch ſein erſtes ritterliches Erſcheinen in Italien hatte ſich der junge König großen Ruf erworben; ja, ſein Volk erhob, nach ſeiner Weiſe, die Verdienſte ſeines Königs in den Himmel. Die franzöſiſchen Geſandten überreichten den teutſchen Wahlfürſten zu Frankfurt eine Schrift zu Gunſten des Königs, und indem in derſelben von der großen Türkengefahr die Rede war, ſchloſſen ſie: „derjenige müſſe in der That ohne Verſtand ſeyn, der zu einer Zeit, da der Sturm bereits ausgebrochen ſey, noch zweifle, ob man das Steuer des Schiffes dem Geſchickteſten anvertrauen müſſe."

Aber, obwohl ſie ſo zuverſichtlich redeten, fühlten die Fürſten doch die Gefahr und den Schimpf, einen König der Franzoſen zum teutſchen Kaiſer zu machen; und da der Churfürſt von Sachſen, Friedrich der Weiſe, dem ſie die Krone anboten, ſie, mit großartiger Geſinnung, ausſchlug, weil die geringe Macht ſeines Hauſes ſo ſchwierigen Zeiten nicht gewachſen ſey, und ſelbſt den jungen ſpaniſchen König empfahl, bedachten ſie, daß dieſer doch ein Fürſt in teutſchen Landen und des verehrten Kaiſers Maximilian Enkel ſey, und wählten ihn den 28. Juni 1520. Doch mußten ſeine Geſandten zuvor einen Wahlvertrag unterſchreiben: „Daß er, ohne der Churfürſten Einwilligung, als Kaiſer kein Bündniß mit Fremden machen und keinen Krieg führen, auch kein fremdes Kriegsvolk in das Reich bringen wolle, daß er keinen Reichstag außerhalb Teutſchland halten; die Reichs- und Hofämter mit gebornen Teutſchen beſetzen; in Schriften und Handlungen des Reiches keine, als die teutſche oder lateiniſche Sprache gebrauchen; ferner die großen Geſellſchaften der Kaufleute, die bisher mit ihrem Gelde regirt, und ihres eigenen Willens gehandelt, mit der Reichsſtände Rath gänzlich aufheben; *) keinen Stand des Reichs ohne Urſache und unverhört in die Reichsacht erklären: und endlich ſo bald als möglich nach Teutſchland kommen und für

*) Dieſes ging hauptſächlich gegen den Bund der Hanſe, der noch beſtand, und zeigt die traurige Eiferſucht der Fürſten gegen die Freiheit und Blüte der Städte.

die meiſte Zeit ſeinen Aufenthalt daſelbſt nehmen wolle.“

Dieſe und andere Punkte beſchworen die Geſandten im Namen ihres Herrn und erſuchten ihn, nun alſobald im Reiche zu erſcheinen.

Der junge König hatte ſchon ſeit zwei Jahren ſeine Regierung in Spanien angetreten; allein die Welt kannte ihn noch nicht. Die meiſten hatten geringe Hoffnung von ihm. Der frühe Tod ſeines ritterlich edlen Vaters Philipp des Schönen, der Wahnſinn ſeiner Mutter Johanna, die Trennung von ſeinem Bruder Ferdinand, der in Spanien erzogen wurde, ſeine eigene Jugend unter fremden Menſchen in den Niederlanden, — dieſes Alles hatte ſein Gemüth tief in ſich zurückgedrängt und ihm früh eine Verſchloſſenheit gegeben, welche dem fremden Blicke ſein Inneres verbarg. Dazu reifte er nur langſam zu der Klarheit und Selbſtſtändigkeit heran, welche ihn ſpäter groß machten; es ſchien, als wenn ſeine Rathgeber ihn ganz beherrſchten, und immer beherrſchen würden. Nur, die tiefer in der Menſchen Seele zu blicken verſtanden hatten die Lichtblitze der ſeinigen bemerkt. Zu Valladolid, in einem großen Ritterſpiele, erſchien der junge König, der von Jugend auf die ritterlichen Uebungen geliebt hatte, in vollen Waffen, und hielt einige Rennen mit ſeinem Stallmeiſter. Drei Lanzen brach er mit ihm, und jedesmal erfüllte das Jubelgeſchrei des Volkes die Luft; denn der Jüngling, der noch nicht 18 Jahre alt war, den man für ſchwach und untergeordnet gehalten hatte, erſchien mit dem edelſten Anſtande und herrlicher Kraft, und auf ſeinem Schilde las man das einzige Wort: Nondum („noch nicht!“). Die, welche den Sinn des Wortes faßten, erwarteten mit Verlangen den Augenblick, da er es an der Zeit halten würde, ſelbſtſtändig hervorzutreten.

Er kam. Seine Wahl zum Kaiſer in Teutſchland war geſchehen, und er ſollte ſich raſch entſcheiden, ob er Spanien jetzt verlaſſen und in dem neuen Reiche die Zügel ergreifen wolle. Bei der großen Nachricht blieb der zwanzigjährige Jüngling unverändert. „Unſer König, der jetzt Kaiſer iſt,“ ſo erzählt ein Augen-

zeuge, „ſchien das Größte, was das Glück gewähren kann, für nichts zu achten; ſeine Gemüthsgröße und ſein Ernſt ſind ſo außerordentlich, daß er das Anſehen hat, als habe er den Erdball unter ſeinen Füßen.“ — Der Entſchluß, den er faſſen ſollte, wäre für einen gewöhnlichen Geiſt ſehr ſchwer geweſen. Spanien war in großer Gährung und faſt ſchon in vollen Flammen, denn gewaltige Kräfte ſtanden hier feindlich gegen einander: die königliche Gewalt, ein mächtiger Adel, und reiche und ſtolze Städte. In Teutſchland aber wartete ſeiner ein ebenfalls unruhiges, verworrenes Reich, und vor Allem der große Kampf des Zeitalters über die Glaubenstrennung, welcher eben begonnen hatte, und auf den ſchon Aller Augen gerichtet waren. Die Spanier ſelbſt waren mißvergnügt über die Kaiſerwürde ihres Königs; ſie fürchteten nun ein Nebenreich unter eigenmächtigen Statthaltern zu werden. „Was das Kaiſerthum wohl ſey, ſagten ſie, als der Schatten eines überaus großen Baumes? Ein Sonnenſtrahl, der durch das Fenſter in das Zimmer falle, und das Haus beleuchte? Man ſolle aber nur eine Unze von dieſem Lichte mit der Hand erfaſſen, und es aufbewahren; oder ſich herrliche Kleider daraus machen laſſen zur Bedeckung, oder nur ſeinen Tiſch damit zurichten.“ — In ſo geringer Achtung ſtand jetzt die alte, ſonſt ſo ehrwürdige Kaiſerkrone bei den fremden Völkern.

Viele ſeiner Rathgeber warnten den König, um des unſicheren und mühevollen Beſitzes wegen ſein Erbreich nicht zu verlaſſen; allein ſeinem Geiſte erſchien jetzt der Zeitpunkt ſelbſtſtändiger und kühner That; das Schickſal hatte ihn in die Bahn des Ruhmes gerufen, er folgte der Stimme unerſchrocken und ohne Zögern. Und zu derſelben Zeit, als er die teutſche Krone zu empfangen abreiſte, kam die Nachricht, daß in dem neu entdeckten Welttheile das zweite Mexikaniſche Reich, ein zweites Kaiſerthum, für ihn gewonnen ſey. Vor ſo großartigen Eindrücken des Lebens konnte eine kleinliche Geſinnung nicht beſtehen; der zwanzigjährige Jüngling reifte ſchnell zum Manne; eine halbe Welt forderte ſeine Obſorge, und von die-

ſer Zeit an zeigt ſich der ſelbſtthätige, klare, mit ſeines Geiſtes Auge Alles umfaſſende Herrſcher.

Karl kam von Spanien in die Niederlande und von da nach Teutſchland; am 22. Oktober 1520 wurde er zu Aachen mit großer Pracht gekrönt, und ſchrieb dann ſeinen erſten Reichstag auf den heiligen Dreikönigstag des nächſten Jahres nach Worms aus. Dieſer Reichstag war einer der glänzendſten, die jemals ſind gehalten worden; denn auf des Kaiſers Mahnung waren 6 Churfürſten ſelbſt gekommen, und außerdem eine große Menge von geiſtlichen und weltlichen Fürſten. Die wichtigſte Verhandlung, welche auf dieſem Reichstage vorgenommen wurde, war das Verhör Martin Luthers.

---

2. Die Kirchentrennung. Ihre Urſachen und ihre Bedeutung.

Der Zuſtand der Kirche war ſchon ſeit Jahrhunderten vielfach verworren, und das Verderbniß der äußern Ordnung hatte tief in das innere Leben des chriſtlichen Glaubens und in die Sittlichkeit der Völker eingegriffen. Die Klagen über den Verfall der Kirche und das Verlangen nach einer Verbeſſerung „an Haupt und Gliedern" war ſchon alt. Es iſt keiner aus allen Religionspartheien, der die Geſchichte kennt, welcher nicht wüßte, daß ſolche Klagen tief begründet waren. Sie wurden erhoben im Namen ganzer Nationen; ſie kamen von treuen Anhängern der alten Kirche, von ehrwürdigen Biſchöfen, von gelehrten wohldenkenden Männern in Staat und Kirche, und dienen ſpäteren Zeiten, wenn ſie ſolche Mißbräuche abgethan haben, zu keinem Vorwurf.

Zur Zeit der großen Spaltung (1378—1414), da mehrere Päpſte zugleich ſich um den Stuhl Petri ſtritten, thaten ſie einander wechſelſeitig ſammt ihrem ganzen Anhange in den Bann, ſo daß alle Länder der Chriſtenheit von einem oder dem andern Papſte unter dem Bannfluche lagen, und die friedlichen

und frommen Gemüther nicht wußten, wo ſie in Wahrheit den Frieden Chriſti ſuchen ſollten. In ſolchen Zeiten, unter ſolcher Gewalt der Leidenſchaften, mußte nothwendig die alte, gläubige Ehrfurcht vor dem päpſtlichen Namen bedeutend geſchwächt werden; die unſichtbaren, heiligen Bande löſten ſich allmählig auf.

Dazu kam eine gränzenloſe Unwiſſenheit des geiſtlichen Standes, wenigſtens in ſeinen meiſten Gliedern, — denn einzelne weiſe, kenntnißreiche Männer konnten die Finſterniß der größeren Menge nicht erhellen. Und wie aus der Finſterniß des Geiſtes immer das Laſter folgt, welches nur durch Licht zu verſcheuchen iſt, ſo waren auch damahls eine Menge Geiſtlicher von Sünden befleckt, den Guten ein Abſcheu, dem Volke ein Aergerniß. Im Jahr 1503, alſo geraume Zeit, ehe Luther auftrat, ſchildert einer der erſten Theologen Teutſchlands das Sinken des geiſtlichen Standes mit ſtarken Zügen. »Das Studium der Gottesgelahrtheit iſt verachtet, ſagte er, das Evangelium Chriſti wie die herrlichen Schriften der Väter, vernachläſſigt; vom Glauben, von der Frömmigkeit, Mäßigkeit und andern Tugenden, welche ſelbſt die beſſern Heiden geprieſen, von den Wundern der Gnade Gottes gegen uns, und von Jeſu Verdienſten, iſt bei ihnen ein tiefes Stillſchweigen. Und ſolche Leute, die weder Philoſophie noch Theologie verſtehen, werden zu den höchſten Würden der Kirche, zum Hirtenamt über die Seelen erhoben! Daher der jämmervolle Verfall der chriſtlichen Kirchen, die Verachtung der Geiſtlichen, der gänzliche Mangel an guten Lehrern! Das ruchloſe Leben der Geiſtlichen ſchreckt gutgeſinnte Eltern ab, ihre Söhne dieſem Stande zu widmen. Sie ſetzen die Erforſchung der heiligen Schrift gänzlich hintan, verlieren den Geſchmack an ihrer Schönheit und Kraft, werden träge und lau in ihrem Amt, und begnügen ſich, wenns nur gethan, geſungen und gepredigt, und bald wieder aus iſt! Mit einem Menſchen der ihnen Geld ſchuldig iſt reden ſie ernſthafter und beſonnener als mit ihrem Schöpfer. Aus langer Weile bei ihrem Amt verfallen ſie, anſtatt auf Bü-

cher, auf Spiel und Schwelgen und unzüchtiges Leben, ohne ſich aus der allgemeinen Verachtung im mindeſten etwas zu machen. Wie iſt es alſo nur möglich, das bei ſolchem Zuſtande die Laien ſie und die Religion irgend achten können? Das Evangelium nennt den Weg zum Himmel enge, ſie aber machen ihn breit und luſtig.«

Daß ſolche Schilderung nicht zu ſtark war, ſehen wir aus hundert andern, unverdächtigen Zeugniſſen. Und obgleich die Mönche eben jenen Lehrer, der ſie ſo hart getadelt, beim Papſte Julius II. anklagten, ſo hatte er doch die Wahrheit ſo ſehr auf ſeiner Seite, daß ihn die päpſtlichen Commißarien ſelbſt losſprachen. Völlig einſtimmig mit jenen Klagen redet der fromme Biſchof von Augsburg, Chriſtoph von Stadion, in einer Synodalrede an ſeine Geiſtlichkeit; er wirft ihnen die gröbſten Laſter vor, durch welche die Kirche und das Volk mit verſchlimmert werden müßten; und gleich bitter klagt der Biſchof Hugo von Conſtanz, ein Feind übrigens der Lehrer Luthers, mit vielen andern katholiſchen Kirchenvorſtehern der damahligen Zeit.

Wie mogte es auch anders ſeyn, da man ſich bei Verleihung der geiſtlichen Stellen Geld zahlen ließ, und auf Fähigkeit und innere Würdigkeit wenig geachtet wurde: und da, wie die oben erwähnten Klagen beweiſen, die wenigſten Geiſtlichen das Wort Gottes kannten? War es doch dahin gekommen, daß, nach glaubwürdigen Zeugniſſen, unter den erſten Kirchenvorſtehern der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft zu Anfang des 16ten Jahrhunderts nicht drei waren, welche die Bibel geleſen hatten; — und das, als die Walliſer einſt in jener Zeit einen Brief von Zürich erhielten, worin der heiligen Schrift gedacht wurde, ſich ein einziger Mann fand, der dieſes Buch, und zwar nur durchs Gerücht, kannte! — Wie mußte doch die Verwilderung der Zeit groß ſeyn, da die Menſchen von der Quelle chriſtlicher Frömmigkeit und Tugend alſo abgewendet waren, daß ſie kaum ihren Namen kannten.

In Italien, und namentlich in Rom, war der

Unglaube und die Unwiſſenheit in den göttlichen Dingen am ſchlimmſten. Unter dem ſehr gebildeten Pabſt Leo X. (1513 — 21) blühten die Künſte zwar auf glänzende Weiſe in Rom; allein während ſie aus üppigem Boden emporſchoſſen, erſtickten ſie die ſtille Pflanze der wahren Gottesfurcht. Der Genuß der Sinne galt als das Höchſte; vor ihm konnte der Glaube an die unſichtbare Welt nicht beſtehen, und die ſtille Frömmigkeit des Herzens war in den Augen der Welt zum Geſpött geworden. Die Gebräuche des Gottesdienſtes ſchien man beizubehalten als einen Zügel für den Haufen des Volkes, und dadurch mußten ſie bald etwas blos Aeußerliches werden.

Hören wir das Zeugniß des frommen Pabſtes Hadrian VI ſelbſt in einer Schrift an ſeinen Nuntius auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522: »Wir wiſſen ſagt er daß in dieſem heiligen Sitze ſchon einige Jahre hindurch viel Verderben geweſen iſt, Mißbrauch in geiſtlichen Dingen, ſo wie in dem, was von hier aus befohlen wurde, mit einem Wort, eine Verſchlimmerung in allem. Und es iſt kein Wunder, wenn die Krankheit vom Haupte in die Glieder, von den Päpſten auf die Prieſter übergegangen iſt; daher verſprechen Wir ſo viel an Uns iſt, alle Sorgfalt anzuwenden, daß **zuerſt** unſer Stuhl, von welchem vielleicht dieſes ganze Uebel ausgefloſſen iſt, umgewanwandelt werde, damit, ſo wie das Verderben von da nach Unten zu gegangen, eben von daher auch die Heilung und die Geſundheit ihren Anfang nehme.«

Dieſes Gefühl von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbeſſerung war in Hohen und Niederen ſchon lange mit ſolcher Beſtimmtheit, daß das Volk ſchon in der Mitte des 14ten Jahrhunderts den, hundert Jahre vorher verſtorbenen, Kaiſer Friedrich II. als Reformator der Kirche zurückerwartete. Wie dringend die Vorſtellungen der Teutſchen, Engländer und Franzoſen auf den Kirchenverſammlungen zu Koſtnitz und Baſel waren, haben wir früher geſehen; und im J. 1510 übergab der **Reichstag** zu **Augſpurg** zehn Beſchwerden gegen die angemaaßten Rechte der Päpſte, worin die Kirchentrennung faſt beſtimmt vorherge-

ſagt wurde; denn wenn dieſen Beſchwerden nicht abgeholfen werde, ſagt der Reichstag, »ſo könne leicht eine Verfolgung über alle Prieſter, oder, nach dem Beiſpiel der Böhmen, ein allgemeiner Abfall von der römiſchen Kirche entſtehen.«

So ſehen wir um jene Zeit das alte, ernſte Gebäude der Hierarchie, welches viele Jahrhunderte geſtanden, welches ſeinem Grundgedanken noch ſo trefflich für die Einheit der chriſtlichen Völker war, untergraben durch ſich ſelbſt, ſchwankend, weil es die Achtung der Völker verlohren hatte, und in ſeinen Grundfeſten erſchüttert weil die Vorſteher in ſtolzer Sicherheit dahin lebten und den Geiſt der Zeiten nicht achteten.

So ſehr dieſes Alles ſchon in die Augen ſpringt, ſo müſſen wir doch wiederum einen Blick in das Innere werfen, um die große Umwandlung der Welt aus ihren tiefern Gründen zu verſtehen. Alle die genannten Klagen hätten durch guten Willen und allmählige Verbeſſerung gehoben werden mögen, weil ſie gröſtentheils die äußere Geſtalt und Verwaltung der Kirche betrafen, wenn nur in der Religion ſelbſt ein lebendiger, heller, treibender, ſchaffender Geiſt gewaltet hätte. Allein ein ſolcher Geiſt lebte nicht mehr in der Religionswiſſenſchaft, ſondern fing vielmehr an, ſich außerhalb derſelben zu regen. Nicht nur Unwiſſenheit, von der wir ſchon oben geredet, ſondern ein ganz verkehrtes Wiſſen war in den meiſten Lehrern der Religion; ſie ſetzten einen hohen Werth auf eine gewiſſe Schulweisheit, welche ſie Scholaſtik nannten, und die in alter Zeit aus der Vermiſchung philoſophiſcher Grundſätze mit den Lehren des Chriſtenthums entſtanden war. Die einfachen, dem kindlichen Sinne des Ungelehrteſten ganz klaren und verſtändlichen Wahrheiten der heiligen Schrift waren in dunkle, gelehrte Worte gekleidet, dieſes Wort galt als die Hauptſache; bald fing man an, über den Sinn deſſelben zu ſtreiten, und derjenige galt als der Gelehrteſte, welcher bei ſolchem Streite am ſpitzfindigſten reden konnte. So wie es aber immer geſchieht, daß der Geiſt und die Wahrheit verloren gehen, wo man

viel Worte macht, ſo verſchwand das milde einfache und wohlthätige Licht des chriſtlichen Glaubens immer mehr aus der Wiſſenſchaft, welche ſie ihre Theologie nannten. Nun aber war ſchon in dem 15ten Jahrhundert ein neues Zeitalter für die Wiſſenſchaft angebrochen, und eine hellere Anſicht der Welt hatte ſich der Gemüther bemeiſtert. Es war eine Aufklärung im guten Sinne. Vor ihrem Lichte ſchon konnte die Scholaſtik in ihrem geſchmackloſen Gewande, mit der Wichtigkeit, die ſie auf das Wort legte, und mit ihrer ganzen innern Leerheit nicht beſtehen; die beſten Köpfe der Zeit wandten Ernſt und Spott an, ſie in ihrer Blöße darzuſtellen. Und die Gegner, die Vertheidiger des Alten, ſuchten ſich nicht etwa dadurch zu retten was ihnen einzig Schutz gewährt hätte, daß ſie ſelbſt das Licht in ihrer Wiſſenſchaft aufſuchten und ſie in ſich ſelbſt läuterten, ſondern mit blindem, polterndem Eifer wollten ſie die hereinbrechenden Strahlen des neuen Morgens gewaltſam zurückſcheuchen; ein nichtiges Streben, welches zu allen Zeiten ohnmächtig zu Schanden geworden iſt. In Teutſchland war es vorzüglich Reuchlin, einer der erſten Gelehrten welchen unſer Vaterland jemahls hervorgebracht hat, der das neue Licht der Wiſſenſchaften verbreitete; ein Mann von ſo umfaſſendem Geiſte, daß man von ihm geſagt hat, er vereinige alle Bildung und alle Kenntniſſe und Gelehrſamkeit, welche damahls in der chriſtlichen Welt gefunden wurden, zuſammen, und beziehe dieſes Alles nicht etwa auf den Prunk und die Eitelkeit des Wiſſens, ſondern auf die höchſte Erkenntniß, auf die des Menſchen, der Natur und der Gottheit. Auch gegen dieſen Mann eiferten viele der Theologen mit der größten Leidenſchaft, obwohl er vor der Zeit der Reformation lebte und keinen Theil an ihr genommen hat. Zwar waren nicht alle Kirchenvorſteher ſo finſter geſinnt, der oben genannte Biſchof von Augſpurg, Chriſtoph v. Stadian, hielt es nicht unter ſeiner Würde, eine Reiſe von ſieben Tagen zu machen, um den berühmten Erasmus von Rotterdam in Freiburg kennen zu lernen, und Johann v. Dalberg, Biſchof in Worms, legte eine

Bibliothek der beſten Schriftſteller an, und liebte die Wiſſenſchaften ſo ſehr, daß er ſelbſt Mitglied der von dem Dichter Konrad Celtes geſtifteten Rheiniſchen Gelehrten-Geſellſchaft wurde. Allein die Zahl dieſer Verſtändigen war zu klein gegen die Eiferer, welche blind und thöricht, aus Haß des Lichtes, Gutes und Böſes unter einander mengend, ihr eignes Reich zerſtörten.

---

3. Ausbruch der Reformation, 1517.

In dem vorigen Abſchnitte ſind die vorbereitenden Urſachen der Kirchentrennung, welche ſchon ſeit einigen Jahrhunderten gewirkt hatten, entwickelt; die nächſte Veranlaſſung zum Ausbruche gaben aber die Mißbräuche beim Verkündigen und Spenden des Ablaſſes.

Die Abgeordneten des römiſchen Hofes boten in allen Ländern päpſtliche Ablaßbriefe aus, durch welche man Nachlaß der durch Sünden verwirkten Strafen erhielt. Das Geld, welches ſie ſich dafür zahlen ließen, ſollte zu guten Zwecken: zum Kriege gegen die Türken, zur Befreiung der Gefangenen, zum Bau neuer Kirchen und andern frommen Werken gebraucht werden. Aber ſchon lange zweifelte man, daß die gelöſeten Gelder nur zu ſolchen Zwecken verwendet würden. Von Fürſten und Völkern waren Klagen über den Mißbrauch der Ablaßvertheilung geführt worden, und auf der Kirchenverſammlung zu Trient wurde ſpäterhin ein Dekret dagegen erlaſſen, worin von dem Frevel der Ablaßprediger die Rede iſt, „welche mit dem Worte Gottes ihr Gewerb trieben:“

Um nemlich ſo viel Gewinn als möglich aus den Abläſſen zu ziehen, wurde die Einnahme aus ganzen Provinzen an die Meiſtbietenden verpachtet, welche wiederum Unterpächter anſtellten; und alle dieſe erlaub-

ten ſich, um ſich zu bereichern, die gröbſten Mißbräuche Zum Verkauf der Ablaßbriefe wählten ſie ſolche Menſchen, welche durch Rednerkünſte und durch niedrige Mittel aller Art das Volk zum häufigen Kaufen bewegen konnten, und die Unverſchämtheit mancher unter denſelben überſteigt allen Glauben. Sie verkauften Ablaß für die ſchwerſten Verbrechen, für Kirchenraub, Meineid und Mord; ja man konnte ſogar für zukünftige Sünden ſchon im Voraus das Verſprechen des Ablaſſes erhalten.*)

Jedes Wort wäre überflüſſig, zu beweiſen, wie verderblich ſolcher Mißbrauch der Religion auf die Sittlichkeit der Menſchen wirken mußte!

Der lange verhaltene Unmuth kam zum Ausbruch, als Leo X. im Jahre 1516 einen neuen Ablaß ausſchrieb, um die, von ſeinem Vorgänger Julius II. angefangene, Peterskirche in Rom ausbauen zu können; es verbreitete ſich allgemein der Glaube, daß ein bedeutender Theil der einkommenden Gelder, nehmlich die ganze Einnahme aus Sachſen und den Ländern bis an die Oſtſee, nicht zum Bau der Peterskirche, ſondern für des Papſtes Schweſter beſtimmt ſey. Dazu erweckten die Ablaßprediger, welche bei dieſer Gelegenheit gebraucht wurden, beſonders ein gewiſſer Bernhard Samſon, der in der Schweiz, und Johann Tezel, der in Sachſen umherzog, durch ihr Betragen den größten Unwillen.

Da trat Martin Luther, geboren zu Eisleben in Thüringen, ein Auguſtiner Mönch und Lehrer der Theologie an der Wittenberger Univerſität, öffentlich gegen die Abläſſe auf, indem er am Allerheiligenabend, d. i. den 31ſten October 1517, an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze anſchlug, worin er den Ablaßhandel heftig angriff und alle Gelehrte aufforderte, dieſelben in einer öffentlichen Diſputation zu prüfen. Eine ſolche öffentliche Behauptung gewiſſer Glaubensſätze war nichts Seltenes, aber in denen Luthers

*) S. Die Beſchwerden, welche die teutſchen Fürſten auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 an den Papſt Hadrian richteten. Schmidt's Geſch. der Teutſchen, Band XI, p. 58.

herrſchte eine ſo kühne Sprache und ſolcher Geiſt der Freiheit, daß ſie ſogleich großes Aufſehen erregten und begierig in ganz Teutſchland geleſen wurden. Er behauptete: „Der Papſt habe keine Gewalt, die Sünden nachzulaſſen, ſondern, nur zu erklären, daß ſie ſchon von Gott nachgelaſſen ſeyen; was der Papſt in Anſehung derſelben für Gewalt habe, eben ſo viel habe auch jeder Biſchof und Pfarrer; wer ſeine Sünden wahrhaft bereue, erhalte auch Nachlaß der Strafe ohne Ablaß; die Schätze des Heilandes und der Kirche gehörten den Gläubigen dergeſtalt zu, daß ihnen der Papſt kein neues Recht dazu ertheilen könne, u. ſ. w. Uebrigens war es damahls noch gar nicht in ſeinem Sinne, des Papſtes Anſehn ſelbſt oder die alte Kirche anzutaſten. Allein ſchon ſeine Lehre vom Ablaß mußte den heftigſten Widerſpruch von Seiten Tezels und ſeiner Freunde, beſonders der Dominikaner, erwecken; ſie ſchrieen ihn als einen Ketzer aus und redeten ſchon von Schwerdt und Scheiterhaufen.

In Rom ſchwieg man, obſchon die Streitigkeiten bereits 9 Monate gedauert hatten. Die Sache war dort wohl bekannt, allein der Papſt Leo ſoll ſie nur für eine Mönchszänkerei angeſehen haben; und überhaupt kannte man in Rom Teutſchland nicht, ſondern hielt es noch immer für ein halb barbariſches Land, deſſen Volk geduldig, zum Gehorchen gewöhnt, und langſamen Entſchluſſes ſey. Dieſe Nichtkenntniß und Nichtachtung unſeres Volkes iſt dem römiſchen Stuhle verderblich geworden, und hat über uns ſelbſt unſägliche Verwirrung gebracht.

Endlich, im Auguſt 1815, wurde Luther nach Rom berufen, um ſich vor dem päpſtlichen Richterſtuhle zu verantworten. Allein der Churfürſt von Sachſen, ſo wie die Univerſität Wittenberg, die, eben geſtiftet, durch Luther ſchnell emporblühte, wollten ihn die gefährliche Reiſe nicht machen laſſen. Durch ihre Verwendung erhielt er die Erlaubniß, ſeine Sache in Teutſchland auszumachen, und ſich zu dem Ende vor dem päpſtlichen Nuntius bei dem Reichstage zu Augsburg, dem Cardinal Cajetan, ſonſt Thomas de Vio genannt, zu ſtellen. Dieſer forderte Wider-

ruf von ihm. Luther erklärte ſich dazu bereit, wenn man ihn aus der heiligen Schrift widerlege. Allein der Kardinal, der es unter ſeiner Würde hielt, mit einem Mönche viel zu reden, entließ ihn kurz mit den Worten: „Gehe hin und komme nicht wieder, du wolleſt denn einen Widerruf thun.“ Nun ſetzte Luther eine ſchriftliche Vertheidigung auf, geſtand, daß er zu hitzig geweſen und von dem Papſt nicht mit gehöriger Ehrfurcht geſprochen habe, und erbot ſich, von nun an zu ſchweigen, wenn ſeinen Gegnern gleichfalls Stillſchweigen aufgelegt würde. Als er auf dieſes Schreiben keine Antwort erhielt, glaubte er, ſich an den Papſt ſelbſt wenden zu müſſen, und ſetzte mit Notarius und Zeugen eine lateiniſche Appellation von dem übel unterrichteten an den beſſer zu unterrichtenden Papſt auf, welche öffentlich zu Augsburg am Dom angeſchlagen wurde, und begab ſich von Augsburg weg. Dieſes Schreiben beweiſet, daß Luther damahls noch gar nicht den Entſchluß gefaßt hatte, ſich von der römiſchen Kirche loszuſagen; aber der Drang der Begebenheiten und der Streit mit ſeinen Gegnern führte ihn von einem Schritte zum andern weiter.

Ein Profeſſor der Theologie zu Ingolſtadt in Baiern, Dr. Johann Eck, der rüſtigſte Streiter ſeiner Kirche, forderte im J. 1519 Luthern und einen Wittenbergiſchen Profeſſor, Andreas Karlſtadt, zu einer öffentlichen Diſputation über Glaubensſachen nach Leipzig heraus. Sie erſchienen beide in Geſellſchaft des nachher ſo berühmt gewordenen Philipp Melanchton, der als Lehrer der griechiſchen Sprache in Wittenberg angeſtellt war. Die Streitreden dauerten vom 27. Jun. bis 13. Juli 1519; man redete viel über Glaubensſätze und über das Anſehn des Papſtes; wie es aber meiſtens bei dem Streite der Meinungen zu geſchehen pflegt, wenn er mit Eifer geführt wird, — es waren bittere, harte Worte gewechſelt, und Eck wendete ſich darauf nach Rom und forderte die äußerſte Strenge der apoſtoliſchen Gewalt gegen den Ketzer. Und wirklich erſchien er bald nachher in Teutſchland mit einer Bulle des

Papſtes, in welcher Luther, falls er nicht ſeine Lehre öffentlich widerrufe, mit dem Banne belegt war, und verbreitete ſie ſehr eifrig in den teutſchen Städten. Aber er fand an wenigen Orten Eingang damit; der Magiſtrat verbot das Anſchlagen derſelben, das Volk riß ſie herab; — ſo hoch war ſchon das Anſehn der neuen Grundſätze geſtiegen. Und nun ſchritt Luther ſelbſt zu einer Handlung, welche das Band zwiſchen ihm und der alten Kirche auf immer zerriß. Er beſchied am 10. December 1520 die ganze Univerſität Wittenberg durch einen öffentlichen Anſchlag vor das Elſterthor; die Studenten bauten einen Scheiterhaufen, ein Magiſter zündete ihn an, und Luther warf, unter lautem Beifall der Verſammlung, die päpſtliche Bulle, das kanoniſche Recht, und Ecks Schriften in die Flammen.

---

4. Schnelle Verbreitung der neuen Grundſätze.

Es iſt kaum zu beſchreiben, wie ſchnell die neuen Lehren von Einem Ende Teutſchlands bis zu dem andern und über ſeine Gränzen hinaus, ſich verbreiteten *) Wer mit ſinnlichem Maßſtabe mißt, kann ſolches nicht begreifen; denn nur die Kraft des Ge-

---

* Luthers 95 Sätze gegen den Ablaß waren in vierzehn Tagen in ganz Teutſchand, und in 4 bis 6 Wochen in ganz Europa bekannt geworden, und es iſt nicht zu ſagen, was für Bewegungen allenthalben dadurch verurſacht wurden. 1520 wurden ſchon Luthers Schriften in den Niederlanden in's Spaniſche überſetzt; und 1521 kaufte ſie ein Reiſender ſchon in Jeruſalem. — Als der Herr von Miltitz, ein ſächſiſcher Edelmann, im J. 1519 von Italien nach Wittenberg reiſte, um Luthern zur Nachgiebigkeit und zu dem Verſprechen des Stillſchweigens zu bewegen, geſtand er ihm ſelbſt, daß er auf ſeiner Reiſe durch Teuſchland immer Dreie gefunden habe, die Luthern, gegen Einen, der dem Papſte günſtig geweſen. Und das war erſt zwei Jahre nach Luthers erſtem Auftreten.

dankenblitzes, welcher in Millionen auf einmahl den ſchon vorhandenen Brennſtoff entzündet, richtet ſolche Wirkung aus.

Wenn ein Zeitalter für große Umwandlungen reif iſt, ſo bedarf es nur des Loſungswortes, und alle ſind wie von einem Zauberſchlage geweckt, und der es ausgeſprochen, gilt ihnen als der große Erfinder, obwohl er nur das ausgeſprochen hat, was im Schooße der Zeit und in ihrer eigenen Seele ſchon reif geworden. Wie der Zuſtand der Wiſſenſchaften, und das Leben und Regen in denſelben, wie die großen Erfindungen des vorhergegangenen Jahrhunderts, und beſonders die Buchdruckerkunſt, die auf einmahl vielen Tauſenden mittheilte, was ohne ſie lange Zeit hindurch nur wenigen bekannt, vielleicht in den Mauern der Klöſter verſchloſſen geblieben wäre, — wie dieſes Alles die Welt für die neuen Bewegungen vorbereitet hatte, iſt aus den frühern Abſchnitten erinnerlich. Auf der andern Seite iſt eben dieſe Schnelligkeit der Verbreitung der neuen Grundſätze ein unwiderleglicher Beweis für die Größe des Verfalls in dem geſammten kirchlichen und ſittlichen Zuſtande der damahligen Zeit. Der Menſch iſt mit feſten und tiefen Wurzeln an die Sitte ſeiner Väter, er iſt noch mit tiefern an ſeiner Väter Glauben feſtgewachſen: daß er von dieſem ſich losreiße, ſo lange er in ihm wahrhaft lebt, iſt gegen die Geſetze der menſchlichen Natur; nur alsdann iſt es möglich, wenn das, was in ihm das Lebendigſte ſeyn ſollte, abgeſtorben und ein blos Aeußerliches geworden iſt.

Außer dieſem Allen wirkten in dem öffentlichen und bürgerlichen Zuſtande Teutſchlands noch viele Umſtände zu der raſchen Entwicklung mit. Wir nennen das Größte zuerſt. Bis auf dieſe Zeit war das Volk, die große Geſammtheit der gemeinen, freien Leute, verſäumt und vernachläſſigt, zu ihrer Bildung war wenig geſchehen, und große Kräfte ſchlummerten ungeweckt. Da trat Luther als eigentlicher Volkslehrer auf; an das Volk wendete er ſich, ihm verſprach er Belehrung, ja er machte es zum Richter in ſeinem Streite. Und dieſes that er in einer ſo

kräftigen, eindringlichen Sprache, wie in des Volkes Ohren vielleicht nie getönt hatte.

Auch der äußere Zuſtand des Volkes in Teutſchland beförderte Luthers Unternehmen. Der Bauernſtand war zwar nach und nach zu etwas mehr Freiheit gekommen, als in früherer Zeit; allein die Dienſte, welche er zu leiſten hatte, waren immer noch ſehr drückend. Er war der Laſtträger aller übrigen Stände, und von ſeinen Herren, den Rittern, Grafen und Fürſten, in ſeinen Menſchenrechten noch nicht allgemein anerkannt; ja manche derſelben drückten ihre Unterthanen mit der ungerechteſten Härte. Da erſchallt das Wort: „Chriſtliche Freiheit!“ auch bis in die Hütten der Landleute; dieſes Zauberwort, welches ſie nicht auf den Geiſt, ſondern auf den äußern Zuſtand deuten, belebt ſie durch neue und große Hoffnungen und erzeugt, wie wir bald ſehen werden, zuerſt die traurigſten Unordnungen. Denn bei ſo allgemeiner Aufregung eines Zeitalters iſt, wie die Geſchichte aller Völker zeigt, das rechte Maß ſehr ſchwer zu bewahren.

Wie das Volk, ſo ward auch ſchnell der teutſche Adel von den neuen Bewegungen ergriffen. In ihm lebte noch lebendig die Begeiſterung für des Vaterlandes Freiheit und Ehre; und da Teutſchland in Rom laut verachtet wurde, ſo war ſchon dieſes Grund genug, den Adel ſogleich auf die Seite desjenigen zu ziehen, welcher die Macht des römiſchen Stuhles angriff. Aber es hatte auch die neu auflebende Wiſſenſchaft viel Zugang unter dem beſſeren Theile des Adels gefunden; ſeit das Schießpulver dem Ritterthum tiefe Wunden geſchlagen hatte, waren die Waffen nicht mehr die einzige Beſchäftigung des Adels geblieben. Die größere Aufklärung des Geiſtes machte ihn empfänglich für neue, kühne Gedanken. Und endlich hatte Luther ganz beſonders in einer merkwürdigen Schrift: „An den Adel teutſcher Nation,“ dieſen angeredet und für ſeine Sache aufgerufen. Am eifrigſten zeigte ſich für ihn Ulrich von Hutten, ein geborner Volksführer, wie die Zeiten der Umwälzungen ſie hervorbringen, kühn und

ſcharf mit dem Schwerdt und der Feder, Krieger und Gelehrter, witzig und von hinreißender Beredſamkeit, und immer zu dem Gefährlichſten bereit. Einſt hatte er vier Franzoſen, die von dem Kaiſer Maximilian unehrerbietig ſprachen, für teutſche Ritterehre zugleich zum Zweikampfe gefordert und ſie alle beſiegt; und gleicherweiſe war ſeine Feder, wenn er ſie gegen die Mönche, die Religionsmißbräuche, die Gegner der alten Sprachen und der Aufklärung, oder auch gegen Türken und Franzoſen kehrte, ſchneidend wie ſein Schwerdt. Bei der allgemeinen Kenntniß der lateiniſchen Sprache war ein Spottgedicht von Hutten bald in allen Hauptſtädten Europa's verbreitet. Dieſer feurige Mann trat gleich auf Luthers Seite, vielleicht weniger aus Religionseifer, als weil ſein Unternehmen kühn und gefahrvoll war; er ſchrieb und redete für ihn, und hätte gern auch ſein Schwerdt für ihn gezogen.

Eben ein ſo wichtiger Mann aus dem Adel, und Luthers Freund, war Franz von Sickingen, ein tapferer, ehrgeitziger Ritter in Franken, von ſo außerordentlichen Eigenſchaften, das ihn manche damahls der Kaiſerkrone würdig hielten. Er bot Luthern eine Zuflucht auf ſeiner Burg und allen Schutz durch ſeine und ſeiner Freunde Waffen an, wenn er verfolgt würde. Dieſer lehnte es aber ab, und als Sickingen, der nicht ruhen konnte, und vielleicht größere Abſichten des Ehrgeizes im Sinne trug, 1522 eine Fehde gegen den Erzbiſchof Richard von Trier erhob, widerrieth es ihm Luther ernſtlich. Seine Unternehmung war eine von den letzten Erſcheinungen des Fauſtrechts in Teutſchland; — ein einzelner Ritter, mit ſeinen Freunden, wirbt ein Heer von 12,000 Mann, wagt es, gegen die Abmahnungen des Reichstages, einen mächtigen Reichsfürſten zu bekriegen; fällt in ſein Land ein, verheert es weit und breit, und erſt als ſich zwei andere Fürſten, der Churfürſt Ludwig von der Pfalz und der Landgraf Phillipp von Heſſen, mit dem Erzbiſchof verbinden, weicht er in ſeine Burgen zurück. — Er wurde von ihnen im nächſten Frühjahr in ſeinem Schloſſe Lands-

hut belagert, hart bedrängt, und fiel ſelbſt, nachdem er ſchwer verwundet war, in ihre Hände. Er ſtarb wenige Tage nachher, indem ſelbſt ſeine Feinde ihm ihre Bewunderung und die Trauer nicht verſagen konnten, daß ſo große Kräfte, in Ermanglung eines größeren Wirkungskreiſes, auf ſolche Weiſe verloren gingen. — Auf Luthers Sache hatte Sickingens Fall keinen Einfluß, denn Luther hielt ſie ſelbſt fern von allen äußeren, politiſchen Beſtrebungen, in welche dieſe Ritter ſie verflechten wollten. Und dieſes iſt eine Haupturſache der Dauer ſeiner Stiftungen geworden. In dem äußeren Kampfe, wenn er ihn zugelaſſen, würde ſich der Eifer verzehrt haben, und die ganze Bewegung der Zeit wäre ein vorübergehender Krampf geweſen

Unter den teutſchen Fürſten nahm ſich Friedrich der Weiſe, Churfürſt von Sachſen, Luthers am thätigſten an Anfangs trat er nicht auf ſeine Seite, vertheidigte ihn auch nicht; er wollte jedoch nicht, daß er ſeinen Feinden überliefert würde, bevor er des Irrthums überwieſen ſey. Nach dem Wormſer Reichstage aber entſchied er ſich ganz für ihn. „Die Sachen in Teutſchland" (ſagte er 1523 in Nürnberg) „ſind ſo weit gekommen daß die Menſchen ſie nicht mehr gut machen werden: Gott allein muß das thun; dem wollen wir dieſe wichtigen Händel, die uns zu ſchwer ſind, empfehlen"

Nach und nach erklärten ſich mehrere Fürſten für die neue Lehre; einige gewiß aus innerer Ueberzeugung; anderen gaben die Gegner Schuld, daß ſie durch die Beute der geiſtlichen Güter, die ſie eingezogen, gelockt ſeyen.

---

5 Der Reichstag zu Worms. 1521.

Auf dem großen Reichstage zu Worms ſollten auch die Religionsſtreitigkeiten, welche nun ſchon alle Gemüther in Teutſchland aufs höchſte geſpannt hielten, zur Entſcheidung gebracht werden. Der Papſt hatte

einen Legaten, den Cardinal Aleander, dorthin geſendet, um den Kaiſer und die Fürſten dahin zu bringen, daß auch der Arm der weltlichen Macht gegen Luther erhoben würde. Zu ſeinem großen Erſtaunen fand er aber, daß die Stimmung gegen den Papſt ſchon bis in alle Klaſſen des Volkes durchgedrungen ſey. Schriften, Lieder und Bilder, welche des Papſtes Anſehn verſpotteten, waren überall verbreitet; und der Legat ſelbſt, obgleich er in des Kaiſers Gefolge reiſete, ſah ſich der kränkendſten Behandlung und oft ſogar Gefahren blosgeſtellt. Auf dem Reichstage forderte er nun die ſtrengſten Maßregeln gegen den, der ſchon als Ketzer verdammt ſey, und legte den Fürſten zugleich eine Anzahl von Sätzen aus Luthers Schriften vor, um zu beweiſen, daß er wirklich in Glaubensſachen von den Lehren der Kirche, und namentlich denen der Koſtnitzer Kirchenverſammlung, abweiche. Allein der Churfürſt von Sachſen trat dagegen auf und forderte, man müſſe Luthern ſelbſt hören, ob er die Schriften, aus denen jene Sätze gezogen ſeyen, auch als die ſeinigen anerkenne. Dieſer Meinung pflichteten der Kaiſer und die Fürſten bey; der Cardinal aber redete dagegen; denn, was durch den Papſt ſchon entſchieden ſey, dürfe nicht erſt von einer Reichsverſammlung, aus geiſtlichen und weltlichen Gliedern gemiſcht, unterſucht werden. Aber man erwiederte, nicht Luthers Glaube ſolle unterſucht, ſondern nur er ſelbſt gehört werden, ob er wirklich gelehrt habe und lehre, weshalb er verdammt ſey; und ſo wurde er vor den Reichstag gefordert. Es war dieſes einer der wichtigſten Schritte in der Reformationsgeſchichte; Luthers Sache wurde dadurch öffentlich zu einer Nationalangelegenheit gemacht.

Seine Freunde, beſonders der Churfürſt von Sachſen, forderten nun für ihn das ſichere, kaiſerliche Geleit; es wurde ihm gewährt und er trat die Reiſe von Wittenberg nach Worms an. Auf dieſer Reiſe lernte er ſelbſt die Stärke ſeines Anhanges kennen; denn das Volk ſtrömte von allen Seiten zu Tauſenden herbei, ihn zu ſehen und zu begrüßen; und als er am Tage nach ſeiner Ankunft zu Worms in die

Reichsverſammlung geführt werden ſollte, mußte ihn der Reichserbmarſchall durch Gärten und Hinterhäuſer führen: ſo groß war das Gedränge des Volkes. Sein Anblick machte auf die Anweſenden nicht den gleichen Eindruck; der Kaiſer Karl, ſoll zu ſeinem Nachbar ſich wendend, geſagt haben: „Dieſer brächte es nie dahin, daß ich ein Ketzer würde.“ Auch war Luther bleich und abgemattet von einem eben überſtandenen ſchleichenden Fieber, und ihn ſelbſt ſchien der Anblick der großen Verſammlung und der Gedanke, hier vor Kaiſer und Reich, er, ein Einzelner zu ſtehen, an dieſem erſten Tage überwältigt zu haben. — Ein Vicarius des Erzbiſchoffs von Trier legte ihm darauf im Namen des Kaiſers und der Reichsſtände die Frage vor, ob er diejenigen Bücher, die man ihm vorzeigte, für die ſeinigen erkenne, und ob er auf den darin enthaltenen Sätzen beharre? — Das erſtere bejahte er, und für das zweite bat er ſich Bedenkzeit aus; ſie ward ihm bis zum andern Tage gewährt.

An dieſem erklärte er nun öffentlich in der Reichsverſammlung: „Seine Bücher ſeyen von dreierlei Gattung: einige handelten von Glaubensſachen und guten Werken, von denen nicht einmahl ſeine Gegner alles anſtößig fänden; er könne ſie demnach nicht zurücknehmen, ohne ſein Gewiſſen zu verletzen; — in andern würde die Gewalt der Päpſte und ihre Dekrete angegriffen, und wenn er ſie widerrufe, ſo würde eben dadurch ihre Tyrannei über das Menſchengeſchlecht beſtätigt; — noch andere endlich wären wider diejenigen gerichtet, die das Papſtthum vertheidigt und gegen ihn geſchrieben hätten; in dieſem geſtehe er, zu heftig und bitter geſchrieben zu haben, welches man aber der Art, wie er von ſeinen Gegnern behandelt ſey, zurechnen müſſe.“ Endlich ſchloß er: „Wenn man ihn aus der heiligen Schrift überführen werde, daß er im Irrthum ſey, ſo ſey er bereit, ſeine Schriften mit eigener Hand in das Feuer zu werfen.“

Der Kanzler erwiederte darauf, man ſey nicht hier, mit ihm zu ſtreiten, ſondern nur zu hören, ob er widerrufen wolle. Aber mit der größten Entſchie-

denheit erklärte er, daß ihm dieſes ſein Gewiſſen verbiethe; und wurde entlaſſen.

Es wurde in den folgenden Tagen noch eine beſondere Unterredung mit Luther veranſtaltet, an welcher beſonders der Churfürſt von Trier ſehr thätigen Antheil nahm; allein alle Verſuche, ihn zum Widerruf zu bringen, waren vergeblich; und als ihn endlich der Churfürſt fragte, ob ihm nicht ſelbſt ein Mittel bekannt ſey, wodurch alles wieder in Ordnuug gebracht werden könne, war ſein letztes Wort: „Iſt dieſes Werk ein Menſchenwerk, ſo wird es aus ſich zergehen; iſt es aber von Gott, ſo werdet ihr es nicht zerſtören können.“

Der Kaiſer dagegen erklärte den teutſchen Fürſten, mit feſtem Ernſte: „daß er entſchloſſen ſey, alle ſeine Reiche, Länder, Freunde, Leib und Blut, und das Leben ſelbſt dahin zu verwenden, daß dieſes gottloſe Unternehmen keinen weiteren Fortgang haben könne, indem es ſonſt ihm und der teutſchen Nation zur ewigen Schande gereichen werde. Seine Vorfahren, die chriſtlichen teutſchen Kaiſer, die katholiſchen Könige von Spanien, und die Herzöge von Oeſterreich und Burgund, ſeyen ſämmtlich, bis auf den letzten Augenblick, der römiſchen Kirche getreu geblieben, ſie hätten ihm die katholiſche Lehre und Kirchenverfaſſung gleichſam erblich hinterlaſſen, nach welcher er bis dahin gelebt und auch zu ſterben gedenke. Er wolle demnach Luthern keineswegs mehr hören, ſondern wieder entlaſſen und ſodann gegen ihn als Ketzer verfahren.“

Es war dem Kaiſer Ernſt mit dieſer Erklärung. Wenn es nur auf die Einſchränkung der päpſtlichen Gewalt angekommen wäre, ſo möchte er vielleicht die ganze Bewegung nicht ungern geſehen haben; da er aber glaubte, daß es auf eine Veränderung des alten ewigen Glaubens abgeſehen ſey, dem er anhieng, und daß die Einheit der Kirche bedroht werde, fühlte er ſich zum entſchiedenen Widerſtande berechtigt. Mit ſeinem umfaſſenden Blicke, welcher die großen Verhältniſſe der Völker ſcharf erkannte, ſah er bald die gewaltigen Folgen dieſer Begebenheiten voraus: die Spaltung und Erbitterung der Gemüther, den Kampf der Meinungen, der ſo leicht ein Kampf der Waffen wird,

und wenn es einmal dazu gekommen war, das furchtbare Unglück eines Religionskrieges. Alle dieſe Gefahr glaubte Karl in der Geburt erſticken, und ſich dem Strome der Zeit wie ein ſtarker Damm entgegenſtellen zu müſſen; ſeine Würde als Kaiſer und als Schutzherr der Kirche ſchienen ihm dieſe Pflicht aufzulegen. Und wäre ihm von allen Seiten der ernſte, treue Wille zu Hülfe gekommen, hätten ſich nicht ſo viele unreine, weltliche Rückſichten hineingemiſcht, und hätte der rechtſchaffene Papſt Hadrian VI., der von 1522 bis 1524 regierte, und dem es ein rechter Ernſt war mit der Verbeſſerung der Kirche, länger gelebt, — es möchte viel ſchweres Unglück für unſer Vaterland erſpart worden ſeyn! — In ſeinen Erblanden zwar, wo er alleiniger Gebieter war, hat Karl mit bitterer Strenge die neue Lehre auszurotten geſucht; er glaubte, das Recht und die Pflicht dazu zu haben; und die Stimmung ſeiner Räthe, der Mehrzahl ſeiner Unterthanen und beſonders der ſpaniſchen Nation, ſo wie der Neapolitaner forderen dieſe Strenge von ihm. In Teutſchland dagegen, wo er eine Zahl ſelbſtſtändiger Fürſten und gährende Völker vor ſich hatte, wo er durch eine Wahlcapitulation gebunden war, und jeder gewaltſame Schritt als ein Verſuch zu eigenmächtiger Ausdehnung der kaiſerlichen Gewalt erſcheinen konnte, gieng er lange Zeit mit großer Mäßigung zu Werke. Die Erhaltung des Friedens galt ihm als die Hauptſache, und er hat beiden Parthien dringend zum Nachgeben zugeredet. Die Spanier beobachteten ihn deshalb ſein ganzes Leben hindurch ſehr genau, ob auch er nicht etwa durch den Umgang mit den Teutſchen ketzeriſche Grundſätze eingeſogen habe.

Gegen Luther wollten ihn einige erbitterte Gegner deſſelben ſogleich zur Gewaltthätigkeit bereden, durch Gründe, denen ähnlich, welche Huß auf den Scheiterhaufen gebracht hatten; allein Karl erwiederte, daß ihm ſein kaiſerliches Wort unverletzlich ſey, und gewährte Luthern das freie Geleit zur Rückreiſe auf 21 Tage. Viele zitterten dennoch für deſſen Leben, heimlichen Verrath fürchtend, und ſein Herr, der Churfürſt, ließ ihn in Thüringen durch vermummte Reuter, wie mit

Gewalt, vom Wagen nehmen und in der Nacht, durch einen Wald, auf das Bergſchloß Wartburg, bei Eiſenach bringen. Hier ſollte er allen verborgen, verweilen, bis ſich der Eifer der Gegner etwas gelegt hätte.

In Worms wurde indeß die Reichsacht gegen ihn ausgeſprochen, ſo wie gegen alle die, welche ihm anhangen oder ihn ſchützen würden. Seine Bücher ſollten aller Orten verbrannt werden, und ihn ſelbſt ſollte man gefangen nehmen und dem Kaiſer überliefern; — dies iſt das Wormſer Edict vom 8 (26) Mai 1521. Zu Rom war große Freude darüber; auch in Teutſchland glaubten viele, die Sache ſey nun zu Ende. Allein ein Spanier ſelbſt ſchreibt noch von dem Reichstage an einen Freund: „Ich ſehe nicht das Ende dieſer Tragödie, ſondern den Anfang. Denn ich finde, daß die Gemüther der Teutſchen ſehr gegen den päpſtlichen Stuhl aufgebracht ſind.“ — Und in der That wurden in Worms, während der Kaiſer noch in der Stadt war, nachdem Luthers Schriften öffentlich verbrannt waren, dieſelben ohne Scheu zum Verkauf herumgetragen.

6. Die erſten Religions-Unruhen.

Luther ſaß einſam auf der Wartburg und benutzte die Ruhe dieſes Aufenthalts zur Ueberſetzung des Neuen Teſtaments in's Teutſche, damit es jedermann zugänglich würde. Da kam zu ihm die Nachricht, daß aus übelverſtandenem Eifer Unruhen in Wittenberg ausgebrochen ſeyen; daß man die Kirchen ſtürme, die Heiligenbilder mit Gewalt herauswerfe, Altäre und Beichtſtühle zerſtöre; und daß ſein Freund Karlſtadt, ein heftiger Menſch, an der Spitze dieſer Ausſchweifungen ſtehe. Luther, alle Furcht hintanſetzend, verließ ſogleich ſeinen Zufluchtsort und erſchien im März 1522, ohne die Erlaubniß des Churfürſten eingeholt zu haben, in Wittenberg, predigte kräftig gegen die Unruheſtifter, und ſtellte die Ordnung bald und glücklich wieder her.

Aber es folgten nicht lange nachher ernſthaftere Auftritte, welche alle bürgerliche Ordnung in Teutſchland umzuſtürzen drohten. Wir haben oben ſchon gezeigt, wie der Bauernſtand damahls noch unter einem ſchweren Joche ſeufzte. Das Gefühl der Erbitterung hatte lange in ſeiner Bruſt im Stillen gewohnt; jetzt brach es hervor, als der Geiſt auch von einer andern Seite geregt und zur Freiheit aufgefordert wurde. Die Dienenden glaubten jetzt zur Gleichheit aller Rechte mit ihren bisherigen Herren berufen zu ſeyn, und in Südteutſchland, wo der Anblick der benachbarten freien und in ihrer Freiheit ſo wohlhabenden Schweizer die Gemüther noch mehr reizte, brach zuerſt ein Aufſtand aus; die erſten waren die Bauern des Abts von Kempten und des Biſchofs von Augsburg. Es verbreiteten ſich, mit unglaublicher Schnelligkeit, zwölf Artikel von Schwaben aus durch ganz Teutſchland, welche die Rechte und Forderungen des Bauernſtandes enthielten. „Zuerſt ſollte den Bauern erlaubt ſeyn, ihre Geiſtlichen ſelbſt zu wählen, welche ihnen das Wort Gottes rein, ohne Vermiſchung menſchlicher Satzungen, predigten; in Zukunft ſollten ſie keinen Zehnten geben, als vom Korn, man habe ſie bis dahin als Sklaven behandelt, da ſie doch durch Chriſti Blut alle zu freien Leuten geworden ſeyen; ſie wollten zwar nicht ohne Obrigkeit, aber auch nicht mehr unter der bisherigen Sclaverei leben, man erweiſe ihnen denn aus der heiligen Schrift, daß ſie ſchuldig ſeyen, es zu thun. Sie hätten ſich über viele Dinge zu beſchweren; es ſollten daher die Landesherrn nach der Billigkeit und Vorſchrift des Evangeliums verfahren, die Unterdrückungen mäßigen, und über dasjenige, was ſie von alten Zeiten her getragen, ihnen nicht noch täglich ein mehreres auflegen.“

Wir ſehen, das Wort war gerecht und gemäßigt; aber wenn die Ausführung dem rohen Haufen übergeben wird, ſo werden die Leidenſchaften das ſchwache Wort bald überwältigen, und durch alle Schranken hindurch brechend, kein Maß mehr kennen. Der Kläger will zugleich Richter in ſeiner eigenen Sache ſeyn und übt ſicher dieſelbe Ungerechtigkeit aus, wel-

che ihn gedrückt hat. Die verſammelten Haufen der Bauern fingen damit an, daß ſie die Schlöſſer der Adlichen und die reichen Sitze der Geiſtlichen plünderten und verbrannten, und viele ihrer Beſitzer ermordeten. Bald wuchſen die Haufen zu Herren an, deren ſich dreie allein in Schwaben ſammelten. Luther, dem ſie ihre Artikel zum Gutachten zugeſendet hatten, geſtand, daß ihre Forderungen gerecht ſeyen, aber er ſchalt ihr gewaltthätiges Verfahren ſehr und hielt ihnen vor, daß die chriſtliche Freiheit eine geiſtige ſey. Und um die Schuld ſolcher Ausſchweifungen von ſeiner Lehre abzuwenden, welche auch nur mittelbar dazu mitgewirkt hatte, forderte er die Fürſten ſelbſt auf, das Schwerdt gegen die Aufrührer zu ziehen. Und dazu war es hohe Zeit; denn ſchon rauchten die Ritterſitze und Klöſter in Schwaben, Franken, Thüringen, am Rheinſtrom und bis in Lothringen.

Der Schwäbiſche Bund, welcher wieder erneuert war, brachte ſchnell ein Heer zuſammen, und unter dem Hauptmann Georg Truchſeß von Waldburg trieb dieſes bald die verſchiedenen Haufen der Bauern in Schwaben und Franken auseinander. Andere Fürſten halfen. Aber es wurden von beiden Seiten die empörendſten Grauſamkeiten verübt.

In Thüringen zeigte ſich eine Verirrung des aufgeregten Zeitgeiſtes in etwas anderer, doch verwandter, Art; ſie paarte ſich mit religiöſer Schwärmerey. Ein Weltgeiſtlicher, Thomas Münzer, der früher Luthers Zuhörer geweſen war, rühmte ſich beſonderer göttlicher Offenbarungen, durch welche ihm das Weſen der chriſtlichen Freiheit viel klarer kund geworden ſey als Luther ſie kenne und lehre. „Gott habe die ganze Erde zum Erbtheil der Gläubigen gemacht, und alles Regiment müſſe nur nach der Bibel und göttlichen Offenbarungen geführt werden; der Fürſten, der Obrigkeiten, des Adels, der Prieſter, bedürfe es nicht, und der Unterſchied zwiſchen Armen und Reichen ſey ein unchriſtlicher; denn im Reiche Gottes müßten alle Menſchen gleich ſeyn.“ Solcher Lehren wegen war Münzer aus Sachſen verwieſen und nach Mühlhau-

ſen in Thüringen gezogen, wo er den Pöbel gewann, die Obrigkeit abſetzen, ſich aber zum Prediger und zum Herrn der Stadt machen ließ. Seine Lehre von der Gleichheit aller Menſchen und die Gütergemeinſchaft, die er einführte, nachdem er die Reichen aus der Stadt getrieben hatte, mehrten ſeinen Anhang, und verbreiteten ihn bald auch über das umliegende Land. Ganz Thüringen, Heſſen und Niederſachſen waren in Gefahr, in Südteutſchland tobte zu gleicher Zeit der Bauernkrieg, die Schwärmer aller Gegenden konnten in eine große Fluth zuſammenſtrömen. Da vereinigten ſich, auf Luthers Zureden, der Churfürſt von Sachſen, der Landgraf von Heſſen und der Herzog von Braunſchweig gegen die Aufrührer und trafen auf ſie bei Frankenhauſen in Thüringen, 1526.

Der Churfürſt, um die Verirrten mit Schonung zu gewinnen, ließ ihnen Verzeihung verſprechen, wenn ſie zur Ordnung zurückkehren und ihre Häupter ausliefern wollten. Aber Münzer, die eigene Gefahr von ſich abzuwenden, benutzte die Erſcheinung eines Regenbogens zur neuen Begeiſterung der Seinigen, indem er ihn als ein Zeichen ankündigte, das Gott ſende. Wüthend hieben ſie den Abgeordneten des Churfürſten in Stücken und ſtürzten zum Angriff; allein in wenigen Augenblicken war ihr blinder Ungeſtümm gebrochen; die Schaaren der Engel, die Münzer verſprochen hatte, erſchienen nicht; er ſelbſt war einer der erſten, welcher die Flucht ergriff, und die Hälfte ſeiner Schaar fiel durch's Schwert. Er hatte ſich in Frankenhauſen auf den Boden eines Hauſes verborgen, ward aber hervorgezogen und enthauptet; er ſtarb ohne Muth.

So waren die furchtbaren Bewegungen ſchnell wieder gedämpft, welche die ganze Verfaſſung Teutſchlands umſtürzen konnten, wenn die aufgeregten Kräften von großen Männern geleitet worden wären. Sie hatten viel Blut gekoſtet; man rechnete mehr als 100,000 Bauern, welche in dieſen Unruhen das Leben verloren. Nach dieſem folgte einige Zeit der Ruhe im Vaterlande.

7. Kaiſer Karls auswärtige Händel.

Der Kaiſer Karl war indeſſen auswärts beſchäftigt. Von dem Reichstage in Worms war er nach den Niederlanden gegangen und beſuchte darauf auch Spanien wieder, wo er faſt 8 Jahre blieb; ſeine Sorge mußte beinahe die Enden Europas umfaſſen. Doch war ſein Blick vor allen Dingen auf den König Franz I. von Frankreich gerichtet, der als ein feindlichgeſinnter Nachbar und Nebenbuhler auf jeden Vortheil achtete, welchen er ihm etwa abgewinnen möchte. Wir dürfen nicht nach beſondern Urſachen der Eiferſucht zwiſchen beiden ſuchen; in ihrem Gemüthe, ſo wie in dem gegenſeitigen Verhältniſſe beider als Herrſcher, lagen der Gründe genug. Franz war ehrgeizig und ſtolz; Karls Seele war nicht weniger erfüllt von dieſen Regungen, welche in ihm nur eine großartigere Geſtalt angenommen hatten. Beide waren ſchon Nebenbuhler bei der Kaiſerwahl geweſen, und Franz, der ältere, der ſich durch ritterlichen Ruhm und perſönliche Eigenſchaften über dem Gegner hielt, fühlte ſich durch deſſen Vorzug gekränkt. Das Herzogthum Mayland ferner, welches Franz erobert hatte, ein Lehen des teutſchen Reiches, lag für Karl als eine Aufforderung da, es der franzöſiſchen Macht durch die Waffen wieder zu entreiſſen; dagegen war Karls drohende Uebermacht in Europa eine ſo nahe Urſache der Beſorgniß für alle übrigen Herrſcher, daß Franz, welcher nächſt ihm das mächtigſte Reich beſaß, ſich vor allen andern zum Kampfe gegen ihn berufen glaubte. Er hatte ſein Augenmerk auf Italien gerichtet, wo ihm ſchon Ein Unternehmen gelungen war; hier ſollte Karls Macht gebrochen werden, und er ſuchte alte Anſprüche auf Neapel hervor, um an dieſem Lande ſein Glück zu verſuchen. Karl dagegen ſtärkte ſich durch ein Bündniß mit Heinrich VIII. von England, deſſen Eitelkeit Franz unvorſichtig verletzt hatte, und der Krieg, der ſchon im Jahre 1521 begonnen hatte, wurde nun durch Engländer und Niederländer von den Niederlanden, an den Pyrenäen von Spanien aus, mit der größten Anſtrengung der Kräfte aber in Ita=

lien geführt. Karl hatte den Nachtheil gegen ſich, der immer aus ſehr zerſtreuten Beſitzungen fließt, daß ſeine Macht ſich zu ſehr theilen mußte, Franz konnte dagegen von ſeinem Mittelpunkt aus, der die Kräfte in Einem geſchloſſenen Kerne vereinigte, nach der Seite hin plötzlich den Stoß richten, nach welcher er wollte. Allein darin beſtand Karls große Ueberlegenheit, und ſpiegelt ſich ſeine wahre Herrſchergröße, daß er eine Schaar der trefflichſten Männer um ſich verſammelt hatte, und daß er ſie mit ſcharfem Auge durchſchaute, wen er als Feldherrn gegen den Feind ſtellen, wen als Geſandten die verwickelten Knoten der Staatskunſt löſen, wen im Rathe als den Beſonnenen und Weiſen das Wort reden laſſen konnte. Durch die geiſtigen Kräfte wird die Welt regiert; Karl verſtand die Kunſt, ſie ſeinem Dienſte zu gewinnen.

Ein tapferer franzöſiſcher Heerführer, der Herzog Karl von Bourbon, war vom Könige Franz ſchwer gekränkt und ging zu Karl über. Dieſer nahm ihn mit offnen Armen auf, und er führte nun mit dem Vicekönig von Neapel, Lannoy, und dem Marcheſe von Pescara, dem erſten Kriegsfürſten ſeiner Zeit, die kaiſerlichen Heere in Italien; Franz dagegen verlor im J. 1524, bei dem Rückzuge ſeiner Truppen, ſeinen tapferſten Krieger, den Ritter Bayard, welcher an der Seſſia durch ſeinen Heldenmuth zwar das rückziehende Heer rettete, aber ſelbſt, tödtlich verwundet, ſtarb. Der Vortheil des Krieges ſchien ſchon ganz für den Kaiſer entſchieden; Mayland war wieder erobert, die Franzoſen aus Italien vertrieben. Allein nun wollte Karl Frankreich ſelbſt angreifen, und ließ ſein Heer in die Provence einfallen und Marſeille belagern; und darüber hätte er beinahe ſein Uebergewicht wieder verloren. Von dieſer Seite iſt Frankreich ſchwer zu verwunden. Die Stadt konnte nicht erobert werden und das Land umher war von dem Feinde ſelbſt verwüſtet, ſo daß Pescara ſich zum Rückzuge gezwungen ſah. Nur ſeine Meiſterſchaft als Kriegsführer rettete das Heer auf dem beſchwerlichen Wege; denn der König Franz folgte ihm auf der Ferſe, eroberte Mayland und griff die Stadt Pa-

via an. Die kaiſerlichen Feldherrn waren in großer Verlegenheit: Vor ihnen der viel ſtärkere Feind, welcher eine der Hauptſtädte bedrängte, in ihrem Rücken das Gebiet des Pabſtes, der mit Franz ein Bündniß geſchloſſen hatte; in ihrem Heere ſelbſt Mangel aller Art und die Erſchlaffung, die ein langer Rückzug erzeugt. Allein ihr eigener Muth und Scharfblick, und das Glück, machten dieſes Alles wieder gut.

Schlacht bei Pavia. 1525. — Der Befehlshaber, welcher Pavia vertheidigte, Don Antonio de Leyva, wankte nicht, ſondern hielt eine harte Winterbelagerung bis zum Febr. 1525 ſtandhaft aus. Unterdeß war dem kaiſerl. Heere eine Verſtärkung aus Teutſchland von 15,000 Lanzknechten unter dem tapfern Georg von Freundsberg oder Frundsberg gekommen, und den 28ſten Febr. griffen ſie den König bei Pavia an. Pescara's ſcharfes Auge hatte den rechten Angriffspunkt von einer Seite auserſehen, woher der König keinen Feind erwartete. Durch einen großen, mit Mauren umgebenen Waldgarten glaubte er ſeinen Rücken gedeckt, aber Pescara hatte durch deſſen Mauren in der Nacht vorher einen Weg bahnen laſſen, und brach nun ſtürmend hervor Zu gleicher Zeit machte Leyva einen Ausfall aus der Feſtung, und Lannoy und Bourbon kamen von einer andern Seite. Da kam bald Unordnung in das franzöſiſche Heer; die Schweizer in demſelben flohen, gegen ihre Gewohnheit, bald vom Schlachtfelde, tapfer fochten die teutſchen Miethstruppen in Franzens Heere, allein noch tapferer Geo g Freundsberg mit den Seinigen, und ihnen dankten die Feldherrn vorzüglich den Sieg; die Teutſchen hieben ihre Landsleute, aus Erbitternng, weil ſie den Franzoſen dienten, beinahe bis auf den letzten Mann nieder.— Dem König Franz war das Pferd erſchoſſen, und zu Fuß vertheidigte er ſich noch gegen einen Haufen Spanier, die ihn umringt hatten und nicht kannten. Zu ſeinem Glück kam ein franzöſiſcher Edelmann, Pomperant, der unter Bourbon diente, dazu, erkannte den König und forderte ihn auf, ſich dem Herzog zu ergeben. Aber mit Un-

willen befahl der König, den Lannoy herbeizurufen. Der Kampf hielt inne, bis dieſer kam, und ihm übergab der König ſeinen Degen. Lannoy nahm ihn knieend an und überreichte ihm ſogleich den ſeinigen: „Es ſey ungeziemend, ſagte er, daß ein ſo großer König vor einem Unterthan des Kaiſers waffenlos daſtehe.“

Vierzehn Tag nach dieſer Schlacht war kein Feind mehr in Italien.

Karl war faſt unzufrieden über das zu große Glück, welches ihm nun nichts mehr zu thun übrig laſſe. „Weil ihr mir nun den König von Frankreich gefangen habt, ſagt er in einem Briefe an Lannoy, ſo ſehe ich, daß ich nun nichts mehr, als gegen die Ungläubigen thun kann. Ich habe allezeit den Willen dazu gehabt, und jetzt um ſo mehr. Helft doch die Sachen gut einrichten, daß ich, ehe ich viel älter werde, noch Thaten verrichten könne, die zu Gottes Dienſt und mir nicht zum Tadel gereichen.“

Der König Franz wurde nach Madrid gebracht und ſtreng verwahrt. Ueber die Art, wie er behandelt werden, und wie der Kaiſer dieſes Geſchenk des Glücks benutzen müſſe, war unter ſeinen Räthen eine entgegengeſetzte Meinung. Die eine Parthei, wozu Lannoy gehörte, rieth, den König großmüthig zu behandeln, um dadurch den Saamen der Feindſchaft vielleicht auf immer zu vernichten: die andere, mit dem Kanzler Mercurinus Gattinara an der Spitze, wollte aus der Gelegenheit ſo viel Vortheil als möglich ziehen. Der Kaiſer wählte den Mittelweg zwiſchen beiden und verlor dadurch die Früchte des ganzen Glückswechſels. Der Vortheil, welchen ihm der Kanzler vorhielt, gefiel ihm wohl; er forderte von dem Könige, als Preis der Loslaſſung, das Herzogthum Burgund zurück, welches Frankreich ſeiner Großmutter Maria unrechtmäßig entriſſen hatte, und welches er ganz beſonders werth hielt. Allein den König auch ſo lange gefangen zu halten, bis die Bedingung wirklich erfüllt ſey, — ſo rieth ſein Kanzler, — ſchien ihm zu hart und unkaiſerlich. Er verließ ſich auf des Königs

Wort; aber dieſes, ſo ritterlich es Franz zu geben ſchien, war nicht redlich gemeint. Ehe er den Vertrag unterzeichnete, ließ er einige vertraute Menſchen aus Madrid heimlich zu ſich kommen, und ſtellte in Gegenwart des päpſtlichen Nuntius eine Erklärung aus, daß er das nicht zu halten brauche, was er dem Kaiſer zuſagen müſſe, weil er ein Gefangener ſey; und auch der Papſt hatte ihn ſchon im Voraus von allem entbunden, was er verſprechen würde. Mit ſolcher Gewiſſensberuhigung ausgerüſtet ging er zum Altare, und ſchwur auf die heiligen Evangelien, daß er die eingegangenen Bedingungen halten wolle. Zugleich gab er ſein königliches Ehrenwort, daß er, wenn er das Verſprochene nicht halten könne, in ſechs Monaten in die Gefangenſchaft zurückkehren wolle. — Solche Früchte trägt die ſogenannte Staatsklugheit, welche ſich von den ewigen Geſetzen der Wahrheit und Sittlichkeit nicht gebunden glaubt! —

Franz wurde 1526 entlaſſen, nachdem er über ein Jahr in der Gefangenſchaft geweſen war, — und hielt ſeinen Vertrag nicht. Er entſchuldigte ſich damit, daß ſeine Stände durchaus nicht in die Abtretung von Burgund willigen wollten, und bot dann eine große Summe Geldes für die Befreiung ſeiner beiden ältern Söhne an, die er ſtatt ſeiner als Geißeln nach Spanien geſchickt hatte. Aber Karl ließ ihm antworten: „Er verletze Treu und Glauben, die er ihm öffentlich und auch im beſondern gegeben, und handle nicht, wie es einem Manne von edler Geburt und einem Fürſten gezieme. Wolle er es läugnen, ſo erkläre er hiemit, daß er die Wahrheit davon durch die Waffen erhärten und im Zweikampf beweiſen wolle.“

Franz nahm die Herausforderung zwar mit Worten an, wußte aber der That ſelbſt unter mancherlei Vorwänden auszuweichen, und ſo mußten die Völker wieder mit ihrem Blute ausfechten, was der Herrſcher Leidenſchaft, Ehrgeiz und Zorn aufgeregt hatte. Der Krieg zwiſchen Karl und Franz brach von Neuem aus.

Die kaiſerlichen in Rom. 1527. — Vorher indeß war in Italien eine unerhörte That geſchehen. Das kaiſerliche Heer in Mayland ſtand jetzt unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bourbon, nachdem der treffliche Pescara geſtorben war. Das Land war ausgezehrt, die Befehlshaber ohne Geld, die Truppen murrten und forderten ihren Sold, alle Mittel der Beruhigung waren vergeblich; da brach das Heer plötzlich im Jan. 1527 gegen Rom auf, ohne irgend einen Befehl des Kaiſers; man weiß nicht, ob nach dem Willen des Herzogs von Bourbon, welcher vielleicht große Plane des Ehrgeizes gefaßt hatte, oder aus einem raſchen Entſchluſſe der Menge, die in Rom Ueberfluß aller Bedürfniſſe und eine reiche Beute zu finden hoffte. Genug, Bourbon gab dem allgemeinen Drange nach und kam nach einem ſehr beſchwerlichen Zuge vor Rom an. Es war ein Haufe, aus allen Völkern Europa's gemiſcht. Am 6ten May erging der Befehl zum allgemeinen Sturme der alten Welthauptſtadt; Bourbon war einer der erſten auf der Mauer, und ſein Beiſpiel feuerte die Stürmenden an; aber kaum hatte er einige Augenblicke da oben mit dem Schwerdte gefochten, als ein Schuß ihn niederwarf. Die Seinigen indeß drangen in die Stadt, und eine Plünderung und Verheerung, wie zur Zeit der Vandalen, wüthete nun mehrere Tage in den Mauern derſelben. Der Papſt hatte ſich mit ſeinen Getreuen in die Engelsburg geflüchtet; hier wurde er einige Monate belagert, bis die Noth ihn zwang, eine Summe von 400,000 Ducaten zu verſprechen, damit das völlig losgebundene Heer ſeinen Sold erhalten konnte.

Der Kaiſer Karl ſchickte unterdeß Briefe an alle chriſtliche Fürſten, worin er ſich ſehr ſorgfältig wegen dieſer Vorgänge entſchuldigte, die ganz ohne ſein Wiſſen und Willen geſchehen ſeyen; ja, während ſeine Feldherrn den Papſt in der Engelsburg eingeſchloſſen und als Gefangenen hielten, ließ er in den ſpaniſchen Kirchen für die Befreiung deſſelben öffentliche Gebete

verrichten. Man hat ihm dieſes als Heuchelei vorgeworfen; aber das widerſpenſtige Heer achtete in der That nicht mehr auf ſeine Befehle, bis der rückſtändige Sold ausgezahlt war. Dann erſt, nach zehn Monaten, zog es ſich, auf ſein Geheiß, nach Neapel. Es war aber durch die Ausſchweifungen in Rom ſo geſchwächt worden, daß, als Franz von Frankreich noch in demſelben Jahre 1527 einen neuen Einfall in Italien machte, deſſen Heer ohne Widerſtand bis nach Neapel drang und dieſe Stadt belagerte. Nur der plötzliche Uebertritt des berühmten genueſiſchen Seehelden, Andreas Doria, der mit einer Flotte von der Seeſeite Neapel belagerte, auf die Seite des Kaiſers, und zugleich Krankheiten im franzöſiſchen Heere, wendeten das Glück wieder zu Karls Gunſten, und die beiderſeitige Ermüdung führte den Frieden von Cambray 1529 herbei. Franz zahlte zwei Millionen Kronen für die Befreiung ſeiner Söhne in Spanien, leiſtete Verzicht auf Mayland, Genua, Neapel und alle Länder jenſeits der Alpen, heirathete Karls Schweſter Eleonore, und dagegen drang Karl nicht ſogleich jetzt auf die Abtretung des Herzogthums Burgund, ſondern behielt ſich ſeine Rechte vor.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, daß der Kaiſer ſich auch in ſeinen italiſchen Ländern mit Würde zeigen konnte; er wär noch nie dort geweſen. Er landete im Aug. 1529 in Genua und zog von dort mit kaiſerlicher Pracht nach Bologna. Hierhin hatte er eine Zuſammenkunft mit dem Papſte verabredet, und ſie wurde mit großer Feierlichkeit gehalten. Der früheren Feindſchaft wurde nicht mehr gedacht; Karl küßte dem heiligen Vater, nach alter Sitte, knieend den Fuß, und dieſer krönte ihn unter feſtlicher Pracht zum Kaiſer ſo wie zum Könige der Lombardei. Karl erſchien den Italienern, die ihn nur von der furchtbaren Seite kannten, als ein milder und edler Herr, die Furcht wandelte ſich in begeiſterte Verehrung um; und nachdem er auch nicht einmahl Mayland für ſich behalten, ſondern großmüthig dem Herzog Franz

Sforza als Reichslehen zurückgegeben hatte, zog er zu dem großen Augsburger Reichstage nach Teutſchland.

---

8. Die erſten Bündniſſe der proteſtantiſchen Fürſten.

In unſerm Vaterlande hatten indeß viele Fürſten ſchon öffentlich die neue Lehre in ihren Ländern eingeführt. Einer der eifrigſten war der junge Landgraf Philipp der Großmüthige von Heſſen; dieſer drang auch bei den übrigen Fürſten, welche mit ihm gleich geſinnt waren, darauf, daß ſie ein Bündniß zu gegenſeitigem Schutze ſchließen ſollten, wenn etwa die Gegner das Wormſer Edict mit Gewalt durchzuführen verſuchten. Seine Sorge war nicht ungegründet. Schon hatten mehrere andersgeſinnte Fürſten zu Leipzig eine Zuſammenkunſt gehalten und über die gemeinſchaftliche Vertheidigung ihrer Länder gegen das Eindringen jeder Neuerung gerathſchlagt; ſie hatten den Kaiſer um Beiſtand angerufen, und dieſer hatte in ſeiner Antwort von „Ausrottung der Irrthümer der lutheriſchen Secte“ geſprochen. Es wurde alſo im J. 1526 zu Torgau ein Bündniß errichtet zwiſchen dem Churfürſten von Sachſen, Johann dem Standhaften, — Friedrich der Weiſe war 1525 geſtorben, — Philipp von Heſſen, den Herzögen von Braunſchweig-Lüneburg, dem Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürſten Wolfgang von Anhalt, Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld und der freien Reichsſtadt Magdeburg. Auch der Markgraf Albrecht von Brandenburg, ehemals Meiſter des teutſchen Ordens, nun Herzog in Preußen, hatte die neue Lehre eingeführt, und ſchloß ein beſonderes Bündniß mit dem Churfürſten von Sachſen.

Der Kaiſer, der damahls noch in Spanien und mit dem gefangenen König Franz beſchäfftigt war,

und bald darauf, nach deſſen Loslaſſung, einem neuen Kriege mit ihm entgegenſah, vertröſtete die Teutſchen, welche ihn zur Beilegung der Händel herbeiwünſchten, mit einem neuen Reichstage, ſobald er irgend Muße finde, zu ihnen zu kommen. Indeß ließ er im Jahr 1529 vorläufig einen Reichstag zu Speier halten. Dieſer machte aber den Riß zwiſchen beiden Partheien nur größer, denn er gab der neuen einen Namen. Die Mehrheit der Stände, welche katholiſch war, faßte den Beſchluß: „Es ſolle bei dem Wormſer Edicte bleiben, die Meſſe beibehalten werden, und die, bei denen die neue Lehre Eingang gefunden habe, ſollten ſich aller Neuerungen enthalten; keiner ſolle übrigens des andern Unterthanen, des Glaubens halber, in Schutz wider ihre Obrigkeit nehmen.“ — Mit dieſem Schluſſe waren die lutheriſch Geſinnten unzufrieden, und legten eine förmliche Verwahrung, Proteſtation, dagegen ein, wovon ſie den Namen Proteſtanten erhalten haben. Es waren die meiſten der oben erwähnten Fürſten, welche den Torgauer Bund geſchloſſen hatten, auch der Markgraf von Brandenburg, und die Städte: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Koſtnitz, Reutlingen, Windheim, Memmingen, Lindau, Kempten; Heilbron, Ißny, Weißenburg, Nördlingen und St. Gallen.

Die Augsburgiſche Confeſſion. 1530. — Im folgenden Jahre 1530 wurde der große Reichstag zu Augsburg gehalten, zu welchem der Kaiſer ſelbſt aus Italien, wie er angekündigt hatte, kam. Schon auf dem Wege begegneten ihm Abgeordnete beider Partheien, um ihn für ihre Sache zu ſtimmen; er aber hielt ſeine Gedanken in ſich verſchloſſen, und verwies alle auf den Reichstag ſelbſt. Am 22. Jun. Abends, hielt er ſeinen Einzug in die Stadt. Es war nicht mehr der unbekannte, junge Fürſt, wie er vor zehn Jahren zum erſtenmahl in Teutſchland auftrat; ſondern ein Kaiſer, wie ſeit Karl dem Großen an Macht keiner geweſen; die Welt war ſeiner großen Eigenſchaften voll. Der

mächtigſte König war vor ihm erlegen, und ſelber der Papſt hatte nicht einmahl einem irregeleiteten Theile ſeiner Macht widerſtehen können. Auch ſein Aeußeres hatte an Würde und männlichem Anſtand gewonnen, und überwältigte ſelbſt die Gemüther der Gegner. Melanchton, der mit dem Churfürſten von Sachſen in Augsburg war, redet in einem vertrauten Briefe ſo über ihn: „Das Merkwürdigſte auf dieſer Verſammlung iſt unſtreitig der Kaiſer ſelbſt. Sein ununterbrochenes Glück wird zwar auch in Euern Gegenden Bewunderung erregt haben; weit bewundeungswürdiger aber iſt es, daß er bei ſo großen Erfolgen, da ihm Alles nach Wunſch gelingt, eine ſo große Mäßigung bewahrt, ſo daß man weder ein aus den Schranken tretendes Wort, noch eine ſolche That, an ihm bemerkt. Welchen König oder Kaiſer wirſt Du mir aus der Geſchichte nennen, den das Glück nicht geändert hat? Bei dieſem allein hat es das Gemüth nicht aus der Haltung bringen können. Bei ihm iſt keine Spur einer Leidenſchaft, eines Hochmuthes, einer Grauſamkeit. Denn, um von dem übrigen zu ſchweigen, obgleich unſere Gegner bisher alle Künſte angewendet, um ihn in dieſer Religionsſache gegen uns aufzubringen, hat er doch die Unſrigen noch immer mit Freundlichkeit angehört. — Sein häusliches Leben iſt voll der herrlichſten Beiſpiele von Enthaltſamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit. Die häusliche Zucht, die ſonſt bei den teutſchen Fürſten ſehr ſtreng war, wird nun blos in des Kaiſers Hauſe angetroffen. Kein Laſterhafter kann ſich in ſeinen Umgang einſchleichen; und zu Freunden hat er nur die größten Männer, die er ſich ganz nach ihren Tugenden auswählt. — Mich dünkt, ſo oft ich ihn geſehen, daß ich einen von den berühmten Helden und Heroen, die vor Zeiten unter den Menſchen ſollen gewandelt haben, vor mir erblickte. Und wen ſollte wohl die Uebereinſtimmung der ſchönſten Tugenden, beſonders bei einem ſo großen Fürſten, nicht erfreuen?“

Als nun bei den Reichstagsſitzungen die Religionsſache zur Sprache kam, baten die proteſtantiſchen Fürſten um Erlaubniß, dem verſammelten

Reiche öffentlich ihr Glaubensbekenntniß vorlegen zu dürfen, welches kurz und faßlich alle die Sätze enthalte, worin die neue Kirche von der alten abweiche: Melanchthon hatte daſſelbe aus 17 Artikeln welche Luther aufgeſetzt, und aus mehreren Schriften, welche die proteſtantiſchen Fürſten mitgebracht hatten, in ein Ganzes gefaßt, und es iſt dieſes die Augsburgiſche Confeſſion, welche als die Grundlage der proteſtantiſchen Kirche von der Zeit an gegolten hat. Die Verleſung geſchah am 25. Jun. und dauerte mehrere Stunden. Der Kaiſer ließ ihnen darauf durch den Pfalzgrafen Friedrich die Antwort ertheilen, „er werde dieſen trefflichen, hochwichtigen Handel in Bedacht nehmen, und ihnen ſeine Entſchließung darüber melden laſſen.“

In Karls Rathe und dem der katholiſchen Fürſten waren die Stimmen ſehr getheilt. Der päpſtliche Legat, ſo wie der Herzog Georg von Sachſen, Herzog Wilhelm von Baiern und die meiſten Biſchöfe verlangten, Karl ſollte geradezu die Proteſtanten zur Abſchwörung ihrer Lehre anhalten; andere, worunter der Cardinal und Erzbiſchof von Mainz, waren gemäßigter; ſie erkannten, daß ein ſolches Unternehmen nicht ohne großes Blutvergießen und inneren Krieg durchzuführen ſey; ſie erinnerten an die Gefahr von den Türken, (welche noch im Jahre vorher, 1529, gewagt hatten, bis Wien vorzudringen, und die Stadt, zum Glück ohne Erfolg, anzugreifen,) und riethen, die Proteſtanten entweder durch Ueberzeugung und andere gütliche Wege wieder mit der Kirche zu vereinigen, oder ſonſt die Sache dahin zu richten, daß wenigſtens der Friede im Innern des Reiches erhalten werde.

Es ward nun, auf ihren Rath, eine Widerlegung der Augsburgiſchen Confeſſion abgefaßt, und den Proteſtanten vorgelegt, mit dem Bedeuten, ſich dabei zu beruhigen; und als ſie es nicht zu können verſicherten, noch mehrere Verſuche der Verſöhnung und Ausgleichung gemacht. Den Friedlichen und Milderen von beiden Seiten ſchien eine ſolche nicht unmöglich zu ſeyn. Melanchthon ſelbſt ſchrieb dem

päpſtlichen Legaten: „Es iſt nur eine geringe Ungleichheit in den kirchlichen Gebräuchen, die der Vereinigung im Wege zu ſtehen ſcheint. Aber die Kirchengeſetze geſtehen ja ſelbſt, daß die Einigkeit der Kirche, ungeachtet ſolcher Ungleichheit der Gebräuche, beſtehen könne.“ — Allein die Eiferer beiderſeits traten der ruhigen Prüfung der Sachen in den Weg; und was man nachgeben wollte, traf nicht die Hauptſachen. Der Kaiſer ließ daher den Proteſtanten eine Erklärung vorlegen, des Inhalts: „Sie ſollten ſich bis zu dem nächſten fünfzehnten Tag des Monats April bedenken, ob ſie ſich wegen der noch nicht verglichenen Artikel mit der chriſtlichen Kirche, dem Papſt, dem Kaiſer und den übrigen Fürſten, bis zu der weiteren Erörterung eines nächſtkünſtigen Conciliums, vereinigen wollten oder nicht; vor Ablauf dieſer Friſt ſollten ſie in ihren Ländern nichts neues drucken laſſen, auch Fried' und Einigkeit halten, und niemand weiter zu ihrer Secte ziehen. Weil aber übrigens in der Chriſtenheit eine lange Zeit her vielerlei Mißbräuche und Beſchwerden eingeriſſen ſeyn mögen, ſo wolle der Kaiſer bei dem Papſt und allen chriſtlichen Potentaten bewirken, daß innerhalb ſechs Monaten ein allgemeines Concilium ausgeſchrieben, und auf das längſte in einem Jahr gehalten werde.“

Die Proteſtanten erwiederten auch hierauf, wie immer, daß ihre Lehre noch nicht aus der Schrift widerlegt ſey, daß alſo ihr Gewiſſen ihnen verbiete, in den Reichsabſchied zu willigen, der die weitere Ausbreitung ihres Glaubens verdamme; und darauf reiſten die, welche noch dort waren, von Augsburg weg. — Der Bruch der beiden Partheien war entſchieden. In dem öffentlichen Reichstagſchluſſe, der darauf bekannt gemacht wurde, ward die lutheriſche Lehre als Ketzerei mit ſehr harten Ausdrücken verworfen.

Der ſchmalkadiſche Bund. 1530. — Die proteſtantiſchen Fürſten verſammelten ſich noch am Ende dieſes Jahres zu Schmalkalden und

ſchloſſen ihren Bund noch enger und feſter. Einige von ihnen hätten gern ſogleich losbrechen und die Sache mit den Waffen ausfechten mögen; allein in den übrigen war noch die alte, fromme Scheu vor einem Bruderkriege in Teutſchland und die Ehrfurcht vor der heiligen Perſon des Kaiſers, wie ſie ſich ſelbſt ausdrücken; und dieſes ächte Gefühl teutſcher Herzen rettete ihren Bund von dem Vorwurfe, ohne Noth das blutige Zeichen des Religionskrieges gegeben zu haben.

9. Ferdinand, römiſcher König, 1531. Einſtweilige Erhaltung des Religions-Friedens.

Der Kaiſer war von dem augsburgiſchen Reichstage ſogleich nach Köln gereiſt, wohin er auch die Churfürſten beſchieden hatte, und hier that er ihnen den Vorſchlag, ſeinen Bruder Ferdinand, dem er ſchon die öſtreichiſchen Erblande abgetreten hatte, und der auch, ſeit dem Ausſterben des ungariſchen Königshauſes, durch Erbverträge König in Ungarn war, zum römiſchen Könige zu erwählen, damit er, bei des Kaiſers häufiger Abweſenheit, die gute Ordnung im Reiche erhalte. Die Churfürſten willigten ein und Ferdinand wurde zu Aachen gekrönt; nur der Churfürſt von Sachſen hatte eine Proteſtation gegen dieſe Wahl durch ſeinen Sohn einreichen laſſen. Der Kaiſer begab ſich alsdann in die Niederlande.

Dem neuen römiſchen Könige lag ſehr viel an der Erhaltung des Friedens in Teutſchland; theils aus innerer Milde und Reinheit des Gemüthes, welche die Geſchichte an ihm rühmt, theils, weil ihm ſein neues Königreich Ungarn ſehr hart von den Türken bedrängt wurde, und die vorzüglichſte Hülfe von den teutſchen Fürſten kommen mußte. Die Proteſtanten aber verweigerten ihre Hülfe, wenn man

ihnen nicht vorher den Frieden im Reiche geſtatten und beſchwören werde. Da verabredete der Kaiſer von Neuem Verſuche der Einigung, und ſie führten endlich, indem auch Luther eifrig dazu ermahnte, zu dem vorläufigen Religionsfrieden zu Nürnberg 1532. Der Kaiſer erklärte: „Er wolle aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit einen gemeinen Frieden aufrichten, vermöge deſſen bis auf ein künftiges Concilium, oder bis die Stände ſelbſt wiederum zuſammenkämen, keiner den andern des Glaubens oder ſonſt einer Urſache wegen befehden oder überziehen ſolle.“

Nun ging es raſch mit der Türkenhülfe und es kam ſo bald ein teutſches Heer zuſammen, wie ſeit langem nicht geſchehen war. Die Gefahr ſchien dringend zu werden, denn der Sultan Soliman zog mit 300,000 Mann heran, um die öſtreichiſchen Länder von vier Seiten anzugreifen, und der Kaiſer hatte nur 76,000 dagegen. Aber ſchon die erſten Verſuche zeigten den Türken, mit welchem Feinde ſie zu thun haben würden. Ibrahim Baſſa, der ihren Vortrab führte, glaubte das kleine Städtlein Günz in Ungarn, welches ihm die Thore zugeſchloſſen hatte, der Ehre halber züchtigen zu müſſen, und gedachte es im erſten Sturme zu erobern; allein der tapfere Befehlshaber Juriſchitſch ſchlug alle ſeine Angriffe zurück und hielt ihn 15 Tage lang auf. Da bedachte Soliman, was erſt die große Stadt Wien koſten werde, und daß der Kaiſer ſelbſt zu ihrem Schutze im Anzuge ſey; und weil er die Teutſchen, ſtatt uneinig, einig unter einander ſah, trat er plötzlich den Rückweg an; alle Welt aber erſtaunte, daß der große Soliman ſo ſchnell wieder aufgab, wozu er drei Jahre lang gerüſtet hatte.

Nun konnte Kaiſer Karl ſich wieder zu andern Angelegenheiten wenden, und ging zuvörderſt nach Italien, um mit dem Papſte das große Concilium zu bereden. Allein dem Papſt Clemens VII. war es damit nicht Ernſt; wie überhaupt der römiſche Hof in dieſer Zeit ein Concilium nicht wünſchte; und Karl reiſte unverrichteter Sache nach Spanien ab.

Während er dort war und der König Ferdinand alle Sorge auf die Befeſtigung ſeiner Herrſchaft in Ungarn wenden mußte, breitete ſich die proteſtantiſche Lehre immer weiter in Teutſchland aus und die Spannung der Gemüther wurde täglich größer. — Es kam auch ein Streit wegen des Würtemberger Landes dazu. Es iſt ſchon früher des Herzogs Ulrich von Würtemberg gedacht worden, welcher in der Zeit nach Kaiſer Maximilians Tode, ehe Karl V. gewählt war, wegen eines Streites mit der Stadt Reutlingen durch den ſchwäbiſchen Bund aus ſeinem Lande vertrieben wurde. Der Bund trat das Land, auf welchem ſchwere Schulden hafteten, dem Kaiſer Karl ab, und dieſer gab es 1530 mit den öſtreichiſchen Erblanden ſeinem Bruder Ferdinand. Es ſchien nun auf immer ein öſtreichiſches Land ſeyn zu ſollen. Aber der abgeſetzte Herzog, der als Flüchtling im Reiche umherzog und Freunde zu gewinnen ſuchte, fand Schutz bei ſeinem Verwandten, dem Landgrafen Philipp von Heſſen; Ulrich hatte ſchon den Lutheriſchen Glauben angenommen; und Philipp faßte ſogar den Gedanken, ihn wiederum, ſey es auch mit Gewalt, in ſein Land einzuſetzen. Er rüſtete ſchnell ein Heer von 20,000 Mann, brach unerwartet in Würtemberg ein, ſchlug den öſtreichiſchen Statthalter des Landes bei Lauffen, 1534, und gab das ſchnell eroberte Herzogthum dem Ulrich zurück. Es ſchien, als wenn aus dieſer That der blutigſte Krieg entſtehen müſſe; allein die Gefahr ging noch einmal glücklich vorüber. Karl und Ferdinand waren ſonſt beſchäftigt; auch mochten ſie fühlen, daß es nicht edel geweſen war, durch ein fremdes Land, wenn auch unter dem Schein des Rechtes, ihre ſchon ſo große Macht zu vermehren; und von der andern Seite hatten die übrigen Glieder des ſchmalkaldiſchen Bundes keinen Antheil an der That des Landgrafen, ſie ſuchten vielmehr durch die größte Nachgiebigkeit die Sache wieder in's Gleiche zu bringen. So kam der Kadaner Friede zu Stande, in welchem Herzog Ulrich ſein Land als öſtreichiſches Afterlehen wieder bekam, der Nürnberger Religions-

friede beſtätigt wurde, und der Churfürſt von Sachſen ſammt ſeinen Mitverwandten dagegen den römiſchen König Ferdinand förmlich anerkannte.

Auch eine andere Zwiſchen-Begebenheit, welche wichtig zu werden ſchien, unterbrach den Frieden für das Ganze nicht; das waren die Unruhen der Wiedertäufer in Münſter, in den Jahren 1533 u. 34. Die Grundſätze des Thomas Münzer von der chriſtlichen Freiheit und Gleichheit und der Gütergemeinſchaft, und der Glaube an unmittelbare göttliche Offenbarungen, waren noch nicht ausgerottet, ſondern hatten ſich beſonders in Holland unter der Secte der ſogenannten Wiedertäufer erhalten. Sie verlangten, daß die Menſchen Buße thun und ſich von Neuem taufen laſſen ſollten, damit der Zorn Gottes nicht über ſie komme. Einer ihrer ſchwärmeriſchten Redner, ein Schneider, Johann Bockhold, von Leiden, kam 1533 nach Münſter, als dort eben durch einen Prediger Rottmann die lutheriſche Lehre eingeführt war, gewann dieſen auch für die Wiedertaufe, und vertrieb nun mit Hülfe des Pöbels und eingewanderter Wiedertäufer aus andern Gegenden, die vermögenden Bürger aus der Stadt, errichtete einen neuen Magiſtrat und führte Gemeinſchaft der Güter ein. Ein jeder mußte, was er an Gold und Silber und ſonſt von Werth beſaß, in einen öffentlichen Schatz niederlegen, und eben ſo wurden alle Bücher in der Stadt, die Bibel ausgenommen, öffentlich verbrannt. — Zu der Schwärmerei geſellte ſich, wie faſt immer bei rohen Gemüthern, Herrſchaft der Sinnlichkeit und gewaltige Ausartung der Leidenſchaften. Es wurde als ein Theil der chriſtlichen Freiheit anerkannt, daß ein jeder mehrere Frauen haben dürfe, und Johann von Leiden gab das Beiſpiel, indem er drei zugleich heirathete. Endlich rief ihn einer ſeiner Anhänger, der ſich beſonderer göttlicher Eingebung rühmte, zum König des ganzen Erdkreiſes aus, welcher den Stuhl Davids wieder aufrichten werde, und mit dieſer neuen Lehre wurden 28 Apoſtel in alle Welt ausgeſendet, um ſie dem

neuen Könige zu unterwerfen. Sie wurden aber, wohin ſie kamen, als Aufrührer ergriffen und meiſtentheils hingerichtet.

Gegen Münſter ſelbſt war indeß der Biſchof mit einem Heere herangezogen und belagerte die Stadt. Die Noth in derſelben wurde von Tage zu Tage größer, und kühlte den Eifer des Volkes immer mehr ab. Der neue König wollte ſich durch Schrecken befeſtigen, und enthauptete ſogar eine ſeiner Gemahlinnen mit eigener Hand auf öffentlichem Markte, weil ſie geäußert hatte, ſie könne unmöglich glauben, daß Gott ſo viel Volks wolle Hungers ſterben laſſen, indeß der König im Ueberfluß lebe. Aber zuletzt, da in der That ſchon viele verhungert waren, führten ein paar Bürger das Heer des Biſchofs bei Nacht in die Stadt; nach blutigem Kampfe wurde Johann von Leiden, ſein Scharfrichter Knipperdolling und ſein Diener Krechting gefangen, in mehreren teutſchen Städten zur Schau herumgeführt, dann mit glühenden Zangen gezwickt und getödtet, indem ihnen ein Schwert in's Herz geſtoßen wurde. Ihre Körper wurden in eiſernen Käfigen am dem höchſten Thurme der Stadt aufgehängt.

10. Karl gegen die afrikaniſchen Raubſtaaten und mit Franz von Frankreich.

Der Kaiſer Karl hatte unterdeß einen Zug unternommen, welcher zu ſeinen ruhmwürdigſten gehört. Auf der Nordküſte von Afrika hatte ſich einer der kühnſten und außerordentlichſten Menſchen ſeiner Zeit, ein Seeräuber, Haradin Barbaroſſa, von geringen Aeltern auf der Inſel Lesbos geboren, feſtgeſetzt, hatte viele, vom König Ferdinand dem Katholiſchen aus Spanien vertriebene, von Rache gegen die Chriſten glühende, Mauren an ſich gezogen, und beunruhigte mit ihnen die europäiſchen Meere. Seine Grauſamkeit und Kühnheit machten ihn zum Schrecken der Küſtenbewohner. Algier und Tunis waren in

ſeiner Gewalt, und der türkiſche Sultan Soliman hatte dem verwegenen Manne ſeine eigene Seemacht noch zum Gebrauch gegen die Chriſten anvertraut. Viele tauſend chriſtliche Sclaven ſchmachteten ſchon in der Gefangenſchaft zu Algier und Tunis.

Solchen Frevel glaubte Kaiſer Karl, als Schirmherr der Chriſtenheit gegen die Ungläubigen, nicht dulden zu dürfen, auch hatte der aus Tunis vertriebene König Haſcen ſeinen Schutz angefleht. Er brachte daher ein Heer von 30,000 Mann, wobei auch 8000 Teutſche unter dem Grafen Max von Eberſtein waren, und 500 Schiffe zuſammen; Doria befehligte die Flotte, der Kaiſer ſelbſt und der Marcheſe del Vaſto die Landmacht, und im Sommer 1535 ſtieg man bei Tunis an's Land. Das feſte Schloß Goleta, welches den Hafen beſchützte, wurde mit Sturm genommen, alles Geſchütz erobert, 2000 Türken niedergemacht. Haradin's Heer, welches ſich in der Ebene vor Tunis geſtellt hatte, wurde darauf gleichfalls in die Flucht geſchlagen und die Stadt erobert; die in dem Schloſſe derſelben eingeſperrten chriſtlichen Sclaven halfen nach beſten Kräften mit gegen die Türken, und Karl hatte am Ende die unausſprechliche Freude, 22,000 dieſer Unglücklichen, aus allen europäiſchen Völkern, gerettet zu ſehen, die Thränen ihres Dankes zu empfangen, und ſie der Freiheit und den Ihrigen, welche ſie wohl lange für todt gehalten, wiederzugeben. Er ſelbſt verſicherte, daß dieſes einer der ſchönſten Tage ſeines Lebens ſey. Sein Ruhm verbreitete ſich in alle Länder; er verdiente ihn durch die Ausdauer und Tapferkeit, welche er ſelbſt bei dem gefahrvollen Unternehmen bewieſen hatte; und zugleich hat er ein Beiſpiel gegeben, wie die unmenſchlichen Räuber auf den Küſten Afrika's mit Ernſt und Kraſt gar wohl gebändigt werden können.

Den König Haſcen ſetzte er wieder in Tunis ein, verbot ihm aber allen Raub von Chriſtenſclaven, und hielt, zum Unterpfand des Gehorſams, die Feſtung Goleta beſetzt. Haradin war nach Algier entflohen; ihn beſchloß Karl im nächſten Frühjahr auch dort aufzuſuchen.

Hieran verhinderte ihn aber ein neuer Krieg mit dem König von Frankreich. Dieſer erneuerte ſeine Anſprüche an Mailand, als der bisherige Herzog, Franz Sforza, geſtorben war; und um ſich den Weg nach Italien zu ſichern, beſetzte er unerwartet und gewaltſam das Herzogthum Savoyen, an deſſen Herzog er gleichfalls Forderungen machte. Karl ſah die Nothwendigkeit des Krieges, und beſchloß, ihn mit aller Kraft in das ſüdliche Frankreich ſelbſt zu verſetzen. Ungewarnt durch den unglücklichen Ausgang des erſten Einfalls unter dem Herzog von Bourbon, wagte er einen ſolchen 1536 von Neuem, drang bis Marſeille vor und belagerte die Stadt. Allein ſie war zu feſt, und die Gegend umher von den Franzoſen ſelbſt verwüſtet; Mangel und Krankheiten nöthigten den Kaiſer nach zwei Monaten zum Rückzuge, bei welchem viel Geſchütz und Gepäck verloren ging.

Es kam darauf, durch Vermittlung des Papſtes, 1538 ein Waffenſtillſtand zu Nizza auf zehn Jahre zu Stande, und bald darnach hielten die beiden Gegner eine Zuſammenkunft zu Aiguesmortes, an der Mündung des Rhoneflußes. Die Einladung dazu war vom König Franz ausgegangen; des Kaiſers Räthe fanden es bedenklich, daß er ſich auf franzöſiſchen Grund und Boden begeben ſollte; allein ihm ſelbſt gefiel die Sache, des Außerordentlichen wegen, um ſo mehr. — Als er vor dem Hafen ankam, fuhr der König ſelbſt an ſein Schiff, ihn zu empfangen, und führte ihn auf das Land. Ein königliches Mahl war hier bereitet, und ein Feſt, welchem die Herrſcher bis tief in die Nacht beiwohnten. Am andern Morgen reichte der Dauphin ſelbſt dem Kaiſer Waſchwaſſer und Handtuch, und von beiden Seiten wetteiferte man in Beweiſen der Achtung und Freundſchaft. Es war keine Verſtellung, ſie wünſchten beide die Dauer des Friedens, und im folgenden Jahre 1539 gab Franz einen neuen Beweis ſeiner aufrichtigen Geſinnung. Die Stadt Gent in den Niederlanden hatte ſich, einer neuen Auflage wegen, gegen Karl empört und bot ſich dem König Franz an, ſich in ſeinen Schutz

zu begeben; allein der König meldete die Sache ſelbſt dem Kaiſer und ſchlug ihm zugleich vor, um deſto ſchneller in die Niederlande zu kommen, den kürzeſten Weg von Spanien durch Frankreich zu nehmen. Er nahm ohne Mißtrauen auch dieſe Einladung an. Allenthalben wurde er auf das Feierlichſte empfangen; wenn er an eine Stadt kam, ſo wurden ihm die Schlüſſel derſelben entgegengetragen, und in Fontainebleau, wo der König war, hielt man ihn fünfzehn Tage lang, und in Paris ſechs Tage, mit den herrlichſten Feſten auf.

Der Aufruhr in Gent war bald geſtillt und als der Kaiſer noch dort war, kamen ſehr dringende Auffoderungen an ihn, wieder einmahl in Teutſchland zu erſcheinen, wo die Verwirrung der Dinge immer höher geſtiegen war.

Er erfüllte den Wunſch und erſchien 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg. Wie er hier, und darauf noch mehrere Jahre hindurch, immer auf dem Wege der Güte, der Vermittlung, der gegenſeitigen Verſtändigung, durch Schriften, durch Religionsgeſpräche und ſein eigenes Zureden, die Gemüther zu vereinigen ſuchte; wie ihn dabei der Grundgedanke ſeiner Regierung, und auch das Bedürfniß leitete, bei der noch immer drohenden Türkengefahr und dem ſpäter wieder ausbrechenden franzöſiſchen Kriege, Teutſchland einig zu erhalten; — das Alles ſoll weiter unten im Zuſammenhange erzählt werden. Hier verfolgen wir noch im kurzen Ueberblicke die auswärtigen Geſchäfte des Kaiſers, bis er ſich eine Zeitlang ganz denen in Teutſchland hingeben mußte.

Karls Zug gegen Algier 1541. — Von dem Regensburger Reichstage wendete er ſich nach Italien, um von dort den, ſchon früher beſchloſſenen, Zug gegen Algier zu unternehmen. Sein hoher Sinn, der immer nach dem außerordentlichen ſtand, hielt die Demüthigung der Seeräuber für ein ſeiner würdiges Ziel, und Haradin Barbaroſſa hatte ihn durch neue Verheerung der ſpaniſchen Küſten genugſam zu Rache aufgefordert. Aber dieſer neue

Zug begann nicht unter glücklichen Vorbedeutungen, die Jahreszeit war für die Schifffahrt auf dem mittelländiſchen Meere ſchon zu ſtürmiſch, und der erfahrenſte Seemann, Andreas Doria, weiſſagte nichts Gutes. Aber Karl that nicht gern einen Schritt zurück und die Fahrt begann. Am 20. October 1541 erreichte die Flotte die Höhe vor Algier und das Heer ſtieg an's Land. Aber gleich am erſten Abend, ehe noch Geſchütz, Geräth und Vorrath ausgeſchifft waren, erhob ſich ein furchtbarer Sturm, riß die Schiffe von den Ankern, warf ſie an die Küſte oder in das hohe Meer, und ein entſetzlicher Platzregen überfiel die Krieger am Lande dergeſtalt, daß ſie die ganze Nacht bis über die Knöchel im Waſſer ſtehen, und, um nicht vom Sturme niedergeworfen zu werden, ihre Lanzen in die Erde ſtoßen und ſich dagegen ſtemmen mußten. Da galt es nicht mehr die Eroberung der Stadt Algier, ohne Geſchütz und Heer-Geräth, ſondern die eigene Rettung; denn die leichte türkiſche Reuterei ſetzte am folgenden Tage dem ermatteten Heere hart zu. Allein in dieſer Noth zeigte der Kaiſer Karl, daß er auch als Krieger, in Gefahren, groß ſey. Drei ſchwere Tagereiſen weit, in Schlamm und Waſſer, führte er ſein Heer, unter den ſteten Anfällen der Feinde, längs der Küſte bis zu dem Meerbuſen von Metafuz, wo ſich ein Theil der zerſtreuten Schiffe ſammelte. Er ſtellte ſich ganz dem gemeinen Krieger gleich, theilte die härteſten Entbehrungen ſo wie die äußerſte Anſtrengung der Kräfte mit ihnen, und ſo gelang es ihm, den ſinkenden Muth zu erhalten und das übrige Heer glücklich wieder einzuſchiffen. Er brachte es nach Italien und ging ſelbſt ſogleich nach Spanien hinüber.

Vierter Krieg mit Franz von Frankreich 1542—44. — Der franzöſiſche König hatte Karls Abweſenheit in Algier benutzt, ſich von Neuem zu rüſten. Alle Freundſchaftsverſuche mit Karl hatten ihn das Herzogthum Mailand nicht verſchmerzen laſſen; nun, glaubte er, ſey die Zeit gekommen, es wieder zu erobern, und erneuerte ſein

Bündniß mit den Türken. Als Karl noch von dem afrikaniſchen Zuge erſchöpft ſtill lag, fing Franz den Krieg ſchon an, aber die Unfähigkeit ſeiner Feldherrn gegen die trefflichen ſpaniſchen, ſo wie Mangel und Krankheiten, bewirkten, daß ſeine fünf Heere in dem erſten Feldzuge nichts ausrichteten und in trauriger Verfaſſung nach Hauſe kehren mußten.

Im folgenden Jahre 1543 begab ſich Karl nach Italien und von dort über die Alpen, hinab an den Niederrhein. Hier hatte Franz einen Bundesgenoſſen in dem Herzog von Cleve gefunden; dieſer, der zugleich kürzlich angefangen hatte, die proteſtantiſche Lehre zu begünſtigen, ſollte die kaiſerliche Gewalt zuerſt fühlen. — Karls Erſcheinung in dieſen Gegenden war ganz unerwartet. Unter dem Volke war die Sage, er habe auf der Rückkehr von Algier Schiffbruch gelitten und ſey ſelbſt umgekommen, und in dieſem Glauben hielten ſie die Nachricht von ſeiner Ankunft für ein Mährchen. Die Beſatzung der kleinen Stadt Düren gab auf ſeine Aufforderung zur Uebergabe die Antwort: »Sie fürchte ſich nicht vor dem, der längſt eine Speiſe der Fiſche geworden ſey.« Als nun aber ſeine Spanier die Mauern erſtürmten, Alles niedermachten und die Stadt in Brand ſteckten, da verbreitete ſich Furcht und Schrecken im ganzen Lande umher. Es hieß, der Kaiſer führe eine Art ſchwarzbrauner, wilder Menſchen mit ſich, die lange Nägel an den Händen hätten, mit denen ſie die ſteilſten Mauern hinan klimmen und große Zähne mit denen ſie Alles zerriſſen Die Sagen von den Wundern der neuentdeckten Welttheile und ihren wilden Bewohnern gaben ſolchen Dingen Glauben in einer Zeit, welche des Außerordentlichen ſo viel erlebte. Auch beſtanden Karls Haufen meiſtens aus alten, von Sonne und Luft geſchwärzten Kriegern, welche keine Gefahr ſcheuten, und bei Erſtürmung einer Stadt wohl ihre Dolche und Spieße in die Mauern zu ſtoßen pflegten, um ſich daran emporzuſchwingen. Der Schrecken, der vor ihnen herging, unterwarf ſchnell das Land und die Städte, und der Herzog von Cleve mußte ſelbſt knieend um Gnade bitten

Er erhielt ſie unter der Bedingung, daß er nicht von dem katholiſchen Glauben weiche, wo er etwas geändert, es wieder auf den vorigen Fuß ſetze, und ſich in kein Bündniß gegen den Kaiſer einlaſſe.

Gegen Frankreich geſchah in dieſem Jahre nichts Bedeutendes; für das folgende aber hatte ſich Karl ſtärker gerüſtet, und nachdem er im Winter von 1543 auf 44 einen neuen Reichstag in Speier gehalten, und ſich hier der Hülfe der teutſchen Fürſten verſichert hatte, brach er im nächſten Frühjahr mit einem trefflich gerüſteten Heere in des Feindes Land ſelbſt ein. Zuerſt wurde St. Dizier erobert, dann ging der Zug gerade auf Paris; Epernay und Chateau Thierry waren ſchon gefallen, das Heer ſtand nur zwei Tagemärſche vor der Hauptſtadt und die Einwohner flüchteten, — da that König Franz Friedensvorſchläge. Der Kaiſer nahm ſie an, denn er wollte ſchnelle Ausſöhnung mit dieſem Feinde, weil die Angelegenheiten Teutſchlands immer verwickelter wurden; und am 24. September 1544 kam der Friede zu Crespy zu Stande. Es iſt der letzte den Karl mit dem König Franz geſchloſſen hat. Man änderte in der Hauptſache nichts; Bourgogne blieb bei Frankreich, Mailand aber dem Kaiſer.

---

11. Die Religions-Angelegenheiten Teutſchlands bis zum ſchmalkaldiſchen Kriege. 1544 — 46.

In Sachſen war ſchon 1532 auf den Churfürſten Johann den Standhaften ſein Sohn Johann Friedrich gefolgt, ein ſehr rechtlich und treugeſinnter, aber beſchränkter Mann, ganz verſchieden von dem raſchen und kühnen Philipp von Heſſen, welcher noch immer als der Unternehmendſte unter den proteſtantiſchen Fürſten voranſchritt. So wie Beider Gemüth im Widerſpruch ſtand, ſo waren außerdem noch wichtigere Urſachen der Spaltung unter den Proteſtanten

aufgekommmen. Schon in dem erſten Jahrzehend der Reformation hatte ſich unter ihnen ſelbſt ein Streit über die Lehre vom Abendmahl erhoben, in welchem Luther gegen den Reformator der Schweiz, Ulrich Zwingli, und andere, auftrat, und beide Partheien einander des Irrthums beſchuldigten. Der Streit wurde heftig, denn man führte ihn mit Leidenſchaft; die verſchiedene Meinung wurde ſogar ein Hinderniß der äußern Einheit, und hätte leicht zum gänzlichen Verderben führen können, wenn die Katholiſchen die Spaltung benutzt hätten.

Allein es lag dem Kaiſer und ſeinem Bruder Ferdinand noch immer die Wiedervereinigung aller Partheien am Herzen, und auf ihren Betrieb wurden daher von Zeit zu Zeit neue Religionsgeſpräche verſucht. Vergebliche Mühe! Das Neue hatte ſich ſchon zu ſcharf von dem Alten geſchieden, und zugleich war die ganze Angelegenheit zu äußerlich geworden; von allen Seiten, beſonders der der Fürſten, miſchten ſich zu viel weltliche Rückſichten ein, und die ruhige, reine Betrachtung des Innern der Sache fand in dem wilden Getriebe der Zeit keine Stätte. Wenn daher ſolche Einigungsverſuche keinen, oder nur einen geringen Erfolg brachten, ſo brauchte der Kaiſer die gewöhnliche Auskunft, die Entſcheidung auf ein allgemeines Concilium zu verweiſen und indeß den Nürnberger Religionsfrieden für die Proteſtanten zu beſtätigen. So geſchah es auf dem Reichstage zu Regensburg 1541, ehe Karl nach Algier zog; ſo zu Speier 1542, durch Ferdinand und die eifrige Vermittlung des Churfürſten Joachim von Brandenburg, um die Kräfte des teutſchen Reichs gegen die Türken zu ſammeln; ſo auf dem zweiten Reichstage zu Speier 1544, durch Karl ſelbſt, als er ſich zu dem letzten Feldzuge gegen Frankreich rüſtete, den wir ſchon gemeldet haben. Und doch hatten die Proteſtanten um dieſe Zeit ſchon eine Selbſthülfe mit den Waffen geübt. Der Herzog Heinrich von Braunſchweig, ein eifriger Katholik, zugleich aber ein ſehr unruhiger, leidenſchaftlicher Mann, war in Feindſchaft mit dem Churfürſten von

Sachſen und dem Landgrafen von Heſſen, vorzüglich der Religion wegen; ſie ſchrieben die heftigſten Bücher gegen einander, wie denn die Zeit mit allen Waffen, welche in des Menſchen Gewalt ſind, den Gegner beſtritt. Dazu wandten ſich die Städte Braunſchweig und Goslar, die in den ſchmalkaldiſchen Bund aufgenommen waren, an die proteſtantiſchen Fürſten um Schutz gegen den Herzog, der ſie auf alle Weiſe drückte und beſchädigte. Selbſt der Kaiſer und der König Ferdinand hatten ihn oft von der Gewaltſamkeit gegen die Städte abgemahnt, aber vergeblich. Endlich rüſtete der ſchmalkaldiſche Bund 1542 ſchnell ein Heer, fiel in das Land des Herzogs, vertrieb ihn und hielt daſſelbe beſetzt. Herzog Heinrich ging zum Kaiſer um Hülfe; dieſer verwies die Sache auf einen Reichstag.

Auf dem zu Worms 1545 wurde ſie dahin entſchieden, daß der Kaiſer einſtweilen, bis zur Entſcheidung auf dem Wege Rechtens, die braunſchweigſchen Länder verwalten ſollte. Das ging dem raſchen Herzog, der gern das Haupt der katholiſchen Parthei geweſen wäre, zu langſam. Er ſagte: »Mit des Kaiſers Namen drohen, ſey eben ſo viel, als mit einem todten Falken beizen.« In ſeinem Eifer beging er eine Unredlichkeit an dem König Franz von Frankreich. Dieſer hatte ihm Geld gegeben, um für ihn Truppen in Teutſchland zu werben; ſo wie ſie aber verſammelt waren, fiel der Herzog im Herbſt 1545 mit ihnen plötzlich in ſein verlornes Land ein, um es den Gegnern wieder abzugewinnen. Der eben ſo raſche Landgraf von Heſſen hatte indeſſen auch bald ein Heer verſammelt, ſetzte zugleich den Churfürſten von Sachſen in Bewegung, und beide lieferten dem Herzog zu Kalefeld bei Nordheim ein Treffen, in welchem derſelbe geſchlagen und gefangen wurde. Der Landgraf brachte ihn auf ſeine Feſtung Ziegenhain, und der Kaiſer ermahnte ihn nur, den Gefangenen billig und nach fürſtlicher Weiſe zu behandeln.

Uebrigens hatte der eben genannte Reichstag zu Worms ſchon deutlicher die immer zunehmende Span-

nung der Partheien offenbart, obgleich auch auf ihm noch einmal der Religionsfriede beſtätigt wurde. Die Klagen von beiden Seiten wurden immer heftiger, die Katholiken ließen nicht nach in ihren Beſchwerden über die Einziehung der geiſtlichen Güter in den proteſtantiſchen Ländern, und die Proteſtanten dagegen weigerten ſich, in ſolchen und andern Dingen die Anſprüche des Reichskammergerichts anzuerkennen, weil die Katholiken in demſelben durchaus nur altgläubige Beſitzer dulden wollten. Das Mißtrauen war ſchon ſo hoch geſtiegen, daß wenige der proteſtantiſchen Fürſten auf dem Reichstage ſelbſt erſchienen. Ein großes Mittelglied zur Ausſöhnung, wovon ſich Karl früher ſo viel verſprochen hatte, zeigte ſich nun gleichfalls als unwirkſam, weil es zu ſpät und nicht auf die rechte Weiſe angeordnet wurde; das war eine allgemeine Kirchenverſammlung. Der päpſtliche Hof hatte ſich endlich zu einer ſolchen verſtanden, und ſie auf den 15. März 1545 nach Trient in Tyrol ausgeſchrieben. Die Proteſtanten aber weigerten ſich, derſelben eine Kraft der Entſcheidung in ihrer Sache zuzuerkennen. Ihre Gründe waren: »daß das Concilium an einem Ort an der Gränze Italiens gehalten werde, wo dieſes, mit dem teutſchen Weſen ganz unbekannte Land zu viel Einfluß üben werde; ferner, daß der Papſt auf dem Concilio als ihr Richter den Vorſitz führe, welcher ſie ſchon als Ketzer verdammt habe, oder doch nur als Angeklagte behandle. Wenn das Concilium als ein freies betrachtet werden ſolle, ſo mußten ſie auf demſelben gleiche Rechte mit allen andern genießen.«

Viel eher hätte der Vorſchlag von Churpfalz zu einem günſtigen Ziele führen können, wenn ihn Alle mit Aufrichtigkeit und einem nur auf den Ernſt der Sache gerichteten, Gemüthe angenommen hätten; nemlich: »Ein teutſches National-Concilium zuſammenzuberufen und den, hier geſchloſſenen Vergleich aller Partheien als die Simme des teutſchen Volkes nach Trient zu ſenden.« Dieſes ſchien der Weg zu ſeyn, um in den Religionsſachen zu einem Schluſſe

zu kommen, der, frei von fremdem Einfluſſe, aus dem Bedürfniſſe und der Eigenthümlichkeit unſeres Volkes hervorgegangen, darum einzig helfen konnte. Aber auch dieſer Vorſchlag fand kein Gehör und die Abneigung der Partheien ſtieg.

Die Beſorgniß des Kaiſers und der Katholiken vor einem baldigen Uebergewichte der Proteſtanten im Reiche war nicht ohne Grund. Im churfürſtlichen Rathe waren nun ſchon drei von den vier weltlichen Churfürſten der neuen Lehre zugethan, (obwohl Pfalz und Brandenburg nicht Theilnehmer des ſchmalkaldiſchen Bundes waren). Und nun wendete ſich ſogar einer der drei geiſtlichen, der alte Churfürſt Hermann von Köln, derſelben zu. Mit Einſtimmung eines Theiles ſeines Domkapitels wollte er eine Kirchenverbeſſerung in ſeinem Erzſtifte einführen und hatte ſchon den Entwurf dazu ausarbeiten und ſelbſt den Melanchthon darum aus Wittenberg kommen laſſen. Die Univerſität und der Magiſtrat von Köln aber und ein Theil des Kapitels waren den Neuerungen durchaus entgegen und wendeten ſich deshalb an den Kaiſer und den Papſt; — die Univerſität hatte auch früher, vor der Reformation, zu Zeit Jakob Hoogſtratens, den lebhafteſten Antheil an dem Streite gegen die Humaniſten, nemlich die Lehrer und Wiederherſteller des Studiums der alten Sprachen, und namentlich gegen Reuchlin, genommen, und war ferner eine der erſten geweſen, welche Luthers Lehrſätze verdammte.

Bei dieſer ſteigenden Verwirrung, da kein Licht der Verſöhnung mehr erſcheinen wollte, glaubte der Kaiſer Karl das Letzte, woran ihn noch immer eine warnende Stimme in ſeinem Innern zurückgehalten hatte, die Gewalt der Waffen, zum Richter machen zu müſſen. Sein Kanzler Granvella redete in's Geheim mit dem päpſtlichen Legaten, dem Kardinal Farneſe, von der Möglichkeit eines Krieges gegen die Proteſtanten; er zeigte, daß der Papſt dabei ſehr thätig werde mitwirken müſſen, weil der Kaiſer erſchöpft und die katholiſchen Fürſten muthlos ſeyen;

und der Kardinal, in der Freude über des Kaiſers ernſtlichen Entſchluß, gab die beſten Verſprechungen.

Es iſt hier ein Wendepunkt in Karls V. Leben. Indem er den Entſchluß faßte, was er ſo lange in Milde und Frieden, durch die Kraft der verſöhnenden Rede, verſucht hatte, nun durch die Schärfe der Waffen zu entſcheiden, gerieth er in den großen Irrthum, es könnte eine gewaltige Regung der Geiſter durch äußere Gewalt gehemmt werden. Von dieſem Augenblicke an überwältigte ihn die ungeheure Zeit, die er bis dahin zu lenken ſchien; er vermogte ſie nicht mehr zu faſſen. Sein alternder Geiſt wurde immer düſterer und verſchloſſener gegen das junge Leben, und im Unmuthe glaubte er den Knoten, den er nicht zu löſen vermogte, mit dem Schwerdte zerhauen zu können. Dieſer Irrthum macht Kaiſer Karls letzte Lebensjahre einem Trauerſpiele gleich, in welchem ein edler Geiſt dem Gewichte der zu großen Aufgabe, welche ihm das Schickſal geſtellt hat, erliegt. Zwar gehören die nächſten Jahre, durch raſches, äußeres Gelingen, zu den glänzendſten ſeines Lebens; allein gerade in dieſem Gelingen verlor ſein Geiſt das rechte Maaß ſeines Standpunktes, welches er bis dahin bewahrt hatte, und deshalb traf ihn das Geſchick bald mit eherner Hand, und zertrümmerte ſeine mühſam zuſammengefügten Plane. Ihm blieb nichts, als ſich mit letzter, zuſammengenommener Kraft aus dem Strudel zu reißen, und, indem er allen Schimmer irdiſcher Größe von ſich warf, die Selbſtſtändigkeit ſeines Geiſtes zu retten. Durch dieſen letzten Entſchluß hat der Kaiſer Karl als Menſch ſeine Würde bewahrt und die Stimme der Nachwelt verſöhnt.

Luthers Tod. 18. Februar 1546 — Vor dem Beginn des traurigen Kampfes ſtarb Luther, der Urheber der ganzen großen Bewegung. Er hatte mit aller Kraft von der Einmiſchung äußerer Gewalt in das, was allein im Innern ſeine Stätte haben ſoll, abgemahnt; er, der heftige Mann, war, ſo lang er lebte, der Erhalter des Friedens.

Wiederholt hatte er den Fürſten geſagt, daß ſeine Sache ihren Waffen fremd ſey, und mit Betrübniß ſah er daher in den letzten Jahren die ſteigende weltliche Richtung und die feindſelige Spannung, und weiſſagte nichts Gutes; das Schickſal ließ ihn jedoch den Ausbruch des unſeligen Zwiſtes nicht erleben. Als er im Anfange des Jahres 1546, eine Streitigkeit unter den Grafen von Mansfeld zu ſchlichten, nach Eisleben gereiſet war, ſtarb er daſelbſt den 18. Februar. Sein Leichnam wurde in feierlichem Zuge nach Wittenberg geführt und in der Gruft der Schloßkirche beigeſetzt.

12. Vorbereitungen zum Kriege.

Schon während des Reichstages zu Regensburg 1546, wo die Proteſtanten zum letztenmahl »um einen beſtändigen Frieden, um gleichmäßige Rechte für die evangeliſchen und katholiſchen Stände, und um ein gerechtes Concilium teutſcher Nation« anhielten, hatte der Kaiſer Truppen werben und ſein Bündniß mit dem Papſte abſchließen laſſen. Gegen den Churfürſten Hermann von Köln war von ihm, ſo wie von dem Papſte, der äußerſte Beſchluß gefaßt worden; derſelbe wurde förmlich ſeines Churfürſtenthums entſetzt. Alles dieſes erſchreckte die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen; ſie ließen den Kaiſer nach der Abſicht ſeiner Rüſtungen fragen; er antwortete kurz: »Alle diejenigen, welche ihm gehorſam wären, würden, wie bisher, einen gnädigen, väterlichen und guten Willen an ihm befinden; diejenigen aber, welche ihm zu widerhandelten, könnten erwarten, daß er ſich gegen ſie nach gebührendem Ernſte bezeigen werde.« Und bald nachher, als der Bote mit dem Bündniſſe des Papſtes zurück war, ließ er den 25. Juni öffentlich erklären: »Da nun bisher auf ſo vielen Reichstagen nichts fruchtbarliches zu Stande gekommen, ſo möchten die Herren nur in Geduld erwarten, weſſen er ſich auf die Artikel der Religion, Friedens und Rechtens, entſchließen werde.«

Die Erklärung kündigte unverholen die Abſicht des Kaiſers zu dem Gebrauche der Gewalt an, und die Glieder des ſchmalkaldiſchen Bundes rüſteten ſich in Eile zur Gegenwehr. Aber die zu große Verſchiedenheit der beiden Häupter deſſelben ließ keinen glänzenden Erfolg erwarten.

Der Churfürſt von Sachſen, der mit ganzer Seele an ſeinem Glauben hing und außer demſelben von wenig Dingen bewegt wurde, faßte die Berechnungen der Politik für ſeinen Bund gar nicht, ſondern ſtützte ſich einzig auf ſeine Zuverſicht: „Daß Gott ſein Evangelium nicht verlaſſen werde.“ Er hatte ſchon früher ein Bündniß mit den Königen von England und Frankreich verſchmäht, weil ihm beide zur Vertheidigung der Lehre, die er für die reine hielt, unwürdig ſchienen, ja, ſelbſt mit den Schweizern glaubte er ſich nicht verbinden zu dürfen, weil ſie in der Lehre vom Abendmahl von ſeinem Glauben abwichen. In der Beſchränkung ſeines Sinnes ahndete er auch die ſchon lange fortgeſponnenen Plane des Kaiſers nicht, und die Innigkeit ſeines Gemüthes erhielt vielmehr in ihm, bis zu dem letzten Augenblicke, eine ächt teutſche, löbliche Ehrfurcht vor dem alten, heiligen Kaiſernamen.

Philipp von Heſſen entbehrte der Anhänglichkeit und des Eifers für ſeinen Glauben gleichfalls nicht; allein es waren außer dieſen noch viele andere Regungen in ſeiner Seele und ihre ganze Richtung ging mehr nach Außen. Es trieb ihn von früh auf ein brennender Ehrgeiz, und hätte nicht das ganze Verhältniß der Zeit ihn immer ſchärfer vom Kaiſer geſchieden, ſo möchte er wohl einen glänzenden Platz unter deſſen Freunden und Heerführern einnehmen. Nun aber, da ihn das Schickſal an die Spitze der Gegenparthei gebracht hatte, bedachte Philipp mit kühnem Geiſte alle Mittel gegen den Kaiſer und beſaß darin einen hellen Blick, welcher den des ſächſiſchen Churfürſten bei weitem übertraf. Er hätte ſchon oft, im günſtigen Augenblicke, gar gern die Waffen ergriffen, um ſich und ſeinen Glaubensgenoſſen die Rechte zu erſtreiten, welche ihnen immer nur

auf beſchränkte Zeit, aus kaiſerlicher Gnade, bewilligt wurden; auch wiſſen wir, wie er ſchon zweimahl, für Ulrich von Würtenberg und gegen den Herzog von Braunſchweig, kühn das Wageſtück unternommen hatte; allein zu größeren Unternehmungen ſtand ihm immer die Scheu des Churfürſten vor der Verletzung des Geſetzes im Wege, und nur die gemeinſchaftliche Gefahr hielt die ſo verſchiedenartigen, faſt widerſtrebenden Gemüther zuſammen. In dem Augenblicke der Entſcheidung indeß mußte die Ungleichheit der Geſinnung nothwendig Verwirrung erzeugen.

Dieſes war die ſchwache Seite des ſchmalkaldiſchen Bundes; ſonſt hätte ſeine Macht, unter guter und einiger Führung, vollkommen hingereicht, ſich in gerechter Selbſtvertheidigung gegen den Kaiſer zu behaupten. Und in dieſem Falle war die Weiſe und die Geſinnung des ſächſiſchen Churfürſten ſehr löblich. Ohne die Einmiſchung fremder Herrſcher, welche den Teutſchen immer verderblich geweſen iſt; mit Ehrfurcht vor der kaiſerlichen Majeſtät, ſo lange dieſe ſelbſt in den Schranken des Rechts blieb; ohne die unedle Hülfe liſtiger Staatsklugheit, welche die Wahrheit nur inſofern ehrt, als ſie mit dem Vortheil zuſammenſtimmt; gerade und offen, hätte die ganze proteſtantiſche Parthei für ihre Glaubensfreiheit die Waffen mit Erfolg führen können. Allein, wie im Innern des ſchmalkaldiſchen Bundes, ſo fehlte ihr im Ganzen die Einheit. Mehrere ihrer bedeutendern Fürſten hatten ſich dem Bunde nicht angeſchloſſen, und vermehrten ſogar die Macht des Kaiſers. Der junge Herzog Moritz von Sachſen, obwohl ſelbſt Proteſtant und Vetter des Churfürſten, ſo wie Eidam des Landgrafen Philipp, war in heimlichem Einverſtändniß mit Kaiſer Karl; und der Markgraf Albrecht von Brandenburg trat offenbar in ſeine Dienſte. Der Herzog Moritz gehörte zu den ausgezeichnetſten Männern ſeiner Zeit. Jung, raſch und kühn, beſaß er doch ſchon den Scharfblick des reiferen Alters in Ueberſchauung der Verhältniſſe und im Bilden ſeiner Entwürfe. Auch ſein Aeußeres zeigte den vollendeten Mann; die Augen waren flam-

mend und durchdringend, und in ſeinem braunen Geſichte alle Züge des Helden. Selbſt der Kaiſer Karl, der die Teutſchen ſeinen Südländern nachſtellte und wenige unter ihnen beſonders achtete, lernte den Herzog früh kennen, und das Große in ſeiner Natur ſchnell ausfindend, hielt er ihn vor Allen werth. Allein dieſes fehlte dem Herzog Moritz, wie es Karln ſelbſt fehlte, daß die Richtung ihres Geiſtes nicht eben ſo ſehr in die Tiefe ging, als ihr Blick die Verhältniſſe der Welt klar und ſcharf überſchaute. Die innere, ſtille Frömmigkeit und Liebe des Gemüthes, die heilige Ehrfurcht vor der Wahrheit und dem Rechte, welche alles Irdiſche den ewigen Ideen nachſetzt, und jenes nur zu beherrſchen ſucht, um es nach dieſen zu bilden, — dieſe erhabenſte Größe der Seele war nicht in Karl und Moritz. Der Verſtand beherrſchte das Herz und Klugheit galt ihnen als das Geſetz des Lebens. Daher haben ſich wenige ihres vollen Vertrauens zu rühmen gehabt, und ihre Verſchloſſenheit macht ſehr viele ihrer Handlungen zu einem Räthſel für die Geſchichte. So iſt es nicht mit dem Leben der erhabenſten Helden der Menſchheit; ihr Leben liegt wie ein großes, helles Gemählde vor unſern Augen ausgebreitet

An weitſchauendem Verſtande überſah Moritz ſeinen Vetter, den Churfürſten, ſehr weit; ſeinem Scharfblick entging es nicht, daß dieſer in dem Kampfe gegen die großartige Klugheit des Kaiſers nicht beſtehen werde, und nun faßte er den Gedanken, ſich ſelbſt zum Haupte des ſächſiſchen Hauſes zu machen. Er mag ſich vor ſich ſelbſt damit entſchuldigt haben, daß nur dieſer Weg übrig ſey, daſſelbe zu retten; aber ſeine Gerechtigkeit und Wahrheit kamen dabei auf harte Proben.

Zu dem ſchmalkaldiſchen Bunde geſellte er ſich nicht; er wollte ſich ſo lange an den Kaiſer anſchließen, bis er ſein Ziel erreicht habe und es Zeit ſey, ſeinen Weg auch von dieſem unabhängig zu gehen. Als der Bund rüſtete, rieth er davon ab, und als man ihn zur Theilnahme aufforderte, verweigerte er ſie und erklärte, daß er nur zum Schutze ſeiner Län-

der gerüſtet ſeyn werde. In's Geheim war er aber ſchon mit dem Kaiſer einverſtanden; wie eng, und auf welche Bedingungen, iſt nicht erwieſen; leider aber iſt wahrſcheinlich, daß die Ausſicht auf das Churfürſtenthum ihm ſchon als Lohn vorgehalten war. Welch innerer Kampf mußte daher in ſeiner Seele ſeyn, als ihm der Churfürſt, bei dem Auszuge gegen den Kaiſer, ſein Land ſelbſt anvertraute, um es ihm zu ſchützen und dereinſt treu zurückzuliefern! — Aber kein äußeres Zeichen that den inneren Kampf kund, — und die Klugheit beſiegte die Wahrheit; um ſich nicht zu verrathen, nahm er die Obhut des churfürſtlichen Landes an.

Der Kaiſer gab ſich alle Mühe, den bevorſtehenden Krieg nicht als eigentlichen Religionskrieg gelten zu laſſen. In einem Schreiben an die oberteutſchen, proteſtantiſchen Städte, Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm, welches er noch von Regensburg aus erließ, verſicherte er theuer: »Daß ſich die Rüſtung kaiſerlicher Majeſtät keineswegs erhebe, um Religion und Freiheit zu unterdrücken, ſondern nur um einige widerſpenſtige Fürſten zum Gehorſam zu bringen, welche unter dem Deckmantel der Religion andere Glieder des heiligen Reiches unter ſich zu bringen trachteten, und Gericht und Ordnung ſo wie die kaiſerliche Hoheit, nicht mehr achteten.« Allein der gerade, freie Sinn der teutſchen Bürger fühlte wohl, daß ein Theil dieſer Erklärung nur Worte war, und welche Gefahr, nach Niederwerfung der Fürſten, ihnen ſelbſt drohe; ſie hielte feſt an ihrem Bunde mit den evangeliſchen Ständen. Auch machte bald ein unerwartetes Ereigniß alle Bemühungen Karls in dieſer Hinſicht vergeblich. Kaum hatte er nemlich das Bündniß mit dem Papſte abgeſchloſſen, welches durch ſeinen Inhalt ſeine Erklärung gegen die oberteutſchen Städte geradezu Lügen ſtrafte, ſo machte es der Papſt öffentlich bekannt, und erließ eine Bulle nach Teutſchland, in welcher er des Kaiſers Krieg als eine heilige Unternehmung für die Religion darſtellte. »Der Weingarten des Herrn, heißt es darin, müſſe nun durch Feuer und Schwerdt

von dem Unkraute geſäubert werden, welches von den Ketzern in Teutſchland geſäet ſey.“ — Vermöge des Bündniſſes ſelbſt verſprach der Papſt eine Hülfe von 12,000 Mann italieniſches Fußvolk und 500 Mann leichter Reuterei, welche er ſechs Monate auf ſeine Koſten unterhalten wollte. Außerdem gab er 200,000 Kronen zum Kriege, und erlaubte dem Kaiſer, den halben Ertrag aller ſpaniſchen Kirchengüter auf das laufende Jahr zu beziehen. Dagegen verſprach Karl: „Die Widerſpänſtigen in Teutſchland mit Kriegsgewalt zur alten Religion und zum Gehorſam gegen den römiſchen Stuhl zu bringen, und ohne Bewilligung des heiligen Vaters keine Uebereinkunft, welche der römiſchen Kirche irgend nachtheilig ſeyn könnte, mit denen zu treffen, die in dem neuen Mißglauben wären.“

Durch dieſe Bekanntmachung mußte der Krieg wohl, gegen Karls Abſicht, als Religionskrieg erſcheinen, und ſo wünſchte es der Papſt. In den proteſtantiſchen Ländern aber regte ſich nun eine unbeſchreibliche Erbitterung. Hätten die Führer ſolche Stimmung zur Aufregung der ganzen Volkskraft zu benutzen und ſie zu leiten gewußt, der Kaiſer würde mit ſeinen Spaniern und Italienern nicht widerſtanden haben. Denn die übrigen teutſchen Fürſten, ſelbſt die katholiſchen, hielten ſich meiſtens ruhig; ſie ſelbſt fürchteten, nach Unterdrückung der Proteſtanten, die Alleingewalt des Kaiſers in Teutſchland.

13. Der ſchmalkaldiſche Krieg.
1546 und 47.

Die Macht der oberländiſchen Städte erſchien zuerſt im Felde; ein ausgeſuchter Haufen, unter einem trefflichen Hauptmanne. Dieſer war Sebaſtian Schärtlein von Burtenbach, im Augsburger Gebiete, ein ritterlicher, kühner, in allen Kriegsſachen erfahrener Mann, deſſen Rath immer des rechten Fleck traf, und nie auf das Halbe, ſondern auf

die Vernichtung des Feindes ging. Er war ſchon gegen Türken und Franzoſen zu Felde gezogen, und mit in der Schlacht bei Pavia, ſo wie bei dem Sturme auf Rom unter Bourbon geweſen. Zu ihm geſellte ſich auch der Haufen des Herzogs Ulrich von Würtemberg unter dem tapfern Hans von Heydeck. Schärtlin faßte ſogleich den Kriegsplan dahin ab, die ſich bildende Kriegsmacht des Kaiſers im Entſtehen zu vernichten; denn Karl, der noch immer in Regensburg ſaß, hatte höchſtens 8 bis 10,000 Mann bei ſich, und wartete der Haufen, die in Teutſchland geworben wurden, und die aus Italien und den Niederlanden heranzogen. Zuerſt rückte Schärtlin gegen einen großen Werbeplatz des Kaiſers in Schwaben, das Städtchen Fueſſen am Lech. Aber die Haufen zogen ſich bei ſeiner Annäherung in Baiern hinab, und als er ſie raſch verfolgen wollte, kam eben ein Bote von dem Rathe der Stadt Augsburg, deren beſonderer Dienſtmann er war, mit dem Befehle, den friedlichen Boden des Herzogs von Baiern nicht zu betreten. Das bairiſche Haus hatte gedroht, ſich zu dem Kaiſer zu ſchlagen, wenn ſein Gebiet verletzt werde; allein, wenn es völlig partheilos daſtehen wollte, ſo hätte es auch den Schaaren des Kaiſers den Durchzug nicht geſtatten dürfen. — Mit Bekümmerniß ſtand Schärtlin am Lech, ohne ihn überſchreiten zu dürfen; denn er hatte noch Größeres im Sinne gehabt: wenn er die kaiſerlichen Haufen raſch auseinander getrieben, wollte er auf Regensburg ſelbſt ziehen. Die dort verſammelte Kriegsmacht war noch ſo gering, daß der Kaiſer wahrſcheinlich die Flucht ergreifen mußte, und dann war Oberteutſchland für ihn verloren. — Schärtlin ſchrieb, »daß gewiß einſt Hanibal nicht mit betrübterem Herzen von Italien abgezogen ſey, als er zu dieſer Stunde vom Vaterlande.«

Aber ſchnell ſich faſſend beſchloß er nun, die päpſtlichen Haufen nicht nach Teutſchland zu laſſen. Nie war ein ſo wohlgerüſtetes Heer in Italien aufgeſtellt worden; tapfere Schaaren, unter verſuchten Hauptleuten, und von Eifer gegen die Proteſtan-

ten erfüllt. Ihr Weg ging durch Tyrol; Schärtlin wollte ihnen denſelben verſperren, rückte mit Eilzügen gegen die Ehrenberger Klauſe und nahm dieſen wichtigen Paß durch Ueberrumpelung ein. Dann zog er gegen Inſpruck und hätte ſicher ſeinen Zweck erreicht, alle Päſſe zu beſetzen, wenn nicht ein neuer Befehl von den Bundeshäuptern angekommen wäre, Tyrol wieder zu räumen, weil der König Ferdinand, dem das Land gehörte, noch nicht den Krieg gegen den ſchmalkaldiſchen Bund erklärt habe. — So zeigte ſich gleich Anfangs die Halbheit und Zaghaftigkeit der Bundesgenoſſen in ſolchem Grade, daß der ſchärfer Sehende ihren Sachen kein Glück weiſſagen konnte. Denn die thörigtſte Unentſchloſſenheit iſt es, wenn einmahl der Krieg unvermeidlich iſt, deſſen zu ſchonen, der, wenn auch noch nicht als erklärter, doch als ganz gewiſſer Feind daſteht. — Schärtlin mußte indeß dem Befehle gehorchen und die ſchönſte Zeit, etwas auszurichten, verſtreichen laſſen.

Unterdeß waren das ſächſiſche und heſſiſche Heer auch gerüſtet und nahmen ihren Weg nach Oberteutſchland. Die beiden Bundeshäupter erließen am 4ten Juli eine Schrift an den Kaiſer des Inhalts: „Sie wüßten ſich keines Ungehorſams ſchuldig, weshalb der Kaiſer ſie überziehen wolle. Wenn ſie aber auch ein Vergehen auf ſich hätten, ſo ſey es doch vorher billig, ſie ſelbſt zu hören; und wenn dieſes geſchähe, ſo würde man offenbar ſehen, der Kaiſer unternehme den Krieg auf Anſtiften des Papſtes, um die Lehre des Evangelii, und die Freiheit des teutſchen Reiches zu unterdrücken.“ — Dieſes letztere iſt die ſchwere Beſchuldigung, welche die Gegner jetzt zum erſtenmahl auf den Kaiſer warfen, und die begierig aufgefaßt und in alle Welt ausgebreitet wurde. Durch dieſes Eine Wort, wenn es geglaubt wurde, mußte ſelbſt der Religionseifer der Katholiken überwältigt werden, daß ſie dem Kaiſer kaum den Sieg über die Gegner wünſchen durften. Und dieſer ſchien ſogleich durch eine raſche That die Beſchuldigung zu beſtätigen, welche ihm eben gemacht war. Als ihm das Schreiben der Bun-

desoberſten gebracht wurde, nahm er es nicht einmahl in die Hand, ſondern beantwortete es auf der Stelle durch eine Achtserklärung der beiden Fürſten von Sachſen und Heſſen. Er wirft ihnen darin jeglichen Ungehorſam gegen das kaiſerliche Wort und die Abſicht vor, »ihm Krone und Scepter und alle Gewalt zu nehmen und an ſich zu bringen und am Ende jedermann unter ihre Tyrannei zu zwingen.« Er nennt ſie Rebellen, Meineidige und Hochverräther. So hart iſt hinwiederum ſein Wort gegen das ihrige, und ſo iſt es die Art der heftig aufgeregten Zeitalter, daß in der Hitze des Streites bald ein jeglicher mit allen Waffen, auch denen der Worte, dem Gegner das Feld abzugewinnen ſucht; denn nicht zu berechnen iſt in ſolcher Zeit die Gewalt der öffentlichen Meinung für den, der ſie feſtzuhalten weiß. Der Kaiſer hatte in dieſem letzten Schritte die alten Rechte des Reiches verletzt, nach welchen es nicht ihm allein, ohne ein Fürſtengericht, zukam, die Acht gegen einen Reichsſtand zu erklären. Aber dennoch iſt die, ſo oft gegen ihn wiederholte, Beſchuldigung zu hart, als habe er im Sinne gehabt, die ganze teutſche Verfaſſung über den Haufen zu ſtoßen und ſich zum alleinigen Herrn zu machen. Daß Kaiſer Karl V. zu den Gemüthern zu rechnen ſey, welche nach der höchſten Stufe des Ruhmes und der Macht ſtreben, und denen manches althergebrachte Recht weichen muß, weil es ihren neuen Bildungen im Wege ſteht, — daran kann die Geſchichte nicht zweifeln. Es mag daher auch niemand beſtimmen, wie weit der Kaiſer in Teutſchland gegangen ſeyn würde, wenn ihm die Umſtände ſo günſtig geweſen wären, als ſie ihm nun zuwider waren; denn Geiſtern ſeiner Art, die nicht aus innerm, angebornem Maaße ſich ſelbſt eine Schranke ſetzen, iſt die Gunſt der Gelegenheit das einzige Maaß des Begehrens. Sie unternehmen, was ihnen ausführbar ſcheint; aber auch nur dieſes. Das Unmögliche hütete ſich Kaiſer Karl wohl zu beginnen. Er beherrſchte einen ſo großen Kreis der Staaten und hatte ſo mächtige Gegner in Europa, daß er nicht hoffen durfte, auf

Teutſchland ſo anhaltende und alleinige Sorge wenden zu können, wie die Durchführung der Alleinherrſchaft forderte, und darum verſuchte der kluge Mann das Vergebliche nicht. Inſofern zeigte er ſich jedoch als den ſtolzen, einen halben Welttheil beherrſchenden Kaiſer, daß er in einzelnen Dingen, wenn es auf die raſche That ankam, ſich nicht an die Form des Rechtes band; und ſo kann man wohl ſagen, daß die Verletzung der Reichsfreiheit in ſeiner Geſinnung, aber nicht daß ſie in ſeinem Plane gelegen habe.

Uebrigens trat er in dieſem Anfange des ſchmalkaldiſchen Krieges in der vollen Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und in ächter Heldengröße auf. Obgleich nur mit wenigen Kriegern umgeben, und von einem Heere von 70 bis 80,000 Mann, dem glänzendſten, welches Teutſchland ſeit langem geſehen hatte, bedroht, antwortete er zuerſt ruhig mit der Achtserklärung, und begab ſich dann mit ſeinem kleinen Heere von Regensburg nach Landshut, um den heranziehenden Schaaren aus Italien näher zu ſeyn. Damit aber darüber bei den Seinigen keine Furcht entſtehen möchte, erklärte er ſogleich, daß er nicht von dem teutſchen Boden weichen, ſondern lebend oder todt dort ausharren werde. Er hatte die beſte Schutzwehr in dem uneinigen Geiſte, welcher in dem Lager der Bundesgenoſſen herrſchte. Zu den beiden, ſchwer zuſammenſtimmenden, Führern war nun noch Schärtlin mit dem ſtädtiſchen Heere gekommen. Schon mit dem Churfürſten, welcher ihn oft in raſchen Unternehmungen aufhielt, theilte der Landgraf Philipp ungern den Oberbefehl; nun erſchien noch als dritter ein Krieger, der größere Erfahrenheit beſaß, als ſie beide, und auf den alle mit Bewundrung blickten; und es war zu fürchten, daß er den beſten Ruhm aus dieſem Kriege davon tragen werde. Auch ſcheint es faſt, als habe die alte Eiferſucht zwiſchen Fürſten und Städten ſelbſt hier das völlige Einverſtändniß getrübt. Gewiß iſt, daß der Mangel deſſelben die Haupturſache des Mißlingens war.

Als das Heer vereinigt war, rieth Schärtlin,

auch jetzt noch den Kaiſer in Landshut zu überfallen und zu umzingeln; aber man konnte nicht einig darüber werden, und die koſtbare Zeit wurde wiederum verſäumt. Der Kaiſer dagegen benutzte ſie trefflich; er zog alle ſpaniſchen und italieniſchen Hülfsvölker, und die in Teutſchland geworben waren, an ſich, und als er ſich ſtark genug hielt, rückte er die Donau hinauf nach Ingolſtadt. Hier fing er an, ein ſtarkes verſchanztes Lager zu errichten; denn im offenen Felde zu ſchlagen, wagte er noch nicht, bis der Graf von Büren, der mit einem bedeutenden Heereshaufen aus den Niederlanden kam, zu ihm geſtoßen ſey. Die Bundesverwandten waren ihm nach Ingolſtadt gefolgt, und da entſchloſſen ſie ſich endlich, ſein Lager, welches noch nicht ganz vollendet war, zu beſchießen, ob der Kaiſer etwa zu einer Schlacht herausgelockt werden möge Am letzten des Auguſtmonats, mit Anbruch des Tages, rückten ſie heran; ſie bildeten die Geſtalt eines halben Mondes, und beſetzten die Anhöhen umher mit ihrem Geſchütz. In den Schaaren war Muth und Kampfluſt; ein kühner Sturm, im entſcheidenden Augenblicke raſch ausgeführt, hätte leicht den Verbündeten einen vollſtändigen Sieg gewinnen können. Denn noch war ihnen der Kaiſer an Kräften bei weitem nicht gleich, und ſein Lager umgab erſt ein einfacher Graben. Der Gedanke eines ſolchen Sturmes blieb den Bundesgenoſſen auch nicht fremd; nach einigen Nachrichten faßte ihn der Landgraf Philipp, nach andern aber Schärtlin in dem Augenblicke, als das Feuer ſeiner zwölf großen Feuerſchlangen die ſpaniſchen Hackenſchützen wieder in das kaiſerliche Lager zurückgetrieben hatte, aus welchem ſie hervorbrechen wollten. Allein Unentſchloſſenheit und Uneinigkeit der Anführer vereitelten auch dieſesmahl die raſche Entſcheidung. Der Kaiſer, der mit großer Kaltblütigkeit den Seinigen Muth einredete und keine Gefahr ſcheute, gewann Zeit, die Verſchanzungen zu vollenden, und nun konnte er ruhig zuſehen, wie die Verbündeten ſich an ſeinem Lager müde ſchoſſen. Schärtlin konnte, wie er ſelbſt erzählt, von der Zeit an kein

Herz mehr zu dieſem Kriege faſſen, »denn er ſehe keinen Ernſt zu einem rechtſchaffenen Kriege.«

Fünf Tage lang beſchoſſen die Fürſten das kaiſerliche Lager, ohne etwas Bedeutendes auszurichten; und als ſie hörten, der Oberſte von Büren ſey mit der Hülfe aus den Niederlanden bereits über den Rhein gegangen, brachen ſie plötzlich mit ihrem Lager auf, ihm entgegen. Der Kaiſer traute ſeinen Augen kaum, als er das große Heer ſo unverrichteter Sache abziehen ſah, und ritt ſelbſt mit dem Herzog von Alba aus dem Lager, um den Abzug zu beobachten.

Die Vereinigung des Grafen von Büren mit dem Kaiſer konnten die Verbündeten dennoch nicht hindern, und dieſer, ſo anſehnlich verſtärkt, fing nun an, vorzurücken, einen Ort nach dem andern an der Donau wegzunehmen und ſich zum Herrn des Fluſſes zu machen. Als darauf auch Augsburg von ihm bedroht wurde, riefen die Bürger ihren Oberſten Schärtlin von dem Bundesheere zum Schutze ihrer Stadt zurück.

Der Winter kam heran; es fehlte an Vorräthen und am Gelde; in dem verbündeten Heere zeigte ſich Mißmuth und Zaghaftigkeit, weil die Heerführer kein Vertrauen einzuflößen wußten; die ſchwäbiſchen Bundesgenoſſen waren am verdroſſenſten, weil die ganze Laſt des Krieges auf ihnen ruhte und die Heere nun ſchon ſechs Wochen unthätig gegen einander lagen. Da ſchickten die Fürſten ein Schreiben in des Kaiſers Lager und verſuchten, wegen des Friedens oder doch eines Anſtandes zu unterhandeln. Dadurch aber thaten ſie ihre Schwäche ganz laut und offenbar kund und gaben ſich auch ohne Schlacht beſiegt. Voller Freude ließ der Kaiſer das Schreiben vor der ganzen Schlachtordnung ableſen, und ſtatt aller weiteren Antwort mußte der Markgraf von Brandenburg den Fürſten kund thun: »Er wiſſe keinen Weg, den Frieden einzuleiten, als wenn der Churfürſt und der Landgraf ſich ſelbſt und alle ihre Anhänger, ihr ganzes Heer und Land und Unterthanen der Gnade und Ungnade des Kaiſers hingäben.«

Nach ſolchem Beſcheide brachen die Bundesfürſten in den letzten Tagen des Novembers von Giengen auf und zogen in ihre Länder zurück.

Der Herzog Moritz und der Churfürſt. — Den Churfürſten von Sachſen rief auch die Bothſchaft dringend in ſein Land, daß der Herzog Moritz daſſelbe, bis auf wenige Oerter, eingenommen habe. Der Kaiſer nemlich hatte ſeinem Bruder Ferdinand, als Könige von Böhmen, aufgetragen, gemeinſchaftlich mit dem Herzog Moritz die Acht gegen den Churfürſten zu vollziehen; und die Lage der Dinge war ſo, daß, wenn Moritz nicht Theil nahm und die churfürſtlichen Länder nicht ſelbſt beſetzte, dieſe auf immer verloren ſchienen. So wenigſtens ſtellte es Moritz dar, als er die Stände ſeines Landes zuſammenrief, um ihre Einwilligung zu dieſem Unternehmen zu erhalten; denn ohne ſie durfte er ſo wichtigen Handel nicht anfangen. Er bot alle Kunſt der Rede auf, einen Schein des Rechtes auf ſein Betragen und ſeine Wünſche zu werfen. Am meiſten entſchied aber der plötzliche Einfall von Ferdinands leichten, ungariſchen Reutern, die von Böhmen hereinbrachen; vor dieſen wilden Horden ging ein furchtbarer Schrecken her, und es ſchien eine Wohlthat, Moritzens ſächſiſchen Kriegern ſich zu ergeben; bald war das ganze Churfürſtenthum, bis auf Wittenberg, Eiſenach und Gotha, in des Herzogs Händen. — Aber die Stimme des Volkes in dieſen Ländern verdammte ſein Beginnen dennoch; es erſchien ihnen als ein Verrath an dem evangeliſchen Glauben, und von den Kanzlern, ſo wie in Schriften, wurde daſſelbe ſehr hart geſcholten.

Jetzt kehrte auch der Churfürſt voll bitteres Unmuthes zurück; es war im December 1546. Es gelang ihm, ſein Land bald wieder zu erobern und von des Herzogs Lande auch einen Theil einzunehmen, nachdem er den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der ſeinem Freunde Moritz vom Kaiſer zu Hülfe geſchickt war, in Rochlitz überfallen und ge-

fangen genommen hatte. Von Böhmen aus konnte Moritz auch keine Hülfe erhalten, denn die böhmiſchen Stände weigerten ſich, gegen ihre ſächſiſchen Glaubensbrüder zu Felde zu ziehen, und der König Ferdinand fing ſelbſt an um dieſes Land beſorgt zu ſeyn; ſchon war es faſt zum offenbaren Aufſtande gediehen. So kam es dahin, daß der Herzog Moritz von ſeinem eigenen Lande nur noch die Städte Dresden, Pirna, Zwickau und Leipzig übrig hatte und ſeine einzige Hoffnung auf den Kaiſer Karl ſetzen mußte.

Der Kaiſer ſtraft die oberländiſchen Städte. — Karl war unterdeß beſchäftigt, die proteſtantiſchen Städte in Südteutſchland zu unterwerfen. Es war kein leichtes Unternehmen, denn dieſe Städte waren nach der damaligen Weiſe ſehr feſt und konnten lange widerſtehen, und indeß konnten ſich die Fürſten in Nordteutſchland zu dem neuen Feldzuge rüſten. Allein es war, als wenn Muth und Beſonnenheit auf einmahl von Allen gewichen ſey; wohin der Kaiſer kam, unterwarfen ſich ihm die Städte. Bopfingen, Nördlingen, Dünkelsbühl und Rothenburg öffneten ihm ohne Schwerdtſtreich ihre Thore; das mächtige Ulm ſandte Boten, welche knieend, auf freiem Felde, in ſpaniſcher Sprache, (dieſes wurde ihnen mit Recht von den Bundesgenoſſen ſehr übel gedeutet), um Gnade flehten, und zahlte 100,000 Goldgulden als Buße. Frankfurt zahlte 80,000, Memmingen 50,000, die kleineren nach Verhältniß, und nun kam die Reihe an Augsburg. Der tapfere Schärtlin entwarf mit Freudigkeit den Plan zu ihrer Vertheidigung. Die Stadt hatte die ſchönſten Mauern, zweihundert Stück Geſchütz, und eine große, ſtreitbare Bürgerſchaft; wenn ſie ſtandhaft blieb, ſo konnte dem ganzen Bunde von Neuem der Muth erweckt werden. Aber die Reichen in der Stadt wollten die Gefahr nicht in der Nähe ſehen; einer derſelben, Anton Fugger, ſchlich ſich zum Kaiſer in's Lager und brachte als

Bedingung zurück, daß die Stadt 150,000 Goldgulden zahlen, ſpaniſche Beſatzung einnehmen und den braven Schärtlin verbannen ſollte. Dieſer bot noch einmahl die Kraft ſeiner Rede auf, den Muth in ihnen zu erwecken, und berief ſich auf ihren Vertrag mit ihm, nach welchem ſie ihn nicht wegſchicken konnten. Aber ſie flehten ihn mit Thränen an, doch nur zu gehen. Da ging er endlich voll Unwillens und begab ſich nach der Schweiz; die Spanier beſetzten die Stadt.

Außer den Städten hatten auch zwei Fürſten in Oberteutſchland an dem Kriege Theil genommen, der Herzog Ulrich von Würtemberg und der Churfürſt Friedrich von der Pfalz. Letzterer war jedoch nicht Glied des ſchmalkaldiſchen Bundes, und hatte nur, nach einem Erbvertrage mit dem würtemberger Herzoge, dieſem 300 Reuter und 600 Fußknechte zu Hülfe geſendet; auch war er des Kaiſers Jugendfreund, ſie waren zuſammen als Knaben in Brüſſel erzogen; daher erhielt er leicht Verzeihung. Der Herzog Ulrich dagegen mußte, ſammt ſeinen Räthen, knieend Abbitte thun, ſeine beſten Feſtungen nebſt allem Geſchütze übergeben, und 300,000 Goldgulden bezahlen, nachdem er dem Kaiſer in allen Dingen Gehorſam gelobt hatte.

So war der ſchmalkaldiſche Bund in Oberteutſchland bald vernichtet und der Kaiſer faßte den raſchen Entſchluß, ſein Heer nicht in's Winterlager zu legen, ſondern die Sachen auch in Nordteutſchland ohne Aufenthalt zu Ende zu führen. In Eger warteten ſeiner der König Ferdinand und der Herzog Moritz, faſt als Vertriebene aus ihren Ländern; er traf am 5. April bei ihnen ein und ſie feierten dort zuſammen das Oſterfeſt. Dann brachen ſie ſofort wieder auf, und ſchon am 22. April ſtand Karl in der Gegend von Meißen an der Elbe.

14. Die Schlacht bei Mühlberg.

(24ſten April 1547)

Der Churfürſt hatte es lange gar nicht glauben können, daß Karl ſelbſt gegen ihn im Anzuge ſey; nun da er ihn vor ſich ſah, brach er eilend die Brücke bei Meißen ab und führte ſein Heer an dem rechten Elbufer hinab, um ſeine Hauptſtadt Wittenberg zu erreichen. Hier konnte er alle Mittel zu einer langen und tapfern Gegenwehr finden. Dem Kaiſer dagegen lag Alles daran, daß der Feind unterwegs ſchon angegriffen würde, damit der Krieg ein ſchnelles Ende gewönne. Eilend zog er daher an dem andern Elbufer, den Churfürſtlichen faſt zur Seite, und ſuchte nach einer Furth, um durch den Fluß zu kommen. Der Churfürſt hatte bei dem Städtchen Mühlberg Halt gemacht. Noch ſpät am Abend ritt der Kaiſer ſelbſt mit ſeinem Bruder und dem Herzog Moritz am Ufer hin und nirgends wollte ſich ein bequemer Uebergang zeigen; denn die Elbe war hier 300 Schritte breit und das entgegengeſetzte Ufer war höher als das dieſſeitige. Da führte der Herzog Alba einen jungen Bauern aus einem nahen Dorfe herbei, welcher ihnen eine Furth im Fluſſe zu zeigen verſprach; die Sachſen hatten ihm zwei Pferde mit fortgeführt, aus Rache wollte er ihren Feinden dieſen Dienſt erzeigen. Moritz verſprach ihm hundert Kronen und zwei andere Pferde.

Unter dem Schutze eines dicken Nebels ſuchten nun am andern Morgen einige tauſend ſpaniſche Hakenſchützen durch die Furth an's andere Ufer zu gelangen. Ein Haufen von ihnen ſchwamm, nach abgeworfenem Harniſch, den Säbel zwiſchen den Zähnen, hinüber, eroberte einige Kähne und brachte ſie zum Kaiſer, ſie wurden mit Schützen bemannt und dieſe feuerten nun auf die Sachſen am andern Ufer, während die Reuter durch die Furth ſetzten und jeder einen Fußknecht hinter ſich mit hinüber nahm. Darnach folgte auch der Kaiſer, deſſen Pferd der wegweiſende Bauer am Zügel führte, der König Ferdi-

nand, der Herzog Moritz, und des Kaiſers Feldherr, Herzog von Alba.

Es war ein Sonntagmorgen. Der Churfürſt wohnte dem Gottesdienſte in Mühlberg bei, und als man ihm die Nachricht brachte, der Feind gehe über den Fluß, — und bald, er ſey ſchon ganz nahe, konnte er es noch immer nicht glauben, und wollte den Gottesdienſt nicht unterbrechen. Endlich, nachdem er vollendet, hatte er nur noch eben Zeit, ſeinem eilig abziehenden Heere zu folgen. Er gab Befehl, daß das Fußvolk nur ſtreben ſolle, Wittenberg zu erreichen, die Reuter aber, den Feind durch kleine Gefechte aufzuhalten; das Geſchütz war ſchon nach Wittenberg vorausgeſchickt. Die Kaiſerlichen eilten den Sachſen eben ſo ſchnell nach und ereilten ſie auf der Lochauer Haide; und obgleich auch ihr Geſchütz und ſelbſt der größte Theil des Fußvolks noch zurück war, ſo gab der Kaiſer, auf Alba's Rath, dennoch Befehl zum Angriff. Die ſpaniſchen und neapolitaniſchen Reuter drangen gewaltig ein; Herzog Moritz ſelbſt focht unter den Vorderſten; die ſächſiſchen Reuter kamen in Verwirrung und ſtürzten ſich auf ihr eigenes Fußvolk, welche in Eile am Saume eines Waldes in Schlachtordnung geſtellt war. Der Churfürſt befehligte von einem Wagen herab, weil ſein ſchwerer Körper ihn am Reiten verhinderte; der Kaiſer dagegen, dem man an dieſem Tage die Kränklichkeit ſeines Körpers nicht anſah, ritt auf einem andaluſiſchen Roſſe in der rechten Hand die Lanze haltend, in weithin ſchimmerndem, vergoldetem Helme und Panzer, und das Kriegsfeuer aus ſeinem Auge ſtrahlend. — Mit dem furchtbaren Kriegsgeſchrei Hiſpania! Hiſpania! durchbrachen die Kaiſerlichen auch das ſächſiſche Fußvolk. Es floh nach allen Seiten; Verwirrung und Schrecken überall! Durch die ganze Heide hin wurden die Fliehenden erſchlagen und bedeckten eine lange Strecke von Koßdorf bis gen Falkenburg und Beiersdorf hin. Einer der Söhne des Churfürſten wurde von den Verfolgern ereilt; er vertheidigte ſich tapfer, erſchoß, durch zwei harte Hiebe vom Pferde ſinkend, noch im Fallen einen

Feind, und ward glücklich durch herbeiſprengende, ſächſiſche Reuter gerettet. Sein Vater aber entkam nicht. Er hatte einen ſchweren, friſiſchen Hengſt beſtiegen, wurde aber von den leichten Reutern eingeholt und indem er um ſich ſchlug, von einem Ungar in die linke Backe gehauen. Das Blut rann über ſein Geſicht, er wollte ſich dennoch nicht ergeben; da drängte ſich ein Ritter des Herzogs Moritz, Thilo von Trodt, durch die Ungarn, und rief ihn auf teutſch an, ſeines Lebens zu ſchonen. Dieſem, »weil er ein Teutſcher ſey,« gab er ſich gefangen, und zog, als Wahrzeichen deſſen, zwei Ringe vom Finger, die er ihm reichte. Der Ritter brachte ihn zum Herzog von Alba, und dieſer, auf ſein wiederholtes Verlangen, zu dem Kaiſer, der mitten in der Heide zu Pferde hielt. Johann Friedrich, wie er herankam, ſeufzte tief und ſprach, die Augen gegen den Himmel gerichtet: »Herr Gott, erbarme dich meiner, nun bin ich hier!« Sein Anblick mußte die Umſtehenden erſchüttern; ſein Geſicht blutete, ſein Panzerhemd war mit Blut bedeckt. Er ſtieg mit Hülfe des Herzogs Alba vom Pferde, und wollte vor dem Kaiſer auf ſeine Knie ſinken, indem er den Blechhandſchuh auszog, um zugleich, nach teutſcher Sitte, die Rechte zu reichen. Aber der Kaiſer litt beides nicht, und wandte ſich finſter zur Seite. Da fing der Churfürſt an: »Großmächtigſter, allergnädigſter Kaiſer!« — »So, bin ich nun euer gnädigſter Kaiſer?« fiel dieſer ein, »ſo habt ihr mich lange nicht geheißen.« Der Churfürſt fuhr fort: »Ich bin Euer kaiſerlichen Majeſtät Gefangener, und bitte um fürſtlichen Gewahrſam.« — »Wohl, ihr ſollt gehalten werden, wie ihr verdient,« ſchloß der Kaiſer. Dann wurde der Churfürſt durch Alba mit dem Herzog Ernſt von Braunſchweig Lüneburg, der gleichfalls gefangen war, in's Lager geführt.

So endigte dieſer, für den Kaiſer ſo glückliche Tag, von dem er ſelbſt in Cäſars Weiſe ſchreibt: »Ich kam, ich ſah, und Gott ſiegte.«

Nach einer Ruhe von zwei Tagen zog er nach Torgau, welches ſich ſofort ergab, und von da

nach Wittenberg, der Hauptſtadt des Landes. Sie war feſt, mit guter Beſatzung verſehen, und die Bürgerſchaft voller Muth; wenn ſie ſich hielt, ſo mußte Karl vielleicht Sachſen verlaſſen, ohne das Werk vollendet zu haben; denn zu einem langen Feldzuge war er nicht gerüſtet. Da wandte er, in ſeiner Ungeduld, ein Mittel an, welches ihn von Neuem der Ueberſchreitung des Rechtes und der Reichsverfaſſung anklagt. Er ließ durch einen Herold der Churfürſtin und ihren Söhnen kund thun, daß er ihnen, wenn ſie die Stadt nicht übergäben, das Haupt des gefangenen Vaters ſenden werde; und als dennoch eine abſchlägige Antwort erfolgte, ließ er über den unglücklichen Fürſten durch ein Kriegsgericht das Todesurtheil ſprechen. Das durfte er, wenn es gleich das gerechteſte Urtheil geweſen wäre, nicht ohne einen teutſchen Fürſtentag. Wohl mag es ihm mit der Hinrichtung ſelbſt nicht Ernſt geweſen ſeyn, die nur ein Schreckmittel für die in der Stadt ſeyn ſollte; allein die Verletzung des Rechtes lag in der Weiſe des Urtheils, und wenn es als Schreckmittel nicht würkte, ſo war von Karls ſtrengem Sinne, der keinen Schritt zurück that, die Vollziehung deſſelben wohl zu fürchten.

Der Churfürſt, der im Glücke ſich ſchwach gezeigt, bewies jetzt den Heldenmuth einer ſtarken Seele. Das Todesurtheil wurde ihm angekündigt, als er eben mit dem Herzog Ernſt von Lüneburg am Schachbrett ſaß. Ruhig ſprach er: »Ich kann nicht glauben, daß der Kaiſer dermaßen mit mir handeln werde; iſt es aber gänzlich alſo bei der kaiſerlichen Majeſtät beſchloſſen ſo gegehre ich, man ſoll es mir feſt zu wiſſen thun, damit ich, was meine Gemahlin und meine Kinder angeht, beſtellen möge.«

Vom Herzog Moritz iſt nicht bekannt, daß er in dieſer Sache ſein Wort bei dem Kaiſer verwendet habe; der Churfürſt Joachim von Brandenburg dagegen kam ſogleich in das kaiſerliche Lager und bemühte ſich aufs eifrigſte, das Unglück durch einen Vergleich abzuwenden. Es gelang ihm auch, aber unter harten Bedingungen für Johann Friedrich.

Dieſer mußte für ſich und ſeine Nachkommen auf die Churwürde und auf ſein Land Verzicht leiſten, welches beides an Herzog Moritz überging. Seine Feſtungen Wittenberg und Gotha wurden dem Kaiſer ausgeliefert, und er ſelbſt ſollte deſſen Gefangener bleiben, ſo lange es dieſem gefallen würde; ſo daß er ihn ſogar nach Spanien, unter die Obhut des Infanten Don Philipp ſchicken könnte. Den nöthigen Unterhalt für ihn und ſein Haus ſollte Moritz darreichen und es wurden dazu die Einkünfte der Aemter Eiſenach, Gotha, Weimar und Jena beſtimmt. In einem Artikel des Vertrages ſollte der abgeſetzte Churfürſt auch im Voraus verſprechen, alles anzunehmen, was das Concilium zu Trient oder die kaiſerliche Machtvollkommenheit wegen der Religion anordnen möchten; — allein dazu war er auf keine Weiſe zu bewegen; der Kaiſer mußte hierin nachgeben, und ſelbſt die Spanier fanden des Churfürſten Standhaftigkeit ruhmvoll.

Da es in Wittenberg bekannt wurde, daß die Stadt dem Kaiſer übergeben werden, aber in der freien Uebung des Augsburger Religionsbekenntniſſes bleiben ſollte, entſtand eine große Bewegung in derſelben. Anfangs wollten die Bürger bis auf den letzten Mann ſich vertheidigen, weil ſie der Zuſage der Religionsfreiheit nicht traueten; die Spanier hatten zu grauſam im Lande umher gehauſet; allein der Churfürſt befahl ihnen, keinen Widerſtand zu verſuchen, der Kaiſer werde treu und ſicherlich ſein Wort halten. Dann zog die ſächſiſche Beſatzung aus und vier kaiſerliche Fähnlein beſetzten die Stadt. Zwiſchen ihr und dem Lager wurde bald lebhaft verkehrt und das gegenſeitige Mißtrauen ſchwand immer mehr. Zu ihrer Verwunderung ſahen die Sachſen ihren abgeſetzten Herrn, wie er in Herzog Alba's Zelte von vornehmen Spaniern bedient und mit Ehrfurcht behandelt wurde. Die Churfürſtin ſelbſt erſchien in Trauerkleidern mit ihren Kindern vor dem Kaiſer, geführt von den Söhnen des römiſchen Königs und that einen Fußfall; der Kaiſer hob ſie ſehr freundlich auf, tröſtete ſie wegen ihres Unglücks, und er-

laubte, daß der Churfürſt acht Tage auf dem Schloſſe zu Wittenberg bei den Seinigen zubringen durfte. Ja, er ſelbſt begab ſich in die Stadt und erwiderte den Beſuch der Churfürſtin. Der Eindruck ſeines großen und ſtarken, jetzt beſänftigten Gemüthes tilgte den Widerwillen, den man in dieſen Landen gegen ihn gefaßt hatte, zum guten Theile aus, ſo wie er ſelbſt hinwiederum ein günſtigeres Urtheil über Nordteutſchland gewann, als die eifrigen Gegner der neuen Lehre ihm mochten gegeben haben. »Es iſt doch alles ganz anders im evangeliſchen Lande, und unter evangeliſchen Leuten, als ich mir gedacht habe,« — äußerte er in dieſen Tagen. Und als er hörte, daß während ſeiner Anweſenheit der lutheriſche Gottesdienſt eingeſtellt ſey, rief er aus: »Wer richtet uns das an? Iſt in unſerm Namen hier der Dienſt Gottes unterlaſſen, ſo gereicht uns dieſes nicht zum Gefallen! Haben wir in den hochteutſchen Landen doch nichts gewandelt in der Religion, wie ſollten wir es hier thun?« — Er beſuchte auch die Schloßkirche und ſah hier Luthers Grab. Einige Umſtehende, — man nennt den Herzog von Alba, — riethen ihm, »den Ketzer ausgraben und verbrennen zu laſſen;« aber Karl erwiderte: »Laßt ihn ruhen, er wird ſeinen Richter ſchon gefunden haben; ich führe Krieg mit den Lebenden und nicht mit den Todten.«

Der innere Sinn des Kaiſers war frei genug, um ſich über der leidenſchaftlichen Bewegung der Zeit zu halten. Wenn nur nicht die Rückſichten der Staatsklugheit oft die ſtrenge Wahrheit, bei ihm verdunkelt hätten! Denn wie ſtimmte dieſe Schonung der proteſtantiſchen Parthei mit dem Bündniſſe zuſammen, welches er mit dem Papſte geſchloſſen hatte?

Der neue Churfürſt Moritz bewies ſich gleichfalls ſehr freundlich gegen die Wittenberger: »Ihr ſeyd eurem Fürſten, meinem Vetter, ſo treu geweſen, das will ich euch ewig in Gutem gedenken,« — ſprach er im Weggehen zu den Vorſtehern der Stadt.

15. Der Kaiſer und Philipp von Heſſen.

An dem Tage, da Kaiſer Karl in Wittenberg einritt, wurde ſein alter Nebenbuhler, König Franz von Frankreich, in die Gruft getragen; das Glück ſchien ihm alle Hinderniſſe ſeiner großen Entwürfe auf einmahl aus dem Wege räumen zu wollen. Er zog nun von Wittenberg nach Halle, um mit dem zweiten Haupte des ſchmalkaldiſchen Bundes, dem Landgrafen von Heſſen, zu unterhandeln, und dieſer ſah keine Rettung mehr für ſich, als in der Gnade des nun übermächtigen Kaiſers, die er durch ſeinen Schwiegerſohn Moritz und den Markgrafen von Brandenburg eifrigſt nachſuchte.

Beide verwendeten ſich auf das Thätigſte für ihn, und Karl äußerte endlich durch ſeinen Kanzler Granzella: »Wenn der Landgraf ſelbſt zu ihm käme und ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergäbe, und wenn er die Bedingungen unterſchriebe, die er ihm vorlegen würde, ſo wolle er ihm ſein Land nicht nehmen und ihn auch nicht am Leben oder mit Gefängniß beſtrafen;« — ſo wenigſtens verſtanden es die Vermittler, und verbürgten ſich daher dem Landgrafen mit ihrem Ehrenworte, ſich ſelber ſeinen Söhnen in gefängliche Haft zu ſtellen, wenn Karl ihn nicht wieder frei von ſich ließe. Am 18 Juni kam Philipp auf dieſes ihr Ehrenwort in Halle an und am folgenden Tage wurde er vor den Kaiſer geführt. Dieſer ſaß auf einem Throne und um ihn ſtanden viele teutſche, ſpaniſche und italieniſche Große, unter andern auch der Herzog Heinrich von Braunſchweig, der Gefangene des Landgrafen, den er jetzt hatte frei geben müſſen, und der ſich nun an ſeiner Demüthigung weidete. Mit niedergeſchlagenem Blicke kniete der Landgraf am Fuße des Thrones nieder, und ſein Kanzler Güntherode, hinter ihm knieend, las die Abbitte an den Kaiſer ab. Sie war in ſehr demüthigen Ausdrücken abgefaßt, und ein Augenzeuge

erzählt, es habe ſich in der Verwirrung und Beſchämung, die den Landgrafen in ſolcher Lage, vor ſolcher Verſammlung, ergriff, auf ſeinem Geſichte ein Lächeln gezeigt, gleichſam als unbewußte Hülfe ſeiner Natur gegen das Gefühl der Schmach. Aber dem Kaiſer entging ſeine Mine nicht; drohend hob er den Finger auf und ſprach in ſeiner niederländiſchen Mundart, — denn er redete das Teutſche ſchlecht: — „Wol, ick ſoll di lachen lehren.“ Dann las des Kaiſers Kanzler, Dr. Seld, die Antwort: „Obwohl der Landgraf, wie er ſelbſt bekenne, die ſchwerſte Strafe verdient habe, ſo wolle dennoch der Kaiſer, aus angeborner Milde, und in Betracht der für ihn eingelegten Fürbitten, Gnade vor Recht ergehen laſſen, ihn von der Acht erledigen, und ihm das Leben, welches er verwürkt habe, ſchenken.“ Nach der Ableſung dieſer Antwort wollte ſich der Landgraf, als ein freier Fürſt, wieder erheben; und als der Kaiſer ihm keinen Wink dazu gab, auch ihm den teutſchen Handſchlag der Verſöhnung verſagte, ſtand er von ſelber auf und trat ab.

Zu Abend aß er mit dem Churfürſten Moritz und dem von Brandenburg bei dem Herzog Alba; nach der Mahlzeit wollte er ſich entfernen, da erklärte ihm der Herzog, daß er ſein Gefangener ſey. Beſtürzung ergriff ihn, ſo wie die beiden Vermittler, die ſich für ſeine Freiheit verbürgt hatten. Sie wendeten ſich an den Kaiſer ſelbſt, ſtellten ihm ihr Fürſtenwort vor, welches ſie zum Pfande geſetzt hätten; — aber der Kaiſer läugnete, den Landgrafen von aller Gefängniß frei geſagt zu haben, wenn er ihn gleich nicht mit ewiger Gefangenſchaft beſtrafen wolle. Und in der That mogten ſeine Räthe vielleicht mehr verſprochen haben, als er ſelbſt im Sinne trug, oder bei der Unkunde des Kanzlers Granvella in der teutſchen; und der beiden Churfürſten in der ſpaniſchen und franzöſiſchen Sprache, war vielleicht ein Mißverſtändniß vorgefallen.

Dennoch wäre es edler geweſen, das Wort der beiden Vermittler an dem Landgrafen zu erfüllen. Es lag dem Kaiſer freilich viel daran, die Anführer

des ſchmalkaldiſchen Bundes ſo lange als Gefangene zu halten, bis er ſeine Religionseinrichtungen in Teutſchland, vollendet hatte; denn er glaubte noch immer an die Möglichkeit einer Vereinigung der Partheien, und beide Fürſten waren die heftigſten Gegner derſelben geweſen. Aber Karl bedachte nicht, daß die Geradheit und Großmuth einem Herrſcher beſſer anſtehen und ſicherer zum Ziele führen, als die berechnende Vorſicht; und daß, wenn dieſe einmahl als Geſetz gilt, der Liſtige von dem noch Liſtigern ſicher um ſeinen Gewinn gebracht wird. Der Herzog Moritz, der ſeine Bürgſchaft nun nicht erfüllen konnte, und als ein Wortbrüchiger gegen den Landgrafen daſtand, hat ſich ſicherlich in dem Augenblicke, als der Kaiſer ſein und ſeiner Räthe Worte willkührlich deutete, der Pflichten der Dankbarkeit und Wahrheit gegen ihn entbunden gefühlt, und geglaubt, daß von da an nur die Klugheit zwiſchen ihnen zu walten brauche. In dieſer aber ſtand er dem Kaiſer nicht nach.

Der abgeſetzte Churfürſt und der Landgraf mußten dem kaiſerlichen Hoflager als Gefangene folgen, wohin er ſich wendete. Ueberdies wurden die heſſiſchen Feſtungen, bis auf Kaſſel und Ziegenhain, geſchleift, alles Geſchütz ward abgeführt, und die Stände mußten 150,000 Goldgulden als Stafe bezahlen. In den Vergleichen mit ſeinen Gegnern befolgte Kaiſer Karl die Grundſätze der Römer in der Zeit, da ſie ſich die Herrſchaft der Welt vorbereiteten. Wie ſie von den Karthagern, von den macedoniſchen und syriſchen Königen, nebſt großen Geldſummen, die Auslieferung der Kriegsſchiffe, der großen Kriegsmaſchinen und der Elephanten verlangten, ſo entwaffnete auch Karl ſeine Gegner, indem er ſie zwang, ihre feſten Plätze zu ſchleifen, das ſchwere Geſchütz herauszugeben, welches damahls noch ſelten und ſchwer wieder zu erſetzen war, und endlich ihm Geld zu neuen Unternehmungen zu zahlen. Er ſoll in den Verträgen mit den oberländiſchen Städten, dem Herzog von Würtemberg, dem Churfürſten und dem Landgrafen über 500 Stücke Geſchütz gewonnen haben,

die er nach Italien, Spanien und den Niederlanden abführen ließ. Die größte Unzufriedenheit erregten indeß die ſpaniſchen Beſatzungen, die er überall, wo es nur möglich war, beſonders aber in den oberteutſchen Städten, zurückließ. Der Uebermuth dieſer ſtolzen Ausländer, die noch dazu mit Religionshaß erfüllt waren, war unerträglich, und man vergaß nicht, daß der Kaiſer in der Wahlcapitulation verſprochen hatte, keine fremde Krieger in das Reich zu bringen.

16. Das Interim.

Es zeigt ſich immer mehr, daß die Beruhigung in Religionsſachen von dem Tridentiner Concilio nicht ausgehen werde. Die Proteſtanten weigerten ſich nach wie vor, die Ausſprüche deſſelben anzuerkennen, und drangen dagegen auf eine Kirchenverſammlung, „wo der Papſt nicht den Vorſitz, und die proteſtantiſchen Theologen die Macht hätten, mit und neben den Biſchöfen zu ſtimmen und die bereits gefaßten Dekrete neuerdings zu unterſuchen.“

In ſolche Forderungen wollte dagegen die päpſtliche Parthei nicht willigen, obgleich ſelbſt die katholiſchen Fürſten Teutſchlands ſehr dringend verlangten, daß die Stände der augsburgiſchen Confeſſion mit zu dem Concilio gezogen würden. Ja, die Kardinäle ſahen daſſelbe gar ungern zu Trient und ſtrebten nur darnach, es weiter in Italien zu verlegen; ſie fürchteten, wenn der alte Papſt Paul III. während des Conciliums ſterben ſollte, ſo möchte daſſelbe, von Karln unterſtützt, die Papſtwahl an ſich ziehen und zum Nachtheil des Kardinal Collegiums vornehmen. Ihren Wünſchen kam endlich eine Krankheit zu Hülfe, welche man als gefährlich anſah und für die Peſt ausrief, — es war jedoch nur ein Biſchof an den Frieſeln geſtorben; und unter dieſem Vorwande wurde am 9. März 1547 das Concilium in der That von Trient nach Bologna verlegt. — Der Kaiſer

gerieth bei dieſer Nachricht in den höchſten Zorn; der Papſt dagegen billigte den Schritt ſeines Legaten, und die Spannung, die ſchon zwiſchen ihm und dem Kaiſer entſtanden war, weil dieſer ſeinen Sieg in Teutſchland nicht ſogleich zur Ausrottung der proteſtantiſchen Parthei gebraucht hatte, ſtieg immer höher. Der Kaiſer ſagte dem päpſtlichen Nuntius geradezu: »Den Proteſtanten, die bereits verſprochen, ſich dem Concilium zu unterwerfen, könne nicht zugemuthet werden, nach Bologna zu gehen oder auf das zu achten, was dort beſchloſſen würde; die übrigen würden es ohnehin nicht thun. Wenn man ihm von Rom aus kein Concilium verſchaffen wolle, ſo werde er ſchon eins zu finden wiſſen, das allen ein Genüge leiſte und dasjenige verbeſſere, was zu verbeſſern ſey. Der Papſt ſey ein alter, eigenſinniger Mann, der die Kirche zu Grunde richten wolle.« So heftig redete Karl, gegen ſeine Gewohnheit; und wir haben daran einen neuen Beweis, wie eifrig er es mit dem Frieden der Kirche meinte. — Auch die teutſchen Biſchöfe baten den Papſt ſehr dringend, das Concilium wieder nach Trient zu verlegen; aber auch ihr Wort fruchtete lange nichts.

Daher ſuchte Karl die Teutſchen Religionsangelegenheiten auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 ſelbſt in Ordnung zu bringen, und veranſtaltete zu dem Ende eine neue Unterredung, wozu von katholiſcher Seite zwei gemäßigte Männer, der Biſchof von Naumburg, Julius Pflug und der Weihbiſchof von Mainz, Michael Helding, von Seiten der Proteſtanten aber der Hofprediger des Churfürſten von Brandenburg, Johann Agrikola von Berlin gewählt wurden. Sie gingen thätig an's Werk und brachten auch einen Vereinigungs-Entwurf zu Stande, welchen ſie dem Kaiſer vorlegten. Agrikola aber, aus Eifer den Frieden zu ſtiften, war in weſentlichen Punkten von den erſten Grundſätzen ſeiner Glaubensgenoſſen abgegangen. Er hatte zwar die Ehe der Geiſtlichen nnd den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalten für ſeine Parthei bewilligt erhalten, aber nur bis das Concilium

darüber einen Beſchluß faſſen werde. Im Uebrigen hatte er die Macht des Papſtes, die Meſſe, und überhaupt das katholiſche Kirchen- und Glaubens-Syſtem anerkannt. Es war vorauszuſehen, daß ſich großer Widerſpruch erheben werde. Weil indeß der Churfürſt von Brandenburg, und auch der von der Pfalz, die Annahme verſprachen, ſo glaubte Karl die vermittelnde Schrift, welche den Namen des Interim erhalten hat, durchſetzen zu können. Er berief die Stände am 15. May zu ſich und ließ ihnen die Schrift vorleſen, deren Titel ſo lautete: „Der „römiſch-kaiſerlichen Majeſtät Erklärung, wie es der „Religion halben im heiligen römiſchen Reich bis zu „Austrag des allgemeinen Concilii gehalten werden „ſolle.“ — Nach der Vorleſung, ehe ſich irgend eine Meinung äußern konnte, trat ſogleich der Churfürſt von Mainz auf und dankte im Namen der Stände für die Mühe, Arbeit, Fleiß und Liebe des Kaiſers gegen das Vaterland; und als Niemand wagte, etwas einzuwenden, nahm der Kaiſer die Einwillung der Stände als ausgemacht an.

Er mußte aber bald ſehen, wie ſehr er ſich getäuſcht hatte. Die proteſtantiſchen Theologen erhoben ſich faſt einſtimmig gegen das Interim, und, was mehr zu verwundern war, auch die Katholiken. Denn wäre es dem Kaiſer gelungen, das Interim durchzuſetzen, ſo war die völlige Widervereinigung der Partheien faſt als gewiß vorauszuſehen. Ihr Widerſpruch iſt daher nur daraus zu erklären, daß ſie eine Anordnung in Religionsſachen von ihm, als von einem Layen, nicht als gültig anſahen. „Und wenn Karl das Evangelium ſelbſt kund gemacht hätte,“ äußerte ſich ein angeſehener Prälat, „ſo wäre es von ihm, als einem Layen, nicht zu entſchuldigen.“

Der Kaiſer mußte daher, als er nach dem Augsburger Reichstage zwei Jahre in den Niederlanden ſich aufhielt, immer neue Klagen aus Teutſchland hören, nur an wenig Orten war ſeine Anordnung des Gottesdienſtes zum Schein eingeführt, an den meiſten redete man von beiden Seiten auf das Eifrigſte dagegen, und auch der Churfürſt Moritz nahm

ſie in ſeinem Lande nicht an. Beſonders heftig erklärten ſich die Städte Conſtanz, Bremen und Magdeburg, und weigerten ſich gänzlich die kaiſerlichen Befehle zu vollziehen; die Acht wurde daher gegen ſie ausgeſprochen, und die beiden erſten kehrten hierauf zum Gehorſam zurück. Magdeburg aber blieb hartnäckig und der Churfürſt Moritz erhielt auf dem neuen Reichstage zu Augsburg 1550 den Auftrag, die Acht gegen die Stadt zu vollziehen. Im Herbſte dieſes Jahres noch brach er mit ſeinen Kriegsſchaaren auf und fing die Belagerung an.

Auf dieſem Reichstage verſuchte es auch Karl, ob er vielleicht ſeinem Sohne Philipp, den er aus Spanien hatte kommen laſſen, die römiſche Königskrone verſchaffen könnte. Allein weder ſein Bruder Ferdinand und deſſen Sohn Maximilian, noch die Churfürſten, wollten irgend darauf eingehen; Philipps ſtolzes, finſteres und abſchreckendes Weſen konnte ihm die Herzen der Teutſchen nicht gewinnen. Der Vater mußte ihn nach Spanien zurückſchicken, und er ſelbſt kehrte gern dahin wieder, denn er liebte Spanien mehr als alle übrigen Länder.

Der Kaiſer aber begab ſich nach Endigung des Reichstages von Augsburg nach Inſpruck. Der neue Papſt, Julius III., hatte das Concilium wieder von Bologna nach Trient verlegt, und dieſem wollte Karl nahe ſeyn.

---

17. Karl V. und Moritz von Sachſen.

In der Seele des neuen Churfürſten von Sachſen war indeſſen ein großer Plan wider den Kaiſer reif geworden, deſſen innerſte Bewegungsgründe uns nicht klar vor Augen liegen, weil des Mannes ganzes Gemüth in Vielem räthſelhaft für die Geſchichte geblieben iſt. Doch haben ihn wohl zwei Dinge hauptſächlich getrieben, einmal die harte Gefangenſchaft ſeines Schwiegervaters, des Landgrafen von

Heſſen, gegen welchen er noch immer ſein altes Wort und die Bürgſchaft für ſeine Freiheit löſen zu müſſen glaubte; der Kaiſer aber gab keiner Bitte und keiner Vorſtellung für denſelben Gehör; — und zweitens, die Lage der Proteſtanten in Teutſchland. Dieſe glauten beſtimmt voraus zu ſehen, daß der Kaiſer nur auf die Beſchlüſſe der Trienter Kirchenverſammlung warte, um ſie als Religionsgeſetze für das Reich aufzuſtellen, und daß er, wie er jetzt Magdeburg wegen des Interim mit den Waffen überziehe, alsdann, wenn er neue Heere geſammelt, alle Stände des Reiches zum Gehorſam gegen jene Kirchenbeſchlüſſe, zwingen werde. Es war eine ängſtliche Erwartung unter den Proteſtanten. Die, welche das Schlimmſte fürchteten, klagten den Churfürſten Moritz als den Schuldigſten an; durch ihn ſey der ſchmalkaldiſche Bund verrathen, durch ihn ſchmachte noch jetzt Johann Friedrich und der Landgraf Philipp in der Gefangenſchaft. Die, welche noch Rettung hofften, wendeten gleichfalls ihre Augen auf ihn; er ſchien der Einzige, welcher den neuen Glauben zu beſchützen vermögend ſey. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er mit Einem großen Schlage die Erinnerung des Vergangenen auslöſchen und die öffentliche Stimme wieder gewinnen könnte. Er entſchloß ſich zu dieſem Unternehmen, und benutzte den Auftrag zum Kriege gegen Magdeburg, um ohne Verdacht ein anſehnliches Heer zu ſammeln. Die Belagerung wurde abſichtlich nicht ſehr eifrig betrieben. Endlich, im September des folgenden Jahres 1551, ſchloß er eigenmächtig einen Waffenſtillſtand, und im November einen ſehr gelinden Vertrag mit der Stadt, entließ aber deßungeachtet ſeine Truppen nicht. Seinen Jugendfreund, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, ſandte er heimlich an den König Heinrich II. von Frankreich, Franzens Sohn, um ihn zu gewinnen; und den würtenbergiſchen Oberſten, Hans von Heydeck, der vom Kaiſer gleich Schärtlin in die Acht erklärt war, nahm er in ſeine Dienſte. Solche Zeichen blieben nicht unbemerkt und viele warnen den Kaiſer; Karl aber

hielt in ſeinem Vertrauen gegen den Mann, den er erprobt zu haben glaubte, feſt, und erwiederte: „Da er weder Moritz noch den Markgrafen Albrecht ſeines Wiſſen irgend eine Urſache gegeben, ſondern vielmehr Beide mit trefflichen großen Gnaden und Gutthaten bedacht, ſo könne er ſich einer ſolchen Undankbarkeit gar nicht verſehen. Er könne nicht anders glauben, als daß dem Ruhme gemäß, den die teutſche Nation in Anſehung der Aufrichtigkeit und Treue von jeher gehabt, Wort und That mit einander übereinſtimmen werden.“ — So wie der Kaiſer auf die teutſche Treue bauete, ſo ſein Miniſter, der jüngere Granvella, auf die Einfalt der Teutſchen. Er äußerte ſich: „Es ſey unmöglich, daß ein plumper Teutſcher einen Plan entwerfen und geheim halten könne, den er nicht auf der Stelle entdecken und durchſchauen ſollte.“

Aber wie ein Ungewitter überraſchte ſie Beide der Churfürſt Moritz, als er im März 1552 mit ſeinen Völkern raſch in Franken einfiel, und heſſiſche Hülfe, ſo wie die des Markgrafen Albrecht, an ſich zog. Beide erließen eine öffentliche Erklärung gegen den Kaiſer, worin ſie ihren Krieg zu rechtfertigen ſuchten. Sie beſchwerten ſich über die noch immer fortdauernde Gefangenſchaft des Landgrafen, ſo wie über des Kaiſers Eingriffe in die Freiheit Teutſchlands. Er habe die Reichsinſiegel fremden Perſonen anvertraut, die weder mit der Sprache noch mit dem Rechte in Teutſchland bekannt wären. Es ſey dahin gekommen, daß die Teutſchen fremde Sprachen lernen müßten, um ein Anliegen an ihn zu bringen. Er habe gegen ſeinen Schwur, fremde Krieger in das Land geführt, durch welche die armen Unterthanen in Grund und Boden verderbt und auf alle Weiſe mißhandelt würden. Ja, man ſey einzig darauf bedacht, allen und jeden eine ſchändliche Knechtſchaft aufzubürden; daher die Nachkommen, wenn man nicht dieſen einreißenden Strom aufhielte, eine gerechte Urſache haben würden, die Feigheit und Nachläſſigkeit gegenwärtiger Zeiten zu verabſcheuen,

in welchen die Freiheit des Vaterlandes, das edelſte Kleinod deſſelben verloren gegangen ſey.«

Wenn gleich viele dieſer Vorwürfe übertrieben waren, ſo ſpiegelt ſich doch darin das Eine am lebhafteſten wieder, welches als Karls größter Fehler in Behandlung der Teutſchen angeſehen werden muß, die Geringachtung nemlich, die er gegen ſie hegte und die Begünſtigung ſeiner Spanier und Niederländer. Liebe hat Karl niemahls in Teutſchland finden können, denn er liebte es ſelbſt nicht; Herablaſſung war das höchſte, wozu es ſein Stolz kommen ließ. Aber Herablaſſung muß einem edlen Volke unerträglicher ſeyn, als Trotz und Härte; und der Unwille der Fürſten, daß ein übermüthiger Fremdling, wie Granvella, des Reiches Angelegenheiten ordnen ſollte, war ein gerechter. Weniger haben des Kaiſers Handlungen, als ſeine Geſinnung gegen die Teutſchen, ihm dieſen demüthigenden Krieg von Moritz zugezogen. — Der Markgraf Albrecht führt in ſeiner Erklärung eine Beſchwerde auf, die noch ſonderbarer erſcheint, aber eben jenen Uebermuth der Fremden gegen unſer Volk zu Quelle hat. Er eifert gegen den Geſchichtſchreiber des ſchmalkaldiſchen Krieges, Ludwig von Avila, und nennt ihn einen Lügner und boshaften Menſchen, »denn er rede in ſeinem Buche ſo verächtlich von den Teutſchen, als wenn ſie ein wildes und unbekanntes Volk wären, von deſſen Herkommen, und Urſprung man nichts wiſſe.»

Der Kaiſer wiederum deſſen Handlungen beſſer waren, als jene Erklärungen ſie darſtellten, antwortete, im Gefühl ſeiner Würde, nichts darauf, als, »daß die Beſchuldigungen der beiden Fürſten ſo kindiſch, los und ungereimt ſeyen, daß ſie den Ungrund in ſich ſelbſt enthielten, und den Unfug derjenigen, die ſie erdichtet, genugſam an den Tag legten.«

Ihr Unternehmen verlor auch bald in der öffentlichen Meinung dadurch wieder ſehr viel, daß der Markgraf Albrecht mit ſeinen Leuten als Mordbrenner und Räuber auf dem platten Lande Verheerun-

gen anrichtete. Moritz und der junge Landgraf Wilhelm von Heſſen, die ſich beſſerer Abſichten bewußt waren, trennten ſich daher von ihm und ließen ihn allein ſchalten. — Der Kaiſer war in der größten Verlegenheit; es fehlte ihm an Truppen ſo wie an Gelde, und in der Noth mußte der König Ferdinand Unterhandlungen mit Moritz anfangen. Da ſie indeß nicht zu einem ſchnellen Ende führten, und Moritz die Abſicht des Kaiſers, nur Zeit zu gewinnen, wohl merkte, ſo brach er plötzlich aus Schwaben mit ſeinem Heere gegen Tyrol auf, um ihn wo möglich zu überfallen. Er zog ſo ſchnell, daß er eher kam, als ſein Ruf; die Ehrenberger Klauſe kam in ſeine Hände, und hätte ihn nicht eine Meuterei in einem ſeiner Fähnlein einen ganzen Tag aufgehalten, ſo würde er ſogar den Kaiſer in Inſpruk noch gefunden haben. Erſt in der Nacht vorher war dieſer im ſchrecklichſten Regenwetter nach Trient entflohen; er ſelbſt, ſeiner Krankheit wegen, in einer Sänfte; ſein Bruder, der gefangene Churfürſt Johann Friedrich, und der übrige Hofſtaat, zu Pferde, manche ſogar zu Fuß. Diener mit Fackeln mußten durch die engen Päſſe in den Tyroler Gebirgen den Weg erleuchten. Auch in Trient war keine Sicherheit, nach wenig Stunden Raſt ging die Reiſe durch rauhe Gebirge, weiter nach dem Flecken Villach in Kärnthen, und das verſammelte Concilium zu Trient floh gleichfalls erſchrocken aus einander. Moritz aber, da er Inſpruck leer fand, zog wieder zurück, nachdem er die kaiſerliche Beute unter ſeine Schaaren vertheilt hatte, und begab ſich zu der indeß berufenen Fürſtenverſammlung nach Paſſau.

Was ſich in Karls Seele bewegte, hat kein Auge ergründet; wohl aber mögen die Erſchütterungen, die ſein ſo ſtolzes Herz in dieſen Tagen ſchimpflicher Flucht, in einſamen Gebirgen, von den Schmerzen der Krankheit gefoltert, demüthigten, vom Schickſale zu ſeiner Läuterung geſendet ſeyn. Es reifte vielleicht in dieſen harten Tagen der Entſchluß in ihm, wenn er dieſe neue Verwirrung erſt wieder geſtillt habe, die Kronen von ſeinem Haupte freiwillig nie-

derzulegen, und, dem Glanze der Welt entſagend, in ſtiller Einſamkeit das Gemüth allein dem Ewigen und Unveränderlichen zuzuwenden. Den gefangenen Churfürſten von Sachſen ließ er jetzt gleich wieder in Freiheit Sein Anblick mußte ihm bitter ſeyn. Vor fünf Jahren hatte eben dieſer Churfürſt auf der Lochauer Heide blutend vor ihm um Gnade gefleht; jetzt ſah dieſer ſelbe ihn, krank und hülflos, in unwegſamen Gebirgen, als Flüchtling vor einem andern Churfürſten von Sachſen, welchen Karl ſelbſt in jener Zeit des Stolzes groß gemacht hatte — Und was den Kaiſer außer dieſem Allen faſt am meiſten kränken mußte, war, daß kein Reichsſtand, ſelbſt kein katholiſcher, ſich für ihn regte, und daß ſie ſich lieber vom Markgraf Albrecht ausplündern ließen, als ſich zur Hülfe für ihren Kaiſer zu vereinigen. Da wurde er wohl inne, daß in der Zeit der Gefahr der Herrſcher nur in der Liebe ſeines Volkes eine ſichere Stütze hat.

18. Von dem Paſſauer Vertrage 1552, bis zum Religionsfrieden zu Augsburg, 1555.

Zu Paſſau ließ Karl durch ſeinen Bruder Ferdinand mit Moritz unterhandeln Es lag ihm ſehr viel am Frieden mit dieſem, damit er alle ſeine Kräfte gegen den ihm am meiſten verhaßten Feind, die Franzoſen, wenden könnte, die indeß in Lothringen eingefallen waren und eine Stadt nach der andern wegnahmen. Unter ſolchen Umſtänden kam der Paſſauer Vertrag am 31ſten Juli 1552 zu Stande. Die Bedingungen waren: „Daß dem gefangenen Landgrafen Philipp von Heſſen die Freiheit zurückgegeben und allen denen, auf welchen noch wegen des ſchmalkaldiſchen Krieges die Acht ruhte, dieſelbe erlaſſen werden ſollte. Wegen der Religionsbeſchwer-

den ſollte ein neuer Reichstag berufen werden, und bis dahin das Reichskammergericht gegen beide Partheien mit gleicher Gerechtigkeit verfahren. Der kaiſerliche Hofrath aber ſollte mit teutſchen Männern beſetzt werden.“

Nach dem Abſchluß dieſes Friedens entließ Moritz, zum Beweiſe ſeiner aufrichtigen Geſinnung, alle fremden Kriegshaufen und zog mit den ſeinigen dem König Ferdinand nach Ungarn zu Hülfe. Philipp von Heſſen wurde in Freiheit geſetzt und kehrte zu ſeinen Kindern und ſeinen Unterthanen zurück. Die lange, harte Gefangenſchaft hatte ſein Gemüth gebeugt und die Luſt an größern Unternehmungen ausgetilgt. Er verwendete die übrige Zeit ſeines Lebens zu dem edlen Zwecke, die Wunden möglichſt zu heilen, die die unglücklichen Jahre ſeinem Lande geſchlagen hatten.

Der Kaiſer der indeß aus Italien und Ungarn ein Heer geſammelt hatte, zog damit gegen den franzöſiſchen König Heinrich II. So ſchwach und krank er war, folgte er doch in einer Sänfte dem Heere und befehligte es bei der Belagerung von Metz. Allein es ſchien, als wenn ihn das Glück nun gänzlich verlaſſen habe; die feſte Stadt vertheidigte ſich ſehr hartnäckig, und ſo beharrlich auch der Kaiſer und ſein Heer ſich zeigten, ſo mußten ſie doch endlich der Härte des Winters weichen. Mißmuthig kehrte Karl in die Niederlande zurück und traf die Vorbereitungen zum nächſten Feldzuge, 1553. Allein dieſer, ſo wie die beiden folgenden 1554 und 55 entſchieden nichts zwiſchen den beiden Völkern; die Franzoſen verſchloſſen ſich in ihren Feſtungen, da Karl ſie gern im offnen Feld getroffen hätte, und der Krieg beſtand nur in der Verheerung der Gränzländer. Karl hinterließ denſelben unvollendet ſeinem Sohne Philipp II.

In Teutſchland hatte der Paſſauer Vertrag eine glückliche Ruhe geſtiftet; nur ein Mann ließ es nicht ganz zum Genuſſe derſelben gelangen, der unruhige Markgraf Albrecht von Brandenburg. Mit unerhörter Keckheit ſetzte er den Räuberkrieg gegen die geiſt-

lichen Biſsthümer und mehrere Städte fort, und da keine Abmahnungen fruchteten, verband ſich der Churfürſt Moritz, welchem die Ruhe des teutſchen Vaterlandes jetzt dringend am Herzen lag, gegen den ehemaligen Freund, mit dem Herzog Heinrich von Braunſchweig, und beide griffen den Markgrafen bei Siversbauſen, auf der Lüneburger Heide, an; denn Niederſachſen war es jetzt, welches von ſeinen Raubſchaaren durchzogen wurde. Das Treffen war blutig; der Markgraf wurde geſchlagen; aber zwei Söhne des Herzogs von Braunſchweig, ein Prinz von Lüneburg, 14 Grafen, und beinahe 300 Edelleute blieben auf dem Schlachtfelde, und auch Moritz von Sachſen wurde tödtlich verwundet. Zwei Tage darauf ſtarb er. Er war nur 32 Jahre alt geworden und hatte, in ſo jugendlichem Alter, faſt mehr als Einer der Zeitgenoſſen das Schickſal Teutſchlands in den Händen gehalten. Weiteres Zeugniſſes für das außerordentliche ſeines Geiſtes bedarf es nicht. Durch ſeine letzten aufrichtigen Bemühungen für die allgemeine Ruhe, und durch die, mit dem eigenen Blute beſiegelte Liebe des Friedens und der Ordnung, hatte er die früheren Schritte, einigermaßen in Vergeſſenheit gebracht und die Stimme des öffentlichen Urtheils ausgeſöhnt.

Der unruhige Markgraf Albrecht, in welchem das Fauſtrecht in ſeiner ganzen verderblichen Geſtalt wieder aufgelebt war, ängſtete die teutſchen Länder auch noch nach der verlornen Schlacht. Gänzlich in die Enge getrieben wandte er ſich endlich an den Hof des Königs von Frankreich, und durch deſſen Geld unterſtützt, kehrte er noch einmahl 1556 zu neuen Werbungen nach Teutſchland zurück. Zum Glück verhinderte ſein Tod im nächſten Jahre den Ausbruch weiterer Verheerungen. Auch er war ein ungemeiner und kräftiger Menſch, allein ſeine Kraft hatte, durch innere Wildheit des Gemüthes, und in dem Schwanken der Zeit, welches die feſteſten Grundlagen verrückte, eine unheilbringende Richtung gewonnen.

Der Religionsfriede zu Augsburg. 1555. — Es war in dem Paſſauer Vertrage ein Reichstag ausgemacht worden, wo die Religionsſachen und die Beſchwerden des Churfürſten Moritz gegen den Kaiſer ausgeglichen werden ſollten. Karl ſelbſt betrieb ihn aufs Eifrigſte, damit es nicht ſcheine, als habe er Furcht vor der Unterſuchung; allein die teutſchen Angelegenheiten ſelbſt waren ihm, — wer mag ihn deshalb tadeln? — gleichgültig, ja verhaßt geworden. Er übertrug ſie ſeinem Bruder Ferdinand, und dieſer hat ſich ihrer mit dem edelſten und rühmlichſten Eifer angenommen. Trotz der Lauheit und Langſamkeit der teutſchen Fürſten, nicht müde gemacht durch mehrere fehlgeſchlagene Verſuche, brachte er endlich 1554 den Reichstag zu Augsburg zu Stande. Es wurde ein Ausſchuß zu der Unterſuchung und Ausgleichung der Religionszwiſte niedergeſetzt; er beſtand aus den Geſandten von Oeſtreich, Baern, Eichſtädt, Brandenburg, Straßburg, Jülich, Augsburg, Würtenberg und Weingarten, und ſie arbeiteten mit löblichem Eifer an dem großen Werke. Der römiſche König unterſtützte ſie kräftig darin, er räumte alle äußere Hinderniſſe ihrer Arbeit möglichſt aus dem Wege, und als er unter andern, wie ſein Kanzler Zaſius erzählt, erfahren, „daß mehrere geiſtliche Fürſten viel unnöthige Diſputation übten, und im Werk ſtänden, allerlei ungereimtes Grübeln und Diffikultiren, mehr zur Zerrüttung als zur Erbauung dienlich, auf die Bahn zu bringen, und etwa dem andern Theil auch zu noch mehrerer Schärfe Anlaß zu geben,“ ſo ſchickte er den Zaſius und ſeinen Vicekanzler Jonas zu ihnen, und ließ ſie mit allem Ernſte ermahnen, von ihrem Vorhaben abzuſtehen; und dieſes wirkte.

Eben ſo zeigte er bei einer andern Gelegenheit den Proteſtanten ſo viel Ernſt und Nachdruck, daß auch ſie in einem wichtigen Punkte nachgaben. Sie verlangten nemlich, daß es auch den geiſtlichen Ständen in Teutſchland frei ſtehen ſolle, zu der augsburgiſchen Confeſſion, mit Beibehaltung ihrer Stellen

und Güter, überzugehen. Dagegen erhob ſich aber die katholiſche Parthei mit der größten Entſchiedenheit. Wenn dieſes erlaubt ſey, erklärten ſie, ſo würden bald alle Kirchengüter in Teutſchland in den Händen der Proteſtanten seyn. Vielmehr müſſe, wenn ein geiſtlicher Fürſt für ſeine Perſon zu der neuen Lehre übergebe, ſeine Stelle ſogleich mit einem Katholiken beſetzt werden. Die Proteſtanten mußten endlich für jetzt nachgeben, behielten ſich aber vor, bei einer andern Gelegenheit dieſen Gegenſtand von Neuem zur Sprache zu bringen. Es war dieſes der wichtigſte Streit über den geiſtlichen Vorbehalt.

So kam endlich den 26ſten September 1555 der Religiosfriede zu Augsburg zu Stande, welcher dem langen Kampfe auf eine geraume Zeit ein Ende machte. Den Proteſtanten wurde allenthalben im Reiche freie Religionsübung nun auch rechtlich geſtattet, und ſie behielten alle Einkünfte aus den bisher eingezogenen geiſtlichen Stiftungen. Weder Proteſtanten noch Katholiken ſollten einander zum Uebertritt zu verleiten ſuchen, ſondern ein jeder ſollte frei ſeinem Glauben folgen. Zwar ſollte jeder Landsherr die herrſchende Religion ſeines Landes beſtimmen, aber dennoch keinen ſeiner Unterthanen zu einer beſtimmten Kirche zwingen können; ſondern einem jeden ſolle es frei ſtehen, der Religion wegen auszuwandern. Dahin war es alſo noch nicht in der gegenſeitigen Duldung gekommen, daß der einer andern Kirche angehörende Unterthan eines Landes ganz gleiche Rechte mit den übrigen hatte.

Nach dem Abſchluß des Religionsfriedens kamen in dem churfürſtlichen Collegio auch die ehemaligen Beſchwerden des Churfürſten Moritz gegen den Kaiſer zur Sprache. Allein zur Genugthuung für Karl, wollte keiner der übrigen Reichsſtände eine ſolche Unterſuchung geführt wiſſen, und ſie unterblieb.

19. Karl V. legt die Regierung nieder. 1556.

Durch dieſen Frieden war die Trennung der Religionspartheien in Teutſchland auf immer feſtgeſetzt. Karl, welcher einen großen Theil ſeines Lebens und ſeiner Kräfte an ihre Wiedervereinigung gewendet hatte, konnte an ſolchem Zuſtande der Dinge keine Freude haben; Teutſchland war ihm von nun an noch mehr entfremdet. Der Krieg gegen Frankreich wollte gleichfalls keinen erwünſchten Fortgang nehmen; Karl hatte es noch zuletzt erleben müſſen, wie ſich das fremde Volk in die teutſchen Angelegenheiten gemiſcht hatte, und ſein Geiſt ſah voraus, welchen Einfluß dieſe ihm verhaßte Regierung überhaupt auf Europa gewinnen werde, wenn die Macht des ſpaniſch-öſtreichiſchen Hauſes wieder getrennt ſey, die unter ihm vereinigt kaum das ehrgeizige Volk in ſeinen Schranken gehalten hatten. So lagen die größten Entwürfe ſeines kühnen Geiſtes unvollendet oder in Trümmern vor ihm; je heißer ſein Eifer geweſen war, deſto heftiger mußte jetzt der Ueberdruß in ſeiner Seele ſeyn, zumahl da ſein Körper immer mehr durch eine böſe Krankheit zerrüttet wurde. Das Land, worauf er am meiſten mit Freude blicken konnte, in welchem ſein Leben eine wohlthätige Spur zurückließ, Spanien, hatte ſchon an ſeinem Sohne Philipp einen Verwalter gefunden, der das öffentliche Zutrauen, beſaß. So wurde Karls Gedanke, gleich dem Diokletian, an deſſen Beiſpiel er oft dachte, ſeine Kronen niederzulegen und in die Einſamkeit eines klöſterlichen Lebens einzukehren, zum feſten Entſchluß. Schon früher hatte er dieſen Gedanken gefaßt und ausgeſprochen.

Im Herbſte 1555 ließ er ſeinen Sohn Philipp, den er vor Kurzem mit der engliſchen Königstochter Maria vermählt hatte, von England nach Brüſſel kommen, und vollzog am 25ſten October die feierliche Uebergabe der Niederlande an denſelben. Er ſelbſt hielt eine ſo rührende Rede an ſeinen Sohn,

daß die ganze, große Verſammlung zu Thränen bewegt wurde. Er betheuerte, »wie er ſeit ſeinem 17ten Jahre alle Gedanken allein auf die ruhmvolle Regierung ſeiner Reiche gewendet, wie er überall mit eigenen Augen zu ſehen geſucht habe; und wie daher ſeine Regierung eine ſtete Pilgerſchaft geweſen ſey. Neunmahl habe er Teutſchland, ſechsmahl Spanien, viermahl Frankreich, ſiebenmahl Italien, und zehnmahl die Niederlande beſucht; zweimahl ſey er in England und eben ſo oft in Afrika geweſen und habe überhaupt elf Seereiſen gemacht. Jetzt ermahne ihn ſein hinfälliger Leib, ſich aus dem Gewühl der irdiſchen Geſchäfte zu entfernen, und ihre Laſt auf jüngere Schultern zu legen. Habe er während ſeiner vielen Anſtrengungen etwas wichtiges verſäumt oder nicht recht gemacht, ſo bitte er alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er ſelber werde ſeiner treuen Niederländer bis an ſein Ende in Liebe gedenken, und Gott für ihre Wohlfahrt anflehen.« Dann wandte er ſich an ſeinen Sohn, der ſich auf ein Knie niederließ und ſeine Hand küßte, und ermahnte ihn mit den dringendſten Worten zu einer ruhmwürdigen und gerechten Regierung. Zuletzt ſank er athemlos in den Seſſel zurück.

Im Januar des folgenden Jahres 1556 geſchah zu Brüſſel eben ſo feierlich die Abtretung von Spanien und Neapel an ſeinen Sohn, und im Auguſt die der teutſchen Regierung an ſeinen Bruder Ferdinand.

Am 17. September ſchiffte ſich Karl mit ſeinen beiden Schweſtern nach Spanien ein, und behielt ſie bei ſich, bis er nach Valladolid kam; dann mußten auch ſie ihn verlaſſen und einſam kehrte er in eine kleine Wohnung bei dem Hieronymitenkloſter St. Juſte in Eſtramadura ein, welche er für ſich hatte erbauen laſſen. Hier lebte er nun, fern von aller Geſellſchaft, ſelbſt ohne ſeine Schweſtern zu ſehen, zwei einſame Jahre lang. Seine Stunden waren zwiſchen Andachtsübungen und künſtlichen Handarbei-

ten getheilt, welche er ſehr liebte. Er baute ſeinen Garten und verfertigte ſich Uhren und andere Werke. Einſt, ſo erzählt man, hatte er zwei Uhren, ſehr kunſtreich und ſorgfältig gearbeitet, zuſammengeſtellt, und verſuchte ſie ganz gleich gehen zu machen. Oft glaubte er, das Ziel erreicht zu haben, aber immer wieder ging die eine zu früh, die andere zu ſpät. Da rief er endlich aus: »Nicht einmahl zwei Uhren, die meiner Hände Werk ſind, kann ich zur völligen Einſtimmung nach Einem Geſetze bringen, und ich Thor wähnte, ſo viele Völker, die unter einem andern Himmel wohnen und andere Sprachen reden, wie ein Uhrwerk regieren zu können!«

Endlich, kurz vor ſeinem Tode, ſoll er auch, um die Entſagung des Lebens und die Ertödtung alles Sinnlichen in dem ſchauerlichſten Bilde zu feiern, ſein eigenes Leichenbegängniß gehalten haben. Die Mönche des nahen Kloſters mußten ihn in Proceſſion im offenen Sarge in die Kirche tragen und ein Todtenamt für ihn halten. — Bald darauf ſtarb er wirklich, vielleicht zu tief erſchüttert von dem furchtbaren Spiele, den 21ſten September 1558, im 56ſten Jahre ſeines Alters.

Karl war in ſeiner Jugend und ehe Krankheit ihn beugte, ein ſchöner, ſtattlicher Mann, von ernſthaftem, majeſtätiſchem Anſehen. Er redete wenig und Lachen zeigte ſich ſelten auf ſeinem Geſichte, welches von blaſſer Farbe war. Sein Haar war hell und ſeine Augen blau, der Wuchs des Körpers zeugte von Kraft. In allem drückte ſich eine Miſchung der niederländiſchen mit der ſpaniſchen Natur aus.

Von dem Außerordentlichen in ihm legt die Achtung ſeines ganzen Zeitalters das beſte Zeugniß ab, und ſelbſt die, welche zu der entgegengeſetzten Parthei gehörten, haben nie von ihm kleinlich geredet.

---

20 Ferdinand. I. 1556—1564.

Wie Ferdinand ſchon während Karls Regierung ein treues, nur auf Frieden und Gerechtigkeit ge-

wendetes Gemüth gezeigt hatte, ſo bewährte er es auch als Selbſtherrſcher in Teutſchland. In ſeinen Handlungen, wie in ſeinem ganzen Weſen drückte ſich eine beſondere Güte und eine ſanfte Stimmung aller Neigungen aus. Durch viele Erfahrungen war ſeine natürliche Ruhe und Beſonnenheit noch vermehrt; in ſeinem Worte war unwandelbare Treue, und Arbeit und Thätigkeit waren ihm ſo ſehr Bedürfniß, daß ſein Vicekanzler Waldersdorf von ihm ſchreibt: »Dem Herkules würde man eher die Keule aus den Händen winden, als dem Kaiſer die Geſchäfte.« In ſeiner Jugend hatte er ſehr eifrig des berühmten Erasmus Schrift über die Erziehung eines Fürſten geleſen, und Cicero's Abhandlung über die Pflichten wußte er faſt auswendig.

Dieſer vortreffliche Fürſt, der mit ganzer Seele Katholik war, der ſeine Söhne in ſeinem Teſtamente noch auf das dringendſte ermahnte, »feſt, beſtändig, und beharrlich zu bleiben bei der wahren, alten, chriſtlichen Religion, wie ſeine Vorfahren, römiſche Kaiſer und Könige, auch löbliche Fürſten von Oeſtreich und Burgund und Könige von Spanien gethan, und dafür von Gott dem Allmächtigen geſegnet ſeyen,« — dieſer Fürſt trug doch die Billigkeit gegen anders Denkende, die jedem gutgearteten Menſchen eingeboren iſt, feſt in ſeinem Gemüthe, und gab ein Beiſpiel, wie Duldung und Nachſicht mit der treueſten Anhänglichkeit an die eigene Kirche wohl zu vereinigen ſind. In ſeinen Erblanden verbreitete ſich immer mehr die Neigung zu der neuen Lehre, beſonders dadurch, daß bei dem großen Mangel an Unterrichtsanſtalten, ſehr Viele, die ihren Kindern Bildung geben laſſen wollten, beſonders die Adelichen, ſie nach dem Auslande ſchickten, und meiſtens die Univerſität Wittenberg wählten, weil ſie durch Gelehrſamkeit vor allen berühmt war. Dennoch kam es dem Kaiſer nicht in den Sinn, als könne und dürfe ſolche Richtung mit Gewalt verhindert werden; vielmehr ſann er auf innere Mittel der Einigung, und wollte dazu vorzüglich das wieder eröffnete Concilium zu Trient benutzen.

In Teutſchland war durch den Religionsfrieden zwar äußerlich die Ruhe hergeſtellt; allein die innere Beruhigung folgte nach ſo großen Stürmen nur langſam und ſchwer. Die Partheien beobachteten ſich noch immer mit Furcht und Eiferſucht; die widerſinnigſten Gerüchte über feindliche Abſichten der Gegner fanden in den geſpannten Gemüthern leicht Glauben. »Wenn ein Fürſt einen Oberſten oder Rittmeiſter in Beſtallung nimmt, ſo iſt Mißtrauen,« ſagt des Kaiſers Kanzler Zaſius, »und jedes rauſchende Blatt giebt zum Verdacht Anlaß.«

Die innere Spaltung Teutſchlands wurde noch vermehrt durch die Partheien unter den Proteſtanten ſelbſt. Die Reformirten, die ſich von der Schweiz und Frankreich her im Reiche ausbreiteten, fanden immer mehr Anhang und waren den Lutheranern ein Aergerniß, ſo wie dieſe ihnen. Unter den Fürſten erklärte ſich zuerſt der Churfürſt von der Pfalz für ſie. Die Lutheraner zerfielen aber ſelbſt unter ſich in zwei Partheien, eine gemäßigte und eine heftige. Jene folgte Melanchthons Geiſt und Grundſätzen, dieſe hielt ſich an Luthers Buchſtaben, und verfochte ihn mit Feuereifer, eben weil ſie nur den Buchſtaben verehrte, und in Wort und Formen das Weſen zu beſitzen glaubte. Die, welche um dieſe Zeit am lauteſten ihre Stimme in der proteſtantiſchen Kirche erhoben, gaben einen neuen Beweis, wie ſchwer es dem menſchlichen Geiſte wird, das Maaß und die Ruhe in ſeinen Bewegungen zu halten. Statt des ſtillen Forſchens, um den Geiſt zu läutern, und ſtatt des chriſtlichen Handelns, welches erſt Zeugniß über die rechte Erkenntniß ablegen ſoll, ſetzte man das Chriſtenthum in den Eifer, womit eine Streitfrage, oft ein Wort, vertheidigt wurde. Die Leidenſchaften ſtiegen auf den höchſten Grad; ſtatt der Gründe gebrauchte man endlich die gehäſſigſten Schimpfwörter, und der gewöhnliche Ausgang war, daß man einen jeden verfluchte, welcher anderer Meinung war. Wohl hatte der Kaiſer Ferdinand Recht, in ſeinem, ſchon oben erwähnten Teſtamente an ſeine Söhne von vielen Proteſtanten ſeiner Zeit zu ſagen: »Da ſie gar nicht einig,

noch einhellig ſeyen, ſondern vielmehr uneinig und getrennt, wie es recht und gut ſeyn könne, was ſie glauben? Es könne nicht viel, ſondern nur Einen Glauben geben. Weil ſie nun ſelbſt nicht läugnen mögen, daß ſie viel Glauben haben, ſo könne der Gott der Wahrheit nicht bei ihnen ſeyn.«

Man hat ſich oft gewundert, warum die proteſtantiſche Lehre ſich nicht ſchnell über ganz Teutſchland verbreitet habe, bei der günſtigen Stimmung des Volkes, und der Gewalt, die eine neue Richtung über ein ganzes Zeitalter zu üben pflegt. — Das Räthſel löſt ſich größtentheils aus der baldigen inneren Entartung des Proteſtantismus ſelbſt. Wie mogte eine Lehre, welche ſo ſchnell in geiſtloſes Wortgezänk überging, und deren Bekenner einander verfluchten, nun noch die Herzen der Menſchen gewinnen? An vielen Orten ſah man vielmehr Beiſpiele wie manche, die vorher ſchon ſich zu ihr gewendet, nun wieder zu der alten Kirche übertraten.

Ein anderer, ſtarker Damm, welcher ſich von jetzt an dem Strome entgegenſtellte, war der neuentſtandene Jeſuiter-Orden, geſtiftet im Jahre 1540 von dem Spanier Ignaz Loyola, einem ſehr eifrigen und weitſchauenden Manne. Dieſer Orden, recht eigentlich als Stütze des päpſtlichen Stuhles errichtet, verbreitete ſich bald durch alle Länder. Seine Verfaſſung war auf Einheit und kräftiges Zuſammenwirken berechnet und ſtrenger Gehorſam war ſein Geſetz. Das Oberhaupt des Ordens lebte in Rom, an ihn gelangten mit großer Pünktlichkeit die Berichte der Vorſteher aus den Provinzen, welche wiederum viele Stufen bis zu dem letzten Gliede unter ſich hatten. So konnte die ganze Brüderſchaft von einem Geiſte regiert werden. Die Oberen prüften ein jedes Glied genau und lange nach ſeinen Fähigkeiten, um es an den Platz zu ſtellen, wo es den Abſichten des Ordens am förderlichſten ſeyn konnte. Ein feines, kluges Gewebe, welches ſich ſchnell über alle Länder Europa's legte. Als Loyola 1540 die Beſtätigung des Papſtes erhielt, hatte er zehn Schüler. Im Jahre 1608 zählte man über 10,000 Jeſuiten und 1700 nahe an 20,000.

Indem die Glieder des Ordens von den geiſtlichen Geſchäften anderer Orden, ſogar von allen kirchlichen Aemtern ausgeſchloſſen wurden, war ihnen alle Zeit zu den Wiſſenſchaften geſpart, und ſo geſchah es, daß ſie bald eine große Zahl trefflicher Lehrer und Schriftſteller, ausgezeichneter Kanzelredner, begeiſterter Miſſionäre und Gelehrten in allen Wiſſenſchaften aufſtellten. Sie waren es, die mit Wort und Schrift den Proteſtanten als Vertheidiger des katholiſchen Syſtems entgegentreten, die in kirchlicher Beredſamkeit mit ihnen wetteifern konnten. Ihr ganzes Streben richtete ſich gegen die neue Lehre; als Beichtväter und Erzieher der Fürſten wie des Volkes wirkten ſie ihr entgegen, und die große Klugheit, welche in dem Orden war, machte ſeine Bemühungen tief eindringend. Er iſt eine Haupttriebfeder in der Entwickelung der neueren Zeiten geworden. — Es darf nicht vergeſſen werden, daß der Orden ſich zu ſeiner Zeit weſentliche Verdienſte um die Erziehung der Jugend erworben hat, und wenn die ganze Bildung der katholiſchen Welt in den neueren Jahrhunderten über der am Ende des Mittelalters ſteht, ſo hat ſie es vorzüglich der Geſellſchaft Jeſu zu verdanken. Wäre die ganze Richtung derſelben eine mehr innere geworden, hätte ſie ſich auf das Gebiet des Geiſtes beſchränkt, wäre ihre Sittenlehre eben ſo einfach und gerade geweſen, als ihr Wiſſen umfaſſend, und hätte ſie nicht in die Regierung der Staaten mit unſichtbarem Arme eingreifen wollen, ſo würde die ganze katholiſche Welt ungetheilt ihr Andenken ſegnen. In der Geſchichte werden ſie uns noch mehrmalen als wirkſame Mitſpieler großer Begebenheiten entgegentreten.

Der Kaiſer Ferdinand lernte ihren Einfluß zuerſt recht klar auf dem, wieder in Thätigkeit getretenen, Concilio zu Trient kennen. Es ging hier nicht nach Ferdinands Wunſche. Zur Beruhigung der Gemüther in ſeinen Erbſtaaten, in der Hoffnung, vielleicht alle Spaltung zu verhüten, ließ er durch ſeine Geſandten recht dringend einige Punkte zur Sprache bringen, von denen er ſich die wohlthätigſte Wirkung

verſprach; ſie betrafen den Kelch im Abendmahl und die Prieſterehe, deren Bewilligung für die neuen Partheien, wie er ſagte, ja nur von der Gnade der Kirche abhänge. Auch die bairiſchen und franzöſiſchen Geſandten ſtimmten dafür, und letztere ſchloſſen ihr Gutachten ſo: »Dieſes können wir mit guter Treue und Glauben verſprechen, daß zu dieſer Zeit nichts dienlicher ſey, die Gemüther der Chriſten mit einander auszuſöhnen, die Religionsunruhen zu ſtillen und die Unſrigen bei ihrem Glauben zu erhalten, diejenigen die bereits abgefallen ſind, zurückzuführen, als wenn die gerechte und chriſtliche Bitte der kaiſerlichen Geſandten gewährt wird.« — Allein, wie wenig ein ſcharfes und richtiges Urtheil über die Verhältniſſe von einer Verſammlung zu erwarten war, welche größtentheils aus Ausländern und mit der Eigenthümlichkeit der teutſchen Angelegenheiten unbekannten Männern beſtand, bezeugen die kaiſerlichen Geſandten, unter denen 4 Biſchöfe waren, in einem Berichte an ihren Herrn. »Nun ſehen wir es freilich ein,« ſchreiben ſie, »und wir greifen es gleichſam mit Händen, ob wir es gleich ohne großen Schmerz nicht ſagen können, daß dahier ohne große Praktiken nichts auszurichten ſey. Die Spanier wollen von der Vorſchrift ihres Königs nicht einen Fingerbreit weichen. Die Italiener hangen ganz von dem Wink des Papſtes und der Kardinäle a. Der auswärtigen Biſchöfe, die vielleicht den Zuſtand der jetzigen Zeiten beſſer kennen, ſind die wenigſten, und können eben daher nichts ausrichten, weil die Mehrheit der Stimmen in allem entſcheidet. Von den Teutſchen iſt der einzige Biſchof von Lavant im Namen des Erzbiſchofs von Salzburg zugegen, und vor einigen Tagen iſt auch der Weihbiſchof von Eichſtädt angekommen. Dagegen kommen ſchaarenweiſe die italieniſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe, beſonders ſolche, die aus reicheren und vornehmen Familien entſproſſen ſind. Alle aber hängen ſie einzig von dem Winke des Legaten Simonetta ab; und allgemein weiß man, wie einige gute und fromme Biſchöfe, welche ihre Meinung über eine Kirchenverbeſſerung freimüthig geſagt haben, zu Rom übel an-

geſchrieben ſind. Sollten demnach dieſe heimlichen Umtriebe und menſchlichen Affecten nicht gehoben werden, ſo wiſſen wir in der That nicht, was wir Gutes von hier gewarten ſollten.«

Dieſe und ähnliche Klagen wiederholten ſie noch mehrmahls, und ſo mißlang auch dieſer letzte Verſuch, durch eine, unter dem Anſehen der Kirche vorgenommene, gründliche Unterſuchung des ganzen kirchlichen Zuſtandes, den Frieden in der Chriſtenheit herzuſtellen. Und die Urſache des Mißlingens war dieſelbe, welche ſchon zu Koſtnitz alle Verſuche dieſer Art, und die redlichſte Abſicht der teutſchen Vorſteher, vereitelte, — die Einmiſchung der Fremden nemlich, die unſer Volk nicht kennen, und deren Einfluß, vom Anfang unſerer Geſchichte an, in den äußern wie in den innern Angelegenheiten den Frieden von uns genommen hat.

Uebrigens hat das Concilium zu Trient, außer vielen dogmatiſchen Beſtimmungen, treffliche Grundſätze über die Sittenlehre des Chriſtenthums ausgeſprochen, welche noch jetzt zur Richtſchnur des Unterrichts in der katholiſchen Kirche dienen. Dieſes Feld des thätigen Gottesdienſtes iſt es, welches alle Partheien vereinigt; es iſt für alle daſſelbe, und zeigt allen auf gleiche Weiſe den Weg, ſich in Geſinnung, Wort und That als wahre Chriſten zu beweiſen.

Am 9. December 1563 wurde das Concilium geſchloſſen; und nicht lange nachher ſtarb auch Ferdinand, den 25. Juli 1564, im 62ſten Jahre ſeines Alters. Das ſprechendſte Zeugniß für ihn in der Geſchichte iſt, daß er in ſo ſchwierigen Zeiten, wo der Haß und die Leidenſchaften ſo oft das Urtheil beſtimmten, von allen Partheien, von Katholiken ſowohl als Proteſtanten, das Lob eines trefflichen Mannes mit in das Grab genommen hat.

---

21. Maximilian II. 1564—1576.

Schon im Jahre 1560 hatte Ferdinand ſeinen Sohn Maximilian, auf dem Churfürſtentage zu Frank-

furt, zu ſeinem Nachfolger vorgeſchlagen, und die Churfürſten hatten ihn ernannt. Der Vater empfahl den Sohn mit Worten, welche als ein wahrhaftiges Zeugniß über ihn aufbewahrt zu werden verdienen. »Er ſey mit hoher Vernunft, Schicklichkeit, Milde und Sanftmüthigkeit, auch allen andern fürſtlichen Tugenden und guten Sitten trefflich begabt, von gerechtem, ehr- und friedliebendem Gemüth, und trage gegen das heilige Reich teutſcher Nation große Liebe und Zuneigung, deren Ehre und Wohlfahrt zu befördern er zum höchſten begierig ſey. Endlich ſey er auch der ſechs vornehmſten, in der Chriſtenheit gebräuchlichen Sprachen kundig, alſo, daß er alles, was jetzo und künftig mit fremden Potentaten zu handeln ſey, ſelbſt werde verſtehen, reden und ausfertigen können.

Ein anderes, ehrenvolles Zeugniß legten ſeine böhmiſchen Unterthanen über ihn ab, als ſie ihn den Polen zum Könige empfahlen, die ihr Auge auf ihn gerichtet hatten. »Unſer Böhmen, ſagten ſie, befindet ſich unter ſeiner Regierung beſſer, als wenn es von einem angebornen Vater beherrſcht würde; unſere Vorrechte, Geſetze und Freiheiten werden von ihm geſchützt, und er läßt alles unverändert bei ſeiner Kraft. Und was man faſt ein Wunderwerk nennen könnte, iſt die große Klugheit und Unpartheilichkeit, mit welcher er den verſchiedenen Glaubensgenoſſen begegnet, und ſie dadurch zur Einmüthigkeit, Duldung und gegenſeitigen Liebe führt.«

Und mit Recht konnten daher die Polen ſelbſt von ihm ſagen: »Er habe das chriſtliche, gemeine Weſen, welches durch Empörungen und Zwietracht erſchüttert ſey, ſo in Ordnung gebracht, daß er mehr Triumphe durch ſeinen Verſtand im Frieden, als ein anderer durch Kriege erhalten habe.«

Und ſolche Geſinnung und Handlungsweiſe übte er in einem Zeitalter, wo man kaum das Wort Duldung kannte, ja, er bekannte ſich öffentlich zu dem Grundſatze, »daß Gott allein die Herrſchaft über die Gewiſſen zuſtehe.« Das iſt der Ruhm dieſes

Kaiſers; und durch ſolche ſeine wie ſeines Vaters Trefflichkeit geſchah es, daß Teutſchland in einer Zeit, da in den Niederlanden und in Frankreich der Religion wegen das Blut in Strömen floß, da in dem letzteren Lande die ſchreckliche Bartholomäusnacht oder Pariſer Bluthochzeit, zur Schande der Menſchheit, veranſtaltet wurde, Teutſchland im Ganzen einer Ruhe genoß, wie noch keiner ſeit der Religionstrennung.

Auch das Reichskammergericht, urſprünglich zur völligen Aufhebung des Fauſtrechts eingeſetzt, gewann über die Neigung der rohen Gewalt nun gänzlich die Oberhand. Als das letzte Aufbrauſen des Fauſtrechts in dieſer Zeit können die Unruhen des Wilhelm von Grumbach, eines fränkiſchen Reichsritters, angeſehen werden, welcher mit einem Ueberbleibſel der wilden Schwärme des Markgrafen Albrecht in Franken hauſete. Vorzüglich verwüſtete er das Gebiet des Biſchofs von Würzburg und ließ dieſen ſelbſt endlich in ſeiner eigenen Stadt erſchießen. Das Kammergericht ſprach die Acht gegen den Mörder aus, und dieſer flüchtete ſich nach Gotha, zu dem Sohne des unglücklichen Churfürſten Johann Friedrich. Er hatte den, beinahe ſchwachſinnigen, Fürſten mit der Hoffnung zu bethören gewußt, daß er ihm das Churfürſtenthum Sachſen wieder erobern wolle; darüber erfuhr der junge Herzog ein noch unglücklicheres Schickſal, als ſein Vater. Moritzens Bruder, der Churfürſt Auguſt, führte das Heer an, welches die Acht vollziehen ſollte, belagerte den Herzog mit Grumbach in Gotha einen ganzen Winter hindurch und zwang ſie durch Noth zur Uebergabe. Der junge Fürſt wurde als Gefangener nach Wien, und dort auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, dem Volke zum Spott durch die Straßen der Stadt geführt. Dann ſaß er 28 Jahre lang zu Steyer in Oberöſtreich gefangen und ſtarb im Gefängniß. Grumbach aber wurde nach grauſamen Martern von Pferden geviertheilt.

Statt des Fauſtrechts, welches die Ausartung des Kriegsweſens in der Lehnsverfaſſung war,

wurde Teutſchland in dieſer Zeit von denen, die den Krieg als ein Gewerbe trieben, mit anderer Plage heimgeſucht; gleich als ſollten die Nachtheile jeder Kriegsverfaſſung den Völkern fühlbar gemacht werden, welche nicht einen jeden freien Mann zum Krieger und Verfechter des Vaterlandes macht. Die Haufen von Miethsſoldaten, welche allenthalben hauſeten, ſeit die Krieger für Geld geworben wurden, die Werb- und Muſterplätze, das Ab- und Zuziehen, die Quartiere und Durchzüge der, an keine Zucht gewöhnten, plötzlich zuſammengelaufenen Schaaren, waren eine unerträgliche Landplage. Die Klagen aus Maximilian I. Zeit erneuerten ſich. Kaiſer Maximilian II. ſagt in ſeinen Beſchwerden, die er dem Reichstage vorlegte: »Das jetzige Weſen des teutſchen Kriegsvolks, welches ehemahls vor andern Nationen wegen ſeiner Frömmigkeit, Zucht und Ehrbarkeit den Preis gehabt, gewinne nunmehr ein Anſehen faſt barbariſcher Art, und wolle in ſolche Ausgelaſſenheit verwandelt werden, daß in die Länge kein Biedermann bei Haus und Hof, und kein Herr bei Land und Leuten bleiben könne.«

Auf ſolche Klagen verfaßte man denn auch neue und ſtrengere Kriegsgeſetze, oder ſogenannte Reiterbeſtallungen. Allein das gründlichſte Mittel, welches der Kaiſer vorgeſchlagen hatte, alle Werbungen auswärtiger Fürſten in Teutſchland gänzlich zu verbieten, konnte nicht durchgeſetzt werden. Die teutſchen Fürſten behaupteten: »Von Alters her ſey es eine löbliche Art teutſcher Freiheit geweſen, um Ehre und Ruhm mit ritterlichen Thaten fremden Herrſchern, ohne alles Beleidigen des Vaterlandes, zu dienen. Wenn dieſer Brauch aufgehoben werde, ſo werde der Kriegsſtand in Teutſchland vernichtet, und zur Zeit der Noth werde es an Kriegern fehlen.« — Wir vernehmen in ſolchen Reden noch immer die Klänge aus Tacitus Zeit, da die Teutſchen Jünglinge, wenn in ihrem Stamme Ruhe war, durch Waffenluſt getrieben zu ſolchen zogen, die in irgend einem Kampfe begriffen waren.

Der Kaiſer Maximilian brachte im Jahr 1575

die Wahl ſeines Sohnes Rudolf zum römiſchen Könige zu Stande und ſtarb ein Jahr darnach auf dem Reichstage zu Regensburg, an demſelben Tage und in derſelben Stunde, als der Reichstagsabſchied daſelbſt öffentlich bekannt gemacht wurde.

---

22. Rudolf II. 1576—1612.

Die lange Regierung dieſes Kaiſers hat den Zunder neuer, gewaltſamer Erſchütterungen in Teutſchland angehäuft, und iſt ein trauriger Beweis, wie in ſchwierigen Zeiten Unentſchiedenheit und Trägheit faſt ſchlimmer wirken, als ſelbſt der üble Wille. Dieſer kann dem Kaiſer Rudolf nicht vorgeworfen werden, ſo wenig als Unwiſſenheit und Unverſtand; allein ſein Gemüth war auf viele andere Dinge mehr gerichtet, als auf die Pflichten, die er als Herrſcher zu üben hatte, und daher geſchah das meiſte ohne, vieles wider ſein Wiſſen und Willen. Er ſtand unter der Herrſchaft ſchlechter Rathgeber.

Die Spannung der Gemüther wegen der Religionstrennung, die eben etwas beſchwichtigt war, nahm wiederum zu, ſeit die katholiſchen Fürſten, auf den Rath der Jeſuiten, anfingen, in ihren Ländern auch zu reformiren, d. h. die proteſtantiſchen Unterthanen wieder zum alten Glauben zurückzuführen, oder, wenn ſie ſich dazu nicht willig finden ließen, aus dem Lande zu weiſen. Nach dem Augsburger Religionsfrieden konnten die übrigen Fürſten ihnen zwar keinen Vorwurf darüber machen, allein immer ſchien es dieſen doch ein gewaltſamer Eingriff, in die Gewiſſensfreiheit der Einzelnen, und ein Zeichen feindlicher Geſinnung gegen ihre ganze Parthei. Und wohin ſolche Feindſeligkeit am Ende führen können, davon gaben Frankreich und die Niederlande um dieſe Zeit ein trauriges Beiſpiel. Der Kampf, den dieſes letztere Land für ſeine Religionsfreiheit gegen

Philipp II. und den eiſernen Alba *) führte, wirkte durch die Nähe der Gräuelthaten nicht nur ſehr lebhaft auf die Gemüther in Teutſchland, ſondern verſetzte auch einigemahle Krieg und Schrecken ſelbſt hinüber auf das teutſche Gebiet, indem ſpaniſche Kriegsvölker, von Noth und Mangel getrieben, aus den Niederlanden in Weſtphalen einrückten, und das Land umher ausplünderten.

Dazu ereigneten ſich in den teutſchen Gränzländern ſelbſt einige bedenkliche Vorfälle. In Aachen hatte ſich eine Geſellſchaft niederländiſcher Anſiedler mit einem proteſtantiſchen Prediger eingefunden und fanden bald ſo viele Anhänger, daß ſie ſich in gleiche Rechte mit den Katholiken einſetzten. Sie ſchlugen ſchon 1581 zwei Bürgermeiſter aus ihrer Mitte vor, und als die Gegner ſich widerſetzten, ergriffen ſie die Waffen, bemächtigten ſich des Zeughauſes und führten ihre Forderungen mit Gewalt durch.

In dem benachbarten kölniſchen Lande ging es noch unruhiger. Der Churfürſt Gebhard liebte die ſchöne Gräſin Agnes von Mannsfeld, Kanoniſſin in dem Stifte zu Girrisheim, und um ſich mit ihr zu verbinden, trat er, auf das Verlangen der Brüder der Gräſin, zu der neuen Kirche über. Aber ſogleich wandte ſich das Domkapitel und der Rath von Köln nach Rom und an den Kaiſer, und bald erfolgten auch der Bannfluch ſo wie die Reichsacht gegen den Erzbiſchof. Das Kapitel wählte den Prinzen Ernſt von Baiern zu ſeinem Nachfolger, und dieſer ſetzte ſich mit Hülfe von bairiſchen und ſpaniſchen Kriegsvölkern in den Beſitz des Landes. Gebhard floh zuerſt nach den Niederlanden und ſpäter begab er ſich nach Straßburg, wo er Domdechant war. Hier ſtarb er 1601. Die proteſtantiſchen Fürſten ließen ſeine Abſetzung und Vertreibung ruhig ge-

*) Alba rühmte ſich bei ſeiner Rückkehr nach Spanien, öffentlich, daß er bis 18,000 Menſchen in den Niederlanden durch das Schwerdt habe hinrichten laſſen, und verſicherte, er wolle, ſo alt er ſey, einen ſeiner Füße darum geben, wenn ſein König, — der doch eben nicht ſehr nachſichtig war, — noch begieriger nach Krieg und Gewalt wäre.

ſchehen, obgleich ihnen eine neue Stimme im churfürſtlichen Rathe von der größten Wichtigkeit geweſen wäre. Zum Theil mag ſie die Achtung des Religionsfriedens zu dieſer Unthätigkeit gebracht haben, und dieſer Grund war edel und lobenswerth; allein die öffentliche Stimme gab ihnen auch Schuld, die lutheriſch Geſinnten hätten dem Churfürſten Gebhard deshalb ihren Beiſtand entzogen, weil er zu der kalviniſchen Lehre übergetreten war, die ſie faſt eben ſo ſehr haßten, als die katholiſche. Auffallend wenigſtens war es, daß nur der reformirte Pfalzgraf Johann Caſimir einen Verſuch für Gebhard machte; er rückte mit einigen Haufen vor Köln und ſchloß die Stadt eine Zeitlang ein; allein die heranrückenden Baiern und Mangel des Soldes trieben ſein Heer aus einander.

Dieſer Johann Caſimir von der Pfalz war ein eifriger Anhänger ſeiner Kirche und wollte von dem lutheriſchen Glauben nichts wiſſen, deſſen Lehrer er aus ſeinem Lande trieb. Ueberhaupt hat kein Land in Teutſchland ſo traurige Wirkungen des Partheihaſſes der Proteſtanten unter ſich erfahren, als das Pfälziſche. Der Churfürſt Friedrich III. war zu der reformirten Kirche übergetreten. Von ſeinen beiden Söhnen war der jüngere, der eben genannte Pfalzgraf Johann Caſimir, ebenfalls reformirt, der ältere aber, der Churfürſt Ludwig, war der augsburgiſchen Confeſſion ſo ſehr zugethan, daß er dem kalviniſchen Hofprediger ſeines Vaters nicht geſtatten wollte, deſſen Leichenpredigt zu halten. Dann wurden den Reformirten allenthalben ihre Kirchen genommen und Prediger ſowohl als Schullehrer aus dem Lande getrieben. Es ſollen ihrer an 200 geweſen ſeyn. Als Ludwig jedoch früh ſtarb, und Johann Caſimir die Vormundſchaft über deſſen Sohn Friedrich IV. führte, wendete dieſer die Sache wieder um und begegnete den Lutheranern, wie ſein Bruder den Reformirten gethan hatte; und dem neunjährigen Friedrich wurde ſtatt des ſorgfältig eingeprägten lutheriſchen Kathechismus der kalviniſche mit aller Strenge beigebracht. Dieſes nannte man chriſt

lichen Glaubenseifer! Und durch ſolchen Eifer mußte das pfälziſche Land binnen 60 Jahren viermahl ſeine Kirche ändern, ſo daß es Anfangs lutheriſch, dann reformirt, dann wieder lutheriſch und endlich wieder reformirt wurde.

Kein Wunder, wenn die alte Kirche das Recht zu gleichem Verfahren gegen die neue zu haben glaubte, da dieſe ſo gegen ſich ſelbſt eiferte. In der That folgte auch aus der kölniſchen Streitſache bald eine ähnliche in der Stadt Straßburg, wohin ſich Gebhard mit drei gleichfalls proteſtantiſchen Domherrn gewendet hatte; und die Stadt Donauwerth, die bis dahin freie Reichsſtadt geweſen, und größtentheils proteſtantiſch geworden war, kam der Religionsſpaltung wegen ſogar in die Reichsacht und dadurch 1607 in die Hände des Herzogs von Baiern, der die Acht gegen ſie vollzog.

Das uneinigſte und zerriſſenſte teutſche Land war aber in Kaiſer Rudolfs Zeit das öſtreichiſche ſelbſt. Maximilian II. hatte den proteſtantiſchen Ständen Religionsfreiheit geſtattet, und hatte ihnen ſelbſt durch einen Roſtockiſchen Theologen Chyträus eine Kirchenordnung verfertigen laſſen; da er jedoch ihren Gottesdienſt von ſeiner Hauptſtadt Wien ausſchließen wollte gab er ihnen einige Kirchen in der Nähe der Stadt auf dem Lande. Ihre Zahl nahm bald außerordentlich zu; einige ihrer Lehrer, beſonders ein gewiſſer Opitius, eiferten mit unwürdiger Heftigkeit gegen jeden andersdenkenden; die Klagen wurden immer lauter, und Rudolf, welcher ebenfalls partheiiſchen Rathgebern folgte, ging gleich ſo weit, daß er ihnen die vorhergeſtatteten Kirchen ſchließen und ſogar in allen öſtreichiſchen Städten das Bürgerrecht nehmen ließ. Allein die Unzufriedenheit über dieſe Maaßregeln wurde bald ſo groß, und Rudolf hatte den Beiſtand ſeiner Stände gegen die Türken und bei den Unruhen in Ungarn ſo nöthig, daß er bald wieder gelinder mit ihnen verfahren mußte

In Ungarn war allgemeine Unzufriedenheit mit ſeiner Regierung, weil er ſich nicht um das Land bekümmerte, keinen Landtag ſelbſt beſuchte, ja nicht ein ein-

zigesmahl im Lande erſchien, ſondern ſeine, dorthin geſandten teutſchen Soldaten frei und frech ſchalten ließ. Es entſtand daher im Anfange des neuen 17ten Jahrhunderts ein gefährlicher Aufruhr in Ungarn unter der Anführung eines Edelmanns Stephan Botſchkai. Dieſer ließ ſich mit den Türken in Verbindung ein und bemächtigte ſich eines großen Theiles des Landes. Ueberhaupt wurde der Kaiſer mit jedem Tage untheilnehmender in ſeiner Regierung. Die Kunde der Geſtirne und der Natur beſchäftigten ihn mehr, als ſein Reich, und dieſe Neigung führte ihn bald in die Hände betrügeriſcher Menſchen, die ihm aus den Sternen die Zukunft deuten und die Kunſt des Goldmachens lehren ſollten. Und ſo wie ſich an ſeinem Hofe ſolche Betrüger mit Gelehrten, wie Tycho Brahe und Keppler, zuſammenfanden, ſo miſchten ſich in Rudolfs Seele ſelbſt auf wunderbare Weiſe die edleren mit den thörigten Neigungen. An Kunſtwerken alter Zeit, an Bildſäulen, geſchnittenen Steinen, ſo wie an Gemälden hatte er die größte Freude und verwendete bedeutende Summen dafür; aber eben ſo ſehr zog ihn auch ſeine alchymiſtiſche Werkſtätte an, wo Gold bereitet werden ſollte, und diejenigen, welche über wichtige Reichsangelegenheiten mit ihm zu reden hatten, mußten ihn oft in ſeinen Pferdeſtällen aufſuchen, in denen er viele Stunden des Tages zuzubringen pflegte. — Dieſe Unthätigkeit und Sorgloſigkeit, die Zerrüttung Ungarns, ſo wie die Unordnung der übrigen öſtreichiſchen Länder, konnten den Brüdern und Vettern des kinderloſen Kaiſers nicht gleichgültig ſeyn. Sie berathſchlagten ſich über das Wohl des Hauſes und ſchloſſen endlich 1606 einen Vertrag, durch welchen des Kaiſers Bruder Matthias die Anordnung der Regierung in Oeſtreich und Ungarn übertragen wurde. Rudolf war zwar Anfangs ſehr ungehalten darüber, ließ ſich aber nach einigen Jahren dennoch willig finden, dem Matthias Oeſtreich ob und unter der Ens und das Königreich Ungarn abzutreten, „damit das Land, welches in des Kaiſers Abweſenheit ſo vieles während des 16jährigen Krieges gelitten habe, durch

Matthias wieder zu Ruhe und Wohlſtand gebracht werden möchte.« Und in der That gelang es demſelben, Ungarn wieder zu beruhigen und nach Botſchkai's baldigem Tode ganz zum Gehorſam zurückzuführen.

Dem Kaiſer Rudolf blieb alſo außer ſeiner Kaiſerwürde nur das Königreich Böhmen. Die proteſtantiſchen Stände dieſes Landes, welche die günſtige Zeit für ſich benutzen wollten, da ihr Herr ohne Macht und ſogar mit ſeinen Verwandten geſpannt war, ſetzten ihm ſo lange zu, bis er ihnen freie Religionsübung, ein eigenes Conſiſtorium, die Einräumung der Prager Academie, und ſogar die Freiheit zuſicherte, außer den ſchon vorhandenen noch neue Kirchen und Schulen in Böhmen errichten zu dürfen. Dieſe wichtige Urkunde nennt man den Majeſtätsbrief, und er iſt es, welcher die erſte Veranlaſſung zum dreißigjährigen Kriege gegeben hat.

Die proteſtantiſche Union. 1608. — Das wieder erweckte Mißtrauen der Religionspartheien in Teutſchland, ſo wie der Anblick der Entzweiung des öſtreichiſchen Hauſes, welches die Stütze der Katholiſchen geweſen war, verknüpfte die proteſtantiſchen Stände wieder näher mit einander, und erregte in ihnen den Gedanken eines neuen Bündniſſes zu Schutz und Trutz. Am lebhafteſten wurde daſſelbe durch das pfälziſche Haus betrieben, welches ſich zu großem Anſehn hob; aber zum Schaden des Bundes. Denn weil Pfalz ſo eifrig dem reformirten Glauben anhing, ſo fiel dadurch bei den lutheriſch Geſinnten ſogleich ein übles Licht auf die Sache ſelbſt, und ſie waren größtentheils nicht zum Beitritt zu bewegen. Als daher der Churfürſt Friedrich von der Pfalz, nach vielen Bemühungen, endlich im Jahr 1608 einen neuen Bund unter dem Namen Union zu Stande brachte, traten, außer ihm, nur die Markgrafen von Brandenburg, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der Herzog von Würtemburg und der Markgraf von Baden dazu, nebſt

den wichtigen Städten Straßburg, Nürnberg und Ulm. Man wolle ſich »mit Rath und That beiſtehen, beſonders die Religion beſchützen; Pfalz ſollte das Directorium zu Friedenszeiten haben und der Bund auf zehn Jahre gelten.« Man bewarb ſich um den Beitritt mehrerer Glieder; Churbrandenburg zeigte ſich auch nicht abgeneigt, Sachſen dagegen weigerte ſich ganz entſchieden, und antwortete: »Wenn man die Sache recht anſehe, ſo werde ſich finden, daß ſie zum Theil unnöthig, und in Wahrheit nichts anders ſey, als eine Trennung und Auflöſung des ganzen Reiches, die ſicher daraus folgen werde.« — Wenn das Haus Pfalz ehrſüchtige und unreine Abſichten bei der Sache gehabt hat, ſo hat es ſie ſchwer genug büßen müſſen.

Jülichſcher Erbſchaftsſtreit. — Gleich im nächſten Jahre 1609 ereignete ſich ein Fall im Reiche, bei welchem die eben geſchloſſene Verbindung thätig eingreifen konnte. Der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, der die ſchönen Länder am Niederrhein, Jülich, Cleve, Berg, Mark, und einige kleinere beherrſchte, ſtarb am 25. März dieſes Jahres ohne Erben. Er hatte vier Schweſtern, welche an teutſche Fürſten vermählt waren, und nicht nur dieſe, ſondern auch andere, weitläuftige Verwandte machten Anſprüche auf die Erbſchaft. Unter allen aber ergriffen der Churfürſt von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg zuerſt Beſitz, und errichteten einen Vertrag zu Düſſeldorf, nach welchem ſie das Land, bis zu ausgemachter Sache, gemeinſchaftlich verwalten wollten. Der Kaiſer dagegen, mit dem eigenmächtigen Verfahren der beiden Fürſten unzufrieden, ſchickte den Erzherzog Leopold, Biſchof zu Paſſau, ab, um das Land, als verfallenes Reichslehen, zu beſetzen. Dieſer kam auch mit einigen Truppen; konnte aber nichts weiter vom Lande erhalten, als die Stadt und Feſtung Jülich, wo ihn der Amtmann einließ; indeß ließ er im Elſaß neue Haufen werben und dachte die Rechte des

Kaiſers mit Gewalt zu behaupten. Dieſe Einmiſchung des öſtreichiſchen Hauſes regte hinwiederum die Union auf; ſie verſprach den beiden bedrohten Fürſten ihren Beiſtand und fing an zu rüſten; und überdieß trat auch der franzöſiſche König Heinrich IV. mit ihnen in Unterhandlung und beſtärkte ſie in der Widerſetzlichkeit gegen den Kaiſer. Es iſt bekannt, wie dieſer König mit großen Entwürfen zu einer Umgeſtaltung Europa's umging, wie er das öſtreichiſch-ſpaniſche Haus zu verkleinern und dann aus Europa eine Staaten-Republick zu bilden gedachte, welche ein gemeinſchaftliches Heer zur Vertreibung der Türken in's Feld ſtellen ſollte. Mit dieſen Entwürfen hing auch ſeine Verbindung mit der Union in Teutſchland zuſammen; er hatte das Jahr 1610 beſtimmt, um die Unternehmungen gegen das Haus Oeſtreich anzufangen, und wirklich rückte das Heer der Union im Frühling dieſes Jahres in den Elſaß ein, zerſtreute einige tauſend Mann, welche der Erzherzog Leopold hier werben ließ und klagte den Kaiſer, zur Entſchuldigung dieſer Gewaltthat, eines unrechtmäßigen Verfahrens in der Jülichſchen Erbſache an. Der Kaiſer hätte dieſen Fall, ſagten ſie, den alten Reichsrechten gemäß, nicht allein, ſondern mit Zuziehung einer Anzahl von Churfürſten und Fürſten entſcheiden müſſen.

Die katholiſche Lige. 1610. — Das raſche Ergreifen der Waffen, noch mehr aber das feindſelige Verfahren der Unirten in allen Ländern geiſtlicher Fürſten, wohin ihr Heer kam, erbitterte die Katholiken; jene hatten die Stifter am Rheine: Maynz, Trier, Köln, Worms, Speyer und andere, wie erobertes Land, mit Brandſchatzungen und aller Gewaltthätigkeit heimgeſucht. Da fingen die katholiſchen Stände auch an Zuſammenkünfte zu halten, und ſchloſſen zu Würzburg 1610 auf 9 Jahre einen Gegenbund, welcher den Namen der Lige annahm. Es waren vorzüglich die geiſtlichen Fürſten und das Haus Baiern; und um Einheit in ihren Bund zu

8 *

bringen, wurde dem Herzog Maximilian von Baiern der Oberbefehl gegeben. Dadurch erhielt dieſer Bund ſo viel mehr Feſtigkeit, als die Union, welche im Kriege kein beſtändiges Oberhaupt, ſondern gewälte Anführer haben ſollte; da ſie aber aus lauter weltlichen Fürſten beſtand, ſo ſtrebte ein jeder nach dieſer Ehre. Uebrigens wurde die Lige ungefähr auf dieſelben Grundlagen abgeſchloſſen, als die proteſtantiſche Union.

Die Lige waffnete nun gleichfalls; und da indeß Heinrich IV. von Frankreich ermordet war, ſo ließen ſich die Unirten bald zu einer gütlichen Beilegung der Sache bewegen. Beide Theile legten die Waffen für dieſesmahl wieder ab.

Kaiſer Rudolfs Abſetzung in Böhmen und Tod 1612. — Der alte Kaiſer verbitterte ſich ſeine letzten Lebensjahre ſelbſt durch neue Zwiſte in ſeinem Hauſe. Seinen Bruder Matthias betrachtete er mit Widerwillen; auch von den Uebrigen war ihm keiner lieb, außer dem ſchon erwähnten Leopold, Biſchof von Paſſau; dieſem wünſchte er ſein letztes Land Böhmen zu verſchaffen, und ließ deshalb, nach übel berechnetem Plane, im Jahre 1611 geworbenes Kriegsvolk aus Paſſau in Böhmen einrücken. Die böhmiſchen Stände, welche dabei eine feindſelige Abſicht gegen ihre Religion vermutheten, griffen zu den Waffen, ſchloſſen den Kaiſer in ſeiner Burg zu Prag ein, und riefen den Matthias, welcher ſchon früher die Anwartſchaft auf die böhmiſche Krone erhalten hatte, herbei. Unter lautem Jubel zog er in Prag ein, und Rudolf mußt, nach bittern und kränkenden Verhandlungen, auch dieſe Krone ſeinem Bruder abtreten. In dieſen trüben Tagen ſoll er einmahl im Unmuthe das Fenſter ſeines Zimmers aufgeriſſen und dieſe Worte hinausgerufen haben, welche wie eine böſe Verkündigung angeſehen werden können: »Prag, du undankbares Prag, durch mich biſt du erhöht worden, und nun ſtößeſt du deinen Wohlthäter von dir! Die Rache Gottes ſoll Dich

verfolgen, und der Fluch über dich und ganz Böhmen kommen!«

Es blieb ihm von allen ſeinen Kronen nur noch die kaiſerliche; vor der Schmach, auch dieſe zu verlieren, wie es nicht ohne Anſchein war, bewahrte ihn der Tod, welcher ihn bald nachher, in ſeinem 60ſten Jahre, den 20 Januar 1612, wegnahm. Er ſah demſelben mit Ruhe und ſogar mit Freudigkeit, als einem Befreier aus tauſendfachen Sorgen, entgegen.

23. Matthias. 1612—1619.

Die Wahl des neuen Kaiſers fiel auf den Aelteſten des öſtreichiſchen Hauſes; ſie geſchah zu Frankfurt den 13 Juni, und die Krönung, mit faſt nie geſehener Pracht den 24ſten. Außer dem Churfürſten von Brandenburg, waren alle andere Churfürſten und eine große Menge von Fürſten zugegen; Es war, wie ein Geſchichtſchreiber ſagt, als wolle man für immer Abſchied von einander nehmen; denn ſo ſind die teutſchen Fürſten nachher nie wieder zuſammen geweſen. Der König Matthias hatte allein in ſeinem Gefolge 3000 Menſchen, 2000 Pferde und 100 ſechsſpännige Wagen; und die andern Fürſten erſchienen nach ihrem Vermögen faſt mit gleichem Aufwande. Feſte folgten auf Feſte, und wer die große, glänzende und fröhliche Verſammlung ſah, hätte Teutſchland für das erſte Land der Welt preiſen mögen, welches ſo viele treffliche Fürſten beſitze und ſie in ſolcher Traulichkeit vereinigt ſehe. Aber hinter dem glänzenden Vorhange lauerten die Geiſter der Zwietracht. Der tiefer Schauende hätte in den Gemüthern der Katholiken die Freude über die größere Thätigkeit und Entſchloſſenheit des neuen Kaiſers entdeckt, von welchem ſie ihrer Parthei große Vortheile verſprachen; in denen der Unirten aber die Freude über die anſcheinende Kränklichkeit deſſelben. Der Fürſt Chriſtian von Anhalt, einer der Thätigſten unter den letzteren, ſoll ſich, die Zweideutigkeit von dem Feſt hernehmend, geäußert haben: »Wenn

es zum Tanze komme, ſo werde Matthias keine groſze Sprünge mehr machen.«

In der That zeigte ſich auch der neue Kaiſer nicht ſo thätig, als man von ihm erwartet hatte; es ſchien, als wenn er ſeinen Bruder von ſeinen Thronen verdrängt habe, um deſſen Zaudern und Unſchlüſſigkeit nur fortzuſetzen. Dagegen arbeiteten die Leidenſchaften deſto heftiger in den Gemüthern der Zeitgenoſſen und bereiteten die ſchweren Ausbrüche des Haſſes vor, welche noch unter Matthias Regierung den Anfang nahmen. In den öſtreichiſchen Ländern eiferten die Religionspartheien, durch ihre Prediger von den Kanzeln dazu aufgefordert, mit neuer Heftigkeit gegen einander; das menſchlich-ſittliche Verhältniß zwiſchen ihnen war faſt ganz vernichtet; denn ſolcher Haß, weil er das Heiligſte berührt, was der Menſch beſitzt, iſt der unverſöhnlichſte.

Im übrigen Teutſchland ereigneten ſich gleichfalls einige bedenkliche Fälle. In Aachen waren neue Streitigkeiten ausgebrochen; eben ſo zwiſchen der Stadt Köln und den beiden Beſitzern der Jülichſchen Lande, weil dieſe, den Kölnern zum Schaden, den Ort Mülheim am Rhein in eine Stadt umzuſchaffen ſuchten. In beiden Fällen entſchied der Kaiſer zu Gunſten der katholiſchen Parthei, und erregte dadurch bei den Proteſtanten neue Sorge. Sein Spruch wegen Mülheim würde aber wohl wenig gefruchtet haben, wenn nicht die beiden fürſtlichen Häuſer, welche von der jülichſchen Erbſchaft Beſitz genommen hatten, unter ſich ſelbſt zerfallen wären. Der pfälziſche Prinz Wolfgang Wilhelm ſollte eine Tochter des brandenburgiſchen Hauſes heirathen und kam deshalb nach Berlin. Hier aber, beim Mahle und durch die Wirkung des Weines, entſtand ein Streit zwiſchen ihm und dem Churfürſten, beide vergaßen ſich, und dieſer gab dem Prinzen eine Ohrfeige. Kaum hat wohl eine geringfügige Veranlaſſung wichtigere Folgen in der Geſchichte erzeugt; ſie erſtreckten ſich auf das ganze Reichsſyſtem bis in die ſpäteſten Zeiten. Der erzürnte Prinz reiſte ſogleich nach Berlin ab, und ſchloß ſich nun,

aus Haß, eng an das Baierſche Haus an, heirathete eine Tochter aus demſelben und nahm ſelbſt die katholiſche Religion an. Der Churfürſt von Brandenburg dagegen, der für ſeine jülichſchen Länder fürchtete, wenn Wolfgang Wilhelm mit Hülfe der Lige oder der Spanier ſie angriffe, ſuchte den Beiſtand der Holländer, die noch immer mit den Spaniern im Kriege befangen waren, und trat, ihnen zu Gefallen, von der lutheriſchen zur reformirten Kirche über. Und wirklich rückten nun die Bundesgenoſſen beider Theile in die jülichſchen Länder ein; die Holländer beſetzten Jülich, die Spanier unter Spinola Weſel; und dieſe vollſtreckten zugleich die Urtheilsſprüche des Kaiſers wegen Aachen und Mülheim. So wurden die Bewegungen im Reiche ſchon feindlicher, und ſo fingen die teutſchen Stände an, Bündniſſe mit dem Ausland zu ſchließen.

Noch höher ſtieg die Beſorgniß der Proteſtanten bei der Beſtimmung des Nachfolgers für den Kaiſer Matthias. Er ſelbſt und ſeine Brüder Maximilian und Albrecht waren kinderlos; dieſe beiden hatten auch keine Neigung zu den Geſchäften der Regierung, entſagten daher der Nachfolge in den öſtreichiſchen Ländern und ſchlugen ihren Vetter, den jungen Erzherzog Ferdinand, welcher Steyermark, Kärnthen und Krain beſaß, zum Nachfolger vor. Dem Kaiſer war die ganze Sache ſehr zuwider, und er mochte die Hand der Vergeltung für das Unrecht an ſeinem Bruder Rudolf fühlen; allein die Brüder drangen ſo ſehr in ihn, daß er endlich nachgeben mußte. Auf dem böhmiſchen Landtage 1617 wurde Ferdinand zum künftigen König von Böhmen angenommen und drei Wochen nachher mit großer Pracht in Prag gekrönt. Die Stände forderten nichts, als die Beſtätigung ihrer bisherigen Rechte und daß der neue König ſich bei Lebzeiten des alten nicht in die Regierung miſche.

Dieſer Ferdinand iſt eine Haupttriebfeder in dem gewaltigen Umſchwunge ſeiner Zeit geworden, und verdient eine ernſte und gerechte Würdigung um ſo mehr, da er zu allen Zeiten mehr geſchmäht oder

leidenſchaftlich geprieſen, als ruhig beurtheilt iſt. Er war auf der Univerſität zu Ingolſtadt in Baiern, vorzüglich durch Jeſuiten, und unter den Augen des ſehr eifrig katholiſchen, alten Herzogs Wilhelm von Baiern gebildet, und von Kindheit an waren ihm die ſtrengſten Grundſätze in Religionsſachen eingeprägt. Er glaubte feſt an eine allein ſeligmachende Kirche und hielt es für die erſte Pflicht ſeines Lebens, durch alle Mittel, die in eines Menſchen Gewalt ſind, durch Güte und Strenge, durch das Wort ſo wie durch's Schwerdt, die Menſchen bei ihr zu erhalten oder zu ihr zurückzuführen. Denn das Seelenheil, ſo hatte man ihn gelehrt, gehe vor aller menſchlichen Rückſicht und Nachſicht. Dieſen Grundſätzen iſt er mit aller Treue des Herzens, ſein Leben lang, gefolgt; er glaubte ſich zum Kämpfer für die katholiſche Kirche und zum Wiederherſteller ihres alten Glanzes von Gott beſtimmt; aus dieſem Glauben hat er kein Hehl gemacht, er iſt offen und redlich auf den Kampfplatz getreten, und das iſt ſeine Ehre in der Geſchichte. Der Mann verdient Ehre, der dem, was er als recht und heilig erkannt hat, mit der vollen Kraft ſeines Weſens, frei und ſtandhaft folgt. Iſt Ferdinand mit ſeinem ganzen Leben in einem großen Irrthume befangen geweſen, indem er wähnte, der Gott, welcher ſeine Sonne über die Völker jedes Glaubens gleich milde ſcheinen läßt, könne nur auf Eine Weiſe angebetet werden, und wolle dieſe einzig rechte Weiſe mit Feuer und Schwerdt über den Erdboden verbreitet wiſſen, ſo haben es diejenigen zu verantworten, welche ihm ſolche Lehre in zarter Kindheit beigebracht und in dem Jünglinge und Manne befeſtigt haben.

Der junge Fürſt fing gleich, nachdem er in ſeinen Ländern Herr geworden war, an, ſie zu reformiren, das heißt, in die alte Weiſe des Gottesdienſtes zurückzuführen. Er ſtellte den Grundſatz auf, daß der Landesherr nur Eine Kirche in ſeinen Ländern dulden dürfe, damit die volle Einheit der Gemüther und des Willens da ſey; und da der Augsburger Religionsfriede in dieſem Falle für die An-

dersgläubigen nur das Recht der Auswanderung hatte erlangen können, ſo zwang er die, welche ſich nicht zur alten Kirche halten wollten, ſeine Länder zu verlaſſen. Dieſe Maaßregeln waren hart; es iſt dem treu und inniggeſinnten Menſchen nichts härter, als die Stätte auf immer verlaſſen zu müſſen, wo ſeine Voreltern gewohnt, und wo er ſelbſt die Jahre der Kindheit verlebt hat. Es konnte daher nicht fehlen, daß heftige Bewegungen in Ferdinands Ländern entſtanden. Vor allen regten ſich die zahlreichen Gebirgsbewohner; denn dieſe, die in ihren Bergen von dem ſchnellen und wogenden Verkehr der Menſchen ausgeſchloſſen leben, und im Angeſichte der ewig feſten, großen Bildungen der Natur ihr Gemüth von der ſchwankenden Betrachtung der Dinge entwöhnt haben, hängen von allen am feſteſten an ihren Meinungen und an dem vaterländiſchen Boden. Und dennoch war in den Maaßregeln des jungen Fürſten ſolche Feſtigkeit und Ruhe, und er zeigte ſo entſchloſſenen Ernſt, daß den Ausbrüchen der Unzufriedenheit ſchon vorgebeugt war, ehe ſie ſich zeigten, und daß, ungeachtet der Richtplätze, die allenthalben zur Warnung aufgeſtellt wurden, kein Blut floß. Und ſo war in wenigen Jahren, wie durch ein Wunder vor aller Augen, in ſeinen Ländern, wo ſchon die größere Hälfte der Einwohner der neuen Kirche angehört hatte, keine proteſtantiſche Kirche mehr zu ſehen, und wurde keine proteſtantiſche Predigt mehr gehört. Solche Thatenkraft eines jungen Fürſten mußte wohl große Hoffnungen auf einer und Furcht auf der andern Seite erregen. Die unirten Stände in Teutſchland, beſonders der Churfürſt von der Pfalz, fanden in der Erhebung Ferdinands zum Haupte des öſtreichiſchen Hauſes neuen Antrieb, ihren Bund zu verſtärken. Sie arbeiteten noch immer daran, Churſachſen zu gewinnen; aber umſonſt. Im Stillen mochte der Widerwille gegen die reformirte Kirche heftig entgegen ſtehen; aber viel wirkte auch der Wunſch, den Frieden im Reiche zu erhalten, welcher ſeit Moritzens Tode überhaupt in den meiſten lutheriſchen Fürſten vorherrſchend war. Daß die

Sachſen damit treu gemeint, beweiſt ein Schreiben des Churfürſten an den Erzherzog Ferdinand, worin er ihn ermahnt, »weil es doch ſo weit gekommen, daß kaum ein Fünklein gutes Verſtändniſſes und Vertrauens unter den Ständen zu finden ſey, ſich zu bemühen, daß ſolches wenigſtens einigermaaßen hergeſtellt werde. Denn ſollte es bei jetzigen, gefährlichem Zuſtand verbleiben, und man mehr Belieben tragen, daß Außerordentliche mit der äußerſten Strenge, als mit gelinden Mitteln zu heilen, ſo ſey leicht zu erachten, daß dieſer Heilungsverſuch zu eines oder des andern Theiles gänzlichem Untergange ausſchlagen, oder, nach vielem Blutvergießen und Verderben von Land und Leuten, doch zu dem Mittelwege führen müſſe, den man jetzt ohne Gewalt und Gefahr einſchlagen könne.« — Dieſe Worte waren wie eine Ahndung der Zukunft und hätten auch Ferdinand die Augen geöffnet, wenn dieſelben nicht ſtarr nur auf Einen Punkt gerichtet geweſen wären. Bald geſchah ein noch größeres Zeichen und verkündigte die Gefahr vor der Schwelle des eigenen Hauſes.

24. Die böhmiſchen Unruhen.

Anfang des dreißigjährigen Krieges.

1618.

Seit der Ernennung Ferdinands zum künftigen Könige von Böhmen, wollten die Proteſtanten in dieſem Lande beſondere Thätigkeit und größere Zuverſicht unter den Katholiken bemerken. Das Gerücht, in außerordentlichen Zeiten ſo viel beweglicher und furchtbarer, trug ſich mit vielen Sagen, welche den Proteſtanten große Gefahren verkündigten. »Der Majeſtätsbrief, der ihnen Sicherheit und Freiheit verbürgte, ſey kraftlos, weil er von König Rudolf erzwungen ſey,« — ſo ſollten die Katholiken ſich ge-

äußert haben; — »bei der Ankunft König Ferdinands werde es heißen:« »Ein neuer König, ein neues Gebot.« »Dann würden etliche Köpfe herunter müſſen, die Güter würden in andere Hände kommen, und mancher arme Geſell werde ſich wohl dabei befinden.« — Auch Gemälde bei der Huldigung Ferdinands in Mähren kamen hinzu, wobei der böhmiſche Löwe und der mähriſche Adler in Ketten dargeſtellt waren, und ein mit offenen Augen ſchlafender Haaſe andeuten ſollte, daß die Stände mit offnen Augen nicht wahrnähmen, welches Schickſal ihnen bereitet werde; — dieſe und andere Zeichen, von Munde zu Munde vergrößert, ſchreckten die Gemüther.

Endlich fehlte es auch nicht an einer beſtimmtern Veranlaſſung des Streites. In dem Majeſtätsbriefe war den Proteſtanten in Böhmen die Freiheit zugeſichert, neue Kirchen bauen zu dürfen; allein die Regierung deutete den Artikel nur auf die proteſtantiſchen Stände des Königreichs, nicht auf die Unterthanen katholiſcher Stände; die Proteſtanten aber wollten darunter alle Genoſſen ihres Glaubens im Lande verſtanden wiſſen. Nun fingen 1617 die proteſtantiſchen Unterthanen des Prager Erzbiſchofs in dem Städtchen Kloſtergrab, und die des Abtes von Braunau in dieſem letzteren Orte an, ein paar Kirchen zu bauen. Die Herren wollten es nicht zulaſſen, beſchwerten ſich beim Kaiſer, und als dennoch die Kirchen fertig gebaut wurden, wirkte der Erzbiſchof einen kaiſerlichen Gegenbefehl aus und ließ die Kirche zu Kloſtergrab wieder niederreißen. Die zu Braunau aber wurde geſchloſſen, und als ein Aufſtand deshalb erfolgte, wurden die unruhigſten Bürger in's Gefängniß geworfen.

Nun aber riefen die Proteſtanten über Verletzung des Majeſtätsbriefes, und ſie fanden einen entſchloſſenen Anführer in dem Grafen Matthias von Thurn. Dieſer, aus Görz an der italieniſchen Gränze geboren, jetzt aber in Böhmen einheimiſch, eiferte mit aller Wärme des italieniſchen Blutes für

ſeinen Glauben und ſeine Freiheiten, und war zum Defenſor der evangeliſchen Gemeine zu Böhmen erwählt worden. Als ſolcher rief er jetzt die proteſtantiſchen Stände nach Prag zuſammen. Es wurden Schreiben an den Kaiſer erlaſſen, worin man um Abſtellung der Beſchwerden und Freilaſſung der noch immer gefangenen Braunauer Bürger anhielt.

Die Antwort des Kaiſers war härter wie je eine. Die Widerſetzlichkeit der Braunauer und Kloſtergraber Unterthanen wurde darin eine Empörung genannt und die Stände ſehr getadelt, daß ſie ſich fremder Unterthanen angenommen, daß ſie unerlaubte Zuſammenkünfte gehalten und geſucht hätten, durch falſche Gerüchte von Gefahr des Majeſtätsbriefes dem Kaiſer die Liebe und Treue ſeiner Unterthanen zu entreißen; u. ſ. w. Die Drohung, die dann noch folgte, „es ſoll die Sache unterſucht werden, und einem jeden nach Verdienſt geſchehen,“ ließ die gereizten Gemüther das Aergſte von der Zukunft fürchten. Dazu verbreitete ſich das Gerücht, dieſes Schreiben ſey nicht in Wien, ſondern in Prag ſelbſt in der kaiſerlichen Statthalterei verfaßt, und zwar beſonders durch zwei katholiſche Räthe Martiniz und Slavata. Der ausbrechende Zorn wandte ſich nun auf dieſe, als den nächſten Gegenſtand. Sie waren beide ſchon längſt verhaßt, weil ſie an der Erwerbung des Majeſtätsbriefes vor 9 Jahren nicht hatten Antheil nehmen wollen; und von ihrem Eifer für die katholiſche Kirche erzählt man ſich arge Dinge. Martiniz ſollte ſeine proteſtantiſchen Unterthanen mit Hunden haben in die katholiſche Kirche hetzen laſſen, und Slavata die ſeinigen durch Verſagung der Taufe und des Begräbniſſes zum katholiſchen Glauben gezwungen haben.

In der Stimmung, die durch ſolche Gerüchte gereizt war, erſchienen die Abgeordneten der Stände, am 23ſten May 1618 großentheils bewaffnet, ſammt ihren Knechten auf dem königlichen Schloſſe zu Prag vor den 4 Statthaltern, und verlangten zu wiſſen, ob ſie im Rathe geweſen, als das ſchwere und nachtheilige kaiſerliche Schreiben erwogen worden, und

ob ſie ihre Stimmen dazu gegeben hätten? Und als ſie die Antwort erhielten, daß erſt die abweſenden Mitglieder der Statthalterei müßten einberufen werden, um in ſo wichtiger Sache zu rathen, traten einige aus dem Haufen hervor und ſagten: „Wir wiſſen, daß Adam von Sternberg, oberſter Burggraf, und Diepold von Lobkowitz zwar bei der Berathſchlagung über das Schreiben geweſen ſind, aber die Ausfertigung deſſelben nicht gebilligt haben.“ Darauf führte man dieſe beiden in ein anderes Zimmer; und nun ſtürzten ſich andere auf den Martinitz, ſchleppten ihn an's Fenſter, und warfen ihn hinab. Alle ſtanden erſchrocken da, bis einer aus dem Haufen, auf Slavata zeigend, ausrief: „Edle Herrn, hier habt ihr den andern!“ Auf dieſes Wort wurde auch er ergriffen und hinabgeſtürzt. Nun war noch der Geheimſchreiber Fabricius übrig; und weil er als ein Schmeichler der beiden angeſehen wurde, mußte er ihnen folgen. Die Höhe des Sturzes betrug an 40 Ellen; dennoch blieben alle dreie am Leben, indem ſie auf einen weichen Haufen von Papiertrümmer und andern Kehricht gefallen waren; ja ſie entkamen noch, wundervoll gerettet, unter mehreren Schüſſen, welche auf ſie geſchahen.

Dieſe That haben die Böhmen nachher durch meheren Beiſpiele aus ihrer früheren Geſchichte, durch das Beiſpiel der Römer, welche Verräther von dem tarpejiſchen Felſen herabſtürzten, und aus dem alten Teſtamente, entſchuldigen wollen, da die Königin Iſabel, eine Verfolgerin des Volkes Gottes, aus dem Fenſter geſtürzt ſey. Doch fühlten ſie wohl, daß ſolche Entſchuldigung die Strafe nicht abwenden werde, wenn ſie nicht zugleich durch ernſthafte Rüſtung von ihr abſchreckten. Daher wurde ſogleich das Schloß mit ſtändiſchen Truppen beſetzt, alle Beamte von den Ständen in Eid und Pflicht genommen, alle Jeſuiten aus dem Lande getrieben, weil man ſie für die Urheber der feindſeligen Abſichten gegen die Proteſtanten anſah, und endlich ein Ausſchuß von 30 Edelleuten zur Verwaltung des Landes angeordnet. Dieſes Alles zeigte die Entſchloſſenheit zur Selbſt-

hülfe; und die Seele des Ganzen war der Graf von Thurn.

Der Kaiſer Matthias war in nicht geringer Beſtürzung bei dieſen Nachrichten. Mit weſſen Hülfe ſollte er die aufrühreriſchen Böhmen bezwingen? In den öſtreichiſchen Ländern war gleiche Unzufriedenheit, wie in Böhmen; Ungarn in nicht beſſerer Stimmung. Nachgiebigkeit ſchien das einzige Mittel, jenes wichtige Land für das öſtreichiſche Haus zu retten, und ſelbſt der Beichtvater und ſtete Rathgeber des Kaiſers, der Kardinal Kleſel, der eifrigſte Gegner der Proteſtanten, rieth dazu. Aber ſolchen Gedanken widerſetzte ſich Ferdinand mit aller Kraft. »Vor allem müſſe man wiſſen, ſchrieb er dem Kaiſer, daß Gott ſelbſt die böhmiſchen Unruhen verhängt habe; denn er habe die Böhmen offenbar mit Blindheit geſchlagen, damit durch die erſchreckliche That, welche allen Vernünftigen, von welcher Religion ſie ſeyen, abſcheulich, unchriſtlich und ſtrafwürdig erſcheinen müſſe, der Rebellen meiſter Vorwand, als thäten ſie Alles der Religion halber, falle und zu Waſſer werde. Denn unter dieſem Vorwande hätten ſie bisher nur getrachtet, ihren Landesherrn alle Rechte, alle Einkünfte und alle Unterthanen zu nehmen. Sey nun aber die Obrigkeit aus Gott, ſo müſſe dieſer Unterthanen Betragen aus dem Teufel ſeyn, und Gott könne das bisherige Nachgeben der Obrigkeit nicht billigen; vielleicht habe er dieſes Aeußerſte geſchehen laſſen, damit ſich die Herren auf einmahl dieſer Knechtſchaft ihrer eigenen Unterthanen entledigten. Demnach halte er dafür, daß jetzt nichts übrig bleibe, als zu den Waffen zu greifen.«

Aus dieſem Schreiben Ferdinands lernen wir am beſten die Feſtigkeit ſeiner Grundſätze kennen. Zu den Worten fügte er ſogleich die That hinzu, ließ aller Orten Krieger werben und zeigte ſolchen Ernſt, daß man ſah, er werde ſich durch des Kaiſers Unentſchloſſenheit nicht hemmen laſſen.

Die Böhmen rüſteten gleichfalls und beſetzten alle Städte ihres Landes, bis auf Budweis und Pilſen, die dem Kaiſer treu blieben. Ihnen kam eine

ganz unerwartete Hülſe durch einen Mann, welcher zu den merkwürdigen Kriegshelden jener Zeit gehört und das erſte Beiſpiel gab, wie ein Einzelner, ohne Land und Leute, blos durch ſeines Namens Ruf tapfere Schaaren um ſich ſammelte, und gleich den alten Kriegsfürſten der Teutſchen zu der Römer Zeit, mit ſeinem Gefolge für Lohn und Beute dahin zog, wo man ſeines Armes bedurfte. Solche Männer fanden ſich auch damahls ein, als Zeichen einer außerordentlichen, aus ihren Fugen getretenen Zeit. Ihre Schaaren erhielten und ergänzten ſich durch den Krieg; es mußte der Krieg ſich ſelbſt ernähren, und hierin liegt das Geheimniß, wie er dreißig Jahre lang auf dem teutſchen Boden fortwüthen konnte. Jener Mann war der Graf Ernſt von Mansfeld, ein Krieger von Jugend auf, kühn und von unternehmendem Geiſte, der ſchon in vielen Gefahren mit geweſen war, und jetzt für den Herzog von Savoyen, gegen die Spanier, Truppen geworben hatte. Der Herzog, der ſie gerade nicht brauchte, gab ihm die Erlaubniß, den Unirten in Teutſchland zu dienen; und dieſe ſchickten ihn mit 3000 Mann nach Böhmen, als habe er von dort eine Beſtallung erhalten. Er erſchien ganz unerwartet und nahm den Kaiſerlichen gleich die wichtige Stadt Pilſen weg.

Indeß ſtarb der Kaiſer Matthias den 10 März 1619, und die Böhmen, welche ihn als König anerkannt hatten, ſo lange er lebte, beſchloſſen nun, von dem feindlich geſinnten Ferdinand abzufallen.

---

25. Kaiſer Ferdinand II. 1619—1637.

Ferdinand kam unter den ſchwierigſten Umſtänden zur Regierung. Die Böhmen in den Waffen und Wien ſelbſt mit einem Ueberfalle bedrohend; Schleſien und Mähren ihnen befreundet; Oeſtreich ſehr geneigt, ſich mit ihnen zu verbinden; Ungarn nur an ſchwachen Fäden gehalten und von Außen durch

die Türken geſchreckt; dazu von allen Seiten der Haß der Proteſtanten gegen ihn gerichtet, weil er aus ſeinem Eifer gegen ſie kein Hehl machte. Aber in dieſen Augenblicken zeigte Ferdinand ſeine unerſchütterliche Standhaftigkeit. »Unangeſehen aller der Gefahren,« ſagt von ihm einer ſeiner Diener, der Graf Khevenhüller, »hat der hochlöbliche Herr niemahls verzagt, iſt beſtändig in Religion und Zuverſicht gegen Gott verblieben, der hat ihn in ſeinen Schutz genommen, und ihm wieder aller Menſchen Vernunft über dieſes rothe Meer geholfen.«

Der Graf Thurn rückte mit böhmiſchen Schaaren gegen Wien, und als man ihn über die Abſicht dieſes Zuges befragte, antwortete er: »Wo er irgend geworbenes Volk wiſſe, da ſuche er es auf, um es zu zerſtreuen. Zwiſchen Katholiken und Proteſtanten müſſe künftig durchaus Gleichheit ſeyn und jene nicht, wie bisher, gleich Oehl oben auf ſchwimmen.« Er kam bis vor Wien und ſeine Leute ſchoſſen ſogar bis in die kaiſerliche Burg, wo ſich Ferdinand, von öffentlichen und heimlichen Feinden umgeben, aufhielt. Er durfte ſeine Hauptſtadt nicht verlaſſen, wenn nicht Oeſtreich und damit die Hoffnung des Kaiſerthums verloren gehen ſollte. Aber die Gegner hielten ihn doch für verloren; ſchon ſprachen ſie von ſeiner Einſperrung in ein Kloſter und der Erziehung ſeiner Kinder in der proteſtantiſchen Lehre. Und in dem gefährlichſten Augenblicke erſchienen ſechszehn Mitglieder der öſtreichiſchen Stände vor Ferdinand, und forderten mit Ungeſtüm ſeine Einwilligung zu ihrer Bewaffnung und zu dem Bündniſſe, welches ſie mit den Böhmen ſchließen wollten. Ja einer aus ihnen ging ſogar ſo weit, den König bei den Knöpfen ſeines Leibrockes zu faſſen, mit dem dringenden Begehren, die vorgelegten Punkte ſogleich zu unterſchreiben — Aber in eben dieſem Augenblicke ritten, wie durch wunderbare Fügung, fünfhundert Dampierſche Reuter, eben von Krems in Wien einrückend und weitere Befehle erwartend, unkundig deſſen, was im Schloſſe vorging,

unter Trompetenſchall auf den Burghof. In der größten Beſtürzung entfernten ſich die Abgeordneten, welche die Ankunft der Reuter für abſichtlich hielten, und Ferdinand war aus peinlicher Verlegenheit befreit.*)

Der Graf Thurn mußte bald nach Böhmen zurück, weil Prag von öſtreichiſchen Schaaren bedroht wurde, und dieſen Augenblick benutzte Ferdinand zu einem andern, gewagten Vorhaben. Obgleich die Huldigung in den öſtreichiſchen Ländern noch nicht erfolgt war, und in ſeiner Abweſenheit viel Schlimmes vorgehen konnte, entſchloß er ſich doch, nach Frankfurt zur Kaiſerwahl zu reiſen. Die geiſtlichen Churfürſten waren gewonnen, auch Sachſen hielt feſt an dem Hauſe Oeſtreich, Brandenburg war nicht abgeneigt; und ſo vermogte der Widerſtand von Pfalz allein nichts gegen ihn.

Ferdinand wurde den 28. Auguſt 1619 zum Kaiſer gewählt und den 9. September gekrönt.

26. Friedrich V. von der Pfalz zum König in Böhmen erwählt. 1619—20.

Die Böhmen hatten unterdeß, auf einer allgemeinen Ständeverſammlung, Ferdinand als ihren König entſetzt, weil er ſich, dem Grundvertrage mit ihnen entgegen, noch vor des Kaiſers Tode in die Regierungsangelegenheiten gemiſcht und mit Spanien ein Bündniß gegen ihre Freiheit geſchloſſen habe; ſie ſchritten zu einer neuen Wahl. Es wurden katholiſcher Seits der Herzog von Savoyen und der von Baiern, proteſtantiſcher Seits der Churfürſt von Sachſen und Friedrich V. von der Pfalz vorgeſchlagen. Letzterer erhielt die Stimmen, weil er ein Schwiegerſohn König Jakobs I. von England war, von dem man Hülfe hoffte, und ſelbſt als entſchloſſen, großſinnig und freigebig galt. **Friedrich** wurde

*) Seit dieſer Zeit, zum Andenken des wichtigen Augenblicks, hat dieſes Reuterregiment die Erlaubniß, wenn es durch Wien zieht, über den Burgplatz zu reiten, welches andern nicht erlaubt iſt.

von Sachſen, Baiern, und ſelbſt von ſeinem Schwiegervater vor der Annahme einer ſo gefährlichen Krone gewarnt; allein ſein Hofprediger Scultetus und ſeine Gemahlin, die als Königstochter auch eine königliche Krone zu tragen begehrte, redeten deſto eifriger zu. Friedrich folgte ihnen, nahm die Königswürde in Böhmen an, und wurde den 25. October 1619 gekrönt. Er hielt es für ſeine Pflicht, wie er ſelbſt ſagt, ſeine Glaubensgenoſſen, die ihn berufen, nicht zu verlaſſen. Hätte er Geiſtesgröße genug gehabt, das Werk glücklich durchzuführen, ſo würde die Geſchichte ihn unter die kühnen Männer zählen, welche ein großes Unternehmen, im Vertrauen auf die innere Kraft, wagen durften. Aber das Geſchick hat gegen ihn gerichtet, und er ſelbſt hat im Unglück die Stärke und Beſonnenheit nicht bewieſen, die dem geziemte, der eine gefahrvolle Krone anzunehmen ſich entſchloß.

Ferdinand dagegen begab ſich auf ſeiner Rückreiſe von Frankfurt nach München, zu dem Herzoge von Baiern, und ſchloß mit ihm das wichtige Bündniß, welches ihm damahls Böhmen gerettet hat Sie waren beide Jugendfreunde, und die Union hatte den Herzog durch viele unvorſichtige Schritte gereizt. Maximilian übernahm den Oberbefehl über das katholiſche Vertheidigungsweſen, und bedang ſich vom Hauſe Oeſtreich den Erſatz aller Unkoſten und Verluſte, ſelbſt, wenn es ſeyn müſſe, durch Abtretung öſtreichiſcher Länder aus.

Auch mit Spanien gelang es dem Kaiſer ein Bündniß abzuſchließen, und der ſpaniſche Feldherr Spinola erhielt Befehl, von den Niederlanden aus in die pfälziſchen Länder einzufallen.

Ferner veranſtaltete der Churfürſt von Maynz eine Zuſammenkunft zu Mühlhauſen mit dem Churfürſten Johann Georg II. von Sachſen und gewann ihn, nebſt denen von Köln und Trier, zu dem Entſchluſſe, dem Kaiſer alle mögliche Hülfe zu leiſten, um ſein Königreich und das kaiſerliche Anſehn zu erhalten.

Dem neuen böhmiſchen Könige blieb nun, außer

ſeinen Unterthanen, keine Hülfe, als die der Union, und ſie ſowohl, wie die Lige, rüſtete ſich. Ganz Teutſchland glich einem Werbeplatze. Aller Augen waren auf den ſchwäbiſchen Kreis gerichtet, wo die beiden Heere zuſammentreffen mußten; da ſchloſſen ſie unerwartet zu Ulm am 3. Juli 1620 einen Vertrag, in welchem die Unirten verſprachen, die Waffen niederzulegen, und beide Theile einander Friede und Ruhe gelobten. Die Unirten fühlten ſich zu ſchwach, da auch Sachſen gegen ſie war und Spinola von den Niederlanden her drohte. Für den Kaiſer aber war es ein großer Vortheil, daß Böhmen von dieſem Vergleiche ausgeſchloſſen wurde, denn nun konnte das ligiſtiſche Heer ihm den Gegenkönig bekämpfen helfen. Maximilian von Baiern brach auch ſogleich auf, brachte auf dem Wege die Stände von Oberöſtreich zum Gehorſam gegen Ferdinand, vereinigte ſich mit dem kaiſerlichen Heere, und fiel raſch in Böhmen ein. Von der andern Seite beſetzte der Churfürſt von Sachſen, in des Kaiſers Namen, die Lauſitz.

Friedrich V. fühlte ſich im Gedränge; doch hätte er mit der Hülfe eines treuen und tapfern Volkes, welches ſchon vor 200 Jahren in den Huſſitenkriegen ſein Vaterland gegen die geſammte Macht Teutſchlands vertheidigt hatte, ſiegreich beſtehen mögen. Aber er hatte es nicht verſtanden, ſich das volle Vertrauen dieſes Volkes zu erwerben. Sein Leben war ſorglos und in äußeren Dingen verloren, ohne die innere Würde und Beſonnenheit, welche einer verhängnißvollen Zeit gebührt, und er hatte die Böhmen ſelbſt ſeinen teutſchen Rathgebern und Anführern nachgeſetzt. Dieſe Schwäche hat ihn ins Verderben geſtürzt.

Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag. 1620, 8 November — Bei der Annäherung der Feinde zogen ſich die böhmiſchen Schaaren nach Prag und verſchanzten ſich auf dem weißen Berge bei der Stadt. Ehe die Verſchanzungen aber fertig waren, zogen die Oeſtreicher und Baiern her-

an, und die Schlacht fing an, indem Maximilians Ungeduld keine Stunde die Entſcheidung ungewiß laſſen wollte. Und in weniger als einer Stunde war das Schickſal Böhmens entſchieden, Friedrichs Heer geſchlagen, und alles Geſchütz nebſt 100 Fahnen von den Feinden erobert. Friedrich ſelbſt hatte die Schlacht nur aus der Ferne, von den Wällen der Stadt, mit angeſehen und verlor mit ihrem Verluſte ſogleich alle Entſchloſſenheit. Gegen den Rath kühnerer Freunde entfloh er in der folgenden Nacht mit dem Grafen von Thurn und einigen andern aus Prag nach Schleſien; konnte ſich auch hier nicht zu bleiben entſchließen, um ſeine Freunde zu ſammeln, ſondern floh weiter, nach Holland, und lebte dort, ohne Länder und ohne innern Muth, auf Koſten ſeines Schwiegervaters, des engliſchen Königs. Der Kaiſer aber erließ gegen ihn die Achtserklärung, wodurch ihm alle ſeine Länder abgeſprochen wurden.

Prag ergab ſich ſogleich; ganz Böhmen außer Pilſen, welches Ernſt von Mansfeld kühn beſetzt hielt, folgte dem Beiſpiel; die pfälziſchen Länder wurden durch die Spanier unter Spinola beſetzt, und die Union löſte ſich, aus Furcht vor ihrer Nähe, 1621 ganz auf. Sie hat ein gleich unrühmliches Ende genommen, als der ſchmalkaldiſche Bund, und beide ſind, gleichfalls durch übereinſtimmendes Schickſal, von den Niederlanden aus zerſtört worden; denn erſt durch die niederländiſchen Truppen unter dem Grafen von Büren wurde auch ehemals Karl V. der Sieger. *)

Schmerzhaft für Böhmen war die Strafe, welche der Kaiſer an dem Lande übte. Drei Monate lang geſchah nichts; dann, plötzlich, da viele der Geflohenen zurückgekehrt waren, wurden an Einem Tage, und in Einer Stunde, 48 der Anführer der proteſtantiſchen Parthei gefangen genommen, und nach vorgenommener Unterſuchung 27 von ihnen zum Tode verurtheilt, drei vom Herrenſtande, ſieben vom

---

*) Ein Wink für das nördliche Teutſchland, wo ſeine ſchwache Seite zu ſuchen ſey.

Ritterſtande, die übrigen aus den Bürgern. Das Vermögen der Hingerichteten wurde eingezogen, ſo wie auch dasjenige der Abweſenden und als Verbrecher Erklärten; unter dieſen war der Graf von Thurn begriffen. — Darauf wurden nach und nach alle proteſtantiſchen Prediger aus dem Lande gewieſen; die böhmiſchen erſt, die teutſchen, den Churfürſten von Sachſen zu ſchonen, ſpäter; endlich, 1627, wurde allen Herren, Rittern und Bürgern angekündigt, daß kein Unterthan in Böhmen werde geduldet werden, der ſich nicht zur katholiſchen Kirche bekenne. Man ſchätzt die Zahl der Haushaltungen, die in dieſer Zeit Böhmen verlaſſen haben, auf 30,000

27. Kriegsunternehmungen in Teutſchland. 1621 — 1624.

Aller menſchlichen Berechnung nach war jetzt der Streit entſchieden; Böhmen war unterworfen, die Union aufgelöſt, das Haus Pfalz geſtürzt und der Churfürſt einem Flüchtlinge gleich. Woher ſollte noch Widerſtand kommen? — Und dennoch kam er, und zwar zunächſt aus der raſtloſen Thätigkeit eines einzelnen Mannes, welcher den angefangenen Streit ſo leichten Kaufs nicht gewonnen geben wollte, und ſein Zeitalter zu gut kannte, um nicht auf unerwarteten Wechſel des Glückes für den Kühnen und Standhaften zu rechnen. Er wußte, wie die Gemüther der Völker geſpannt waren und nur auf die Anführer warteten, um den hartnäckigen Kampf für ihre Meinungen zu erheben. Wer ihr Vertrauen gewann, konnte das Außerordentliche wagen. Eben jener Ernſt von Mansfeld ſammelte unerwartet, nachdem er endlich Pilſen verlaſſen hatte, neue Schaaren und erklärte, er werde die Sache Friedrichs von der Pfalz gegen den Kaiſer noch länger verfechten. In kurzer Zeit hatt er an 20,000 Mann zuſammen und zwang das ligiſtiſche Heer unter dem Grafen von Tilly, dem bairiſchen

Feldherrn, immer gegen ihn zu Felde zu liegen. Er führte es 1621 durch ſchnelle und kluge Märſche irre, und verheerte dabei die katholiſchen Stifter in Franken, Würzburg, Bamberg und Eichſtädt, dann Speier, Worms und Mainz am Rheine, und endlich das ſchöne, blühende Elſaß.

Sein Beiſpiel reizte mehrere. Zuerſt trat der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach für die Sache des pfälziſchen Hauſes auf den Kampfplatz, ſammelte ein ſchönes Heer und vereinigte ſich mit Mansfeld. Er wollte nicht als teutſcher Reichs-Fürſt kriegen, damit ſein Land nicht büßen müſſe, ſondern als Ritter und Kämpfer für die Sache, die ihm die gerechte ſchien. Daher übergab er, ehe er in's Feld zog, die Regierung ſeines Landes ſeinem Sohne. Ihm, mit Mansfeld vereinigt, war Tilly nicht gewachſen; als ſie ſich aber trennten, ſchlug dieſer den Markgrafen bei Wimpfen am 8. Mai 1622.

Da fand Mansfeld einen neuen Helfer an dem Herzog Chriſtian von Braunſchweig, des regierenden Herzogs Bruder, der in jugendlichem Feuer ſich gleichfalls zum Kämpfer für den vertriebenen Churfürſten aufwarf. Mit einem anſehnlichen Haufen ſtieß er nach manchen Abentheuern zu Mansfeld, und nun ſuchten beide zum zweitenmahle das Elſaß heim, dann wandten ſie ſich bald hier, bald dorthin, fielen in Lothringen, machten ſogar Paris einen Augenblick zittern, indem ſie den Hugonotten zu Hülfe zu ziehen drohten, und trieben das kühne Kriegsſpiel zum Schrecken aller Länder umher. Zuletzt gingen ſie den Holländern gegen die Spanier zu Hülfe.

Tilly hielt indeß die pfälziſchen Länder beſetzt, und in dieſer Zeit war es, als er ſich der vortrefflichen Heidelberger Bücher-Sammlung bemächtigte, die der Herzog von Baiern dem Pabſte Gregor XV. ſchenkte. Sie wurde nach Rom gebracht und mit der großen vatikaniſchen Bibliothek vereinigt *).

*) Im J. 1815. auf Verwenden des Kaiſers von Oeſtreich und des Königs von Preußen, zurückgegeben und wieder nach Heidelberg gebracht.

Jetzt ſchien wiederum ein Augenblick gekommen zu ſeyn, da die Ruhe in Teutſchland hergeſtellt werden konnte, wenn die Sieger Mäßigung übten. Allein Ferdinand gedachte in ſeinen Umwandlungen nicht inne zu halten. Er hielt ſich, wie er ſich in einem eigenhändigen Schreiben nach Spanien ausgedrückt, „zur Ausrottung der aufrühreriſchen Factionen, welche durch die kalviniſche Ketzerei am meiſten genährt würden,“ von der Vorſehung berufen, und ſah in den bisherigen, glücklichen Begebenheiten einen Fingerzeig Gottes, auf dem betretenen Wege fortzugehen.

Ein großer Schritt zu ſeinem Ziele war, wenn ſein Freund, der Herzog von Baiern, zur Belohnung treuer Dienſte, mit der pfälziſchen Churwürde belehnt wurde; ſo hatten beide ſchon in's Geheim verabredet. In dem erwähnten Schreiben nach Spanien ſagt Ferdinand: „Wenn wir eine Stimme mehr im churfürſtlichen Collegio haben, ſo werden wir für immer ſicher ſein, daß das Reich in den Händen der Katholiſchen, und bei dem Hauſe Oeſtreich bleiben werde.“

Aber der Schritt war bedenklich, weil er alle Proteſtanten zu dem heftigſten Widerſtande zu reizen, und beſonders das bis jetzt treue churſächſiſche Haus zum Feinde zu machen drohte. Dennoch ſetzte Ferdinand ſeinen Willen durch; auf dem Churfürſtentage zu Regensburg 1623 ſchritt er raſch zur Belehnung Maximilians, und nach manchen Unterhandlungen wurde auch Sachſen durch die Einräumung der Lauſitz zur Einwilligung bewogen.

In demſelben Jahre wurde der Herzog Chriſtian von Braunſchweig durch Tilly bei Stadtloo geſchlagen, da er ſich eben wieder im Felde zeigte; und ſo ſchien das Glück des Kaiſers Zuverſicht nur mit Erfolgen zu krönen. Aber noch viele Glieder ſollten ſich in der Kette dieſes wechſelvollen Krieges an einander reihen.

---

28. Krieg mit Dänemark. 1624—1629.

Die Proteſtanten glaubten jetzt nicht unthätig ihr Schickſal erwarten zu dürfen, ſo lange noch einige

Kraft und Beſonnenheit in ihnen ſey. Zuerſt regten ſich die Stände des niederſächſiſchen Kreiſes, an deſſen Gränzen der furchtbare Tilly mit ſeinem Heere ſtand. Da ihre Vorſtellungen um ſeine Zurückberufung nicht fruchteten, fingen ſie an zu rüſten und erwählten den König Chriſtian IV. von Dänemark, als Herzog von Holſtein, zum Kriegsoberſten des Kreiſes. Er verſprach eine anſehnliche Hülfe, und auch England hatte eine ſolche zugeſagt. Chriſtian von Braunſchweig und Mansfeld erſchienen wieder, und warben Krieger mit engliſchem Gelde.

Bisher war der Krieg in Teutſchland von katholiſcher Seite faſt einzig mit dem Heere der Lige geführt worden; bei den größeren Anſtalten der Gegner forderte dieſe auch vom Kaiſer eine nachdrücklichere Unterſtützung. Der Kaiſer wünſchte ſelbſt, ein eigenes, anſehnliches Heer in's Feld zu ſtellen, damit nicht Alles durch das Haus Baiern allein geſchehe; aber es fehlte an den nöthigen Mitteln zur Rüſtung. Da erbot ſich ein Mann, welcher als Einzelner, in Mansfelds Sinne, den Krieg im Großen zu führen gedachte, dieſe Verlegenheit durch eigene Kräfte zu löſen.

Albrecht von Wallenſtein, eigentlich Waldſtein, war aus einem edlen, böhmiſchen Geſchlechte entſproſſen, und 1583 zu Prag von lutheriſchen Eltern geboren; ſpäter war er zur katholiſchen Religion übergetreten. Sein feuriger, raſtloſer Geiſt hatte ihn von Kindheit an in vielen menſchlichen Verhältniſſen und in den Ländern Europa's herumgetrieben, und mit Erfahrungen und Kenntniſſen gerüſtet ging er in die Dienſte des Kaiſers Rudolf. Ein unbegränzter Ehrgeiz füllte ſeine Seele, und er fühlte in ſich die Kraft, ein ganzes Zeitalter mit ſich fortzureißen. Darum hielt er das Größte nicht für unerreichbar. — Ein geheimnißvoller Zug ſeiner Natur führte ihn zu der gefährlichen Wiſſenſchaft der Aſtrologie; ſeine Seele verlor ſich in ihren dunkeln Irrgängen; aber ſo viel las er mit der größten Gewißheit in den Sternen, weil er es in ſeiner eigenen Bruſt trug, daß er zu etwas Außerordentlichem beſtimmt ſey.

Er wußte ſich bald in Wien großes Anſehn zu erwerben. Zuerſt focht er mit in Ungarn, ſtellte 200 Reiter auf eigene Koſten in's Feld, und kämpfte dann mit ſeiner Schaar gleichfalls tapfer bei Prag gegen Friedrich V. von der Pfalz. Zur Entſchädigung für die Verwüſtung ſeiner Güter in dieſem Kriege, erhielt er die Herrſchaft Friedland in Böhmen, und mit ihr den Fürſten- und ſpäter den Herzogs-Namen — Darnach, während Tilly an der Spitze des ligiſtiſchen Heeres im Reiche befehligte, hatte er ſtill ſinnend auf ſeinen Gütern geſeſſen, ungeduldig, daß ein Krieg ohne ihn geführt werde; jetzt, als der Kaiſer ein eigenes Heer aufſtellen wollte, erbot er ſich, ein ſolches, faſt ohne Koſten für den Kaiſer, zuſammenzubringen. Nur bedang er ſich den unumſchränkten Oberbefehl mit der Vollmacht aus, alle Anführerſtellen allein vergeben zu dürfen, und nicht etwa ein Heer von 20,000, ſondern von 50,000 Mann zu werben; ein ſolches, meinte er, werde ſich ſchon ſelbſt zu ernähren wiſſen.

Er erhielt die Vollmacht und in wenigen Monaten war ein anſehnliches Heer verſammelt; ſolche Gewalt hatte damahls ſchon der Ruf ſeines Namens. — Wallenſtein war zum Kriegsfürſten geboren. Sein ſcharfes Auge unterſchied auf den erſten Blick den Tüchtigen von der Menge und wies einem jeden den rechten Platz an; ſein Lob, weil es ſelten kam, befeuerte zur höchſten Anſtrengung aller Kräfte, und ſein beſtändiger, wortkarger Ernſt erhielt ſtrengen Gehorſam. Schon ſein Anblick flößte Ehrfurcht ein; eine lange, ſtolze Geſtalt, das ſchwarze Haar kurz abgeſchnitten, und in den feurigen, tiefen Augen ein finſterer, geheimnißvoller Blick.

Im Herbſte 1625 brach er mit dem neuen Heere durch Schwaben und Franken nach Niederſachſen auf. Tilly mogte ſich mit einem ſolchen Helfer nicht vereinigen, der über ihm ſtehen wollte, und beide führten den Krieg geſondert. Wallenſtein, nachdem er einen Haufen bewaffneter Bauern, die ſich ihm bei Göttingen entgegenſtellen wollten, aus einander getrieben, zog ſich in das Halberſtädtiſche und Magdebur-

giſche, weil dieſe Gegenden noch nicht vom Kriege ausgeſogen waren.

Das Jahr 1626 fing mit ernſthafteren Waffenthaten an. Der Graf von Mansfeld rückte gegen Wallenſtein an die Elbe, wurde zwar an der Deſſauer Brücke zurückgetrieben, wandte ſich aber mit kühner Entſchloſſenheit plötzlich nach Schleſien, um ſich mit dem ſiebenbürgiſchen Fürſten Bethlen Gabor zu vereinigen und den Krieg mitten in die öſtreichiſchen Länder zu verſetzen. Wallenſtein war wider Willen gezwungen ihm mit ſeinem Heere zu folgen. Nach beſchwerlichen Zügen kam Mansfeld in Ungarn bei Bethlen an, fand aber keine gute Aufnahme, weil er nicht, wie jener erwartet hatte, große Geldſummen mitbrachte. Verfolgt von Wallenſtein, vom Rückwege abgeſchnitten, ohne Mittel, ſich in dem fernen Lande zu behaupten, verkaufte er Geſchütz und Heergeräth, entließ ſeine Krieger, und nahm mit kleinem Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig. Von da wollte er nach England ſchiffen, um dort von neuem Geld zu holen. Aber in dem Dorfe Urakowitz bei Zara überwältigte die übermenſchliche Anſtrengung ſeinen ſtarken Körper. Er wurde krank. Als er die Annäherung des Todes fühlte, zog er ſeinen Kriegsrock an, gürtete ſeinen Degen um, und erwartete ſtehend, auf zwei Kriegsgenoſſen geſtützt, ſein Ende. Er ſtarb den 20 November 1626, im 46ſten Jahre ſeines Alters. In Spalatro liegt er begraben.

In dieſem ſelben Jahre ſtarb auch ſein Freund, der Herzog Chriſtian von Braunſchweig, erſt 29 Jahre alt; und ſo hatten die Proteſtanten ihre beſten Anführer verloren. Der König Chriſtian von Dänemark konnte ſie nicht erſetzen; ihm fehlte der kriegeriſche, entſchloſſene Sinn. Obwohl Niederſachſen durch Wallenſteins Abzug ſehr erleichtert war, konnte er es doch nicht gegen Tilly vertheidigen, ſondern wurde von ihm am 24. Auguſt bei Lutter am Barenberge im Hannöverſchen gänzlich aufs Haupt geſchlagen und verlor ſein ganzes Geſchütz und 60 Fahnen.

Im Jahre 1627 drang Wallenſtein wieder durch

Schleſien nach Nordteutſchland vor, durchzog Brandenburg und Mecklenburg, und fiel mit Tilly in Holſtein, um den däniſchen König ganz aus Teutſchland zu vertreiben. Das Land war bald, bis auf einige feſte Plätze, erobert, dann auch Schleswig und Jütland überſchwemmt, und der König mußte auf ſeine Inſeln fliehen. Die eroberten Länder aber wurden auf ſo namenſchliche Weiſe von den wilden Schaaren verwüſtet, daß die Erzählung ſchon Schauder erregt.

Wallenſtein, Herzog von Mecklenburg, 1628. — Wallenſteins Heer war unterdeß bis auf 100,000 Mann angewachſen, und der unbegreifliche Mann betrieb die Werbungen um ſo eifriger, je mehr die Feinde verſchwanden. Man wußte nicht, ob er ſich ſelbſt oder ſeinem Herrn den Weg zur unumſchränkten Herrſchaft bahnen wollte. Selbſt die katholiſchen Fürſten ſahen mißtrauiſch auf ihn, denn es war offenbar, wie er nur darnach ſtrebte, auch die Lige ohnmächtig zu machen; und Tilly mußte den übermächtigen Mann ſchon deshalb verwünſchen, weil er alle Früchte des Sieges allein an ſich riß — Die Fürſten wendeten ſich an Ferdinand, damit er die drückende Kriegslaſt von Teutſchland abnehme; aber der Wille des Feldherrn ſchien mächtiger, als der des Kaiſers, ganz Nordteutſchland gehorchte ſeinen Winken und zitterte vor ſeinem Zorne. Er ſelbſt lebte mit mehr als kaiſerlicher Pracht und ſeine Befehlshaber ahmten ihm, in ſtufenweiſer Abnahme, nach, während viele Menſchen umher in unbeſchreiblichem Elende ſchmachteten und im wörtlichen Verſtande den Hungertod ſtarben. — Dazu machte der Feldherr dem Kaiſer eine große Rechnung über die Summen, welche er aus ſeinem Vermögen für den Krieg aufgewendet, und erhielt dafür zum Erſatz das Herzogthum Mecklenburg, womit ihn der Kaiſer feierlich belehnte. So war Wallenſtein nun ein Fürſt des Reiches, und übte ſogleich, bei ſeiner Anweſenheit in Prag, das neuerworbene Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Kaiſer zu erſcheinen. Vergebens flehten die Mecklenburger für ihre alten Herzöge, welche faſt ein Jahrtau-

ſend ihr Land beherrſcht und nicht mehr verbrochen hätten, als die übrigen Stände deß niederſächſiſchen Kreiſes. Ferdinand vergaß auch dieſesmahl die Mäßigung im Siege. Es ſchien ihm zu wünſchenswerth, an den Küſten der Oſtſee einen katholiſchen Reichsfürſten zu haben, welcher Nordteutſchland im Zaum halten, und gegen die proteſtantiſchen Könige von Dänemark und Schweden gleichſam als Wächter daſtehen konnte. Von dieſem Punkte aus hoffte er wohl, den katholiſchen Glauben wieder im Norden herrſchend zu machen. Auch ſcheint der Gedanke in ihm entſtanden zu ſeyn, den Handel der nördlichen Meere von dieſer Küſte aus zu beherrſchen, denn Wallenſtein nahm ſogar den Namen eines Admirals der Nord- und Oſtſee an.

Von Mecklenburg aus richtete derſelbe nun ſeine Augen auf das benachbarte Pommern. Der alte Herzog Bogislav war kinderlos, und nach ſeinem Tode konnte das Land füglich mit Mecklenburg vereinigt werden. Zuerſt wendete ſich Wallenſtein gegen die Stadt Stralſund; ſie hatte, wie das ganze Land, große Summen zur Unterhaltung des kaiſerlichen Heeres gegeben; jetzt ſollte ſie auch eine Beſatzung einnehmen. Sie weigerte ſich; da ließ ſie Wallenſtein belagern. Aber die Tapferkeit der Bürger vertheidigte ihre Mauren trefflich und die Könige von Dänemark und Schweden ſchickten Ueberfluß an Kriegsvorräthen von der Seeſeite. Ihre Hartnäckigkeit erzürnte den ſtolzen Feldherrn; „und wenn Stralſund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, rief er aus, ſo müßte es herunter!" Und nun rückte er ſelbſt vor die Stadt und ließ ſtürmen; aber da erfuhr er, was der Heldenmuth teutſcher Bürger, unter beſonnener Leitung, vermogte. Nachdem er einige Wochen im Lager geharret und wohl 12,000 Krieger in den wüthenden Stürmen verloren hatte, mußte er abziehen.

Der König von Dänemark hatte indeß um Frieden angehalten, und wider Erwarten rieth Wallenſtein ſelbſt dem Kaiſer zu, ihn zu ſchließen. Da er ſelbſt Reichsfürſt geworden, mogte er die Vernichtung der teutſchen Fürſtenmacht nicht mehr für dienlich hal-

ten. Der König erhielt durch ihn einen ſehr günſtigen Frieden zu Lübeck den 12. May 1629, er bekam alle ſeine Länder wieder, ohne Kriegskoſten zu bezahlen; aber rühmlich war der Friede nicht, denn der König opferte in den Herzögen von Mecklenburg zwei treue Bundesgenoſſen für ſeine eigene Rettung auf. Er verſprach, ſie nicht wieder mit den Waffen in ihre Länder einzuſetzen.

---

29. Das Reſtitutionsedict, 1629.

Wie mogten nicht die Gemüther der ſo hart geängſteten, friedlichen Bürger in Teutſchland bei der Friedensnachricht freudig aufleben? Der arge Streit konnte ja nun nicht länger dauern, da kein Feind mehr dem Kaiſer entgegenſtand, da Baiern ruhig im Beſitze der Churwürde und des Theiles der pfälziſchen Länder war, welcher ihm als Koſtenerſatz zu geſprochen war, und da die Proteſtanten ſo ohne Hoffnung ſchienen, daß von ihnen gewiß keine neue Feindſeligkeiten ausgehen konnten. Der Krieg hatte ſchon 12 Jahre gedauert und jedes Jahr hatte er Gräuel genug gebracht. — Und wohl hätte jetzt das Ende gefunden werden mögen, wenn die ſiegende Parthei die rechte Gränze und das Maaß ihres Laufes erkannt hätte; wenn der Kaiſer nun, nachdem ſeine Länder von der neuen Lehre geſäubert und in ſeiner vollen Gewalt waren, für die ſelbſtſtändigen Glieder des teutſchen Reiches den Religionsfrieden in ſeiner ganzen Kraft beſtätigt, ſein Heer abgedankt und das entkräftete, unglückliche Land von dieſer Bürde befreit hätte. Aber dem menſchlichen Gemüthe iſt nichts ſchwerer, als ſich ſelbſt im Laufe des Glücks zu bezähmen. Der Augenblick ſchien der katholiſchen Parthei zu günſtig, um nicht einen großen Gewinn daraus zu ziehen; — ſie verlangte von den Proteſtanten alle die geiſtlichen Güter zurück, welche ſeit dem Paſſauer Religionsfrieden vom Jahr 1552 von ihnen in Beſitz genommen waren; nicht weniger nemlich, als 2 Erzbisthümer (Bremen und Magde-

burg), 12 Bisthümer, und eine außerordentliche Menge von geringeren Stiftern und Klöſtern. Es war nie früher an eine Zurückforderung des ſo lange Beſeſſenen gedacht worden; jetzt wurde ſie, auf das Dringen der Katholiſchen, durch ein kaiſerliches Edict feierlich befohlen, und dieſes iſt das berühmte Reſtitutions-Edict vom 6. März 1629. Es erſchien, wie der teutſche Geſchichtſchreiber Schmidt ſagt, „für die Proteſtanten ein Donnerſtreich, und für kurzſichtige Eiferer ein Stoff zu außerordentlichem Frohlocken.“ Solches Frohlocken ſollte noch unnennbaren Jammer über Teutſchland bringen.

Nun wurde nicht an die Abdankung der beiden großen Heere gedacht, welche auf dem teutſchen Boden laſteten; ſie wurden zu der Ausführung des Reſtitutionsedictes beſtimmt und befehligt, den kaiſerlichen Abgeordneten, die zu dieſem Zwecke im Reiche umhergeſchickt wurden, allenthalben hülfreiche Hand zu bieten. Man ſchritt auch bald zur Vollſtreckung und fing im ſüdlichen Teutſchland an. Unter andern mußte die Stadt Augsburg, (der Ort alſo, wo der Religionsfriede geſchloſſen war), die geiſtliche Gerichtsbarkeit ihres Biſchofes erkennen, und auf den proteſtantiſchen Gottesdienſt Verzicht leiſten. Der Herzog von Würtemberg mußte ſeine Klöſter herausgeben. — Dazu faßte der Bund der Lige auf einer Zuſammenkunft zu Heidelberg den Entſchluß, „keins von den Ländern, die durch ihre Waffen erobert wären, ſie ſeyen weltlich oder geiſtlich, herauszugeben, es ſey denn, daß der Bund zuvor des Erſatzes ſeiner Kriegskoſten gewiß ſey.“ Auf ſolche Weiſe ſchien den Proteſtanten von Seiten der Lige noch größere Gefahr zu drohen, als von der des Kaiſers.

---

30. Wallenſteins Abdankung 1630.

Die nächſten und lauteſten Klagen jedoch, die von beiden Seiten erhoben wurden, und endlich mit unausweichbarer Gewalt auch des Kaiſers Ohr trafen, waren über die unerträgliche Tyrannei des Wallenſteiniſchen Heeres. Es verſchonte weder be-

freundete, noch feindliche, weder katholiſche, noch proteſtantiſche Gegenden. Des Kaiſers eigener Bruder Leopold machte dieſem in einem Briefe die ſchauderhafteſte Schilderung von dem Gelderpreſſen der Befehlshaber, und dem Brennen, Morden und allen Schandthaten der Gemeinen gegen die friedlichen Einwohner. Solche Zeugniſſe überwogen die Vertheidigung, welche Wallenſteins Freunde bisher mit Glück geführt hatten; und auf dem Churfürſtentage zu Regensburg endlich, im Februar 1630, ſtrömte eine noch größere, Fluth von Klagen auf den Kaiſer ein. Die pommerſchen Geſandten machten eine ſchauderhafte Schilderung. „Die kaiſerlichen Krieger ſeyen als Freunde in Pommern aufgenommen, ſagten ſie, und dennoch hätten ſie allein im Fürſtenthum Stettin 10 Millionen an Brandſchatzungen beigetrieben. Sieben pommerſche Städte ſeyen durch ihren Muthwillen in Aſche gelegt und ganze Landſtriche verödet. Jeder kaiſerliche Rittmeiſter lebe fürſtlicher als der Herzog Bogislav. Dabei würden die Wirthe der Krieger täglich gemißhandelt, Menſchen gemordet, und ihre Körper den Hunden vorgeworfen, und es ſey faſt kein Gräuel zu denken, den ſie nicht übten. Viele der verarmten Bürger entleibten ſich ſelbſt, um dem Schmerze und der Verzweiflung des Hungertodes zu entfliehen.“

Solche Schilderungen zeigen die Kriegsweiſe dieſer geworbenen Schaaren und führen uns das unſägliche Elend jener Zeiten vor Augen. Sie waren wohl nicht übertrieben. Ernſt von Mansfeld, der Erfinder dieſer Kriegsführung, legt ſelbſt Zeugniß davon ab in einer Vertheidigung gegen ähnliche Beſchuldigungen über die Ausſchweifungen ſeines Heeres. „Wenn den Kriegern ihr Sold nicht wird, ſagt er, ſo ſind ſie in keiner Kriegsdiſciplin zu halten. Sie können ja, wie auch ihre Pferde, nicht von der Luft leben, und was ſie antragen, ſeyen es Waffen oder Kleidung, zerreißt und verbricht. Da nehmen ſie es denn, wo ſie es finden, und zwar nicht nach dem Maaße deſſen, was man ihnen ſchuldig iſt; denn ſie zählen's nicht, ſo wiegen ſie es auch nicht.

Und wenn man ihnen alſo einmahl das Thor öffnet, ſo rennen ſie auf dem Plan ihrer Unbändigkeit immer fort; da hilft kein Zaum mehr und keine Schranke. Sie nehmen alles, ſie zwingen alles, ſchlagen und zerſchlagen alles, was ihnen Widerſtand leiſten will. In Summa, da iſt keine Unordnung noch Unweſen zu erdenken, das ſie nicht anſtiften; denn durch die unterſchiedlichen Nationen, die zuſammen ſind, kommen ſie in allen Bubenſtücken aufs höchſte. Der Teutſche, der Niederländer, der Franzos, der Italiener, der Ungar, giebt ein jeder etwas von dem Seinigen darzu, daß keine Verſchlagenheit, noch arge Liſt erfunden werden mag, die ihnen verborgen bliebe. — Das alles wiſſen wir, haben deſſen auch mit unſerm großen Herzenleid viel Exempel ſehen müſſen. Wie aber dann zu thun? Es iſt damit nicht ausgerichtet, daß man's wiſſe und beklage. Man muß, wenn man's los werden will, durch rechte Mittel dazu thun, und iſt kein ander Mittel, als gute Kriegsdiſciplin, welche, wo es an Zahlung und Sold mangelt, nicht kann gehandhabt werden."

Den einſtimmigen Klagen konnte Ferdinand nicht widerſtehen; und als die Fürſten darauf drangen, daß Wallenſtein, den ihr geſammter, gränzenloſer Haß traf, vom Oberbefehl entfernt werde, und beſonders Maximilian von Baiern ſehr entſchloſſen redete, willigte der Kaiſer, nach einigem Zaudern, ein. Zweifelhaft war es jedoch, ob der ſtolze, mächtige Mann auch gutwillig gehorchen werde; aber wider alles Erwarten folgte er ſogleich. Seine aſtrologiſchen Berechnungen ſchienen ihn zu beſänftigen. „Er meſſe dem Kaiſer keine Schuld bei, ſagte er, denn die Sterne zeigten, daß des Churfürſten von Baiern Spiritus den des Kaiſers beherrſcht. Uebrigens werfe dieſer mit dem Abdanken ſeiner Truppen den edelſten Stein aus ſeiner Krone weg." — Er zog ſich auf ſeine Güter nach Mähren zurück.

Die kaiſerlichen Kriegsſchaaren, die nicht entlaſſen wurden, vereinigten ſich mit denen der Lige, und das geſammte Heer kam unter den Oberbefehl Tilly's.

31. Guſtav Adolf in Teutſchland. 1630 — 32.

Die Kraft der proteſtantiſchen Fürſten war gelähmt und das Reſtitutionsedict wurde an vielen Orten bereits in Vollzug geſetzt. Wer Ferdinands Gemüthsart kannte, konnte wohl vorherſehen, was er der neuen Kirche bereite, und daß wohl überhaupt die Frage die ſey, ob in Zukunft eine proteſtantiſche Kirche in Teutſchland ſeyn werde? In dieſer Gefahr kam derſelben die Hülfe von einem Volke, welches bis dahin, faſt unbekannt, in ſeinen nördlichen Wohnſitzen gelebt hatte; es waren die Schweden, ein Volk, tapfer und gottesfürchtig, vom gothiſch-teutſchen Stamme, eines der edelſten, welche ſich germaniſchen Urſprungs rühmen. Bisher hatte es in ſeinem, mit mancherlei Schönheit geſchmückten, aber rauhen, Lande, an Seen und Küſten, auf Hügeln und in Wäldern, auf alt-germaniſche Weiſe gelebt und ſeit den älteſten Zeiten, da es unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Normannen an den großen Seezügen Theil genommen, ſich nicht nach Außen gewendet. Aber in vielen inneren Kämpfen hatte es die Kräfte für die größere Rolle geübt — Im Jahre 1611 folgte Guſtav Adolf ſeinem Vater Karl IX, auf dem Throne, und er war es, den das Schickſal beſtimmt hatte, ſein Volk auf den größern Schauplatz der Weltgeſchichte zu führen. In dem Gefühle ſolcher Beſtimmung hat Guſtav Adolf den Kampf gegen die überlegene Macht Oeſtreichs unternommen.

Dieſer große König iſt ſehr verſchieden beurtheilt worden, weil er in einem Zeitalter lebte, da der Geiſt heftiger Partheiung die einfache Anſicht der Begebenheiten und Menſchen nicht geſtattete. Ein Theil hat ihn nur als Eroberer betrachtet, welchen die Unruhe eines brennenden Ehrgeizes über das Meer getrieben, um fremde Länder zu bezwingen, und dem die Religion als Deckmantel der Kriegsluſt gedient habe; — Andere haben in ihm nur den begeiſterten Kämpfer für ſeinen Glauben geſehen, und

alle die andern ehrgeizigen Regungen in ſeiner Seele geläugnet, welche die Gegner ihm zuſchreiben. In Beider Urtheile miſcht ſich das Wahre mit dem Falſchen. Weder trieb den König der Ehrgeiz im gewöhnlichen Sinne, welcher nur die Ehre der Perſon ſucht; obwohl die Liebe des Ruhmes, der ein unſterbliches Leben im Munde der Völker verleiht, nicht geringen Raum in ſeiner Seele einnahm; — noch auch hat er die Waffen allein für die Rettung ſeiner Glaubensgenoſſen in Teutſchland ergriffen; wenn gleich Glaube und Frömmigkeit unauslöſchlich in ſeiner Bruſt lebten; — ſondern beide Triebfedern ſeines Gemüthes wirkten vereint, und ſtanden zuſammen unter einem andern Geſetze, welches ſie verband. Dieſes war das Gefühl ſeiner weltgeſchichtlichen Beſtimmung; daß er berufen ſey, ſein edles Volk, obwohl klein an Zahl, doch keinem an Tapferkeit und jeglicher Tugend nachſtehend, aus der Dunkelheit hervor in ſeinen Rang unter die andern Völker Europa's einzuſetzen. Bis dahin gehörte Schweden eben ſo wenig in die Reihe der bedeutenden Staaten, als im Alterthum die Macedonier vor Philipp und Alexander, und in der neuern Zeit Rußland vor Peter dem Großen; und wie das Leben der zuletzt genannten Männer erſt recht verſtanden wird, wenn wir es aus dem eben gezeigten Geſichtspunkte erfaſſen, ſo auch das Leben Guſtav Adolfs von Schweden. Hat der König eine weniger große Schöpfung hinterlaſſen, als jene Herrſcher, mit welchen wir ihn vergleichen, ſo mögen wir bedenken, daß er im 38ſten Jahre ſeines Lebens, als er eben ſein Werk zu gründen anfing, durch den Tod fortgerafft wurde.

Sein großer Plan zeigte ſich ſogleich bei ſeinem erſten Auftreten. Schon vor dem Kriege in Teutſchland hatte er in einigen Feldzügen gegen die Ruſſen und Polen die Küſtenländer Ingermanland, Karelen, Liefland und einen Theil Preußens gewonnen; denn wenn ſein Volk in Europa eine größere Bedeutung erlangen ſollte, ſo mußte es an den Ufern der Oſtſee, Schweden gegenüber, feſten Fuß gefaßt haben. Nun forderten ihn viele Veranlaſſungen zur Theil-

nahme an den teutſchen Angelegenheiten auf. Er war vom Kaiſer Ferdinand gereizt und beleidigt; ſeine Fürſprache für die Proteſtanten in Teutſchland und für ſeine Vettern, die Herzöge von Mecklenburg, ſo wie ſeine Vermittlung bei dem däniſchen Frieden, waren ſchnöde zurückgewieſen worden; Wallenſtein hatte ſogar den Polen 10,000 Mann Kaiſerlicher gegen ihn zu Hülfe geſchickt. Noch mehr als alles dieſes, welches leicht durch Worte vermittelt werden mogte, rief ihn aber die große Gefahr der proteſtantiſchen Kirche und die Furcht, daß ſich an den Geſtaden der Oſtſee durch Wallenſtein eine neue, gefährliche Macht zu Gunſten des Hauſes Oeſtreich und der Katholiſchen bilden werde

Die nächſte Urſache des Streites gab die Stadt Stralſund; ſie bat um ſeinen Schutz; er verſprach ihn und that den entſcheidenden Schritt Nach dem er dem Kaiſer Ferdinand den Krieg erklärt hatte, landete er am 4 July 1630 mit 15,000 Schweden an der Inſel Rügen. Als er an's Land geſtiegen war, kniete er vor ſeinem Heere nieder und betete; das Heer mit ihm; er war mit kleiner Schaar zu einem großen Werke ausgezogen

Als die Nachricht von ſeiner Landung zum Kaiſer Ferdinand kam, achtete er des neuen Feindes, im Vertrauen auf ſein bisheriges Glück, wenig; man ſpottete im Reiche des kleinen Königs aus Norden, und nannte ihn den Schneekönig. Allein ſeine 15,000 Mann waren eine Heldenſchaar, Krieger gleichſam aus einer andern Welt; es war ſtrenge Zucht und Frömmigkeit unter ihnen, und die ihnen gegenüber ſtanden, kannten dagegen nur die Wildheit des Krieges, welche allen Lüſten und Begierden den Zügel läßt. Sie waren aus allen Völkern und Glaubenegenoſſen gemiſcht, und es verband ſie kein höherer Gedanke, ſondern nur die Waffenluſt und die Begierde der Beute. Jene aber hatten das Vertrauen, daß Gott mit ihnen ſey; zweimahl des Tages war bei ihnen andächtiges Gebet, und jede Schaar hatte ihren Geiſtlichen. Dazu hatte der große Sinn des Königs eine neue Kriegskunſt geſchaffen; und er iſt auch darin

den berühmten Männern des Alterthums gleich, daß er ſeine Gegner durch die Neuheit und Kühnheit ſeiner Stellungen, ſeiner Ordnung, ſeiner Angriffe, überraſchte, und ſie, die an dem Hergebrachten hielten, in Verwirrung brachte. Bis dahin hatte man immer in der Schlachtordnung viele Reihen hinter einander geſtellt, Guſtav ordnete bei dem Fußvolk nur ſechs, und bei der Reuterei vier hinter einander; dadurch gewann ſein kleines Heer an Ausdehnung in der Weite, und war beweglicher in der Schlacht; und zugleich richteten die Kugeln des ſchweren Geſchützes nicht ſolche Verwüſtungen unter ihnen an, als in den dichten Haufen der Gegner.

Zu den erſten Unternehmungen bedurfte es dieſer größeren Mittel noch nicht. Die Kaiſerlichen, die in den Gegenden der Oſtſee nicht ſtark waren, wurden ſchnell aus Rügen und den kleineren Inſeln an den Odermündungen vertrieben, und Guſtav rückte auf die Hauptſtadt des Herzogs von Pommern, Stettin, los. Dieſer, alt und furchtſam, wagte es nicht, ſich entſchieden dem fremden Könige an zuſchließen, und doch konnte er ihm auch nicht widerſtehen. Nach langem Zaudern, und indem Guſtav ſowohl milde und tröſtend, als ernſt zu ihm redete, übergab er ihm ſeine Stadt, welche für dieſen Krieg ein Hauptwaffenplatz werden ſollte.

Wie der Herzog von Pommern, waren die meiſten proteſtantiſchen Fürſten des Reiches ganz unentſchloſſen, wie ſie ſich gegen den neuen Bundesgenoſſen benehmen ſollten. Der König hatte ſie alle zu einem großen Bündniſſe aufgerufen; allein viele waren zaghaft und fürchteten die Rache des Kaiſers; andere fürchteten wohl die Herrſchaft eines Fremden, wenn er glücklich ſey; die Beſten mögen aus alter Ehrfurcht an dem Namen des Kaiſers und Reiches feſtgehalten haben. Guſtav war unzufrieden mit dieſer Stimmung der Fürſten. „Es hat mit allen Evangeliſchen jetzt die Beſchaffenheit, ſagte er in einer Rede an die Erfurther, wie mit einem Schiffe zur Zeit eines großen Sturmes. Da will es ſich nicht ſchicken, daß etliche fleißig arbeiten, die andern dem

Sturme zuſehen und die Hände in den Schooß legen und ruhen wollen; ſondern jeder muß das Werk mit Freuden angreifen und an ſeinem Orte, nach beſtem Vermögen, befördern helfen.“ — Allein ſolcher Gemeingeiſt, und ſolch klares Bewußtſeyn ihres Zweckes, war nicht in den Proteſtanten. Sie waren nach Eigenſucht und Vorurtheil unter ſich getheilt. Churpfalz lag ganz darnieder. Sachſen, ſchon ſeit langer Zeit ſich abſondernd, oft ſogar öſtreichiſch, ſo lange Pfalz an der Spitze geſtanden hatte, ſchwankte jetzt noch in ſeinem Wollen, weil es ſowohl Oeſtreich, als den fremden König fürchtete. Der Churfürſt von Brandenburg, Georg Wilhelm, ein ſchwacher Fürſt, wurde von ſeinem Miniſter Schwarzenberg geleitet, welcher an Oeſtreich verkauft war. Von den kleineren Fürſten, von denen viele entſchloſſener, aber in Oeſtreichs Gewalt waren, ſchloſſen ſich nur zweie, der Landgraf von Heſſen-Kaſſel und das Haus Sachſen Weimar eng an den König an. Die übrigen, mit Sachſen und Brandenburg, hielten einen Konvent zu Leipzig, und beſchloſſen, ein Heer aufzuſtellen, um ſich ſowohl gegen alle Eingriffe von ſchwediſcher, als kaiſerlicher Seite zu vertheidigen. Der Kaiſer indeß, welcher ſah, daß die Waffen doch den großen Kampf würden entſcheiden müſſen, und nicht gedachte, einem Reichsſtande ſeinen eigenen Willen zu laſſen, gebot die Auflöſung des Leipziger Bundes und fing damit an, die Städte und Fürſten in Südteutſchland, welche dazu gehörten, mit Gewalt zu entwaffnen.

Der König von Schweden, durch viele geworbene Leute verſtärkt, rückte raſch in Pommern vorwärts, und vertrieb oder überwältigte die kaiſerlichen Beſatzungen. Sie verwüſteten das Land, ehe ſie abzogen, plünderten die Städte, zündeten mehrere an, mishandelten und mordeten die Einwohner. Dieſer furchtbare Krieg begann wieder in all ſeiner Schrecklichkeit. Wie hülfreiche Engel erſchienen die frommen, genügſamen Schweden in ihrer Zucht und Ordnung, und der Glaube ging in dieſen Ländern vor dem Könige her, er ſey als ein Retter von Gott geſendet.

Er wollte ſeinen Weg nur Schritt vor Schritt, mit Sicherheit gehen, und keinen feſten Ort in ſeinem Rücken laſſen; daher forderte er von dem Churfürſten in Brandenburg die Feſtungen Küſtrin und Spandau, nachdem er Frankfurth an der Oder, worin 8000 Kaiſerliche lagen, mit ſtürmender Hand erobert hatte. Der ſchwache Churfürſt zagte, aber der König rückte gegen Berlin vor, und hielt eine Unterredung mit ihm in der Heide zwiſchen Berlin und Köpenik (13. May 1631), dann ging er ſelbſt mit nach Berlin. Noch immer zauderte der Churfürſt. Da rief der König im Zorne: „Mein Weg geht nach Magdeburg, um die Stadt zu entſetzen, (ſie wurde hart von Tilly belagert), jedoch nicht mir, ſondern den Evangeliſchen zum Beſten. Will mir niemand beiſtehn, ſo mache ich mich meinerſeits von Vorwürfen frey und ziehe wieder nach Stockholm. Aber am jüngſten Gericht werdet ihr angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, und es wird euch auch wohl hier ſchon vergolten werden. Denn wenn Magdeburg verloren iſt, und ich zurückgehe, ſo ſehet zu, wie es euch ergehen wird!" — Dieſes wirkte; der Churfürſt übergab Spandau noch am nemlichen Tage. Der Weg von dort nach Magdeburg war nur klein, die hart bedrängte Stadt flehte um ſchleunige Hülfe, der König fand es aber nicht möglich, auf dem geraden Wege, im Angeſicht des Feindes, über die Elbe zu gehen, er bat den Churfürſten von Sachſen um die Erlaubniß, durch ſein Land zu ziehen, denn Wittenberg mußte der Platz des Ueberganges ſeyn; allein der Churfürſt ſchlug ſein Geſuch ab. Man unterhandelte und redete noch, — da war der ſchreckliche Tag der Eroberung ſchon vorüber, und die unglückliche Stadt war verloren.

---

33. Magdeburgs Zerſtörung.
(20 May 1631.)

Die Stadt Magdeburg, die ſich von jeher durch

ihren Eifer für die proteſtantiſche Lehre bemerkt gemacht hatte, war auch jetzt die erſte geweſen, welche ſich dem Retter ihrer Glaubensfreiheit in die Arme warf. Sie lud ihn dringend ein, an die Elbe zu kommen, verſprach, ihm ihre Thore zu öffnen, ſtellte ſogar Werbungen für ihn an, und Guſtav, welcher die Wichtigkeit eines ſolchen Waffenplatzes einſah, freute ſich ihrer Anerbietungen. Allein Tilly erkannte gleichfalls, wie viel auf ihren Beſitz ankomme, und eilte, ſie vor dem Könige zu gewinnen. Im März dieſes Jahres fing er ihre Belagerung an, und der tapfere Oberſt Pappenheim half ihm. In der Stadt waren nur ein paar hundert Schweden, unter Melcher von Falkenberg, welchen Guſtav der Stadt zum Befehlshaber geſchickt hatte; allein die Einwohner, kühn und entſchloſſen, gingen einmüthig an ihre Vertheidigung. Sie hatten ſogar Verſchanzungswerke noch außerhalb der Stadt angelegt, und nannten ihrer eines, zum Zeugniß ihres Muthes, Trutz-Tilly und ein anderes Trutz-Pappenheim.

Aber die Noth in der Stadt wurde dennoch je länger, je größer; denn der alte Feldherr wandte alle ſeine Kunſt an, ſie zu bezwingen. Ihre einzige Hoffnung war die Hülfe des Königs, den ſie ſchon nahe wußten; und als am 19. May der Donner des feindlichen Geſchützes ſchwieg, und die furchtbaren Stücke ſogar aus den Schanzen abgeführt wurden, glaubten ſie ſicher, ihr Retter ſey da. Allein es war das Zeichen ihres Unterganges, die Vorbereitung zum nahen Sturme, den der eiſerne Feldherr beſchloſſen hatte. In der Nacht auf den zwanzigſten wurden die Leitern in aller Stille herbeigeſchafft, und auf den Morgen um 5 Uhr der Angriff beſtellt. Die Wächter auf den Mauern harrten bis nach Mitternacht, dann, als alles ſtill war, begaben ſie ſich in ihre Wohnungen, um einige Augenblicke zu ruhen.

Indeß ſchlug die ſchreckliche Stunde. Das Zeichen zum Sturme wird gegeben, von allen Seiten ſtürzen die Krieger zu den Mauern, und der Geſchützesdonner erſchallt wieder, indem an einigen Stellen die Mauer

eingeſchoſſen wird. Schon iſt ſie hier und dort erſtiegen; Falkenberg eilt auf den gefährlichſten Platz, eine Kugel ſtreckt ihn todt zur Erde. Die erſchrockenen, ihres Anführers beraubten Bürger, betäubt von dem ſchrecklichen Mordgetöſe, verlaſſen bald die Mauern und eilen in ihre Häuſer. Viele faſſen den thörigten Gedanken, ſich hier beſſer vertheidigen zu können, und ſchießen auf die eindringenden Krieger aus den Fenſtern, ſelbſt Weiber ſchleudern Steine von den Dächern auf ſie herab. Aber dieſes vermehrt nur die Wuth der Feinde; an Schonung und Barmherzigkeit iſt nicht mehr zu denken; Männer, Weiber, Kinder, Greiſe werden gemordet, Säuglinge geſpießt und in die Flammen geſchleudert; denn ſeit zehn Uhr Morgens wüthete auch ſchon das Feuer. — Kein Greuel iſt zu denken, der nicht geübt wurde, keine menſchliche Quaal, die an dieſem ſchrecklichen Tage nicht erduldet iſt. Einige menſchlich fühlende Hauptleute eilten zu Tilly in's Lager hinaus und fragten ihn, ob das Plündern nicht ein Ende haben ſolle; er aber antwortete ruhig: „Laſſet ihnen immer noch eine Stunde Zeit und dann kommt wieder. Der Krieger muß für ſeine Mühe und Gefahr auch eine Belohnung haben.“

Abends zehn Uhr war die alte, große Stadt bis auf wenige Fiſcherhäuſer an der Elbe, dem Dom und dem Liebfrauenkloſter, in Aſche verwandelt; mehr als 20,000 Menſchen hatten einen ſchnelleren oder langſameren Tod durch Schwerdt, Flammen und durch Schrecken gefunden; und als man nach zwei Tagen den Dom öffnete, fand man etwa noch tauſend Unglückliche, die faſt ſchon entſeelt vor Hunger und Durſt hervorgezogen und auf Till'ys Befehl mit Speiſe und Trank verſehen wurden. Sein Zorn war geſtillt, aber ſeine Ehre zugleich befleckt; das Glück, welches ihm immer treu geweſen, wich von dieſem Tage an von ihm. Obgleich er, nachdem die Straßen mit vieler Mühe etwas aufgeräumt waren, am 25 May ſeinen feierlichen Sieges Einzug durch den großen Schutthaufen hielt, im Dome das Tedeum ſingen und die Kanonen abfeuren ließ; und obgleich er mit Stolz nach Wien berichtete. „Seit Troja's und Jeruſalems Zerſtörung

ſey ſolch ein Sieg nicht geſehen worden." — ſo hat er doch die Stimme der Nachwelt nicht beſchwichtigen können, und ſein Name iſt dieſer That wegen mit Fluch genannt worden.

---

53. Guſtav Adolf und Tilly.
Die Schlacht bei Leipzig. (17. Sept. 1631.)

Nach der Eroberung Magdeburgs hätte Tilly den ſchwediſchen König gern zu einer Schlacht gebracht, denn er litt in der ausgezehrten Gegend bald Mangel an allem Nöthigen; allein Guſtav hielt ſich noch nicht für ſtark genug, und blieb feſt in ſeinem verſchanzten Lager bei Werben in der Altmark. Da wendete Tilly ſeine Augen auf das reiche ſächſiſche Land, welches, noch unberührt von dem verheerenden Kriege, ihm zur Seite lag. Freilich war es ungerecht und undankbar, den Churfürſten von Sachſen, welcher ſich ſo treu gegen das öſtreichiſche Haus gezeigt hatte, mit der Laſt des Krieges heimzuſuchen, allein Tilly wußte bald einen Grund aufzufinden; er berief ſich auf den kaiſerlichen Befehl, die Glieder des Leipziger Bundes zu entwaffnen, und weil der Churfürſt noch immer gerüſtet war, ſo rückte er, ſtatt aller Kriegserklärung, in Sachſen ein, ließ die Städte Merſeburg, Zeiz, Naumburg und Weißenfels plündern, und zog auf Leipzig. Solche Gewaltthätigkeit bewirkte, was alle Ueberredung nicht vermogt hatte; der Churfürſt warf ſich nun unbedingt in die Arme des ſchwediſchen Königs, ſchloß mit ihm ein feſtes Bündniß zu Schutz und Trutz und ſtieß mit ſeinem Heere bei Düben, den 14 September, zu ihm.

An dieſem Tage beſchoß der kaiſerliche Feldherr die Stadt Leipzig, welche ihm den Einzug verwehrt hatte, und nahm ſie am folgenden ein; aber der König rückte näher mit dem vereinigten Heere und nun ſollte ein Tag zwiſchen dem alten, noch nie beſiegten, Feldherren und dem königlichen Helden entſcheiden. Dieſer, erkennend, daß er durch eine große That erſt das Vertrauen zu ſeinem Geiſte und Glücke in Teutſchland erwecken müſſe, fühlte die Wichtigkeit dieſes

Tages und zauderte; es ſchien ihm noch immer zu gewagt, das ganze Schickſal des Krieges auf eine einzige Schlacht ankommen zu laſſen; denn verlor er ſie, ſo war ſeines Bleibens dieſſeits des Meeres nicht mehr, und das Verderben der Churfürſten von Sachſen und Brandenburg, ja der ganzen proteſtantiſchen Kirche in Teutſchland, ſchien gewiß zu ſein. Allein der Churfürſt von Sachſen, der ſeine Länder nicht länger von dem harten Feinde zertreten ſehen konnte, verlangte dringend die Schlacht, und der König, nachgebend, zog gegen Leipzig. Auf den Feldern des Dorfes Breitenfeld trafen die Heere am 17. Sept. zum entſcheidenden Streite zuſammen. Guſtav Adolf ſtellte die Sachſen getrennt auf ſeinen linken Flügel, weil die Unerfahrenheit der neugeworbenen Truppen ihn bedenklich machte. Um Mittag fing das Feuer des Geſchützes an und wüthete ſchrecklicher in den tiefen Reihen der Kaiſerlichen, als den dünneren der Schweden. Um dieſem verderblichen Vorſpiele ein Ende zu machen, warf ſich der kaiſerliche rechte Flügel auf die Sachſen mit ſolcher Gewalt, daß ſie bald in Verwirrung und Flucht geriethen und erſt weit vom Schlachtfeld, ſich wieder einigermaſſen um ihren Churfürſten ſammelten. Zu gleicher Zeit hatte ſich Pappenheim mit dem Kern der Reuterei auf die Schweden geworfen, um ihre Reihen im Sturme zu brechen. Er war der tapferſte Reuterführer ſeines Jahrhunderts. Allein er traf auf eine undurchdringliche Mauer; ſieben ſeiner heftigen Angriffe wurden zurückgeſchlagen. Da drang auch Tilly, von der Verfolgung der Sachſen ablaſſend, in die entblößte Flanke der Schweden ein; aber auch hier wendete der ſchnelle königliche Held zu rechter Zeit ſeine Nachhut gegen den Feind, deſſen Wuth ſich an der eiſernen Standhaftigkeit der Schweden brechen mußte. Tilly wußte ſich in dieſe Weiſe der Schlachtordnung nicht zu finden, alles war verändert, neu, gegen ſeine Erwartung, die Zuverſicht ſeiner Berechnung verließ ihn, er fühlte zum erſtenmahle, daß er einem höhern Geiſte gegenüber ſtand; und den Augenblick des Zögerns benutzend, that der König einen raſchen Angriff auf das feindliche Ge-

ſchütz, welches auf einem Hügel ſtand, nahm es weg, und richtete es gegen Tilly's Reihen. Dieſer Augenblick entſchied. Flucht und Beſtürzung kam, über die Kaiſerlichen; 7000 lagen todt auf dem Schlachtfelde, die übrigen flohen in der größten Unordnung; Tilly ſelbſt war in Lebensgefahr, indem ein ſchwediſcher Rittmeiſter ihn verfolgte und mehrmals mit der umgekehrten Piſtole ihm auf den Kopf ſchlug, bis er ſelbſt von einem herbeiſprengenden Reuter erſchoſſen wurde. Mit mehreren Wunden entkam der alte Feldherr, finſter, in ſich gekehrt, an ſeinem Glücke irre geworden; — er rühmte ſich noch am Tage vor der Schlacht, noch nie ein Treffen verloren zu haben. Erſt in Halle traf er mit Pappenheim und einem kleinen Haufen ſeines, vorhin ſo gefürchteten, nun vernichteten Heeres zuſammen.

Für Guſtav Adolf war dieſer Sieg der große Wendepunkt, von welchem ſein Ruhm in dem proteſtantiſchen Teutſchland und die ihm gewordene, an Anbetung gränzende, Verehrung anfängt. Es war dieſe bewegte Zeit, wie alle außerordentliche Augenblicke in der Geſchichte, eine Zeit der öffentlichen Meinung, da der Glaube, das Vertrauen, die Ehrfurcht, die Begeiſterung der Völker, für einen Mann oder für einen Gedanken, alles entſchied. Wer ſich jener geiſtigen Kräfte zu bemächtigen wußte, war des Gelingens gewiß; jetzt wendeten ſie ſich dem neuen Sterne zu, welcher aus Norden aufgegangen war. Der Glaube und der Aberglaube waren ihm dienſtbar. Weiſſagungen, Erſcheinungen, bedeutſame Träume, wurden auf ihn gedeutet; wohin er kam, wurde er von den Proteſtanten als der Retter mit unbeſchreiblichem Jubel empfangen, und wohl nie, ſo lange die Welt ſteht, iſt das Bild eines Königes ſo verehrt, getragen, auf alle Weiſe vervielfältigt worden, als das ſeinige.

Guſtav Adolf erkannte mit großartigem Blicke die Kräfte, die für ihn ſtritten. So vorſichtig, beinahe ängſtlich, er früher vorgeſchritten und keinen feſten Ort hinter ſich gelaſſen hatte, ſo kühn, raſch, faſt gegen die Kriegsregeln, drang er jetzt in Teutſchland

ein, ſein Zug glich einem Trimuphzuge. Durch Thüringen, über den Thüringer Wald, ging derſelbe nach Franken, von da an den Rhein; und nach kurzer Winterruhe wieder durch Franken gerade auf Baiern los. Die wichtigſten Städte kamen nach kurzem Widerſtande, oder freiwillig, in ſeine Hände, Halle, Erfurt, Würzburg, Frankfurt, Mainz, Nürnberg und andere. Tilly, obgleich wiederum ſo verſtärkt, daß er ein größeres Heer als der König hatte, wagte nicht, ſich ihm ernſthaft in den Weg zu ſtellen; er konnte ſeit der Leipziger Schlacht nie wieder das alte Vertrauen zu ſich ſelbſt gewinnen.

Der Churfürſt Maximilian von Baiern hatte ihn, zur Beſchützung ſeiner eigenen Erbländer, nach Baiern berufen. Er ſollte dem Könige den Uebergang über den Lech verwehren, und Maximilian begab ſich ſelbſt in das Tillyſche Lager bei Rain. Allein dem unwiderſtehlichen Könige mußte auch dieſes Hinderniß weichen. Nach einem heftigen Geſchützfeuer wichen die Ligiſtiſchen vom Fluſſe zurück, der König ging hinüber, verfolgte ſie ſcharf, und da geſchah es, als Tilly ſich beim Auskunden der Feinde zu weit vorwagte, daß ihn eine dreipſpündige Stückkugel über dem rechten Knie traf und vom Pferde riß. Schwerverwundet wurde er nach Ingolſtadt getragen. Dorthin zog ſich auch der Churfürſt zurück, und Guſtav, nachdem er Augsburg beſetzt hatte, rückte ihnen nach. Er ließ ſogleich einige Stürme auf die Stadt wagen; die Beſatzung ſchlug ſie tapfer zurück, und der König ſelbſt kam in Gefahr, da eine Kugel ſein Pferd tödtete, und ihn zu Boden warf. In der Stadt lag der ſterbende Tilly und munterte noch im Tode die Seinigen zur Gegenwehr auf. Er ſtarb 15 Tage nach ſeiner Verwundung. Ein ſtrenger, eiſerner Mann, der es ſich ſelbſt zum Ruhme rechnete, niemahls die Liebe gekannt zu haben, übrigens entſchloſſen und unbeſtechlich, und ſoweit die Berechnung eines ſcharfen Verſtandes reicht, ein trefflicher Feldherr. Sein Körper entſprach dem Geiſte. Er war von mittlerer Größe und hager; die Augen waren groß, aber blickten finſter unter den grauen Wimpern hervor, und das

Geſicht mit ſcharfen, eckigen Zügen und großer Naſe, drückte die Schärfe ſeines Gemüthes aus. Ein Zeitgenoſſe ſchilderte ihn, wie er ihn geſehen, auf einem kleinen Grauſchimmel reitend, im grünen atlaſſenen Kleide, nach ſpaniſchem Schnitt, und eine rothe Straußfeder auf dem hochaufgeſtutzten Huthe, die ihm über dem Rücken herabhing; und nach dieſer Beſchreibung iſt er vielfältig abgebildet.

Der König gab die Belagerung von Ingolſtadt auf und zog nach der Hauptſtadt München. Die Stadt zitterte vor ſeiner Ankunft. Das baieriſche Volk hatte, im Haß gegen die Schweden, einzelne von ihnen auf grauſame Weiſe mißhandelt, gemordet, ihre Leichname noch verſtümmelt, und des Königs Zorn aufs heftigſte gereizt. Dennoch empfing er die Abgeordneten der Stadt gnädig, als ſie ihm die Schlüſſel überbrachten. „Ihr habt es gut gemacht, ſagte er und eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht hätte ich an euerer Stadt das Unglück Magdeburgs rächen können; allein fürchtet nichts, geht in Frieden, und ſeyd eurer Güter und eurer Religion wegen unbeſorgt. Mein Wort gilt mehr, als alle Kapitulationen von der Welt.“

Das baieriſche Land war größtentheils in des Königs Händen und der Churfürſt hatte nach Regensburg fliehen müſſen.

---

34. Guſtav Adolf und Wallenſtein.
Guſtavs Tod. 16. November 1632.

Die Sachſen waren indeß, dem Kriegsplane gemäß, unter dem Feldmarſchall von Arnim, in Böhmen eingedrungen, und hatten das ſchlecht vertheidigte Prag leicht erobert. Am 11. November 1631 hielt der Churfürſt ſelbſt ſeinen feierlichen Einzug in die Stadt. So hatte der einzige Tag bei Leipzig dem Kaiſer die Früchte eines zwölfjährigen Krieges geraubt er ſah ſich in ſeinen eigenen Erblanden bedroht; und wie ein Donner aus blauem Himmel herab, ſo war ihm dieſe Gefahr plötzlich und wider Erwarten gekommen. In ſolcher Noth ſchien ihm und ſeinen Räthen

nur Ein Rettungsmittel übrig zu ſeyn; nemlich den zurückgeſetzten, beleidigten, in ſtolzer Zurückgezogenheit lebenden Wallenſtein wieder hervorzurufen. Kein Gegner konnte gegen den großen König in die Schranken treten, außer ihm, keiner dem Kaiſer wieder ein Heer ſchaffen.

Allein ihn zu gewinnen, ſchien eine ſchwere Aufgabe zu ſein. Kaiſer und Königen zum Trotz lebte er auf ſeinen Gütern in Böhmen mit mehr als königlicher Pracht. Die im Kriege erpreßten Millionen ſetzten ihn dazu in den Stand. Sechzig Edelknaben aus den vornehmſten Häuſern, in hellblauen Sammt mit Gold gekleidet, bedienten ihn; einige ſeiner Kammerherrn hatten ſchon in gleichem Range dem Kaiſer gedient. Dreihundert auserleſene Pferde ſtanden in ſeinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen, und ſeine Wohnung glich einem Hoflager, denn zu ſeiner Nähe drängten ſich die angeſehenſten Männer. Aeußerlich ſchien er ruhig, aber ſein brennender Ehrgeiz ruhte nicht. Mit innerer Freude hatte er den Fortſchritten des ſchwediſchen Königs zugeſehen, weil ſie ihn an dem Kaiſer und dem verhaßten Churfürſten von Baiern rächten; ja, er hatte ſelbſt verſucht, dem Könige ſeine Dienſte anzutragen, und mogte ſeinen ſtolzen Sinn ſchon zur Hoffnung der böhmiſchen Königskrone erheben. Guſtav wies ſeine Anerbietungen nicht geradezu ab, allein ihm einen Theil ſeines Heeres anzuvertrauen, wie er verlangte, wagte er nicht, und indeß trafen bei Wallenſtein die kaiſerlichen Unterhändler ein, welche ihm wiederum die Oberfeldherrnwürde antrugen.

Wallenſtein empfing ſie kalt, und gab erſt nach vielen Bitten das Verſprechen, dem Kaiſer ein Heer von 30,000 Mann in drei Monaten zu werben; es anzuführen, verſprach er aber nicht. Und nun ſandte der Gewaltige ſeine Anhänger in alle Gegenden aus, ſeine Werbefahne aufzupflanzen. Tauſende ſtrömten ihr zu, denn ſie hatte immer zu Glück und Beute geführt; und es war in dieſer ſtürmiſchen Zeit leichter, im Kriege ſein Beſtehen zu finden, als in der Werkſtatt oder hinter dem Pfluge. Ein wallenſteiniſcher

ſchwerer Reiter erhielt 9 Gulden monatlichen Sold, der leichte ſechs, der zu Fuß diente vier, außer der täglichen Koſt an Fleiſch, Brodt und Wein. — Schon im März des Jahres 1632 waren die 30,000 Mann zuſammen; aber auch nur, der ſie geworben, vermogte ſie zu führen. Das fühlte der Kaiſer wohl, und ließ ſich zu der unglaublichen Demüthigung herab, ſich von Wallenſtein folgende Bedingungen vorſchreiben zu laſſen; der Herzog von Friedland, Generalliſſimus des Kaiſers, des ganzen Erzhauſes und der Krone Spanien, erhält den Oberbefehl ohne alle Einſchränkung; der Kaiſer darf nie bei dem Heere ſelbſt erſcheinen; zur Gewißheit ſeiner verdienten Belohnung erhält der Herzog ein öſtreichiſches Erbland als Unterpfand, und dazu das Recht, allein über die Eroberungen im Reiche frei zu ſchalten, und allein Begnadigungen zu ertheilen. Beim Frieden ſoll ihm Mecklenburg oder eine andere Entſchädigung zugeſichert werden, und während des Kriegs im Nothfalle alle kaiſerlichen Erbländer offen ſtehen."

Mit ſolcher, faſt kaiſerlichen, Gewalt ausgerüſtet, trat Wallenſtein von Neuem auf den Schauplatz, vermehrte ſein Heer bis auf 40,000 Mann, eroberte Prag ſchon im April dieſes Jahres 1632 wieder und trieb die Sachſen mit leichter Mühe aus Böhmen.

Das Lager bei Nürnberg. — Der, in ſeinem Lande hart bedrängte Churfürſt von Baiern wandte ſich mit den dringendſten Bitten um Hülfe an Wallenſtein; dieſer, der ſich an ſeiner Noth und Demüthigung weidete, zögerte lange, endlich, da der Churfürſt ſich unbedingt allen ſeinen Befehlen in Führung des Krieges zu unterwerfen verſprach, lud er ihn zur Vereinigung nach Eger ein, um von da aus gegen Nürnberg, einen der wichtigſten Waffenplätze des Königs, zu ziehen. Aber Guſtav, der die Abſicht merkte, kam ihm zuvor und erſchien unvermuthet mit ſeinem Heere bei der Stadt, verſchanzte ſie mit Hülfe der für ihn begeiſterten Einwohner, deren Jünglinge ſein Heer vermehrten, und erwartete den Feind. Dieſer zog heran, und ver-

ſchanzte ſich gleichfalls auf den Höhen von Nürnberg im Angeſichte des ſchwediſchen Lagers. Beide Gegner hatten den Plan, einander durch Mangel und Noth aus der feſten Stellung zu vertreiben; eilf Wochen lagen ſie einander gegenüber, und keiner wollte weichen. Aber die Noth des ganzen umliegenden Landes war ſehr groß, es war Alles weit und breit ausgezehrt und faſt verödet. In Wallenſteins Lager waren, außer dem großen Heere, an 15,000 Troßbuben und Bediente, eben ſo viele Weiber, weil er ihnen erlaubte, ihren Männern nachzuziehen, und 30,000 Pferde, welche größtentheils zum Fortbringen des unendlichen Gepäckes gebraucht wurden. Die Verwilderung dieſer Menſchenmenge ſtieg mit jedem Tage, denn ſie lebte nur von Raub und Plünderung. Auch in Guſtavs Heer war nicht mehr die ſtrenge Ordnung, wie Anfangs, es beſtand nun zum großen Theile aus Geworbenen und aus teutſchen Hülfsvölkern. Mit aller Strenge konnte er dieſe nicht ganz nach ſeinem Willen zügeln, denn ihren eigenen Anführern war es nicht Ernſt mit der Zucht. Des Königs frommer Sinn wurde empört durch die Nachrichten von der Wildheit der Seinigen gegen die armen Landesbewohner; er berief die Anführer zuſammen, ſchalt ſie hart, und brach in die Worte aus. „Es ſey ihm ſo wehe bei ihnen, daß es ihn verdrieße, mit einem ſo verkehrten Volke umzugehen;" — allein ſein Auge konnte nicht allenthalben ſeyn, und das Verderben hatte ſchon zu tiefe Wurzel geſchlagen. Da beſchloß er endlich, dem unentſchiedenen und verderblichen Zuſtande durch ein kühnes Wageſtück ein Ende zu machen. Am 4. September ſtürmte er die Wallenſteiniſchen Berge; — allein das Unternehmen war zu groß; die entſchloſſenſte Tapferkeit vermogte nichts gegen die feſten Werke mit ihren Feuerſchlünden, und der König mußte, nach großem Verluſte, am Abende den Angriff aufgeben. Noch vierzehn Tage wartete er darauf in ſeinem Lager, und als Wallenſtein dennoch unbeweglich blieb, zog er den 18. September unter Trompetenſchall vor dem Feinde vorüber, der ihn

nicht anzugreifen wagte, und wandte ſich wieder nach Baiern.

Nun verließ Wallenſtein gleichfalls ſein Lager, zündete es an, und faßte den unerwarteten Entſchluß, den Krieg mit Gewalt wieder in das nördliche proteſtantiſche Teutſchland zu verſetzen; er wendete ſich plötzlich nach Sachſen, und ſein Eintritt wurde durch Mord und Flammen bezeichnet. Schnell eilte auch der König zur Hülfe herbei, und traf am 11. November in Naumburg, an der Saale, ein. Das Volk empfing ihn wie ſeinen ſchützenden Engel, es umringte ihn bei ſeinem Einzuge und küßte ihm die Füße. Eine trübe Ahndung durchflog ſeine Seele bei dieſem Uebermaaße der Verehrung. „Unſere Sachen ſtehen auf einem guten Fuße, ſprach er zu ſeinem Hofprediger Fabricius; allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieſes Volkes ſtrafen werde. Hat es nicht das Anſehen, daß dieſe Leute mich recht zu ihrem Abgott machen? Wie leicht könnte der Gott, welcher den Stolzen demüthigt, ſie und mich ſelbſt empfinden laſſen, daß ich nichts als ein ſchwacher und ſterblicher Menſch ſey?“

Die Schlacht bei Lützen, 16. November 1632. — Da gerade um dieſe Zeit eine ſtrenge Kälte eingefallen war, ſo glaubte Wallenſtein, daß der König vor dem Frühjahr im Felde nichts vornehmen werde, und ſchickte den Grafen Pappenheim nach dem Rheine ab. Sogleich brach Guſtav auf, rückte nach Weißenfels und ſtand am 13. November Abends dem Heere Wallenſteins bei Lützen gegenüber. Beide bereiteten ſich zur Schlacht und der kaiſerliche Feldherr rief den Pappenheim, der noch in Halle mit der Belagerung der Moritzburg beſchäftigt war, eilig zurück; er konnte im Laufe des folgenden Tages eintreffen.

Der König brachte die kalte Herbſtnacht in ſeinem Wagen zu und beredete mit ſeinen Heerführern die Schlacht. Der Morgen brach an, ein dicker Nebel bedeckte das Gefilde, erwartungsvoll ſtanden die

Heere, und die Schweden ſangen zum Schalle der Trompeten und Pauken ihre geiſtlichen Lieder. Nach elf Uhr, als die Sonne durchblickte, ſchwang ſich der König nach kurzem Gebete auf ſein Pferd und ſtellte ſich an die Spitze des rechten Flügels, (den linken führte Bernhard von Weimar), rief: „Nun wollen wir dran! Das wollt der liebe Gott! Jeſu! Jeſu! Hilf mir heut ſtreiten zu deines Namens Ehre!" — und führte die Seinigen gegen die Kaiſerlichen, welche wohlverſchanzt auf dem Steinwege, der von Lützen nach Leipzig führt, und in den tiefen Gräben auf beiden Seiten deſſelben, aufgeſtellt waren. Ein mörderiſches Feuer empfing die Schweden, viele fanden hier ihren Tod, aber dennoch gewannen die Nachfolgenden den Platz, ſetzten über den Graben, und die Wallenſteiniſchen wichen allenthalben zurück. Indeß war Pappenheim mit ſeinen Reutern von Halle herbeigekommen und die Schlacht erneuerte ſich mit größter Wuth. Der ſchwediſche linke Flügel wankte. Ihm zur Hülfe eilte der König mit einem Reuterhaufen nach jener Seite hin, und ſprengte weit voran, um des Feindes Blöße auszuſpähen; nur wenige Begleiter und der Herzog Franz von Sachſen-Lauenburg folgten ihm. Sein kurzes Geſicht führte ihn zu nahe an eine Schwadron kaiſerlicher Reuter; er erhielt einen Schuß in den Arm, daß er beinahe ohnmächtig herabſank; und indem er ſich wendete, um ſich aus dem Getümmel wegführen zu laſſen, bekam er einen zweiten Schuß in den Rücken. Mit dem Seufzer: „Mein Gott! Mein Gott!" ſank er vom Pferde. Ueber den Gefallenen hin ſtürzten die ſchnaubenden Roſſe, und zertraten mit ihren Hufen den edlen Leib, ſo daß er ganz entſtellt war. Sein zurückkommendes, blutiges Pferd verkündete den Seinigen die traurige Botſchaft; ſie entflammte in ihrer Bruſt einen rachedurſtigen Zorn, und unter der Anführung des Herzogs Bernhard von Weimar, welcher mit heldenmüthiger Entſchloſſenheit die Schaaren von Neuem ordnete, drangen ſie wieder über die Graben vor und ſtürzten die Reihen der Feinde über den Haufen. Dieſe konnten nicht mehr widerſtehen; der Generallieu-

tenant Piccolomini beſtieg ſchon blutbedeckt, das fünfte Pferd, und Pappenheim, der ritterlich gekämpft, fiel, von einer Kugel tödtlich verwundet. Da nahm Flucht und Verwirrung zu: „Die Schlacht iſt verloren, der Pappenheimer iſt todt, die Schweden kommen über uns!“ erſcholl es; Wallenſtein ließ zum Rückzuge blaſen. Ein dicker Nebel und die einbrechende Nacht verhinderte die Schweden eben ſo ſehr, als ihre eigene Ermüdung, am Nachſetzen; ſie brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu, und das kaiſerlich Geſchütz blieb in ihren Händen. Wallenſtein zog aber mit den Ueberbleibſel des Heeres nach Böhmen, obwohl er früher ſein Winterlager in Sachſen zu nehmen beſchloſſen hatte. So redete der Erfolg unzweideutig genug für den Sieg der Schweden, obgleich Wallenſtein die Schlacht für unentſchieden ausgab und der Kaiſer einen Sieg feierte.

Am folgenden Tage ſuchten die Schweden den Körper ihres theuren Königs unter den Tauſenden, die das weite Schlachtfeld deckten; ſie fanden ihn, nackt, unter vielen andern, von Blut und Hufſchlägen faſt unkenntlich und mit elf Wunden bedeckt. Er wurde nach Weißenfels gebracht, und von da durch die Königin Maria Eleonore, welche ihrem Gemahle nach Teutſchland gefolgt war, unter tauſend Thränen, nach Stockholm begleitet, wo er beigeſetzt wurde.

Das blutige Koller, welches der König in der Schlacht getragen, ward dem Kaiſer Ferdinand nach Wien gebracht; er ſoll bei deſſen Anblick Thränen vergoſſen haben, durch welche er den gefallenen Gegner und ſich ſelbſt ehrte. Ferdinands Seele war groß genug, um auch im Feinde die Heldentugend zu bewundern.

Im acht und dreißigſten Jahre ſeines Lebens, mitten auf ſeiner Siegesbahn, wurde Guſtav Adolf abgerufen; das Uebergewicht ſeines Geiſtes möchte vielleicht die Verfaſſung Teutſchlands und den Gang unſerer Entwicklung umgewendet haben. Schon hatte er den Gedanken gefaßt, ſich zum römiſchen König ernennen zu laſſen, und ſein Blick, deſſen Weite nie-

mand erforſcht hat, mogte auch ſchon andere Länder Europa's umfaſſen. Er verwunderte ſich oft, daß das jetzige Zeitalter keine ſolche Feldherrn, als das Alterthum, aufzuweiſen habe; und wenn man ihm antwortete, die veränderte Art der Waffen und des Krieges, und die ſtarken Feſtungen ſeyen Schuld daran, ſo erwiederte er: „Der Unterſchied befinde ſich nicht in den Waffen, ſondern in den Gemüthern; wenn man das Herz Alexanders, den Muth Hannibals, und den Unternehmungsgeiſt Cäſars wiederfände, ſo würde man auch die Thaten Alexanders, die Siege Hannibals, und die Erfolge Cäſars erneuert ſehen" — Eine ſo großartige Anſchauung des Lebens, der wirkſamen Weltkräfte und der Geſchichte war in ihm, und wer wagt es, zu beſtimmen, wo ein ſolcher Geiſt ſein Ziel gefunden hätte? Ein Genoſſe ſeiner Zeit, deſſen Urtheil als unbeſtochen gelten kann, der Graf Gualdo, ein Venetianer und Katholik, der ſich verſchiedene Jahre ſowohl bei den kaiſerlichen als ſchwediſchen Heeren aufgehalten, ſchildert des Königs große Eigenſchaften auf folgende Weiſe: „Guſtav war groß gebaut, ſagt er, ſtark, von königlichem Anſehen, welches die Herzen mit Ehrerbietung, Verwunderung, Liebe und Furcht erfüllte. Sein Haar und Bart waren blond, das Auge groß, aber nicht in die Ferne ſehend. Von ſeiner erſten Jugend an hatte der Krieg für ihn großen Reiz, und Ehre und Ruhm waren ſeine Leidenſchaft. Auf ſeiner Zunge wohnte Beredſamkeit, Anmuth und Leutſeligkeit waren in ſeiner Unterhaltung. Es iſt kein Feldherr, dem man mit ſolcher Neigung und Ergebenheit gedient, als ihm. Er war freundlich, lobte gern, und tapfere Handlungen blieben unauslöſchlich in ſeinem Gedächtniß. Aber höfiſches Weſen und Schmeichelei haßte er, und wenn einer ſich ihm auf ſolche Weiſe nahte, ſo konnte er ſein Vertrauen nicht gewinnen. Gegen die Ausſchweifungen der Soldaten war er ſtreng, und ſehr beſorgt für die Sicherheit des Bürgers und Landmanns. Als ihm, nach der Eroberung einer katholiſchen Stadt, Einige riethen, die Bürger ſtreng zu behandlen, und ihnen

neue Geſetze zu geben, antwortete er: „Die Stadt iſt nun mein und nicht mehr des Feindes. Ich bin gekommen, der Freiheit die Feſſeln abzunehmen, nicht ſie in neue zu ſchlagen. Laſſe man ſie leben, wie ſie bisher gelebt; ich gebe denen keine neue Geſetze, die ſo zu leben wiſſen, wie ſie ihre Religion gelehr that."

„Bei der Behandlung der Proteſtanten und Katholiken machte er keinen Unterſchied. Sein Grundſatz war, daß jeder ein Rechtgläubiger ſey, der ſich den Geſetzen gemäß verhalte. Die Menſchen vor der Hölle zu bewahren, ſey nicht Beruf der Fürſten, ſondern der Prediger."

Eine Beſtätigung dieſes Urtheils gab unter andern ſein Auffenthalt zu München. Am Himmelfahrtstage 1632 ging er dort in die Liebfrauenkirche, um einer Meſſe mit aller Feierlichkeit des katholiſchen Gottesdienſtes beizuwohnen; dann beſuchte er das Jeſuiterkolegium, beantwortete des P. Rektors lateiniſche Anrede in derſelben Sprache, und unterhielt ſich faſt eine Stunde lang mit ihm über die Lehre vom Abendmahl. So ſpiegelt ſich ſein großer, weltgeſchichtlicher Geiſt, der weit über ſein Zeitalter hinausragte, auch darin, daß er, bei der wärmſten Frömmigkeit in ſeiner Bruſt, doch auch die Geſtalt zu ehren wußte, in welcher ſich der Glaube in dem Gemüthe eines andern darſtellte; wie überhaupt darin, daß er Größe und Wahrheit neben ſich duldete, und ein Freund der Freiheit war.

Das Denkmal Guſtav Adolfs in Teutſchland war lange Zeit ein aufgerichteter Feldſtein auf dem Lützener Schlachtfelde, an der Stelle, wo er gefallen war; in unſeren Tagen hat ein Verehrer ſeines Namens ein anderes, einfaches Mahl daſelbſt aufgerichtet.

---

35. Fortſetzung des Krieges.

1632 — 1635.

Es war die Frage, ob die Schweden, nach dem Tode ihres Königs, den Krieg fortſetzen würden. Thaten ſie es nicht, ſo drohte ihren proteſtantiſchen

Bundesgenoſſen durch Wallenſtein ein hartes Gericht. Der ſchwediſche Reichsrath, welcher für Guſtavs Tochter Chriſtina die Vormundſchaft führte, beſchloß den Krieg, welcher Schweden Anſprüche auf teutſche Länder verſchaffen konnte, fortzuführen, und an des Königs Freunde, dem Reichskanzler Axel Oxenſtierna, ſtellte das Schickſal einen Mann in ſeine Stelle, welcher mit großer, kluger Geſinnung die Kräfte ſeiner Parthei zuſammenzuhalten wußte. Doch beſaß er nicht die Milde und freundliche Größe ſeines Königs; die Reichsfürſten, beſonders Sachſen, ertrugen es ſchwer, den Geboten eines ſchwediſchen Edelmanns Folge zu leiſten, und obwohl es ihm gelang, die proteſtantiſchen Stände der vier oberen Kreiſe, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, im Frühjahr 1633 zum Heilbronner Bunde zu vereinigen, ſo war doch bald an der Unentſchloſſenheit einiger, dem Widerwillen anderer, dem Mangel der Eintracht unter den Heerführern, zu erkennen, daß des Königs Geiſt nicht mehr in dem Ganzen waltete.

Dieſen Augenblick des Wankens hätte Wallenſtein, welcher Allen an Geiſt überlegen war, benutzen können, den Krieg zur Entſcheidung zu bringen, und den Kaiſer zum Sieger zu machen; — allein ſeine Seele war mit andern Dingen beſchäftigt, er dachte für ſich ſelbſt eine Herrſchaft zu gewinnen. Nach der Lützener Schlacht hielt er zuerſt ein Strafgericht über ſein Heer, damit die Schuld des Verluſtes von ihm abgewälzt würde, und da er das Recht über Leben und Tod der Seinigen hatte, ließ er zu Prag mehrere Hauptleute und Führer öffentlich enthaupten, gemeine Krieger henken, und mehr als fünfzig Namen abweſender Offiziere als ehrlos an den Galgen ſchlagen. Darauf ſtellte er neue Werbungen an, erſetzte ſein Geſchütz durch eingeſchmolzene Glocken, und bald ſtand er ſo furchtbar da, als zuvor. Anſtatt aber ſich in das Reich zu wenden und die Schweden unter Guſtav Horn und dem Herzog Bernhard von Weimar anzugreifen, welche in den teutſchen Gränzen Meiſter waren, zog er nach Schleſien, wo

die Gegenwart eines ſolchen Heeres nicht nöthig war, und unterhandelte lange mit den Sachſen wegen Räumung des Landes. Zugleich verſuchte er wohl, was die Feinde ihm zur Vergeltung anbieten würden, wenn er zu ihnen überträte; denn daß ihm ein Königreich zu erringen beſtimmt ſey, glaubte er ſchon längſt in den Sternen geſehen zu haben. Um indeß doch etwas auszurichten, daß der Kaiſer nicht Verdacht ſchöpfe, trieb er endlich die Sachſen und Schweden mit Gewalt aus Schleſien, und nahm auch den alten Grafen Thurn den erſten Urheber des Krieges, gefangen. Ganz Wien war ſchon voller Erwartung, dieſen verhaßten Mann als einen Hauptverbrecher durch die Straßen der Stadt führen zu ſehen; da ſchenkte ihm Wallenſtein die Freiheit, und auf die Vorwürfe des Kaiſers erwiederte er: „Was er wohl mit dieſem unſinnigen Mann habe machen ſollen? Er wünſche nur, daß die Schweden keinen beſſeren Anführer hätten, als ihn. Thurn werde dem Kaiſer an der Spitze ſchwediſcher Truppen beſſere Dienſte leiſten, als im Kerker.“

Wallenſteins Fall, 25. Febr. 1634. — Unterdeß war Baiern von Horn und Bernhard von Weimar hart bedrängt, und auf des Churfürſten dringende Bitten hatte der Kaiſer ſeinen Feldherrn ſchon oft aufgefordert, dem Lande zu Hülfe zu eilen. Wallenſtein zögerte, dann zog er langſam durch Böhmen heran in die Oberpfalz, von da ſogleich in Böhmen zurück und bezog das Winterlager. Seinen Unterfeldherrn, die einzelne Heereshaufen befehligten, verbot er aufs ſtrengſte, den Geboten des Kaiſers zu gehorchen; und als dieſer ein ſpaniſches Heer aus Italien nach Teutſchland kommen ließ, welches nicht unter Wallenſteins Oberbefehl ſtehen ſollte, ja einen Theil des ſeinigen zur Vereinigung mit den Spaniern abrief, klagte Wallenſtein laut über Verletzung des mit ihm geſchloſſenen Vertrages. Er verſuchte, die Führer ſeines Heeres ſo für ſich zu gewinnen, daß ſie ihm mehr anhingen, als dem Kaiſer, damit er als ſelbſtſtändiger, gefürchteter Herr-

ſeine Bedingungen machen und den Lohn ſeiner Arbeiten als ein Recht ertrotzen könne. Viele hatte er ſchon gewonnen, ſogar war ihm auch von den Schweden Hülfe zugeſagt; aber im entſcheidenden Augenblicke zögerte er; ſeine Sterne hatten noch nicht deutlich genug geredet, und die ihn antreiben wollten, mußten ſich mit der Antwort abweiſen laſſen: „Es ſey noch nicht an der Zeit.“ Darüber wurden ſeine Anſchläge verrathen. Er hatte ein blindes Vertrauen auf den Italiener Octavio Piccolomini, ſeinen Waffenbruder von früher Zeit her, geſetzt, welchen er unter gleichen Sternen mit ſich geboren glaubte. Aber eben dieſer klagte ihn an; zog auch andere der Haupt-Anführer von Wallenſtein ab, und einer derſelben, Gallas, erhielt vom Kaiſer den Befehl, Wallenſtein gefangen zu nehmen. Er wagte es nicht mit offenbarer Gewalt, denn ein Theil des Heeres hing dem verehrten Feldherrn noch an; aber er umſtellte ihn mit Verrath. Als er nach Eger zog, um dort die Schweden zu erwarten, begleitete ihn der Oberſt Buttler, ein Irländer, den Wallenſtein ſelbſt emporgehoben. Dieſer hatte den geheimen Auftrag, ihn todt oder lebendig in des Kaiſers Hände zu liefern; demſelben gemäß ließ er ihn in der Nacht den 25. Februars 1634 von einigen ſeiner Dragoner, unter den Hauptleuten Geraldin und Deverour, ermorden. Als die Mörder in ſein Schlafgemach drangen, ſprang der Feldherr von ſeinem Lager auf, Hülfe zu rufen; da er aber alle Rettung unmöglich ſah, entblößte er ſelbſt ſeine Bruſt, und empfing ſchweigend den Todesſtoß.

Schweigend iſt er aus der Welt geſchieden, und daß er auch in ſeinem Leben die Gedanken ſeiner Seele in tiefer Bruſt, finſter und geheimnißvoll, verſchloſſen, hat einen Schleier über ſein Leben und ſeine großen Abſichten geworfen. Er war von den unergründlichen Menſchen, welche die Gewalt der menſchlichen Rede nicht überwältigt, denen ſie die verſchloſſene Bruſt nicht öffnet, und die ſtill mit ſich ſelbſt die Schickſale vieler Tauſende, abwägen. Es gewährt ihnen ein Gefühl unwiderſtehlicher Kraft,

daß ihr Wille, gleich dem des verborgenen Schickſals, unerwartet, aus unſichtbaren Tiefen, ſeine Blitze hervorſendet. — Wallenſtein hat bei ſeinen Unterhandlungen mit den Schweden, den Sachſen und andern, nie etwas Schriftliches von ſich gegeben, welches gegen ihn zeugen könnte; keine Schrift oder Rede von ihm offenbart die Berechnungen ſeines Ehrgeizes.

Die Schlacht bei Nördlingen und der Prager Friede 1634 und 35. — Nach Wallenſteins Tode erhielt der römiſche König Ferdinand, des Kaiſers Sohn, den Oberbefehl des Heeres, und das Glück krönte den Anfang ſeiner Laufbahn mit glänzendem Erfolge. Nachdem er die Schweden aus Baiern vertrieben, traf er auf ſie bei Nördlingen in Franken. Sein Heer war ausgeſucht und durch 15,000 Spanier vermehrt; die ſchwediſchen und teutſchen Völker dagegen ſtanden unter getheiltem Oberbefehl. Der beſonnene Feldmarſchall Guſtav Horn widerrieth die Schlacht, den unglücklichen Ausgang vorausſehend, allein Bernhard von Weimar, jugendlich ungeſtüm, verlangte ſie. Sie erfolgte am 7. September 1634; aber die geringere Zahl, die ſchlechtere Stellung, Fehler und Mißverſtändniſſe in der Anführung, alles half die Schweden bekämpfen, welche nach achtſtündigem Gefecht, trotz ihrer Tapferkeit, gänzlich geſchlagen wurden. Gegen 20,000 wurden getödtet oder gefangen; unter den letztern war auch der Feldmarſchall Horn, der Herzog Bernhard zog ſich mit wenigem Ueberbleiſeln des Heeres gegen den Rhein hin.

Dieſe Schlacht konnte für die katholiſche Parthei eben ſo entſcheidend werden, als die bei Leipzig für die Proteſtanten geweſen war. Die ſchwediſche Macht in Teutſchland ſchien vernichtet, und dieß hatte die wichtige Folge, daß Sachſen das ſchwediſche Bündniß verließ. Der Churfürſt Johann Georg ſah ſchon lange mit Schmerzen die Lauſitz in den Händen der Kaiſerlichen; er fürchtete, ſie nie wieder zu bekommen, vielleicht noch mehr dazu zu verlieren; daher ſchloß er im Frühling 1635 zu Prag Frieden mit

dem Kaiſer. Er erhielt die Lauſitz zurück, bekam ſogar einen Theil des Magdeburgiſchen, und völlige Kirchenfreiheit auf vierzig Jahre. — Das evangeliſche Teutſchland zürnte ſehr auf den Churfürſten; allein bald folgten mehrere Stände ſeinem Beiſpiele und verglichen ſich mit dem Kaiſer; Brandenburg, Mecklenburg, Weimar, Braunſchweig Lüneburg, und andere, und es ſchien faſt, als werde dieſer blutige Krieg ſein Ende in der Entkräftung der Partheien finden. Denn fürchterlich lag das arme teutſche Land, auf welchem ſich Krieger faſt aus allen europäiſchen Völkern herumtummelten, verwüſtet da, von Menſchen entblößt, die Saatfelder zertreten oder ungebaut, die Städte verödet, an hundert und aber hundert Stellen Schutthaufen und Brandſtätten, wo blühende Orte geſtanden. Unſicherheit des Lebens und Wirkens überall, daher Verwilderung des Gemüthes und der Sitten aus Verzweiflung. Was das Schwerdt nicht gefreſſen, wurde durch Hunger, Elend, Seuchen verzehrt, jeder friſcher Lebenskeim ſchon im Entſtehen zerknickt; und ſo unſelig wüthete dieſer Krieg, daß, wo auch ein abgelegener Landſtrich eine Zeitlang verſchont geblieben, das ſpähende Auge der Noth oder Raubſucht ihn bald entdeckte und verwüſtend heimſuchte; denn viele Gegenden waren ſchon ſo öde, daß ein Heereshaufen nicht einmahl wagte, ſeinen Zug dadurch zu nehmen, wie es namentlich der ſchwediſche Heerführer Banner von der Gegend zwiſchen der Oder und Elbe ſelber ſchreibt. *)

In ſolch allgemeiner Noth, bei der Neigung der teutſchen Reichsſtände zum Frieden, der Bereitwilligkeit des Kaiſers, das Reſtitutions-Edict wenigſtens zum Theil zurückzunehmen, wie er bei dem Frieden mit Sachſen gezeigt hatte, bei der Erſchöpfung, faſt

*) „Im J. 1639,“ (ſo erzählt der Magiſter Peter Drumling, Baireuthiſcher Pfarrer in Burgbernheim,) „als ich meine Pfarre bezog, und dem Vizedekan Artzberger im Amte nachfolgte, habe ich und deſſen Sohn ſelbigen ganzen Sommer allhier Getraide eingeführt, auf einem Kärren, an welchem er ſtatt des Pferdes gezogen, ich aber habe nachgeſchoben. So trübſelig waren dieſelben Zeiten, da ein Mann theurer war als ſein Geld.“

Vernichtung des ſchwediſchen Heeres, durfte das geängſtete Vaterland das Ziel ſeiner Leiden nahe hoffen.

36. Frankreichs Einfluß. Tod Ferdinands II. (15 Februar 1637.)

Da griff die unſelige Hand wiederum in unſer Schickſal ein, welche früher und noch mehr nachher ſo viele Unglückswolken über uns zuſammengeführt hat. Der franzöſiſche Miniſter Richelieu hatte ſchon lange mit Freude der Noth des öſtreichiſchen Hauſes, und ganz Teutſchlands, zugeſehen. Das ſchien der franzöſiſchen Regierung die höchſte und feinſte Staatsklugheit zu ſeyn, die Proteſtanten in Frankreich ſelbſt foltern und hinrichten zu laſſen, in Teutſchland aber ſie zu unterſtützen, und ſo den Glauben als ein Werkzeug für Hinterliſt und Eroberungsſucht zu mißbrauchen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Kardinal die Dienſte Frankreichs um einen theuren Preis glaubte verkaufen zu können. Er bot ſie dem Kanzler Oxenſtierna an, und bedang ſich dafür die Feſtung Philippsburg am Rheine aus, und ließ auch die Abſicht auf das noch wichtigere Elſaß durchblicken. Es war das erſtemahl, daß die Fremden über die Gränzen unſeres Vaterlandes handelten. Die Zeit der Schmach hebt mit dieſem Vertrage zwiſchen Richelieu und Oxenſtierna an; denn auch dieſer ſtrebte danach, Theile des teutſchen Landes an ſein Volk zu bringen. An einem, ſonſt tapfern und edlen Fürſten, dem Herzog Bernhard von Weimar, fanden ſie einen erwünſchten Helfer, welcher ſich ſelbſt ein Land am Rheine zu erkämpfen ſtrebte. Mit franzöſiſchem Gelde warb er bald ein anſehnliches Heer und ward den Kaiſerlichen und Baiern ein furchtbarer Feind; die Rheingegenden aber wurden von nun an eben ſo von dem Fußtritte des Krieges niedergeſtampft, als vorher die der Oder, Elbe und Weſer. — Auch die Schweden hatten an dem neuen Feldherrn, dem Feldmarſchall Banner, einen tapfern und ſchnellen Führer. Durch Schaaren aus Schweden verſtärkt drang er raſch aus Pommern,

wohin ſich die Ueberbleibſel des Heeres nach der Nördlinger Schlacht geflüchtet hatten, gegen die Sachſen, jetzt des Kaiſers Bundesgenoſſen, vor, ſchlug ſie zurück, und überzog das ſächſiſche Land.

Aber dieſer Krieg bietet von nun an ein immer niederſchlagenderes Bild dar, welchem die Erhabenheit großer Geiſter und eines würdigen Zweckes fehlt. Der Held, welcher Alle durch die Hoheit ſeiner Seele überſtrahlte, der von der Begeiſterung für ſeinen Glauben und für den Ruhm und die Größe ſeines Volkes getragen wurde, iſt abgeſchieden; der dunkle geheimnißvolle, allgewaltige Mann, welcher einzig wagen konnte, dem Könige entgegenzutreten, iſt gleichfalls von ſeinem Verhängniſſe fortgerißen, die nun als die Führer der Heere auftreten, zum Theil tapfere, ungewöhnliche Männer, ſind gleichwohl Geiſter des zweiten Ranges und nicht erfüllt von den höhreren Ideen. Der Eigennutz treibt fortan in dieſem Kriege; ihm ſind die wirkenden Kräfte dienſtbar geworden, und werden dadurch, wenn auch an ſich edel, in den Kreis des Gemeinen hinabgezogen.

Auch Kaiſer Ferdinand II., welcher in die Reihe der beſſeren Geiſter der Zeit gehörte, ſchied aus dem großen Kampfe, ohne ſein Ende geſehen zu haben; er ſtarb, nachdem er noch die Befriedigung gehabt, ſeinen Sohn Ferdinand auf dem Churfürſtentage zu Regensburg allgemein anerkannt zu ſehen, am 15. Februar 1637, im 59ſten Jahre ſeines Alters.

---

37. Ferdinand III. 1637 — 1657.
Fortſetzung des Krieges. Bernhard von Weimar. Banner. Torſtenſon. Wrangel.

In den Jahren 1637 und 38 verfolgte der Herzog Bernhard von Weimar ſeine Siegesbahn am Rhein. Er überfiel das ligiſtiſche Heer bei Rheinfelden, ſchlug es und machte vier Heerführer zu Gefangenen, unter welchen auch der tapfere Johann de Werth war. Rheinfelden, Röteln und Freiburg mußten ſich ergeben. Aber ſein Ziel war

die wichtige Feſtung Breiſach, welche er zum Grundſtein ſeiner Herrſchaft am Rheine machen wollte. Er belagerte ſie, ſchlug die zum Erſatz heranrückenden Heere nochmals in die Flucht, und eroberte die Stadt, nachdem Mangel und Noth in derſelben aufs Höchſte geſtiegen waren; dann ließ er ſich von den Einwohnern feierlich huldigen. Aber indem er ſich zu neuen Kriegsthaten rüſtete, erkrankte er plötzlich, und ſtarb den 18. July 1639, im 36ſten Jahre ſeines Lebens. Er ſelber hielt ſich für vergiftet und ſein Hofprediger ſprach den Verdacht in der Leichenrede geradezu aus. Wenn derſelbe gegründet ſeyn ſollte, ſo kann er kaum auf einen andern als Frankreich fallen. Denn ſogleich nach des Herzogs Tode waren franzöſiſche Unterhändler bei dem Heere, und kauften es, ſammt den beſetzten Feſtungen, durch Geld an ſich; nur drei ſchwediſche Regimenter wollten von keinem franzöſiſchen Solde wiſſen und ſchlugen ſich mit klingendem Spiel zu den Ihrigen durch, Breiſach aber war auf ſolche Weiſe durch den teutſchen Helden für Frankreich erſtritten worden.

Schon ſeit dem Jahre 1636 hatten die tauſend, nach Frieden verlangenden, Stimmen der Unglücklichen bewirkt, daß einige Verſuche der Ausſöhnung gemacht waren; allein der franzöſiſche Miniſter Richelieu wollte keinen Frieden, weil der Krieg ihn unentbehrlich machte, und weil es zu Frankreichs feindlicher Staatsklugheit paßte, daß Teutſchland durch ſeine eigenen Söhne, ſo wie durch Fremde, zerfleiſcht wurde. Vom Jahre 1640 an wurden die Verſuche ernſtlicher, und im J. 1643 verſammelten ſich die Geſandten der Partheien in Münſter und Osnabrück; aber die Unterhandlungen dauerten faſt fünf Jahre lang, und während dieſer Zeit wüthete der Krieg mit allen ſeinen Gräueln fort.

Banner, der gewaltige Krieger, war im Jahr 1641 zu Halberſtadt geſtorben, nachdem er Böhmen und andere Länder vielfach verheert hatte. Er ſchickte von ſeinen Feldzügen 600 erbeutete Fahnen und Standarten nach Stockholm; allein ſein Gemüth war wild, ſeine Züge die grauſamſten des Krieges. Als er in

Böhmen fiel, ſtanden in mancher Nacht über hundert Flecken, Dörfer und Schlöſſer zugleich in Flammen; und einer ſeiner Befehlshaber, Adam Pfuhl, rühmte ſich, daß er allein gegen 800 böhmiſche Ortſchaften verbrannt habe. So verödet waren die Länder, daß, als dieſer Pfuhl auf ſeinem Zuge durch Thüringen ſein Ende nahe fühlte und nach dem Troſt eines Geiſtlichen verlangte, auf viele Meilen umher keiner in dem menſchenleeren Lande gefunden wurde.

Nach Banner führte den Oberbefehl über die Schweden Leonhard Torſtenſon, der geſchwindeſte und gewandteſte Held dieſes Krieges, obgleich ſo ſchwach an Körper, daß er ſich in einer Sänfte mit dem Heere tragen laſſen mußte. Zuerſt brach er 1642 in Schleſien ein, ſchlug den Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg, denſelben, an deſſen Seite Guſtav Adolf bei Lützen fiel, — er war in kaiſerliche Dienſte übergetreten, — und eroberte Schweidnitz. Von da rückte er in Mähren, eroberte Olmütz, und die Hauptſtadt Wien zitterte ſchon. Krankheiten in ſeinem Heere nöthigten ihn zum Rückzuge; aber noch im Herbſte dieſes Jahres, den 2. November, ſchlug er den kaiſerlichen Feldherrn Piccolomini, welcher ihn verfolgte, bei Leipzig aufs Haupt; es war die größte Schlacht in dieſer letzten Hälfte des Krieges. Piccolomini verlohr 20,000 Mann, 46 Kanonen, faſt 200 Feldzeichen, und konnte erſt in Böhmen die Flüchtigen wieder ſammeln.

Torſtenſon brach gleich im Anfang des folgenden Jahres wieder nach Mähren auf, drang von Neuem bis Olmütz vor, ſo daß ſeine leichten Krieger bis nahe bei Wien ſtreiften; dann, als man ihn dort beſchäftigt glaubte, ſtand er plötzlich, wie durch ein Wunder, hundert Meilen davon, an den Küſten der Oſtſee, in den Ländern des Königs von Dänemark, Holſtein und Schleswig. Dieſe Länder waren lange unberührt vom Kriege geblieben und boten den Schweden ein reiches Winterlager dar. Den Vorwand zum Kriege gegen Dänemark fand man leicht in der Eiferſucht, mit welcher daſſelbe die ſchwediſche Siege immer betrachtet hatte. Neu geſtärkt brachen die

Schweden im nächſten Frühjahr 1644 wieder in's teutſche Reich ein, vernichteten das kaiſerliche Heer unter Gallas, und im nächſten Frühjahr 1645 ſchlug Torſtenſon die kaiſerlichen Feldherrn Götz und Hatzfeld bei Jankau in Schleſien ſo auf's Haupt, daß ihr Heer vernichtet wurde, Götz ſelbſt fiel, Hatzfeld aber gefangen und alles Heergeräth in den Händen der Schweden war. Nun ging der Zug wieder nach Mähren und gegen Wien, und hätte nicht die Stadt Brünn durch heldenmüthigen Widerſtand den ſchwediſchen Feldherrn aufgehalten, ſo mußte die kaiſerliche Hauptſtadt vielleicht in ſeine Hände fallen. Allein bei der Belagerung von Brünn ſchmolz ſein Heer durch Krankheiten ſo zuſammen, daß er den Rückzug nehmen mußte; und von körperlicher Schwäche überwältigt, legte er den Oberbefehl nieder.

Guſtav Wrangel folgte ihm, und führte den Krieg glücklich fort. In den Rheingegenden fochten die franzöſiſchen Heere, unter berühmten Feldherrn, Türenne und Condé, gegen die Oeſtreicher und Baiern; und in Verbindung mit ihnen überzog Wrangel noch in den letzten Jahren des Krieges die baierſchen Lande, ſo daß der Churfürſt gezwungen war, vom Kriege abzuſtehen und einen Waffenſtillſtand zu ſchließen. Auch Brandenburg hatte dieſes ſchon vor mehreren Jahren gethan, und Dänemark und Sachſen waren dem Beiſpiele gefolgt; ſo ſtand der Kaiſer gegen glückliche Feinde allein. Das Unglück ſeiner Waffen rührte in dieſen letzten Zeiten vorzüglich von dem Mangel tüchtiger Heerführer her. Die Beſſeren, ein Johann de Werth und Mercy, waren gefallen; der Kaiſer ſah ſich gezwungen, ſein letztes Heer dem, von den Heſſen zu ihm übergetretenen, General Melander von Holzapfel einem Proteſtanten, anzuvertrauen. Die Feinde griffen von Neuem die kaiſerlichen Erbſtaaten an; der ſchwediſche Feldherr Königsmark belagerte Prag, und ſchon hatte er die ſogenannte kleine Seite der Stadt eingenommen, und Wrangel bereitete ſich, ihn mit ſeinem Heere zu verſtärken, — da erſcholl das Friedenswort aus Weſtphalen.

38. Der weſtphäliſche Friede. (Den 24. Oktober 1648.)

In der Mitte des Sommers 1643 ſollten die Friedensunterhandlungen eröffnet werden; zu Osnabrück mit den Schweden und zu Münſter mit den Franzoſen. Die kaiſerlichen Geſandten fanden ſich ſchon vor der feſtgeſetzten Zeit ein, allein erſt am Ende des Jahres kamen die ſchwediſchen, und erſt im April des Jahres 1644 die franzöſiſchen; eine üble Vorbedeutung für den Gang des Friedensgeſchäftes, auf welches die geängſtigten Völker mit ſchmerzlicher Sehnſucht hinblickten. Und in der That fing auch die Unterhandlung gleich mit ſo kleinlichen Dingen an, daß an einen ſchnellen Fortgang nicht zu denken war. Viele Monate wurden mit den elendeſten Rangſtreitigkeiten verloren, indem die franzöſiſchen Geſandten, ſtolz und anmaßend, als die Erſten erſcheinen wollten, und ſich in dem Gepränge einer königlichen Hofhaltung wohlgefielen. Ferner ging viel Zeit damit verloren, daß alle Geſandten der einzelnen Reichsſtände aus Teutſchland zuſammengerufen wurden; denn darauf beſtanden die Franzoſen, damit ſie recht viel Gelegenheit hätten, den Saamen der Zwietracht unter uns auszuſtreuen. In älterer Zeit hatte, wie billig, der Kaiſer, im Namen des Reiches, die Frieden geſchloſſen.

Der Hauptgegenſtand der Verhandlungen hätte nun die Feſtſtellung der innern Ordnung des teutſchen Reiches, beſonders der beiden Religionspartheien, ſeyn müſſen, denn darüber war der Krieg angefangen. Allein die beiden fremden Mächte fragten vor allen Dingen nach ihrer Entſchädigung an Land und Leuten für die Kriegskoſten, und, in ſchimpflicher Nothwendigkeit, auf Anrathen und Verwenden des Churfürſten von Baiern, wurden die Fremden zuerſt befriedigt. Frankreich, welches ſo wenig mit eigenen Kräften gethan, welches nur aus Eigennutz und Schadenfreude ſich in den Streit gemiſcht, — ein katholiſcher Staat für die proteſtantiſche Sache, — Frankreich forderte ungeheure Opfer, und ſeine Ge-

ſandten, d'Avaur und Servien, in allen Künſten der Worte, der Liſt, ja des Truges geübt, mit der Miene der Befehlenden auftretend, ſetzten ihre Forderungen durch. Die Schweden, etwas beſcheidener, riſſen indeß gleichfalls Stücke des Reiches an ſich. Mit blutenden Herzen ſahen die Freunde des Vaterlandes der ſchimpflichen Begegnung des Reiches zu. „In den Gegenden, ſo ruft ein gleichzeitiger teutſcher Mann aus, wo unſere Väter den ſtolzen Varus beſiegten, bieten jetzt, uns zum Hohne, waffenloſe Ausländer allen Teutſchen Trotz und triumphiren über Germanien. Sie rufen, wir erſcheinen; ſie reden, wir horchen als auf Orakel; ſie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig wie Göttern; ſie drohen, und wir zittern als Sclaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe, hier aus Stockholm, dort aus Paris,*) zugeworfen wird, freuen oder ängſtigen wir uns. Schon rathſchlagen ſie in Teutſchland über Teutſchland, was ſie uns nehmen, was laſſen, welche Federn ſie dem römiſchen Adler entreißen und dem Hahne (Gallo) einſetzen wollen. Und wir, bis auf den letzten Athemzug uneinig mit uns ſelbſt, verlaſſen über den Götzen fremder Völker unſere eigene ſchützende Gottheit, und opfern jenen Leben, Freiheit und Ehre auf."

Würdig benahmen ſich die kaiſerlichen Geſandten, der Graf von Trautmansdorf und der Doctor Volmar, welche mit Kraft und Gründlichkeit die Anmaßung der Fremden und mit Milde und Geduld die Uneinigkeit der teutſchen Stände zu bekämpfen ſuchten; allein ſie fanden nicht den rechten Beiſtand bei den übrigen Gliedern des Reichs, beſonders als Baiern in den letzten Jahren des Krieges wankend wurde; und ferner vereitelte jede Botſchaft von dem Kriegsglück der Feinde die Vortheile wieder, die ſie vielleicht durch Unterhandlung gewonnen hatten. So mußten ſie es geſchehen laſſen, daß:

*) In Stockholm regierte Guſtav Adolfs Tochter Chriſtina, und in Frankreich führte die Königin Anna, als Vormünderin des noch unmündigen Ludwig XIV. die Regierung.

1) Frankreich im Frieden die Biſthümer Metz, Toul und Verdün, ganz Elſaß, ſoweit es Oeſtreichs geweſen, den Sundgau und die wichtigen Feſtungen Breiſach und Philippsburg erhielt und außerdem die Teutſchen zwang, mehrere Feſtungen am Oberrhein niederzureißen, damit ſeine Heere immer den freien Weg in das teutſche Land fänden. Durch dieſen Frieden fielen die Vormauern des ſüdlichen Teutſchlands größtentheils in des Erbfeindes Hand. Die franzöſiſchen Geſandten jubelten laut, daß Frankreich noch nie einen ſo vortheilhaften Frieden geſchloſſen habe.

2) Schweden, welches auch große Forderungen gemacht hatte, aber an dem ſtolzen und wenig gewandten Johann Orenſtierna, des großen Reichskanzlers Sohne, und dem beſtechlichen Rath Adler Salvius, nicht die beſten Vertreter fand, begnügte ſich mit Vorpommern und Stettin, nebſt der Inſel Rügen, der Stadt Wismar in Mecklenburg, und den Biſthümern Bremen und Verden an der Weſer; Ländern, die zum Theil arm waren und zerſtreut lagen. Auch hat Schweden von ihrem Beſitze keinen Mißbrauch gegen unſer Vaterland gemacht. Zum Erſatz der Kriegskoſten wurden den Schweden noch 5 Millionen Thaler zugeſagt, die das ausgeſogene Reich aufbringen ſollte.

3) Der Churfürſt von Brandenburg welcher auf das ganze pommerſche Land gegründete Anſprüche hatte, erhielt Hinterpommern, und zur Entſchädigung für Vorpommern das Erzbiſthum Magdeburg, die Biſthümer Halberſtadt, Minden und Kamin, als weltliche Fürſtenthümer.

4) Mecklenburg erhielt für Wismar die Biſthümer Schwerin und Ratzeburg.

5) Heſſenkaſſel, welches von Anfang an unveränderlich an Schweden gehalten hatte, und deſſen kluge und ſchöne Landgräfin Amalie Aller Herzen zu gewinnen wußte, erhielt durch ſchwediſche und franzöſiſche Vermittlung, obgleich es nichts verloren hatte, einige Oerter in Weſtphalen und 600,000 Reichsthaler.

6) Braunſchweig Lüneburg, welches Anſprüche auf Magdeburg und Minden, und nachher auf das Bisthum Osnabrück machte, erhielt das Recht, daß abwechſelnd mit einem katholiſchen Biſchofe einer ſeiner Prinzen dieſes letztere Land beſitzen ſolle.

7) Der älteſte Sohn des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz erhielt ſeine Erbländer wieder bis auf die Oberpfalz, die der Churfürſt von Baiern behielt; und da dieſer auch die alte pfälziſche Churwürde, mit ihren Rechten, nicht wieder abgeben wollte, ſo wurde für Pfalz eine achte Chur errichtet.

8) Sehr ſchwierig und lang waren die Verhandlungen wegen der Religionsſachen in Teutſchland. Die Proteſtanten verlangten, außer ihrer eigenen Religionsfreiheit, auch die für die proteſtantiſchen Unterthanen des Kaiſers, und hierzu war derſelbe auf keine Weiſe zu bewegen. Man mußte ſich alſo auf das Reich beſchränken und für dieſes wurde endlich, nach halbjährigem Streite, der Paſſauer Religions-Friede als Grundlage von Neuem feſtgeſetzt, und ausgemacht, daß die Proteſtanten alle die Güter und Kirchen behalten ſollten, die ſie im Jahre 1624 beſaßen. Man kennt dieſes Jahr das Normaljahr und es war alſo von dem, die Gemüther erbitternden, Reſtitutionsedicte nicht ferner die Rede. Es wurde außerdem als gerecht und billig angenommen, daß kein Landesherr ſeine Unterthanen, welche ſich zu einer andern Kirche, als er ſelbſt, bekennen, drücken ſolle. Und in Abſicht des Reichskammergerichts wurde beſtimmt, daß die Zahl der Räthe und Beiſitzer von beiden Religionspartheien gleich ſeyn ſollten. — Durch dieſe Beſtimmungen iſt der weſtphäliſche Friede Grundgeſetz für das teutſche Reich geworden und obgleich nicht aller Streit und alle Unzufriedenheit auf einmahl ein Ende nahmen, ſo wurden doch die Gemüther von nun an beruhigter. Der Haß ſchwand, die Duldung pflanzte ſich mit milder Gewalt immer tiefer in die Herzen ein, und man gewöhnte ſich allmählich wieder, in dem

anders Glaubenden den Menſchen, den Teutſchen, den Stammesbruder, ja auch den Chriſten zu erblicken. Es ward immer mehr in den Beſſeren aller Partheien die Einſicht lebendig, daß das Geheimniß des Glaubens unſichtbar in eines jeglichen Bruſt ruhe, unzugänglich jedem fremden Blicke, und daher ein Heiligthum, welches er mit vorſchnellem Urtheil nicht entweihen dürfe. Und wenn ein jeder auch mit ganzer Seele an der Kirche hing, in welcher er geboren und aufgewachſen war, und welche ſich, einer theuren Heimath gleich, durch alle Gewalt des früheſten Eindrucks, durch allen Zauber unbegreiflicher Ahndungen, durch die Kraft der Gemeinſchaftlichkeit und Gewohnheit, des jugendlichen Gemüths bemeiſtert hatte, ſo hielt er es doch für ein ſtrafwürdiges Unrecht, dem Glauben des Andersdenkenden Gewalt anzuthun. Die Religionsverſchiedenheit ſtand bald nicht mehr als eine ſchroffe Scheidewand zwiſchen den teutſchen Stämmen; und in dieſer Hinſicht möchte der weſtphäliſche Friede, welcher die äußere Ordnung in Kirchenſachen geſetzlich beſtimmt hat, leicht das meiſte Lob verdienen.

9) Den härteſten Tadel aber verdient er durch die Beſtimmungen über die **Hoheitsrechte der Fürſten und das Verhältniß der Stände des Reichs zum Kaiſer.** Die Verfaſſung des Reiches hatte auch in den früheren Zeiten viele Mängel; Unordnung, Mißbrauch der Gewalt gegen das Geſetz, ja ein ganzes Zeitalter, in welchem die Gewalt mehr vermogte, als das Recht, zeugten von denſelben. Dabei ſchien der Mangel feſter, geſchriebener Geſetze eine Haupt-Urſache jener Unordnungen zu ſeyn; und ſchon ſeit der goldenen Bulle ſtrebte man immer mehr, der teutſchen Verfaſſung durch viele Reichsgeſetze eine beſtimmtere Geſtalt zu geben. Allein dafür war in den früheren Zeiten ein Band, welches ſelbſt in der Unordnung feſter zuſammenhielt, als das geſchriebene Wort; das war die uralte teutſche Sinnesart, die Treue des Gemüthes, der Widerwille gegen das Fremde, die heilige Ehrfurcht vor der kaiſerlichen Majeſtät, welche als eine unſichtbare

Gewalt, durch den Glauben, daß die Würde des teutſchen Kaiſers von Gott ſelbſt, als göttliche Wohlthat, abſtamme, — wie die Fürſten ſich in mehreren Urkunden ſelber ausdrücken, — die Geiſter beherrſchte; es war ferner die, auf die alten Sitten und Gewohnheiten ſich ſtützende, aus dem Grundweſen des Volkes hervorgewachſene Lehnsverfaſſung, die bei allen Mängeln doch ein feſtes Gewebe um die Theile des Reiches ſchlang. Wenn in älterer Zeit der Fürſt, die Großen und das Volk ſich verſammelten, ſpäter wenigſtens der Kaiſer mit den Reichsfürſten auf den Reichstagen zuſammenkam, da wurde die Noth des Augenblicks durch ſchnellen Rathſchluß, durch die Kraft des lebendigen Wortes und Blickes gehoben, und, — was von großem Gewicht war, — der Stolz der Fürſten, welcher vielleicht auch ſchon von Unabhängigkeit träumte, durch den Anblick und die Nähe kaiſerlicher Hoheit, und die Ehrfurcht, welche ihr die Gutgeſinnten bewieſen, niedergedrückt.

Es war aber ſchon die Zeit gekommen, da die Fürſten nur Geſandten oder ihr ſchriftliches Wort einſchickten; ſie ſelber blieben in ihren Hauptſtädten, wo der Glanz und die Ehrfurcht der Majeſtät ſie ſelbſt umgab. Wir haben geſehen, wie ſeit Friedrich von Oeſtreich, und früher ſchon, das Streben der Fürſten nach der Alleinherrſchaft rege geworden, und wie die Kirchentrennung neue Riſſe in die Verfaſſung gebracht; nun aber, durch den weſtphäliſchen Frieden, wurde die Unabhängigkeit der Fürſten geſetzlich und die kaiſerliche Gewalt gänzlich zum Schattenbild gemacht. Jene erhielten die volle Landeshoheit und das Recht, Krieg und Frieden zu beſchließen, und Bündniſſe, ſowohl unter einander, als mit Fremden zu machen, wenn ſie nur nicht zum Schaden des Reiches ſeyen. Aber wie wenig mogte dieſes Wort verhindern? Denn wenn von nun an auch ein Reichsglied, mit Fremden in Bündniß tretend, des Kaiſers Feind wurde, ſo diente als Vorwand, es ſey zu des Reiches Beſten gemeint, um ſein Recht und die teutſche Freiheit nicht untergehen zu laſſen.

10) Und damit ſolcher Vorwand, bei jedem An-

laß, mit dem Scheine Rechtens genommen werden könne, ſetzten ſich die Fremden ſelbſt zu teutſchen Reichshütern; Frankreich und Schweden warfen ſich zu Bürgen der teutſchen Verfaſſung und alles deſſen, was in dem Frieden zu Münſter und Osnabrück beſchloſſen wurde, auf. O der Schande, daß Fremde über unſere innere Ordnung wachen ſollten, daß ihnen das Recht gegeben wurde in unſere Angelegenheiten einzureden, wenn es ihnen nur belieben würde! Das iſt der Untergang jedes Bundes, wenn er erſt eine Wache an ſeine Schwelle ſetzen muß.

11) Außerdem noch trennte die franzöſiſche Liſt durch einen Artikel des weſtphäliſchen Friedens die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft vom teutſchen Reiche, indem ſie als ein unabhängiger Staat anerkannt wurde. Zwar hatte ſie ſchon lange nicht mehr die alte Reichspflicht geleiſtet, allein die Trennung war niemals geſetzlich ausgeſprochen und daher die Rückkehr leichter, wenn in den Stammesgenoſſen das Gefühl erwachte, daß ſie auch natürliche Genoſſen unſeres Bundes ſeyen.

12) Und wie mit der Schweiz eine feſte Gränzmauer des Reiches im Südweſten weggeriſſen war, ſo fiel eine andere in Nordweſten ab, indem Spanien in dieſem Frieden die Freiheit und Unabhängigkeit der Niederländer anerkannte, und Teutſchland ſie der Reichspflicht entließ. Sie gehörten gleichfalls urſprünglich zu unſerm Stamme, und ſeit Kaiſer Karl V zu unſerm Bunde, und beherrſchten die Mündung des vaterländiſchen Rheines. Von ihrem Lande aus mag ein Feind eben ſo leicht in das nördliche Teutſchland einbrechen, wie von der Schweiz aus in das ſüdliche.

Mit Sorge und großer Anſtrengung war das verflochtene Friedenswerk zu Stande gebracht; langſam und durch neue Opfer nur konnte es ausgeführt werden. Die Franzoſen wollten aus den eroberten Feſtungen nicht weichen, bis jede, kleinſte Bedingung erfüllt war, und die Schweden blieben noch zwei Jahre in Teutſchland, in ſieben Kreiſen des Reiches vertheilt, bis ſie die 5 Millionen als Koſtenerſatz,

die nur mit Mühe aus den verarmten Ländern zuſammengepreßt werden konnten, erhalten hatten. Man hat berechnet, daß in dieſen zwei Jahren ein jeder Tag an Unterhaltung der fremden Krieger dem Reiche noch 170,000 Thaler gekoſtet habe. Im Bisthum Münſter brandſchatzten einige ſchwediſche Regimenter noch 6 Jahre nach dem Frieden das Land, und der Herzog Karl von Lothringen, den die Franzoſen aus ſeinem Lande vertrieben hatten, hielt noch länger mehrere teutſche Feſtungen am Rheine feindlich beſetzt.

Der große ſchwere Krampf konnte nur in langſamen Zuckungen endigen.

Siebenter Zeitraum.

Von dem weſtphäliſchen Frieden bis auf die neueſte Zeit.

1648 — 1821.

89. Allgemeine Bemerkungen.

Es bedarf nicht vieler Worte, um den zerſchlagenen Zuſtand des Vaterlandes nach ſo verheerendem Kriege, welcher mehr als ein halbes Menſchenalter gedauert hatte, zu ſchildern. Zwei Drittheile der Einwohner waren zu Grunde gegangen, weniger durch das Schwerdt, als durch die lanſamer und qualvoller zehrenden Uebel, welche in des Krieges Gefolge ziehen: Seuchen, Peſt, Hungersnoth, Schrecken und Verzweiflung. Der Tod in der Schlacht iſt des Krieges Unglück nicht; ſolcher Tod iſt oft der ſchönſte, weil er den Mann, im Augenblick der Begeiſterung und des herrlichſten Lebensgefühles, ohne

die kalten Schauder langſamer Annäherung, fortrafft; aber das iſt der Fluch des Krieges, daß ſeine Gräuel die Gemüther der Nichtkämpfenden, der Greiſe und Weiber und Kinder, ſowohl durch wirkliche Noth, als durch die lähmende Angſt vor der noch kommenden, verfinſtern, und alle Freudigkeit und Zuverſicht des Lebens hinwegnehmen. Der junge Keim der neuen Geſchlechter wird im Entſtehen vergiftet, er kann nur ein kränkelndes Zeitalter, ohne Kraft und Muth, hervorbringen.

Dennoch bewährte ſich die teutſche Tüchtigkeit auch in dieſer Zeit durch ein verhältnißmäßig ſchnelles Ermannen. Es zeigte ſich in ſittlicher Hinſicht in einem tiefen Ernſte, der auf das gänzlich losgebundene Leben folgte; wie denn gerade die Endpunkte ſich oftmahls berühren. Die Sittenverwilderung, theils in den Kriegern, welche aus dem Feldlager nach Hauſe kehrten, theils in der wüſt aufgewachſenen Jugend, nöthigte die Fürſten, viel Sorge auf Kirchen- und Schulanſtalten zu wenden, und ſolche Sorge trägt immer hundertfältige Zinſen. — So wie reges Leben und Geſchäftigkeit wiederum erwachte und wuchs, ſo lebte vor allen der Landbau ſo ſchnell wieder auf, daß kaum ein größeres Beiſpiel des teutſchen Fleißes zu finden iſt. Grundſtücke waren ſehr wohlfeil, denn ſo viele Tauſende von Beſitzern waren ausgeſtorben; die Volkskraft wendete ſich ganz vorzüglich auf den Ackerbau; bald blüheten die Felder wieder, und die Dörfer erhoben ſich aus der Aſche. Schon 12 Jahre nach dem Kriege fand unter andern ein franzöſiſcher Marſchall die Pfalz, die er im Kriege verwüſtet geſehen, wiederum blühend. Es kam auch bald die Zeit, da die Menſchenrechte in dem Bauernſtande beſſer erkannt und die härteren Formen der Leibeigenſchaft nach und nach in gelindere umgewandelt, bis ſie endlich faſt überall ganz gelöſt wurden. Und da die geſunde Lebenskraft für ein Volk am meiſten aus der mütterlichen Erde aufgeht, wenn es ihr ſeine Sorge widmet, ſo hätte auch aus dem, zu einfacher Lebensweiſe zurückgekehrten, dünnwohnenden Geſchlechte von Ackerbauern ein

neues, herrliches Teutſchland aufblühen können. Allein es geſchah das Gegentheil, durch viele tiefliegende, allgemeine Urſachen.

Zuerſt ſtand der Verfall der Städte doch in zu großem Widerſpruch mit dem Wiederaufleben des Landbaues. Das ſtädtiſche Leben war in ſeinen beſten Nerven gelähmt und zerrüttet; vorzüglich, wie ſchon früher entwickelt iſt, durch den veränderten Welthandel; doch ging die Abnahme nur allmählich bis zum dreißigjährigen Kriege. Noch kurz vor demſelben, gibt ein auswärtiger Schriftſteller der teutſchen Nation den Rang vor allen übrigen in der Größe und Menge der Städte, in ihrem Kunſtfleiß, und in der Geſchicklichkeit ihrer Künſtler und Handwerker. Dieſe wurden nach allen Ländern Europa's berufen. Die geſchickteſten Goldſchmiede, Uhrmacher, Schreiner, ja ſelbſt Maler, Bildhauer und Kupferſtecher waren unter andern zu Venedig noch am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts meiſtens Teutſche oder Niederländer. Aus dem Anfange jenes Jahrhunderts aber dürfen nur die berühmten Maler: Albrecht Dürer, Hans Holbein, und Lukas Kranach genannt werden, um eine hohe Blüthe der Kunſt in den teutſchen Städten zu bezeichnen. Dieſer unſelige Krieg aber hatte den Glanz der Städte völlig gebrochen. Viele, die ſonſt blühend und frei waren, lagen in der Aſche, die übrigen waren größtentheils von Menſchen entblößt, und die großen Gewerke, durch welche Teutſchland alle andere Länder übertraf, lagen durch den Verluſt der Arbeiter darnieder. Die neue, arme Zeit konnte durch Mäßigung und Arbeit wohl Vieles erſetzen, aber der alte Stolz und die alte Freudigkeit waren dahin und kamen nimmer wieder. Das Arbeitſelige und Mühſelige ſtand, wie ein Schriftſteller ſagt, den folgenden Zeiten auf der Stirne geſchrieben. Viele der Städte mußten ſich nun, halb frei, halb durch die Noth der Zeit gezwungen, den Fürſten unterwerfen, und die noch den Namen der freien Reichsſtädte behielten, wie dürftig und armſelig haben die meiſten von ihnen ſich hingeſchleppt, bis ſie in der neueſten Zeit gleichfalls unter die Herr-

ſchaft der Fürſten geſtellt wurden? So wurde es immer klarer und entſchiedener, daß ſeit dem Ende des Mittelalters, die Zeit der freien Städte und Genoſſenſchaften vergangen, und die der fürſtlichen Gewalt gekommen war.

Auch die Herrlichkeit des **Adels** war verſchwunden. Seit er nicht mehr den eigentlichen Kriegerſtand bildete und durch ritterliche Waffentüchtigkeit der Nation voranleuchtete; ſeit die Fürſten mit gemietheten Söldnern ſeinen kühnen Freiheitstrotz leicht niederſchlugen, und Weichlichkeit, Zierlichkeit, fremde Sitten an die Stelle der alten Tüchtigkeit traten, da ging die rechte Bedeutung des Adels verloren, wie ihn Teutſchland gewollt hatte. Er wurde **dienſtbar**, und fand bald Freude an dem Eitlen und Kleinen; denn das Einfache und Große iſt nur im Gefolge der Freiheit. Mit Flittern mancher Art, mit Rang und Titeln und Ehrenzeichen und der Tafelfähigkeit bei Hofe, wurde die Dienſtbarkeit überdeckt. Wie die Fürſten ſich vom Volke geſchieden hatten, ſchied ſich auch der Adel von demſelben, und nun erſt trat der Stolz auf die Vorzüge der Geburt ein. Die Fürſten aber, um in der Zeit des Ueberganges, da die Dienſtbarkeit des Adels noch nicht überall entſchieden war, ihn deſto williger zu derſelben zu machen, räumten ihm weſentliche Vorzüge vor dem dritten Stande ein, welche ſpäterhin, vor dem Fortſchritte der Zeiten nicht mehr beſtehen konnten: Freiheit von Staatslaſten, ausſchließendes Recht auf die höchſten Stellen und faſt alleinige Landſtandſchaft. Das letztere Vorrecht war faſt das drückendſte für das Volk. Denn der Adel, in den ſteigenden Luxus der Höfe hineingezogen, durch Aemter und Ehrenſtellen geblendet, und durch ſeine Privilegien geſichert, bewilligte auf den Landtagen dem Fürſten gern ſeine Forderungen, und wälzte die Laſt der Abgaben auf Bürger und Bauern. Auf dieſe Weiſe entſtand Trennung und ſogar Haß zwiſchen dem Edelmann und dem Volke und dies mußte den Sinn beider verderben. **Die fürſtliche Macht** dagegen hob ſich von nun an von Stufe zu Stufe; einerſeits, indem die Fürſten

die Kräfte ihrer Länder immer ausgedehnter benutzen konnten, anderntheils, indem ſie ſich immer unabhängiger vom Kaiſer machten. Sie gedachten nicht, daß dadurch das Reich teutſcher Nation immer ſchwächer werden mußte. Selbſt ein ausländiſcher Schriftſteller jener Zeit ſagt: „Durch dieſen ſüßen und allgemeinen Irrthum haben ſie die Majeſtät ihres eigenen Vaterlandes entwaffnet.“ — Trennung erhob ſich allenthalben, ſtatt der früheren Einheit. Wie von dem Kaiſer, ſo trennten ſich die Fürſten auch immer mehr unter einander, ſeit ſie nicht mehr auf den Reichstagen ſelbſt zuſammenkamen, in traulichem Verein, nach teutſcher Sitte, beim fröhligen Mahle ſich die Hand reichten und die perſönliche Kraft und Ueberlegenheit die geringere Macht an Land und Leuten vergeſſen machte. Jetzt wurde die Zahl der Unterthanen der Maaßſtaab der Größe und des Ranges, und der Mächtigere hielt ſich von nun an weit über dem, welcher ein kleineres Land beherrſchte. Die Kleineren dagegen wollten den Größeren an äußerem Glanze nicht nachſtehen, ahmten ihnen in allen Dingen nach, und ſo kam es dahin, nach dem Worte eines Schriftſtellers: „daß kaum ein Ländchen in Teutſchland übrig blieb, deſſen Herr ſich nicht dünkte, etwas Aehnliches von Ludwig XIV. zu ſeyn, ſein Verſailles zu bauen, Höflinge und Soldaten zu halten.“

In ſolcher Abſonderung der Herrſcher, wie der Völker, von einander, verlor ſich die alte Uebereinſtimmung der Eigenthümlichkeit immer mehr. „Wer früher Einen teutſchen Hof geſehen, kannte ſie alle, Eine Landes-Verfaſſung glich in den Hauptzügen allen übrigen. Nun aber, da in den einzelnen Ländern Alles von dem Winke eines Einzigen abhing und in der Verſchiedenheit von der vaterländiſchen Gemeinſitte oft ein Verdienſt geſucht wurde, veränderte die Hofesſitte das Land, und das Finanz-Syſtem die Verfaſſung deſſelben.“ Daher ſind der Stimmen viele laut geworden, welche die Zertheilung Teutſchlands in eine Vielherrſchaft hart getadelt haben; andere dagegen nahmen dieſelbe in Schutz.

Die letztern führen das Glück der kleinen teutſchen Länder für ſich an, welchen ein rechter Vater des Volkes als Herrſcher zu Theil wurde. Er konnte wie ein Familienhaupt Allen nahe ſeyn, ſagen ſie, mit den eigenen Augen ſehen und mit eigenen Händen Segen verbreiten, ſtatt daß in dem großen Staate die Verwaltung wie ein zuſammengeſetztes Uhrwerk nach wohlberechneten, unveränderlichen Geſetzen gehen muß, und der Landesfürſt den meiſten Unterthanen ein ferner, unſichtbarer Gewalthaber iſt. Die Menge der größeren und kleineren Fürſtenſitze ferner, welche durch Förderung von Kunſt und Wiſſenſchaft mit einander wetteiferten, erhielten das vielſeitige Leben in ihnen, ſo daß wohl bald kein Volk der Erde in umfaſſender Bildung ſich mit dem teutſchen vergleichen mogte. Bei andern Völkern gab die allgemeine Hauptſtadt, in welcher ſich Alle zuſammendrängten, für das, was als wahr und ſchön und anmuthig gelten ſollte, für die Werke der Wiſſenſchaft und Kunſt, und für die Sprache, ihre allgemeinen Geſetze. In Teuſchland aber erhielt ſich darin das rege Leben eines Freiſtaats; es galt kein Anſehn der Perſon, ſondern nur das in ſich Gediegene und Vollendete, welches die meiſten ergriff, konnte ſich den Sieg verſprechen. Dadurch hat Teutſchland einen herrlichen Wetteifer der Geiſter geſehen, der nicht ohne Früchte geblieben iſt.

Dawider ſtellen die Gegner mit vielem Nachdruck die Schwäche des Vaterlandes gegen jeden äußeren Feind auf, welche eben aus der Vielheit der Herrſchaft entſprang, und durch die Geſchichte der letzten anderthalb hundert Jahre nur allzu traurig beſtätigt wird. Und ferner rügen ſie es bitter, daß die vielen kleinen Hofhaltungen auf den Ernſt des Lebens und die Strenge der Sitten ſehr nachtheilig gewirkt haben. Es iſt ſchwer, — ſo lautet ihr Wort, — die feine und ſchwärmeriſche Empfänglichkeit des Geiſtes, welche die Kunſt erfordert und wiederum nährt, wie der ernſten Enthaltſamkeit und Nüchternheit zu vereinigen, ohne welche die männliche Tugend nicht ſeyn kann; jedoch haben die ſchönſten, wenn auch ſehr

kurzen, Augenblicke der griechiſchen Freiſtaaten im Alterthum und der italiſchen und teutſchen freien Städte im Mittelalter, gezeigt, daß es einen Einigungspunkt für Beides giebt. Die ſpäteren Fürſtenhöfe haben ihn aber nicht gefunden; und er kann wohl überhaupt nur da gefunden werden, wo ein ernſtes, ſehr gehaltreiches Tagewerk das Gegengewicht gegen den Uebermuth der Einbildungskraft geben kann; und wie mag ein ſolches mit dem gewöhnlichen Hofleben beſtehen? Dieſes hat im Gegentheil die teutſche Sitte von vorn herein durch das Jagen nach dem Ausländiſchen vergiftet. Von ihm aus begann die Abgötterei mit dem Franzöſiſchen, das Verachten der eigenen, guten, treuen Sprache gegen das leichte, fremde Geſchwätz; die Reiſen des teutſchen Adels nach Frankreich, das Nachahmen der Moden und Sitten, ſo wie der Unſittlichkeit; das Verehren endlich franzöſiſcher Lehrmeiſter und Erzieherinnen, welches Alles zu der Entartung der höheren Stände tiefer gewirkt hat, als ſich irgend berechnen und ſagen läßt. Ein großes Glück für unſer Volk, daß die Niederen und Mittleren in ihm aus Armuth dieſem Wege nicht folgen konnten, und ſo den Kern von Ehrbarkeit, Treue und Geradheit bewahren mußten. Dennoch iſt nicht zu nennen, wie viel verſäumt und ſelbſt verloren iſt. Was die Teutſchen in den hundert Jahren nach dem dreißigjährigen Kriege gebildet haben, iſt aus dürrem, unfruchtbarem Acker emporgewachſen, weil die ſchaffende Kraft der Volks-Eigenthümlichkeit fehlte; es iſt kalter Nachklang des Alten oder noch ſchlimmere Nachahmung des Fremden, und einzelne, große Namen, wie Leibnitz, mögen dieſes Urtheil nicht umſtoßen. Denn die finſterſten Zeiten haben, wie zum Erſatze für die Armuth des Ganzen, das Licht in einzelne, große Geiſter um ſo viel glänzender geſammelt. — Daß es aber, bei aller Schöngeiſterei der gebildeten Stände, in der Menge finſter war, kann mit hundert Zeugniſſen belegt werden. Statt aller andern braucht nur der allgemeine, trübe Aberglaube genannt zu werden, welcher ſich über das Leben des Volkes wie ein dunkler Schleier herlegte

Solches und viel anderes mehr iſt gegen die Wendung unſerer Geſchichte vorgebracht worden, durch welche ſich die Einheit des alten teutſchen Kaiſerthums immer mehr in eine lockergebundene Vielheit auflöſt.

Es iſt leicht zu erkennen, daß in beiden entgegenſtehenden Urtheilen viel Wahres enthalten iſt. Aber wenn es nicht ſowohl nur um Lob und Tadel, ſondern um That und Fortſchritt ernſtlich zu thun iſt, ſo muß die Erkenntniß des Guten in unſerer Entwicklung zum beſonnenen Feſthalten deſſelben, die des Schlimmen aber zur tieferen Einkehr in uns ſelbſt führen. Daran lag das Verderbniß der Zeiten, die Ausländerei der Vornehmen, die Finſterniß der Menge, die Schwäche gegen den Feind, nicht, daß Teutſchland in viele Theile geſpalten war, ſondern die Urſache lag in der zunehmenden Leerheit, Oberflächlichkeit und Eigenſucht des Gemüthes bei der Mehrzahl, und in dem böſen Willen Einiger. Wo ſolche Geſinnung in einem Zeitalter vorherrſcht, wird ſie auch in dem durch äußere Bande am engſten zuſammengeknüpften Staate bald die Kraft der Einheit verzehren; und wiederum kann ein bloßer Bundesſtaat in der übereinſtimmenden Geſinnung und in dem vorherrſchenden Einheitsgefühle Aller eine wunderbar feſte Schutzwehr gegen alles Fremde, welches ſich durch Gewalt oder leiſe Verführung einzudrängen verſucht, beſitzen. Mit der äußeren Form und Geſtalt iſt es nicht gethan, ſondern wenn in ihnen ein guter und treuer Geiſt unſichtbar waltet. Wo ein ſolcher, aus der Innigkeit teutſcher Natur entſpringend, ſich irgend auch in ſpäterer Zeit bei uns gezeigt hat, da hat er Thaten hervorgebracht, welche ſich den beſten der früheren Zeitalter an die Seite ſtellen dürfen.

Der Kaiſer Ferdinand III. hat noch 9 Jahre nach dem Frieden gelebt, und mit billiger, kluger Geſinnung regiert. Die Ruhe Teutſchlands wurde unter ihm nicht weiter geſtört. Er bewirkte bei den teutſchen Fürſten, daß ſie ſeinen Sohn Ferdinand zum

römiſchen Könige erwählten; leider aber ſtarb der junge, hoffnungsvolle Mann, auf den alle Augen mit freudiger Zuverſicht geheftet waren, ſchon 1654 an den Blattern, und der Vater mußte ſeine Bewerbungen für ſeinen zweiten Sohn Leopold, welcher viel trägeres Geiſtes war, wiederum anfangen. Aber ehe ſie den erwünſchten Erfolg hervorgebracht hatten, ſtarb der Kaiſer den 2. April 1657.

Leopold I. 1658 — 1705.

Die Wahl des neuen Kaiſers fand Schwierigkeiten, weil Frankreich den Augenblick benutzen wollte, die Kaiſerwürde, nach der es lange geſtrebt, an ſich zu bringen. Wirklich gelang es ihm auch, die geiſtlichen Churfürſten am Rheine zu gewinnen, allein die weltlichen fühlten den Schimpf und den Schaden, den das Vaterland dadurch erleiden würde, und beſtanden mit der Wahl des öſtreichiſchen Erzherzogs Leopold. Sie kam den 18. July 1658 zu Frankfurth zu Stande. Dennoch wußte der franzöſiſche Miniſter, Kardinal Mazarin, ſchon damahls einen Bund zu Stande zu bringen, den man den **Rheiniſchen Bund** nannte, und der, wie es lautete, zur Aufrechthaltung des weſtphäliſchen Friedens, im Grunde aber gegen das Haus Oeſtreich errichtet wurde. Die Theilnehmer des Bundes waren: Frankreich, Schweden, Maynz, Kölln, Pfalz-Neuburg, Heſſen-Kaſſel und die 3 Herzöge von Braunſchweig Lüneburg; eine ſonderbare Miſchung ſolcher, die noch eben als Feinde gegen einander geſtanden hatten, der geiſtlichen Churfürſten mit proteſtantiſchen Fürſten und den Schweden. Was aber Frankreich bei dieſem Bunde und ſeinem ganzen Verfahren gegen Teutſchland im Sinne gehabt, ſchildert ein einſichtiger Mann damaliger Zeit ſehr treffend: „Anſtatt offenbare Gewalt zu gebrauchen, wie während des dreißigjährigen Krieges, ſchien es dem Franzoſen ein kürzerer Weg zu ſeyn, einige teutſche Fürſten, beſonders die am Rheinſtrom, durch einen Bund, und wie man ſagt, auch durch einen jährlichen Sold an ſich zu ketten, über-

haupt den Schein anzunehmen, als ſey er für Teutſchland ſehr beſorgt, damit die Fürſten glauben möchten, Frankreichs Freundſchaft gewähre ihnen einen beſſern Schutz, als der Kaiſer und die Geſetze des Reichs. Daß auf dieſe Weiſe der gerade Weg zum Umſturz der teutſchen Freiheit gebahnt werde, muß jedermann einſehen, der nicht gar einfältig iſt.“

Dieſes Frankreich zeigte auch bald darauf, daß es nur auf Gelegenheit warte die Hand, welche es eben zur Freundſchaft dargeboten hatte, von Neuem zum Ergreifen ſeines Raubes auszuſtrecken. Die lange Regierung Kaiſer Leopolds iſt faſt ganz mit Kriegen gegen Frankreich und ſeinen übermächtigen König Ludwig XIV. ausgefüllt, und unſer armes Vaterland hat ſchrecklich darunter bluten müſſen. Leopold, gutmüthig und fromm, aber unthätig und wenig ſcharfſichtig, war einem Gegner, wie Ludwig, der mit Schlauheit den größten Uebermuth des Stolzes und der Habſucht verband, nicht gewachſen. Frankreich verfolgte ſchon damahls mit feſter Entſchloſſenheit das Ziel, den Rhein zu ſeiner Gränze zu machen, und die ſpaniſchen Niederlande, welche unter dem Namen des Burgundiſchen Kreiſes zum teutſchen Reiche gehörten, Lothringen, die übrigen Stücke des Elſaß, und wo möglich, auch die Länder teutſcher Fürſten am linken Rheinufer, in ſeine Gewalt zu bringen. Solcher Geiſt der Vergrößerungsſucht lebte in dem Könige, wie in dem Volke, und diejenigen irren ſehr, welche meinen, er ſey erſt in unſeren Tagen durch die Revolution und die Wildheit einzelner Menſchen an das Licht geboren. Schon unter Ludwig XIV. redeten die franzöſiſchen Schriftſteller der Eroberungsſucht laut das Wort, und einer derſelben, ein gewiſſer Aubery, ſtellte ſogar in einer Schrift den, in jetziger Zeit erneuerten und ſeiner Vollendung ſchon ſo nahe gebrachten, Gedanken auf: „Das ganze römiſch-germaniſche Reich, wie es einſt unter Karl dem Großen beſtanden, gebühre ſeinem Könige, als deſſen Nachfolger.“ — Und in einer Rede, welche der Abbe Colbert, im Namen der geſammten franzöſiſchen Geiſt-

lichkeit an Ludwig XIV. hielt, heißt es unter andern: „König, der du ſo gut auf dem Meere, als dem feſten Lande, deine Geſetze giebſt; deinen Blitz, wenn es dir gefällt, auf Afrika's Küſte ſchleuderſt; — der du, wenn du willſt, die ſtolzen Völker demüthigſt und ihre Herrſcher zwingſt, zu den Füßen deines Thrones deine Macht anzuerkennen, und deine Gnade anzuflehen," u. ſ. w. So redete ſchon im Jahre 1668, im Angeſichte von ganz Frankreich, ein Stand, der ſich durch Mäßigung und Wahrheit vor allen andern auszeichnen ſollte.

Der König Ludwig fing ſeine Eroberungen mit den ſpaniſchen Niederlanden an, auf welche er alte Rechte vorgab. Die Spanier riefen für den burgundiſchen Kreis die Hülfe des teutſchen Reiches an, allein keiner der Fürſten rührte ſich, einige aus Gleichgültigkeit, andere aus Furcht, andere endlich, — der Schande! — durch franzöſiſches Geld beſtochen. Solche Wirkungen hatte der Rheiniſche Bund hervorgebracht! — So, von aller Hülfe verlaſſen, fielen die Niederlande bald in Ludwigs Hände, und in dem Frieden zu Aachen 1668 mußten die Spanier eine Reihe von Gränzſtädten an Frankreich abtreten, um nur einen Theil des Landes zu retten.

Darauf überzog Frankreich im Jahr 1672 mit höchſt ungerechtem Kriege die Holländer; denn wenn es gar gelang, dieſe zu unterdrücken, ſo konnte es auch zur See Europa Geſetze vorſchreiben. Die neue Gefahr wirkte eben ſo wenig auf die teutſchen Fürſten, als die erſte; ſie ſahen ruhig zu, ja, der Churfürſt von Köln und der kriegeriſche Biſchof von Münſter, Bernhard von Galen, ein merkwürdiger Mann ſeiner Zeit, ſchloſſen ein Bündniß mit Frankreich. Nur der Churfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, auch unter dem Namen des großen Churfürſten bekannt, durchſchaute die Verhältniſſe der Völker am klarſten und ſah die Nothwendigkeit ein, das europäiſche Gleichgewicht nicht untergehen zu laſſen. Er rüſtete ſich zur Vertheidigung ſeiner weſtphäliſchen Länder, welche an den Kriegsſchauplatz gränzten; — durch die endliche Entſcheidung der jü-

lichſchen Erbſtreitigkeit hatte er 1656 das Herzogthum Kleve und die Grafſchaften Mark und Ravensberg erhalten, Pfalz-Neuburg aber die Herzogthümer Jülich und Berg. — Friedrich Wilhelm brachte auch den Kaiſer Leopold zu kriegeriſchen Maaßregeln gegen die franzöſiſchen Eroberungsverſuche; beide zuſammen ließen 1672 ein verbündetes Heer unter dem kaiſerlichen Feldherrn Montecuculi in's Feld rücken. Allein es war den Oeſtreichern mit dem Kriege nicht Ernſt, weil der als vermögende Rathgeber des Kaiſers, der Fürſt von Lobkowitz, durch die Franzoſen gewonnen war und den Feldherrn von ernſthaften Unternehmungen zurückhielt. Der Churfürſt ſah ſein ſchönes Heer durch Hin- und Herziehen, durch Hunger und Krankheiten, verderben und ſchloß 1673 mit den Franzoſen in ihrem Lager bei Voſſem in der Nähe von Löwen, einen Frieden, damit nur ſeine weſtphäliſchen Länder nicht ganz von ihnen zu Grunde gerichtet würden. Er erhielt ſie zurück, bis auf die Feſtungen Weſel und Rees, welche die Feinde bis zum allgemeinen Frieden beſetzt halten wollten.

Jetzt erſt fing der Kaiſer an, ſelbſt Ernſt zu zeigen, nachdem er den beſten Bundesgenoſſen verloren hatte; die Urſache war, daß nun der Fürſt Lobkowitz entfernt war, Montecuculi gewann am Niederrhein einige Vortheile und eroberte unter andern Bonn. Aber am Oberrhein und in Franken hauſeten dafür die Franzoſen deſto härter, und vor allen in der Pfalz, welche in dieſer und der folgenden Zeit recht der Schauplatz und ein ewiges Denkmal franzöſiſcher Grauſamkeit geworden iſt. Da ſie ſo das Reich ſelbſt angegriffen hatten, ſtanden endlich auch die Reichsfürſten gegen ſie auf und der Churfürſt von Brandenburg ſchloß ein neues Bündniß mit dem Kaiſer. Oeſtreich zeigte ſich in allem thätiger und kräftiger. Auf dem Reichstage zu Regensburg war lange über den Krieg verhandelt, und nie kam es zum Schluſſe. Oeſtreich merkte wohl, woran die Schuld lag; der franzöſiſche Geſandte beim Reichstage wußte bald den einen, bald den andern irre zumachen; da wurde ihm, ohne weiteres Bedenken befohlen, in dreimahl 24 Stunden

Regensburg zu verlaſſen, und kaum war er abgereiſt, ſo erfolgte die Kriegserklärung des Reiches in wenigen Tagen.

Der Krieg ſelbſt wurde mit abwechſelndem Glücke doch im Ganzen zum Vortheil Frankreichs geführt, deſſen Feldherren die Kunſt verſtanden, ihn größtentheils auf teutſchen Grund und Boden zu ſpielen. Bei den Anführern der Verbündeten war nicht Schnelligkeit und Einheit. Um dem kräftigſten der teutſchen Fürſten, dem Churfürſten von Brandenburg, in ſeinem eigenen Lande zu thun zu machen, hatte Ludwig XIV. 1674 mit den Schweden ein Bündniß geſchloßen und ihnen große Vortheile gezeigt, wenn ſie von Pommern aus in die Mark einfielen. Das traf dieſes Land hart, aber dennoch ließ ſich der Churfürſt von dem Kriege am Rheine nicht abziehen, half hier, ſo lange es nöthig war, und brach dann im Juny 1675 in Eilmärſchen nach ſeinen Ländern auf.

Schlacht bei Fehrbellin, den 28. Juny 1675. — Freunden und Feinden unerwartet ſtand er plötzlich bei Magdeburg an der Elbe, ging in der Nacht durch die Stadt hinüber und traf auf die überraſchten Schweden, die ihn noch tief in Franken glaubten. Sie wichen zurück und ſuchten ſich zu vereinigen, er aber, raſch ihnen nach, und erreichte ſie den 28. Juny bei Fehrbellin. Er hatte nur ſeine Reuterei bei ſich, das Fußvolk hatte ſo ſchnell nicht folgen können; dennoch beſchloß er, den Feind auf der Stelle anzugreifen; ſeine Feldherrn widerriethen es und wollten erſt das Fußvolk erwarten; aber ihm ſchien jede Stunde verloren, die noch mit Warten vergehen ſollte; der Angriff ward gemacht und durch den glücklichſten Erfolg gekrönt. Die Schweden, die ſeit dem dreißigjährigen Kriege in dem Rufe unüberwindlicher Tapferkeit ſtanden, wurden gänzlich geſchlagen und flohen in Unordnung in ihr Pommern. Auch dahin folgte ihnen Friedrich Wilhelm und eroberte den größten Theil von Vorpommern.

Dieſer Churfürſt kann als der Gründer der preußiſchen Größe angeſehen werden; ſeine Nachfolger bauten auf ſeiner Grundlage weiter. Er nahm im-

mer ſeinen eigenen Gang, und wir werden ihn noch einigemahl ſfinden, wie er nicht nur als teutſcher Reichsfürſt, ſondern als ein Glied der großen europäiſchen Staatenkette die Macht ſeines kleinen Landes geltend zu machen weiß. Dieſes iſt das Zeichen eines geborenen Herrſchers, der ſein Volk keinem im Range nachſtehen laſſen, ſondern zu ſelbſtſtändiger Würde unter den übrigen emporheben will. Wer mag es ihm verargen, daß er zu ſolcher Selbſtſtändigkeit ſtrebte, in einer Zeit, da der deutſche Bund ſeine Kraft verloren hatte, da der Kaiſer faſt zum Schattenbilde geworden war, und ſchon viele der Reichsfürſten mit dem Auslande Verbindungen ſchloſſen? Nur dann wäre er zu tadeln, wenn er ſelbſt ſolche Verbindungen, zum Schaden des Reiches, geſchloſſen und dem Wohle des Ganzen Wunden geſchlagen hätte; aber das Streben ſeines Lebens ging vielmehr dahin, der franzöſiſchen Uebermacht einen Damm entgegenzuwerfen und die Freiheit der teutſchen wie der europäiſchen Völker möglichſt zu ſchützen. Das gemeinſame Vaterland war ihm kein leerer Name.

Am Rheine führte in dieſem Jahre 1675 wieder der alte, erfahrene kaiſerliche Feldherr Montcuculi den Befehl und ſogleich war das Waffenglück günſtiger. Ihm gegenüber ſtand der berühmte franzöſiſche Heerführer Türenne, einer der größten ſeiner Zeit. Vorſichtig näherten ſie ſich einander, denn ſie kannten einander ſchon; endlich hatte Türenne den rechten Fleck zu einer Schlacht gefunden, wo alles ihn zu begünſtigen ſchien; es war bei dem Dorfe Sasbach, unweit Oppenheim. Aber wie er gegen den Feind vorritt, um die Gegend genau zu erkunden und das Treffen zu ordnen, riß ihn eine Kanonenkugel vom Pferde. Sein Fall erſchreckte das Heer ſo ſehr, daß es in Eile flohe und auf der Flucht noch beträchtlichen Verluſt erlitt.

Dennoch wurde nicht viel gewonnen. Die Franzoſen, um die Kaiſerlichen von ihrem Lande abzuhalten, erfanden das grauſamſte Mittel. Weil ſie ihre Gränze nicht mit Heeren vertheidigen konnten,

ſo wollten ſie es durch eine Einöde thun; ſie verwüſteten daher im folgenden Jahre den ganzen Landſtrich an der Saar dergeſtalt, daß man in einer Weite von 14 Meilen nichts als Brandſtätten und verödete Felder erblickte. Da konnten die teutſchen Heere in dem ausgehungerten Lande nicht beſtehen und mußten ſich zurückziehen. Die unglücklichen Einwohner flohen in die Wälder und kamen zum Theil von Hunger und Elend um.

Der Friede zu Nimwegen, 1678 und 79. — Mit ängſtlicher Erwartung richteten Alle die Augen auf die Friedensverſammlung, die ſchon in Nimwegen vereinigt war. Die Franzoſen, ſo ſchien es, mußten eilen, jeden, ſelbſt einen nachtheiligen, Frieden zu ſchließen, weil viele Feinde gegen ſie waren. Aber ſie haben es immer ſehr gut verſtanden, ihre Gegner zu trennen. Es gelang ihnen, die Holländer, für welche doch der Krieg angefangen und die dadurch gerettet waren, durch dargebotene Vortheile zuerſt abwendig zu machen. Sie ſchloſſen den Frieden allein und erhielten die Feſtung Maſtricht. Dann folgten die Spanier und mußten nun ſchon mehrfach erſetzen, was den Holländern eingeräumt war; ſie traten van Neuem einen ſchönen Landſtrich von ihren Niederlanden und die ganze Franche-Comtee ab. Darauf verglich ſich der Kaiſer, der den Krieg nicht allein fortſetzen wollte; er mußte die wichtige Feſtung Freiburg im Breisgau übergeben. Ganz verlaſſen ſtand endlich der Churfürſt von Brandenburg da; er hatte den Schweden ganz Pommern abgenommen und hoffte einen vortheilhaften Frieden zu ſchließen; allein ſelbſt die Niederländer, für die er gekämpft, verſagten ihm ihre Hülfe. So mußte er faſt alles eroberte Land wieder zurückgeben. Bei dieſen Verhandlungen zu Nimwegen wurde der große Einfluß, den Frankreich über Europa übte, auch in der Sprache ſchon ſichtbar. Unter den, dreißig Jahre früher zu Münſter und Osnabrück verſammelten Geſandten waren ſehr wenige, welche Franzöſiſch verſtanden; zu Nimwegen

aber redeten Alle ſchon dieſe Sprache. Doch wurden die Verhandlungen ſelbſt noch lateiniſch geführt.

41. Die franzöſiſchen Reunionen.

Die geängſteten Länder fingen wiederum an frei aufzuathmen, nachdem der Friede mit ſeinen Segnungen zurückgekehrt war und die franzöſiſche Habſucht befriedigt ſchien. Aber auch im Frieden verſtand ſie es, ihren Raub zu verfolgen. Ein Parlaments-Rath von Metz, Roland de Revaulx, legte dem Könige einen Plan vor, wie er am Oberrhein ſeine Herrſchaft noch viel weiter ausdehnen könne, wenn er die in dem weſtphäliſchen Friedensſchluſſe gebrauchten Worte nur recht auszulegen verſtehe; „Das Elſaß und die andern Landſchaften ſeyen ihm mit allen ihren Dependenzen abgetreten." Es dürfe nur nachgeſucht werden, welche Landſtriche und Oerter jemahls, ſey es auch vor langer Zeit, dazu gehört haben, und es werde ſich noch gar Vieles finden, was unter dieſem Namen beſetzt werden könne. — Der Vorſchlag gefiel, man dachte ihm weiter nach, und um der Sache den Anſchein Rechtens zu geben, wurden 1680 vier Gerichtshöfe unter dem Namen der Reunions- oder Vereinigungskammern, zu Metz, Dornick, Breiſach und Beſançon eingeſetzt; ſie ſollten unterſuchen, was dem Könige, vermöge des oben erwähnten Ausdruckes, noch an Land und Leuten gebühre. Es iſt leicht vorauszuſehen, daß dieſe Richter nicht weniges auffanden. Die nichtigſten Gründe wurden hervorgeſucht, um etwas zu erhaſchen, wozu man Luſt hegte. Das Kloſter Weiſſenburg z. B., obgleich es außer dem Elſaß lag, wurde doch, als dazu gehörig, dem Könige zugeſprochen, weil es von dem Könige Dagobert, (vor mehr als 1000 Jahren), geſtiftet ſey; und das ſo erworbene Weiſſenburg mußte wieder den Namen dazu hergeben, um Germersheim zu erhalten, denn das habe ehemals zu Weiſſenburg gehört. — Auf ſolchem Wege gelangten die vier Gerichte zu ihren Rechtsanſprüchen auf ganz Zweibrücken, Saar,

brück, Veldenz, Sponnheim, Mümpelgard, Lauterburg und viele einzelne Oerter, vorzüglich aber auf die freien Reichsſtädte im Elſaß, unter denen Straßburg die vorzüglichſte war. Sie waren im weſtphäliſchen Frieden nicht abgetreten; denn Oeſtreich hatte damals nur ſeine Erbgüter im Elſaß hingegeben.

Die Fürſten und Herren, die ſo mit ihrem Eigenthum auf einmahl von Teutſchland ab zu Frankreich gezogen werden ſollten, erhoben laute Klagen; der Kaiſer machte Gegenvorſtellungen, und Ludwig, um wenigſtens den Schein zu beobachten, — das war die Kunſt ſeines Lebens, — und zugleich die Gegner ſorglos zu machen, verſprach, die Gegengründe zu prüfen, und verabredete einen Kongreß nach Frankfurth. Vorher jedoch wollte er ſich in den Beſitz der Hauptfeſtung Straßburg ſetzen, welche ihm mehr als alles andere werth war, und die als der Schlüſſel des Oberrheins anzuſehen iſt. Karl V. ſchon hatte ihre Wichtigkeit in ſolchem Maaße erkannt, daß er ſagte: wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, ſo würde er Straßburg zuerſt zu retten eilen. Jetzt, im September, 1681, verſammelten ſich heimlich und unerwartet einige Regimenter in der Nähe der Stadt und umzingelten ſie plötzlich. In den nächſten Tagen erſchien auch der Kriegs-Miniſter Louvois, des Königs treuer Helfer, mit einem Belagerungsheer und Geſchütz, und forderte die Bürger unter harten Drohungen zur Uebergabe auf. Auf keinen Widerſtand gefaßt, öffneten ſie die Thore; die Franzoſen nahmen das Zeughaus und den Bürgern die Waffen weg und bald darauf hielt Ludwig ſelbſt, wie im Triumphe, ſeinen feierlichen Einzug in die Stadt. Keine Regung der Schaam zeigte ſich bei dem Könige, der laut auszuſprechen gewagt hat, er habe die Ehre zum Geſetz ſeines Lebens gemacht.

Die Unterhandlungen zu Frankfurth führten übrigens zu gar keiner Aenderung in dem ganzen Plane. Die franzöſiſchen Geſandten wußten allem Ernſte der Unterſuchung auszuweichen und blieben bei ihren Gründen; ja, ſie machten ſogar hier zum

erſtenmahl den Gebrauch ihrer Sprache in den politiſchen Verhandlungen zum Geſetz. Bis dahin hatten ſie, wie alle, ihre Schriften in der lateiniſchen Sprache abgefaßt; in Frankfurth überreichten ſie dieſelben franzöſiſch, und keine Gegenvorſtellung der kaiſerlichen Geſandten half; ſie beriefen ſich kurz und einſylbig auf einen Befehl ihres Königs. Man mußte nachgeben, und ſo iſt es von dieſer Zeit immer mehr Gebrauch geworden, daß alle andere Völker mit den Franzoſen in ihrer Sprache redeten. Einſichtsvolle Männer ſahen ſchon damahls die Gefahr voraus, die daraus entſprang, und wie durch Nachahmung in Sprache und Sitten dem fremden Volke die Herrſchaft vorbereitet werde.

Wie unwürdig, wie ſchwach, der Anmaßung der Fremden gegenüber, die Abgeordneten Teutſchlands daſtanden, zeigte ihr Betragen unter einander ſelbſt. Auch zu Frankfurth erhoben ſie die alten, elenden Rangſtreitigkeiten wieder, deren Thorheit allen Glauben überſteigt, und indem mit ſolchen Dingen die koſtbare Zeit verfloß, ſetzten ſich die Franzoſen in den angemaaßten Ländern immer feſter. Endlich brachte Oeſtreich ein Bündniß mit mehreren teutſchen Fürſten zu Stande, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben; aber Unruhen in Ungarn und ein neuer Türkenkrieg, den Ludwig ſelbſt hatte anſchüren helfen, verhinderten die Ausführung.

42. Die Türken vor Wien 1683.

In Ungarn waren ſchon ſeit dem Jahre 1670 Unruhen geweſen. Das Land war unzufrieden über Verletzung ſeiner Verfaſſung, über die Beſatzungen teutſcher Soldaten, überhaupt aus Haß gegen die Teutſchen; die Proteſtanten in Ungarn beklagten ſich noch überdieß über Verfolgungen, deren Urſache ſie den Jeſuiten zuſchrieben. Im Jahr 1678 war ein offenbarer Aufruhr ausgebrochen, als die Unzufriedenen an dem Grafen Emmerich von Töckely einen entſchloſſenen Anführer fanden. Er brachte faſt ganz Ungarn unter Waffen und ſchloß ſogar ein

Bündniß mit den Türken. Der kriegeriſche un ehrgeizige Großvezier Kara Muſtapha bereitete ſich, mit einem Heere in's Feld zu rücken, wie es ſeit der Eroberung Konſtantinopels nicht geſehen war. Zum Glück fand der Kaiſer bei dem polniſchen König Johann Sobiesky einen tapferen Bundesgenoſſen, an den teutſchen Fürſten treue und wider Gewohnheit raſche Helfer, und an dem Herzog Karl von Lothringen einen trefflichen Feldherrn für ſein Heer.

Doch brach das Frühjahr 1683 herein, ohne daß die Rüſtungen vollendet waren, und die Türken, die ſonſt erſt gegen den Sommer in's Feld zu rücken pflegten, waren ſchon im Winter aufgebrochen und gingen den 12. Jun. über die Eſſecker Brücke. Das teutſche und kaiſerliche Heer wurde in Eile bei Preßburg gemuſtert; es fanden ſich nur 22,000 zu Fuß und 11,000 zu Pferde, und der Türken waren mehr den 200,000. Dieſe hielten ſich mit keiner Belagerung in Ungarn auf, worauf man gerechnet hatte, ſondern zogen gerades Weges auf Wien. Beſtürzung und Angſt erfüllten die Stadt. Der Kaiſer mit ſeinem Hofe flüchtete nach Linz; viele Einwohner folgten; die andern aber, nachdem der erſte Schrecken vorüber war, waffneten ſich zur Gegenwehr, und die Langſamkeit der Türken, die ſich mit der Plünderung der Oerter und Landſchlöſſer umher aufhielten, verſtattete dem Herzog von Lothringen, 12,000 Mann als Beſatzung in die Stadt zu werfen. Dem Zuge des türkiſchen Heeres durfte er ſich mit ſeiner kleinen Schaar nicht in den Weg ſtellen, er zog ſeitwärts und erwartete den polniſchen König.

Der Graf Rüdiger von Sſtahrenberg war vom Kriegsrathe zum Befehlshaber der Stadt ernannt; er zeigte ſich wacker und rüſtig, und that Alles, dieſelbe in der Eile ſo gut als möglich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen; wer nur arbeiten oder die Waffen führen konnte, half. Am 14. July erſchien der Vezier mit ſeinem unermeßlichen Heere vor der Stadt, es breitete ſich in einem Umfang von 6 Stunden um dieſelbe aus. „Nach zweien Tagen ſchon

eröffnete er die Laufgräben, bald ertönte der furchtbare Donner des Geſchützes, und vor allem wühlten die Feinde in Minen unter der Erde, um Baſteien und Stücke der Mauer in die Luft zu ſprengen und durch die Lücken in die große Stadt zu dringen, in der ſie eine unendliche Beute zu finden hofften. Allein die Vertheidiger hielten ſich tapfer; was niedergeworfen war, wurde in der Nacht wieder ausgebeſſert, jeder Schritt wurde auf das hartnäckigſte verfochten, und ſo vereinigte ſich die ganze Hartnäckigkeit des Angriffs und der Vertheidigung. Der Haupt-Kampf-Platz war die Löbelbaſtei, an welcher wenige Erdſchollen ſeyn mogten, welche nicht mit dem Blute eines Freundes oder Feindes benetzt wurden. Dennoch gewannen die Türken nach und nach mehr Raum; Ende Auguſts hatten ſie ſich ſchon in dem Stadtgraben feſtgeſetzt, und am 4. September ließen ſie eine Mine unter der Burgbaſtei ſpringen. Die halbe Stadt erzitterte davon, die Baſtei ſelbſt wurde auf eine Länge von fünf Klafter von einander geriſſen. Die Lücke war ſo groß, daß die Feinde Sturm laufen konnten; ſie wurden zurückgeſchlagen; ſie ſtürmten an den folgenden Tagen mit neuer Wuth; noch hielt die Tapferkeit der Beſatzung Stand. Am 10ten ſprang die letzte Mine unter der Burgbaſtei und der Riß wurde ſo groß, das mehrere Feinde neben einander hindurch dringen konnten. Die Gefahr war aufs Höchſte geſtiegen, die Beſatzung war durch Gefechte, durch Krankheiten und die täglichen Arbeiten zuſammengeſchmolzen, der Graf Stahrenberg hatte ſchon Boten auf Boten an den Herzog von Lothringen geſendet. Endlich, am 11ten, da man mit Zittern einen Sturm der Feinde erwartete; ſahen die Wiener an den Bewegungen im feindlichen Lager, daß die Hülfe nahe ſey; Abends 5 Uhr erſchienen chriſtliche Kriegsvölker auf dem Kalenberge und gaben ihre Ankunft durch einige Kanonenſchüſſe zu erkennen. Der König Georg Sobiesky war an der Spitze tapferer Schaaren angekommen die Churfürſten von Sachſen und Baiern; die Haufen des fränkiſchen Kreiſes unter dem Fürſten von Waldeck; der Herzog von Sachſen-Lauenburg

und die Markgrafen von Baden und Bayreuth, der Landgraf von Heſſen und die Fürſten von Anhalt, und viele andere edle Fürſten aus Teutſchland erſchienen mit friſcher Hülfe. Mit ſolchen Männern konnte es Karl von Lothringen wagen, gegen den Feind zu ziehen; doch war ſein Heer nur 46,000 Mann ſtark.

Am 12ten September Morgens ſenkte ſich die chriſtliche Schlachtordnung vom Kalenberge herhab. Der an der Donau gelegene Flecken Nußdorf wurde zuerſt von den Kaiſerlichen und Sachſen, die den linken Flügel hatten, angegriffen und, nach hartnäckiger Gegenwehr der Feinde, erobert. Uebrigens fiel hier wenig vor und es ſchien, als wenn die große Schlacht auf den nächſten Tag verſchoben werden müſſe. Unterdeß war am Nachmittage auch der König auf dem rechten Flügel in die Ebene hinabgekommen und traf hier auf die zahlloſen Schwärme der türkiſchen Reuterei. Wie ein Sturmwind ſtürzte er ſich mit ſeiner polniſchen Reuterei mitten in den Feind und durchbrach ſeine Reihen; aber die Tapferkeit riß ihn zu weit fort, er wurde mit den Seinigen umringt und war in Gefahr, der Menge zu unterliegen. Da rief er mit lauter Stimme die teutſchen Reuter zu Hülfe, welche ihm gefolgt waren; ſie eilten herbei, brachen in den Feind, befreiten den König, und bald flohen die Türken auf allen Seiten zurück.

Aber alle dieſe Gefechte ſchienen nur Vorſpiele zu der großen Schlacht zu ſeyn, welche das Schickſal des Krieges entſcheiden mußte; man ſah noch das unermeßliche Lager der Türken mit vielen tauſend Gezelten, und ihr Geſchütz feuerte noch gegen die Stadt. Der Oberfeldherr hielt einen Rath, ob noch dieſen Abend die Schlacht fortgeſetzt werden oder die Krieger bis zum andern Morgen ruhen ſollten. Da ward ihm berichtet, daß die Feinde ſchon allenthalben auf der Flucht zu ſeyn ſchienen; und ſo war es. Ein unwiderſtehliger Schrecken war über ſie gekommen; ſie flohen mit Zurücklaſſung des Lagers und alles Gepäckes, und bald flohen auch die, welche noch auf die Stadt geſchoſſen hatten.

Die Beute im Lager war unermeßlich; man

ſchätzte ſie auf 10 Millionen, und das Zelt des Groß-veziers allein auf 400,000 Thaler; in der Kriegs-Caſſe wurden 2 Millionen gefunden. Der König von Polen, der allein 4 Millionen Gulden als ſeinen Antheil erhielt, ſchreibt darüber und über die große Freude der geretteten Einwohner in einem Briefe an ſeine Gemahlin folgendermaßen: „Das ganze feindliche Lager, ſammt dem Geſchütz und einem unſchätzbaren Reichthum iſt in unſere Hände gefallen. Die Kameele und Maulthiere, ſammt den gefangenen Türken werden heerdenweiſe fortgetrieben. Des Groß-vezirs Erbe bin ich geworden. Das Feldzeichen, welches ihm pflegt vorgetragen zu werden, nebſt dem mahomedaniſchen Panier, womit ihn der Sultan für dieſen Feldzug beehrt hatte, die Gezelte, Wägen und Gepäck ſind mir zu Theil geworden, und ſind allein einige von den erbeuteten Köchern mehrere tauſend Thaler werth. Was er ſonſt von verſchiedenen Ergötzlichkeit in ſeinen Gezelten gehabt, als inſonderheit ſeine Badſtuben und Gärten; ſammt den Springbrunnen, und mancherlei ſeltenen Thieren, wäre zu weitläuftig zu beſchreiben. — Heute Morgen war ich in der Stadt und fand, daß ſie ſich kaum über fünf Tage hätte halten können. Niemals iſt ſo große, in kurzer Zeit gefertigte Arbeit mit Menſchen Augen geſehen worden, wie durch Minen gewaltige Steine und Felſen durchbrochen worden ſind. — Ich mußte lange mit dem Vezier fechten, bis der linke Flügel mir zu Hülfe kam. Da waren um mich her der Churfürſt von Baiern, der Fürſt von Waldeck und viele andere Reichsfürſten, die mich umhalſeten und küßten. Die Heerführer faßten mich bei den Händen und Füßen, die Oberſten mit ihren Regimentern zu Roß und Fuß riefen mir zu: „Unſer braver König!“ — Heute Morgen kam der Churfürſt von Sachſen, nebſt dem Herzog von Lothringen zu mir: endlich kam der wieniſche Statthalter, der Graf von Stahrenberg, mit vielem Volke, hohen und niedern Standes, mir entgegen; jedermann hat mich geherzet, geküſſet, und ſeinen Erretter genannt. Auf der Straße erhob ſich ein Jubelgeſchrei: „Es lebe der König!“

Als ich nach der Tafel wieder hinaus in's Lager ritt, begleitete mich das gemeine Volk mit aufgehobenen Händen bis zum Thore hinaus! — Für dieſen uns geſandten, höchſt vortrefflichen Sieg ſey dem Höchſten Lob, Preis, und Dank geſagt in Ewigkeit!"

Die Oeſtreicher mogten wohl dankbar ſeyn für dieſe Befreiung. Der furchtbare Feind raubte und mordete nicht allein nach gewöhnlicher Kriegsweiſe, ſondern er ſchleppte die Menſchen ohne Unterſchied als Sclaven mit ſich fort. Man hat berechnet, daß Oeſtreich in dieſer Zeit 87,000 Menſchen durch ſie verloren habe, unter denen 50,000 Kinder und 26,000 Weiber und Mädchen waren, und unter letzteren allein 204 aus gräflichem und adelichem Geſchlecht.

Ganz Europa nahm Antheil an der Rettung Wiens; nur Ludwig XIV. war ſehr beſtürzt, und keiner ſeiner Miniſter hatte es wagen wollen, ihm die Nachricht zu überbringen; ja, glaubwürdige Schriftſteller verſichern, man habe im Zelte des Großveziers Briefe vom Könige gefunden, worin der ganze Plan zur Belagerung Wiens enthalten war.

Der Krieg mit den Türken dauerte, mit einigen Unterbrechungen, noch 15 Jahre und ging fortan glücklich für die kaiſerlichen Waffen. Der Schrecken vor ihrem Namen verlor ſich und ihr kriegeriſcher Ruhm nahm ab. Im Jahr 1687 ſchlug ſie der Herzog von Lothringen und der nachher ſo berühmte Prinz Eugen von Savoyen bei Moharz aufs Haupt und in Folge dieſes Sieges unterwarf ſich ganz Ungarn von Neuem dem Kaiſerhauſe, und machte ſogar ſeine Königswürde in demſelben erblich, ſtatt daß es vorher ein Wahlreich geweſen war. Nach dem großen Siege des Prinzen Eugen bei Zentha, 1697, wurde im Jahre 1699 zu Carlowitz ein Waffenſtillſtand auf 25 Jahre mit den Türken geſchloſſen.

43. Neuer Krieg mit Frankreich.
1688 — 1697.

Ludwig der XIV. hatte die Zwiſchenzeit, da Oeſtreich und Teutſchland den argen Feind im Süd-

Oſten zu bekämpfen hatten, dazu angewandt, neue Kräfte zum Kriege zu ſammeln; denn der bisherige Raub ſchien ihm noch nicht hinreichend. Und als es ihm nun Zeit dünkte, benutzte er unbedeutende Streitigkeiten über die Erbſchaft des Churfürſten Karl von der Pfalz, und die Nachfolge im Churfürſtenthum Köln, nach Maximilian Heinrichs Tode, und, indem er ein Wächter über die Verfaſſung Teutſchlands ſeyn zu müſſen vorgab, erließ er eine neue Kriegserklärung gegen den Kaiſer 1688. Ehe ſie noch bekannt wurde, brachen ſeine Heere ſchon in die Rheinlande ein und fingen die alte Verwüſtung von neuem an. Auf den Ruf dieſer Gefahr brachen ſogleich, mit rühmlichem Eifer, zahlreiche Schaaren aus Nordteutſchland, Sachſen, Hanoveraner und Heſſen, zur Vertheidigung an den Rhein auf. Dies war um ſo rühmlicher, weil man indeß noch zu Regensburg rathſchlagte, ob auch ein Krieg ſeyn ſolle. Doch ging es auch hier ernſtlicher, als ſonſt; der Reichskrieg wurde erklärt, ohne daß einem Reichsſtande die Neutralität erlaubt ſeyn ſollte, und der Kaiſer ſetzte der Erklärung noch hinzu: „Die Krone Frankreichs ſey nicht nur als Feind des Reiches, ſondern der ganzen Chriſtenheit, gleich den Türken, zu betrachten.“

Frankreichs Uebermuth und die Verletzung des Nimweger Friedens regte auch den Unwillen des übrigen Europa auf; bald nahmen England, Holland, Spanien und ſpäter auch Savoyen Theil am Kriege, und der neue König von England, Wilhelm III., zugleich Statthalter der Niederlande, nennt den König Ludwig in ſeiner Kriegserklärung gleichfalls: „einen Störer des Friedens und einen allgemeinen Feind der Chriſtenheit.“

Damit Frankreich ſo viele Gegner mit Glück bekämpfen könnte, mußte das unglückliche Teutſchland wieder das unmenſchliche Verfahren erdulden, welches der Kriegsminiſter Louvois erfunden hatte; die blühenden Ufer des Rheines wurden in Einöden verwandelt. Es iſt ſchrecklich zu vernehmen, wie es den einzelnen Oertern erging. Schon im Januar 1689 zogen die Reuter des Generals Melac von Heidel-

berg umher und ſteckten die Städte Rohrbach, Nußloch, Wißloch, Kirchheim, Eppenheim, Neckarhauſen und viele andere in Brand, und das wehrloſe Volk, das auf ſeinen Knieen um Gnade flehte, wurde ausgezogen und nackt in die mit Schnee bedeckten Felder gejagt, wo viele von Kälte umkamen. Heidelberg ſelbſt wurde an mehreren Enden in Brand geſteckt. — Daſſelbe Schickſal hatten die Städte Mannheim, Offenburg, Kreuznach, Oppenheim, Bruchſal, Frankenthal, Baden, Raſtatt, und viele andere kleinere Städte und Dörfer. — Den Einwohner wurde nicht einmahl erlaubt, nachdem ſie ausgeplündert und mißhandelt waren, nach den teutſchen Oertern, wo ſie Hülfe zu finden glaubten, zu flüchten, ſondern ſie mußten ſich in das franzöſiſche Gebiet begeben. Die alten Reichsſtädte Speier und Worms wurden recht langſam und kaltblütig gemartert. Nach unzähligen Drangſalen, nachdem die Einwohner ſieben Monate lang alles ertragen und alles geopfert hatten, und nun wenigſtens ihre Städte gerettet glaubten, wurde ihnen angekündigt, des Königs Vortheil fordere es, daß die Städte Worms und Speier von der Erde vertilgt würden. Als Bettler, von aller Nothdurft entblößt, mußten die Unglücklichen aus ihren Thoren in die nächſten franzoſiſchen Städte wandern, und Speier und Worms wurden angezündet und in Schutthaufen verwandelt. Die Habſucht erbrach bei dieſer Gelegenheit ſelbſt die Begräbniſſe der alten, ſaliſchen Kaiſer im Dom zu Speier, nahm einige ſilberne Särge, die ſich darin fanden, heraus, und ſtreute die ehrwürdige Gebeine auf den Boden. Als der junge Herzog von Crequi, der bei dieſen Thaten den Oberbefehl führte, nach der Urſache ſolcher Härte an dieſen Städten befragt wurde, erwiederte er nur: „Der König will's,“ — und zog ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern heraus, die noch verbrannt werden müßten. — Dieſe Gräuel wurden verübt von dem Volke, welches ſich das gebildeſte der Welt, und gerade ſeine damahlige Zeit das goldene Zeitalter ſeiner Bildung nannte; ſie waren befohlen von einem Könige, der ſich das Anſehen geben

wollte, als ſchütze er Künſte und Wiſſenſchaften wo er ſie finde. — Ehe er ſeine eroberungsſüchtigen Abſichten entfaltete, hatte er an 60 ausländiſche Gelehrte Geſchenke geſandt mit folgendem Briefe ſeines Miniſters Colbert: „Obſchon der König nicht Ihr Landesherr iſt, ſo will er doch Ihr Wohlthäter ſeyn; er ſchickt Ihnen dieſen Wechſelbrief als einen Beweis ſeiner Achtung.“ — So war es ihm wirklich gelungen, ſich Anhänger unter den Gebildeten anderer Völker zu erwerben; aber jetzt glaubte keiner mehr an die Redlichkeit ſeiner Abſichten, und die früher ſeinen Waffen Glück gewünſcht hatten, brachen jetzt in Verwünſchungen und Flüche gegen Volk nnd König aus.

Dieſe Erbitterung gegen Frankreich und die treffliche Heerführung des alten Herzogs von Lothringen machten, das die erſten Jahre des Krieges ziemlich glücklich für die teutſchen Waffen waren; mehrere feſte Städte am Rhein wurden den Franzoſen wieder abgenommen. Nach des Herzogs Tode aber, und da der erſte Eifer erkaltet war, wendete ſich der Vortheil mehr für die immer thätigen Feinde; vorzüglich, nachdem der große franzöſiſche Feldherr, der Marſchall von Luxenburg, ein teutſches Heer bei Fleurus 1690 in die Flucht geſchlagen hatte. Doch ſtellte von 1693 ein neuer teutſcher Feldherr, der Prinz Ludwig von Baden, ein Schüler des Hergogs von Lothringen, das Gleichgewicht durch kluge Vertheidigung des Neckarſtromes einigermaßen wieder her. Er nahm mit ſeinem kleineren Heere eine ſo treffliche Stellung bei Heilbronn, daß die Feinde nicht mehr in Schwaben einzubrechen wagten.

Friede zu Ryswick. 1697. — Bei der Ermüdung aller kriegführenden Theile war endlich ein Friedenskongreß zu Ryswick, einem Dorfe und Schloſſe bei Haag in Holland, verſammelt. Der König Ludwig wünſchte den Frieden diesmal ſehnlich um ſich zu einem neuen Kriege, den er als nahe vorausſah zu rüſten. Man erwartete das Abſterben des kinderloſen ſpaniſchen Königs, Karls II., und alsdann dachte Ludwig Spanien für ſich zu erwerben.

Er bot daher jetzt mehreres an, was er herausgeben wollte, unter andern auch die wichtige Feſtung Straßburg. Allein kaum waren die Unterhandlungen angefangen, ſo wußte er, durch die alten Künſte, die Verbündeten zu trennen, indem er Holland, England und Spanien beſondere Vortheile gewährte. Sie ſchloſſen daher den Frieden für ſich und ließen Kaiſer und Reich allein. Nun ſprachen die franzöſiſchen Geſandten wieder in ihrem übermüthigen Tone. Als von Erſatz der ungeheuren Kriegsſchäden die Rede war, die ſie angerichtet hatten, und Worms und Speier allein ihren Verluſt auf 9 Millionen Gulden angaben, Baden auf 8 Millionen, Würtemberg auf 10; da antworteten ſie höhniſch: „Der Krieg führe manches Unheil mit ſich. Wollten die Teutſchen hartnäckig auf Genugthuung beſtehen, ſo möchten ſie ihre Heere mitten in Frankreich führen, und dort plündern oder erobern, ſoviel ſie wollten." — Endlich verſprachen ſie von den eroberten Plätzen Freiburg, Breiſach und Philippsburg und die reunirten Gegenden außer dem Elſaß herauszugeben. — Da man nun Alles in Ordnung glaubte, am letzten Abend vor der Unterzeichnung des Friedens, kamen die franzöſiſchen Geſandten noch mit einer Bedingung, deren Annahme ſie durchaus forderten, „daß nämlich in allen jetzt zurückgegebenen reunirten Orten die katholiſche Religion bleibe, wie ſie ſich finde;" das heißt, in 1922 teutſchen Ortſchaften, die vorher proteſtantiſch geweſen waren, und in denen die Franzoſen während ihrer Beſatzung den katholiſchen Gottesdienſt wieder eingeführt hatten, ſollte derſelbe bleiben. Die proteſtantiſchen Geſandten aus Teutſchland ſträubten ſich zwar ſehr gegen dieſe Klauſel, allein ihr Widerſpruch wurde nicht gehört, und der Friede unterzeichnet. Das Schlimmſte bei der Sache, und was Ludwig gerade dadurch bezweckte, war, daß die Proteſtanten den Kaiſer ſelbſt als die geheime Triebfeder bei dieſer ryswickſchen Klauſel anſahen, und daher neues Mißtrauen, der Religion wegen, in Teutſchland entſtand. In der That hatten ſich die kaiſerlichen Ge-

ſandten auch nicht thätig gegen die franzöſiſchen Abſichten bewieſen.

---

44. Erhöhungen teutſcher Fürſten.

Eine andere Urſache der Uneinigkeit in Teutſchland war auch um dieſe Zeit die Errichtung einer neuen Churwürde für das Haus Hannover oder Braunſchweig Lüneburg. Dieſes Fürſtenhaus hatte dem Kaiſer ſehr weſentliche Dienſte in den Kriegen gegen Türken und Franzoſen geleiſtet; Leopold war nicht abgeneigt, es dafür durch die Churwürde zu belohnen, und auch die übrigen Churfürſten, ſelbſt die katholiſchen, fanden ſich nach und nach willig, obgleich dadurch eine neue proteſtantiſche Stimme in das Churfürſten-Collegium kam. Dieſes ſchien nicht unbillig, weil die Proteſtanten durch den Uebertritt von Churpfalz zur katholiſchen Religion eine Stimme verloren hatten. Allein die Fürſten, beſonders Braunſchweig-Wolfenbüttel, ſtritten auf das Eifrigſte gegen die Erhebung eines aus ihrer Mitte, wodurch ihnen eine der wichtigſten Stimmen entzogen wurde. Und als der Kaiſer dennoch 1692 die Belehnung des neuen Churfürſten Ernſt Auguſt von Hannover vornahm, entſtand ſolche Unzufriedenheit und Gährung im Fürſtenrathe, daß es beſſer ſchien, Hannover noch keinen Sitz im Churfürſten-Rathe nehmen zu laſſen. Das neue Churfürſtenthum war nicht unbeträchtlich; der ältere Bruder, Georg Wilhelm von Lüneburg, hatte dem jüngeren, Ernſt Auguſt, ſein Herzogthum abgetreten, ſo daß nun Lüneburg, Kalenberg und Grubenhagen, nebſt den Grafſchaften Hoya und Diepholz, zuſammen eines der größten teutſchen Länder ausmachten. Der neue Churfürſt wurde auch Erz-Panierherr des Reiches, und verſprach, dem Hauſe Oeſtreich immer ſeine Stimme bei der Kaiſerwahl, und den Katholiken freie Religionsübung in ſeinem Lande zu geben. — Als er 1698 ſtarb, ſtimmten auch die unter den Churfürſten, welche bis dahin ihre Einwilligung zur neunten Chur noch nicht gegeben hatten, für die Belehnung ſeines

Sohnes Georg Ludwig; das Fürſten-Collegium dagegen, proteſtirte von Neuem.

Das Jahr 1696 hatte auch ein teutſches Fürſtenhaus auf einen königlichen Thron gehoben; der Churfürſt Friedrich Auguſt von Sachſen war von den Polen, nach dem Tode des tapfern Sobiesky, zum König erwählt worden und nahm den Namen Auguſt II. an. Er mußte ſeinen Glauben verändern und zur katholiſchen Kirche übertreten; in ſeinen ſächſiſchen Ländern wurde jedoch keine Veränderung in der kirchlichen Verfaſſung vorgenommen.

Es war eine Zeit des Aufſtrebens unter den Fürſten und die Beiſpiele reizten mehrere. Ein Prinz von Oranien war eben König von England geworden, nun auch ein ſächſiſcher Churfürſt König von Polen; das trieb den Churfürſten Friedrich III. von Brandenburg, der zugleich Herzog in Preußen war, gleichfalls den Königs-Titel anzunehmen. Seine Länder waren zwar klein, aber Friedrich liebte Glanz und äußeres Anſehen über Alles, und ließ ſich wirklich den 17. Januar 1701 zu Königsberg zum Könige ausrufen, und am folgenden Tage ſetzte er ſich und ſeiner Gemahlin feierlich die Krone auf; er hieß von nun an König Friedrich I.

Die Zeitumſtände waren dieſer Selbſterhöhung ſehr günſtig; zu anderer Zeit möchte ſie viel Widerſpruch erfahren haben. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg war gerade im Ausbruche, und die darin verflochtenen Mächte eilten, ſich Bundesgenoſſen zu verſchaffen. Der Kaiſer Leopold erkannte den neuen preußiſchen Königs-Namen zuerſt an und erhielt dafür Hülfe im Kriege und die Zuſage für die Dauer der Kaiſerwürde im Hauſe Oeſtreich. Bald folgten auch Schweden, England, Holland, Polen, Dänemark und Rußland, alle aus Rückſichten der Staatsklugheit, Frankreich dagegen und Spanien, weil ihre Gegner den König ſchon gewonnen hatten, ſo wie der Pabſt, zögerten noch mit der Anerkennung bis zum Utrechter Frieden.

45. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg. 1701—1714.

Das iſt der Fluch in unſerer Geſchichte ſeit dem dreißigjährigen Kriege, das unſer Vaterland in alle Händel der europäiſchen Völker hineingezogen worden, wenn ſie ihm auch fremd waren, und daß es meiſtentheils der Schauplatz geworden iſt, auf welchem die andern ihre Kriegswuth ausgetobt haben. Darum ſind die Ebenen in Sachſen, in Schwaben und Baiern, mit dem Namen ſo vieler Schlachten bezeichnet, und die Ufer der Elbe, der Saale, der Elſter, ſo wie die der Donau, des Lech und des Inn haben den heißen Fußtritt des Krieges ſo ſchwer gefühlt.

Auch im Anfange des 18ten Jahrhunderts mußte die Erſchütterung, welche die ſüdliche Hälfte von Europa traf, zum Theil auf teutſchen Fluren ausgekämpft werden. Die Veranlaſſung dazu war der Tod des Königs Karls II. von Spanien.

Zwei Herrſcher-Geſchlechter hatten damahls den größeren Theil Europa's inne; das Haus Oeſtreich und Bourbon; jenes theilte ſich wieder in das eigentlich öſtreichiſche und das öſtreichiſch-ſpaniſche Haus; jetzt war der Augenblick gekommen, wo beide wieder in Eins zuſammenſchmelzen konnten. Zwar hatte Ludwig XIV. die älteſte Schweſter des verſtorbenen Königs von Spanien geheirathet, allein ſie hatte bei dieſer Verbindung feierlich auf die ſpaniſchen Länder Verzicht geleiſtet. Die zweite war an den Kaiſer Leopold vermählt; ſie hatte keine ſolche Verzichtleiſtung ausgeſtellt, und ihre Söhne hatten daher das nächſte Erbrecht; denn ihre Tochter, welche an den Churfürſten von Baiern, Maximilian Emanuel, vermählt war, mußte vor der Vermählung ebenfalls aller Erbfolge in Spanien entſagen. Allein Frankreich ſowohl, als Baiern, wollten die Verzichtleiſtungen nicht gelten laſſen, weil jene Prinzeſſinnen wohl für ſich, aber nicht für ihre Nachkommen hätten entſagen können. Alle dieſe Mächte arbeiteten nun, noch bei Karls II. Lebzeiten, eine jede durch ihre Geſandten, dahin, daß der König ein Teſtament zu ihren Gunſten ma-

chen möchte; und Karl um Spanien am ſelbſtſtändigſten zu erhalten, ernannte den baieriſchen Churprinzen, Joſeph Ferdinand, zu ſeinem Nachfolger. Aber der Jüngling ſtarb früher als der König, im Jahr 1699, und der Streit zwiſchen den Häuſern Bourbon und Oeſtreich erhob ſich von Neuem. Leopold hätte leicht den Sieg gewinnen können, wenn er einen klügeren Geſandten in Madrid und ſelbſt mehr Entſchloſſenheit gehabt hätte; denn die ſpaniſche Königin und der wichtigſte Mann am Hofe, der Kardinal Portocarrero, Erzbiſchof von Toledo, waren öſtreichiſch geſinnt. Aber Leopolds Geſandter, der Graf von Harrach, ein ſtolzer, geiziger und unbeholfener Mann, mußte der gewandten Kunſt des franzöſiſchen, des Marquis von Harcourt, das Feld räumen; dieſer gewann einen der ſpaniſchen Großen nach dem andern, endlich auch den Kardinal und durch dieſen den König; Karl machte ein geheimes Teſtament, und als er nun ſtarb, den 1. November 1700, fand man darin den Enkel Ludwigs XIV., den Herzog Philipp von Anjou, als Erben der ganzen ſpaniſchen Monarchie ernannt. — Der Kaiſer war durch den unerwarteten Schlag aus aller Faſſung gebracht; er hatte das Mißgeſchick ſich ſelbſt zuzuſchreiben, denn früher, als der ſpaniſche Hof mehrmal dringend gefordert hatte, daß ſein Sohn, der Erzherzog Karl, mit einem kleinen Heere ſelbſt nach Spanien komme, — als noch der Krieg gegen Frankreich dauerte, — hatte der Kaiſer aus Unentſchloſſenheit nicht darin willigen wollen.

Ludwig XIV. wußte wohl, daß, ungeachtet des Teſtamentes, die Beſitznahme von Spanien für ſeinen Enkel nicht ohne Krieg möglich ſeyn werde; denn Oeſtreich war zu hart verletzt, und die übrigen Staaten Europa's ſahen die Uebermacht des Hauſes Bourbon gleichfalls ſehr ungern. Wilhelm III., König von England und Statthalter der Niederlande, der ſich als den Wächter des Gleichgewichts in Europa anſah, und deßhalb von jeher ſchon Ludwigs Feind war, ein kluger und ſehr thätiger Mann, ſchloß für ſeine beiden Länder ein Bündniß mit Oeſtreich; es war um ſo wichtiger, da England und Holland die reichſten

und die mächtigſten zur See waren. Daher bedachte ſich Ludwig einige Augenblicke, ob er das Teſtament des ſpaniſchen Königs annehmen ſollte; dann verſammelte er ſeinen Staatsrath, und als dieſer einſtimmte, entſchloß er ſich dazu. In einer großen Verſammlung des Hofes erklärte er ſeinen Enkel zum König von Spanien und beiden Indien. Als er den Prinzen an der Hand, aus ſeinem Kabinette tratt, ſo ſprach er, wie ein franzöſiſcher Schriftſteller ſich ausdrückt, mit der Miene eines Herrn des Weltalls: „Meine Herren, ſie ſehen hier den König von Spanien. Die Natur hat ihn dazu gemacht, der verſtorbene König hat ihn ernannt, das Volk wünſcht ihn, und ich willige ein.“

Dieſes war das Loſungswort zu dem neuen furchtbaren Kampfe in Europa. — Teutſchland war leider in ſich ſelbſt getheilt; Preußen, Hannover, Pfalz und einige andere waren von Anfang an für den Kaiſer; der Churfürſt Maximilian Emanuel von Baiern, zugleich Statthalter der ſpaniſchen Niederlande, war auf franzöſiſcher Seite, und Ludwig hatte ihm, ſeiner Anſprüche auf die ſpaniſche Erbſchaft wegen, ſchon insgeheim die Niederlande verſprochen; ob im Ernſt, mag ſchwer zu entſcheiden ſeyn. Der Bruder des Churfürſten, der Chrfürſt von Köln, folgte ſeinem Bruder und nahm franzöſiſche Truppen in ſein Land auf, „zum Beſten und zur Erhaltung der Ruhe des deutſchen Reiches (!)“ wie es in den öffentlichen Erklärungen lautete.

Anfang des Krieges 1701 Prinz Eugen. — Der Kaiſer Leopold beſchloß, ohne Verzug ein Heer nach Italien zu ſenden, um die dortigen ſpaniſchen Länder, Mayland und Neapel, in Beſitz zu nehmen. Zum Anführer deſſelben beſtimmte er den Prinzen Franz Eugen von Savoyen, einen der erſten Feldherrn und Staatsmänner ſeiner Zeit, ſo wie der ganzen Geſchichte. Er ſtammte aus einer Seitenlinie des ſavoyiſchen Hauſes her, und war in ſeiner Jugend zum geiſtlichen Stande beſtimmt; aber ſein Geiſt zog ihn zu der Betrachtung der Geſchichte und ihrer großen Muſter, und ſie wieder trie-

ben ihn in den raſchen Strom des thätigen Lebens, wo die Kraft ſich erprobt und dem nach Ruhme begierigen Manne der Lorbeer winkt. Als zwanzigjähriger Jüngling bot er ſeine Dienſte dem König Ludwig an; dieſer, der ihn wegen ſeiner Kleinheit nicht der Beachtung werth fand, wies ihn ab, und rieth ihm, im geiſtlichen Stande zu bleiben. Eugen wandte ſich nach Oeſtreich, wo der Türkenkrieg ihm eine Bahn zu öffnen ſchien, und zeichnete ſich bald ſo ſehr aus, daß der Kaiſer ihm nach der Befreiung von Wien 1683, wobei er tapfer mit gefochten hatte, ein Reuter-Regiment verlieh. Der Herzog Karl von Lothringen erkannte den Helden ſchon damals in ihm und ſagte es voraus, was er dem Kaiſerhauſe einſt ſeyn werde. Leopold ernannte ihn 1693 zum Feldmarſchall, und nun hätte ihn der König Ludwig gern wieder für ſich gewonnen; er ließ ihm die Statthalterſchaft von Champagne und die Würde eines Marſchalls von Frankreich anbieten; aber Eugen antwortete dem Abgeordneten: „Sagen ſie ihrem Könige, daß ich kaiſerlicher Feldmarſchall bin, welches eben ſo viel werth iſt, als der franzöſiſche Marſchallsſtab.“ — Eugen war darin als Feldherr ſo groß, daß er mit ſeinem Geiſte ſowohl das Große, als das Kleine umfaßte, für den Plan der Schlacht ſo gut, als für die kleinſten Bedürfniſſe ſeines Heerrs ſorgte, und daß ſein Falkenauge mit der größten Schnelligkeit die Gunſt des Augenblicks und die Fehler des Gegners zu ergreifen wußte. Als Menſch war er groß, weil er die Künſte des Friedens höher achtete, als den blendenden Ruhm, welchen der Krieg giebt, und weil dabei ſolche Beſcheidenheit in ſeiner Seele war, daß er einen jeden neben ſich duldete, ſogar andern ſich gern unterordnete, wenn nur die Sache ſelbſt dadurch gefördert wurde. Solche, ächt teutſche, Sinnesart macht, daß wir den Mann, welcher ſein ganzes Leben für unſer Vaterland verwendet hat, ſehr gern zu den Unſrigen zählen. — Von Körper war Eugen klein, und wenn er, in ſeinen grauen Mantel gehüllt, durch die Gaſſen des Feldlagers ging, ſo erkannte wohl niemand leicht den weltberühmten Heer-

führer in ihm, als wer das Feuer in ſeinem dunkeln Auge zu deuten wußte.

Im März des Jahres 1701 brach Eugen mit einem kaiſerlichen Heere, bei welchem auch 10,000 Mann Preußen und gleichfalls hannöverſche Hülfs-Völker waren, nach Italien auf. Bei Roveredo ſammelte ſich das Heer und erſtieg die Gebirge; aber jenſeits waren ſchon alle Plätze von den Franzoſen beſetzt, es ſchien unmöglich, hinabzukommen. Doch der Feldherr ließ durch ſeine Krieger, die ihm mit Begeiſterung gehorchten, einen Weg von 6 Meilen durch Felſen und über Abgründe bahnen, und ehe der Feind es ahndete, brach das Heer aus den furchtbaren Bergen hervor und ſtand in den Ebenen der Etſch bei Verona. Durch zwei Siege, bei Carpi und Chiari, vertrieb Eugen die Franzoſen aus einem Theil von Ober-Italien und ſchlug dort ſein Winterlager auf.

England, Holland und das teutſche Reich nehmen Theil. — 1702. — Marlborough — Noch im Herbſt 1701 wurde das Bündniß zwiſchen England, den General-Staaten und dem Kaiſer geſchloſſen. Die Seemächte machten die Bedingung, daß ſie alle Eroberungen, die ſie in dem ſpaniſchen Indien machen würden, als Eigenthum behielten; dafür verſprachen ſie dem Kaiſer die ſpaniſchen Niederlande, Mayland, Neapel und Sicilien erobern zu helfen. Das engliſche Volk würde nicht ſo thätigen Antheil am Kriege genommen haben, wenn nicht Ludwig thörichter Weiſe es ſelbſt erbittert hätte. England hatte das Haus Stuart, ſeines Eifers für den katholiſchen Glauben wegen, vom Throne vertrieben und Wilhelm von Oranien darauf geſetzt; Ludwig dagegen nahm die vertriebenen Stuarts auf, beſchützte ſie, und erkannte jetzt, 1701, da der Prätendent Jakob II. in Frankreich ſtarb, deſſen Sohn, Jakob III. als König von Brittannien an; und es verbreitete ſich das Gerücht, er werde ihn mit einem franzöſiſchen Heere nach den Küſten Englands hin-

überſetzen. Solche Anmaßung eines Fremden, über ihren Thron gebieten zu wollen, erbitterte das engliſche Volk ſo ſehr, daß der König Wilhelm ſtatt 10,000, jetzt 40,000 Mann zu dieſem Kriege vom Parlemente bewilligt erhielt. Er wählte den Grafen, nachherigen Herzog von Marlborough zum Feldherrn über ſein Heer. Sein Auge hatte gut gewählt. Marlborough, der unter dem großen Türenne den Krieg gelernt hatte, ſtand an Feldherrngröße keinem ſeiner Zeit nach. Er war ein geborner Heerführer; groß, ſchön, kraftvoll, von ſolchem Anſtande und ſolcher geiſtigen Ueberlegenheit, daß ſich die Gemüther unwillkührlich vor ihm beugten. An menſchlicher Würde ſtand er unter Eugen; es fehlte ihm die treue, edle Sinnesart, welche große Gedanken und Zwecke höher achtet, als das eigene Selbſt; und er wird beſchuldigt, mehr als billig dem äußern Gewinne nachgetrachtet zu haben.

Marlborough ging im März 1702 nach den Niederlanden hinüber und ſtellte ſich an die Spitze des engliſch-holländiſchen Heeres; ſein nächſtes Ziel war, die Franzoſen aus dem Churfürſtenthum Kölln zu vertreiben. Der König Wilhelm ſtarb zwar in dieſem ſelben Monate, aber ſeine Nachfolgerin, die Königin Anna, blieb ganz ſeinen Entwürfen getreu, und der Krieg nahm ſeinen Fortgang.

Bei dieſem Ernſte der Fremden entſchloß ſich auch das teutſche Reich zur Theilnahme an dem Rachekrieg gegen ſeinen Erbfeind. Die Kriegs-Erklärung erfolgte den 6. Oktober 1702. Am Ende derſelben heißt es: „Frankreich habe nichts unterlaſſen, was zur Beſchimpfung und gänzlichen Unterdrückung teutſcher Nation gereichen könne, um dadurch endlich die vorlängſt ſo eifrig geſuchte Univerſal-Monarchie deſto eher zu errichten.“ — Das Betragen des Churfürſten von Baiern hatte gleichfalls den Entſchluß der übrigen Reichsglieder befördert; er, der hartnäckig an Frankreich feſthielt, hatte eine anſehnliche Kriegsmacht verſammelt, und am 8. September plötzlich die freie Reichsſtadt Ulm überfallen und in Beſitz genommen. Das mußte die übrigen Stände erbittern.

Auch die Herzöge von Braunſchweig, aus noch immer fortwährendem Unwillen über die hannöverſche Churwürde, vergaßen ſich ſo ſehr, daß ſie für Frankreich Werbungen anſtellten. Da ſie vielfältige Warnungen nicht achteten, wurden ſie durch den Churfürſten von Hannover in dieſem Jahre 1702 mit Gewalt entwaffnet, und mußten nun dem Willen des Kaiſers und Reiches folgen.

Uebrigens wurde in dem Jahre weder am Rhein durch den kaiſerlichen Feldherrn Ludwig von Baden, noch in Italien durch Eugen, etwas beſonderes unternommen. Dieſer war zu ſchwach dazu; und es ſchien, als wollten die Gegner überhaupt erſt die Kräfte im Kleinen an einander verſuchen.

Die Baiern in Tirol 1703. — Das nächſte Jahr war ſchon thatenreicher. Marlborough wandte daſſelbe zur Eroberung feſter Plätze an den Gränzen der Niederlande an; er nahm Bonn, Tongern, Huy, Limburg und Geldern weg.

Im ſüdlichen Teutſchland ging es nicht ſo glücklich. Hier gelang es dem franzöſiſchen Marſchall Villars, über den Rhein zu dringen und ſich mit dem Churfürſten von Baiern zu vereinigen. Nun entwarf letzterer den Plan, einen Einfall in Tyrol zu machen, und dieſes, ihm ſo wohlgelegene Gebirgsland zu erobern. Er brach mit etwa 16,000 Mann der beſten Krieger dahin auf, und der franzöſiſche Marſchall blieb zur Deckung Baierns zurück. Durch einen unglücklich entſtandenen Brand in Kufſtein fiel dieſe wichtige Bergfeſtung ſogleich in des Churfürſten Hände, und im erſten Schrecken ergaben ſich mehrere andere Plätze und ſogar Inſpruck. Von da zogen die Baiern den Brenner hinan, um ſich den Weg nach Italien zu öffnen. Hier aber warteten ihrer, durch einen Haufen öſtreichiſcher Krieger verſtärkt, die tapfern Tyroler, die zu allen Zeiten für ihr geliebtes Land Leib und Leben gewagt haben, unter der Anführung des muthigen Amtmanns Martin Sterzing. Sie hatten die ſchroffen Höhen zu den Seiten der Päſſe erklommen, und ſtürzten Felſen und Bäume auf die gedrängt ziehenden Feinde herab.

Da war keines Bleibens für dieſe; ſie mußten zurückweichen. Auf den Churfürſten ſelbſt lauerte ein Tyroler Scharſchütze in einer Schlucht; aber durch die reiche Kleidung getäuſcht, erſchoß er ſtatt ſeiner den Grafen von Arco. Auf dem Rückzuge litt das baieriſche Heer noch größeren Verluſt, und nur mit der Hälfte derer, die ausgezogen waren, kam der Churfürſt nach zwei Monaten zurück

Zu einigem Erſatze gelang es ihm noch im Winter dieſes Jahres, die reiche Stadt Augsburg, ſo wie Paſſau, die Gränzfeſtung von Oeſtreich einzunehmen, und am Rhein hatten die Franzoſen die wichtigſten Feſtungen Breiſach und Landau erobert.

Die Schlacht bei Höchſtädt 1704. — Gegen ſolche Verluſte mußte den Verbündeten im nächſten Jahre mit geſammelter Kraft größerer Gewinn erkämpft werden, und nach dem Kriegeplane ſollten die drei Feldherrn, Marlborough, Eugen und Ludwig von Baden vereint im ſüdlichen Teutſchland fechten; in Italien blieb der General Stahrenberg, um den Krieg vertheidigungsweiſe zu führen. Die drei Heerführer kamen zu Heilbronn am Neckar zuſammen, und Marlborough mit dem Markgrafen von Baden wandte ſich gegen die Donau, während Eugen an den Rhein zog. Die Baiern hatten einen Theil ihres Heeres auf dem Schellenberge bei Donauwerth in ein feſtes Lager gelegt, um den Gegnern den Uebergang über die Donau zu erſchweren; ſie wurden aber dort angegriffen und nach tapferer Gegenwehr in die Flucht getrieben; ihr Lager fiel in Feindes Hand.

Nach dieſem Treffen ließen die Verbündeten dem Churfürſten Friedensanträge machen, und boten ihm anſehnliche Vortheile an, wenn er von dem franzöſiſchen Bündniß ablaſſen wollte. Er wankte ſchon und war im Begriff, den Vertrag der Ausſöhnung zu unterſchreiben, als ein Bote verkündete, der Marſchall Tallard ſey mit einem friſchen Heere zu ſeiner Hülfe im Anzuge. Da warf der Churfürſt die Feder aus der Hand und unterzeichnete nicht. Der Marſchall kam, aber zugleich mit ihm Eugen, der ihm gefolgt war und nun zu Marlborough ſtieß. Den alten, unbieg-

ſamen Prinzen von Baden ſendeten ſie zur Belagerung von Ingolſtadt ab, damit er ihnen den Schlachttag nicht verderbe; mit dem beſcheidenen Eugen dagegen focht der engliſche Heerführer gern zuſammen, weil dieſer für das Gelingen der Sache dem eigenen Ruhme willig entſagte.

Am 12ten Auguſt ſtanden beide Feldherrn den Franzoſen und Baiern bei dem Flecken Höchſtädt gegenüber; und am 13ten begannen ſie die Schlacht. Die Feinde hatten die größere Zahl und eine, durch Moräſte ſehr gut gedeckte Stellung. Marlborough führte den rechten Flügel, der aus Engländern und Heſſen beſtand, gegen die Franzoſen, Eugen den linken gegen die Baiern. Die Schlacht war eine der heftigſten, und mehrmals wurden die Angreifenden durch das furchtbarſte Feuer des Geſchützes zurückgeworfen; endlich benutzte der Herzog einen Augenblick der Unordnung und drang in die Franzoſen ein; nun flohen ſie, und der Churfürſt, als er ihre Flucht ſah, wich mit den Seinigen auch zurück. 28 Bataillone und 12 Geſchwader Franzoſen verſuchten noch, ſich im Dorfe Blindheim zu behaupten; ſie wurden aber eingeſchloſſen und gezwungen, ſich zu Gefangenen zu ergeben. Es war ein großer Sieg; 20,000 Franzoſen und Baiern lagen auf dem Schlachtfelde, 15,200 waren gefangen, und unter dieſen der Marſchall Tallard ſelbſt, mit ſeinem Sohne und 818 Offizieren. An Beute hatten die Sieger eine reiche Kriegskaſſe gewonnen, 117 Kanonen, 24 Mörſer, und 300 Feldzeichen; überdieß 5300 Wagen, 3600 Gezelte, und 2 Schiffbrücken. — Von dieſem Tage an tönte Marlboroughs Name in Liedern durch ganz Teutſchland, der Kaiſer ernannte ihn zum Reichsfürſten.

Der Churfürſt von Baiern ſah ſich gezwungen, mit den Franzoſen über den Rhein zu gehen; ſein Land wurde von den Kaiſerlichen beſetzt, und ſeine Gemahlin behielt zu ihrem Unterhalte nur die Stadt und das Rentamt München. — So unglücklich endigte für ihn dieſer Feldzug von 1704.

Im folgenden Jahre 1705 ſtarb der Kaiſer Leopold I. an der Bruſtwaſſerſucht, wenig betrauert

von den Seinigen; denn die Leutſeligkeit, womit die Fürſten ſo leicht die Herzen derer gewinnen, welche um ihnen ſind, beſaß er nicht. Das Hervorſtechendſte in ſeinem Weſen war eine ſtrenge Gottesfurcht, aber eine ſolche, welche ihn von dem Willen ſeiner Geiſtlichen ganz abhängig machte, und gegen Andersdenkende in Unduldſamkeit ausartete. Sonſt war er gewiſſenhaft und ſehr mildthätig gegen Arme, letzteres jedoch mit Schwäche, ſo daß der gröbſte Mißbrauch damit getrieben wurde. So ſchweren Zeiten, wie er erlebte, und einem Gegner, wie Ludwig XIV., war Leopold nicht gewachſen.

Ihm folgte ſein älteſter Sohn:

46. Joſeph I. 1705—1711.

Einen Augenblick zweifelte man, ob Joſeph für ſeinen Bruder Karl auch den Krieg mit gleichem Eifer fortſetzen werde; dieſer war im Jahr 1704 ſelbſt nach Spanien abgegangen und in Arragonien, Katalonien und Valencia wirklich als König anerkannt. Joſeph indeß erklärte ſich entſchieden für die nachdrückliche Fortſetzung des Krieges, und hielt Wort.

Doch wurde in dieſem Jahre 1705 allenthalben im Felde nichts Großes ausgeführt. Eugen war nach Italien geſchickt, um das dortige, ganz niedergeſchlagene Heer wieder aufzurichten; mehr konnte er aber auch in dieſem Jahre nicht bewerkſtelligen. Marlborough war in die Niederlande zurückgekehrt; und auch er mußte wieder friſche Kräfte ſammeln. In Baiern aber brach, der Bedrückungen der öſtreichiſchen Beamten und Beſatzungen wegen, ein heftiger Aufruhr aus. Man zwang die Jugend des Landes zum öſtreichiſchen Dienſte, und ſolche Gewaltſamkeit empörte das kräftige und ſelbſtſtändige bairiſche Volk. Es ergriff die Waffen, befreite die aufgehobene junge Mannſchaft, überfiel einzelne öſtreichiſche Haufen und durch das erſte Gelingen angefeuert, ſammelten ſich an 20000 Landleute, unter der Anführung eines Studenten Mainl. Sie konnten es wagen, ſogar die Feſtungen Braunau und Schärding anzugreifen, und zwangen die kleinen Beſatzungen zur Uebergabe. Die Oeſt-

reicher mußten mit ihnen unterhandeln und ſchloſſen, nicht wie mit Aufrührern, ſondern wie mit einem ſelbſtſtändigen Feinde, einen Waffenſtillſtand; dieſen aber benutzten ſie, ein kleines Reichsheer aus den benachbarten Kreiſen zuſammenzurufen; mit deſſen Hülfe trieben ſie die Haufen der Bauern in die Flucht, nahmen ihnen eine Stadt nach der andern wieder ab und ſtellten die Ruhe einigermaßen her. Dabei geſchahen viele harte Dinge, und die Erbitterung zwiſchen den beiden teutſchen Nachbarvölkern wurde immer größer. Der Churfürſt ſelbſt wurde nun als ein Reichsfeind, und weil er für den Urheber des Aufruhrs angeſehen wurde, förmlich in die Acht erklärt, und ſein Land als ein verfallenes Reichslehen betrachtet. Dem Churfürſten von der Pfalz gab der Kaiſer, auf deſſen dringendes Erſuchen, die Oberpfalz, die ſein Haus im dreißigjährigen Kriege an Baiern verloren hatte, nebſt dem alten Platze im Churfürſtenrathe wieder. Endlich gaben auch um dieſe Zeit die Fürſten, welche noch immer der hannöverſchen Churwürde widerſprochen hatten, nach; ſie wurde allgemein anerkannt, und Churpfalz trat das Erzſchatzmeiſteramt an Hannover ab.

Die Schlachten bei Ramillies und Turin. 1706. Frankreich hatte beſchloſſen, in dem folgenden Feldzuge ſeine Hauptkraft gegen die Niederlande zu kehren, um, wo möglich, in dem reichen Holland die Mittel zum fernern Kriege zu gewinnen. Es wurde auch das ſchönſte Heer in's Feld geſtellt, welches noch in dieſem Kriege erſchienen war; aber ſein Führer, der Marſchall Villeroi, war dem kühnen Marlborugh nicht gewachſen. Von eitler Zuverſicht getrieben, verließ er ſeine feſte Stellung bei Löwen, um den Gegner den 22. May in der Ebene von Ramillies anzugreifen*). Das wünſchte Marlborough; er hatte ſeine Stellung durch Moraſt und Waſſergraben trefflich gedeckt, und als die Feinde nun anſtürmten, konnten ſie den ſchwachen Stellen

*) Es iſt dieſes faſt das Feld der groſſen Schlacht bei Belle Alliance und Waterloo, und dieſer letzte Name wird auch bei jener Schlacht vor hundert Jahren genannt.

ſeiner Schlachtordnung nicht ankommen, weil die Natur ſie ſchützte, er dagegen wendete ſeine ganze Kraft gegen einzelne Punkte der ihrigen und durchbrach ſie. Vor der Schlacht hatte ein erfahrner franzöſiſcher Oberſt geſagt, ihr Heer ſey ſo trefflich, daß, wenn ſie heute nicht ſiegten, ſie nie wieder vor dem Angeſichte der Feinde erſcheinen dürften. Und dennoch wurden ſie geſchlagen; keine Tapferkeit konnte die begangenen Fehler gut machen. Ueber 20,000 Mann wurden verloren, dazu 80 Fahnen, ſelbſt die Pauken und Standarten der königlichen Garde; und 2 Monate vergingen, ehe ſich das franzöſiſche Heer wieder recht ſammeln konnte. Der Sieger dagegen, durchzog Brabant und Flandern, nahm alle Städte des Landes ein, und ließ daſſelbe Karl III., als ſeinem rechtmäßigen Herren, ſchwören. Zu Brüſſel wurde in ſeinem Namen ein Staatsrath errichtet.

Der Prinz Eugen wollte dieſes Jahr auch nicht ohne eine große That in Italien vorübergehen laſſen. Er wagte einen Zug, der zu den kühnſten in der Kriegsgeſchichte gehört. Mit nicht mehr als 24,000 Mann teutſcher Krieger zog er einen Weg von 50 Meilen, über Berge und Ströme, und durch eine Reihe von Plätzen, die vom Feinde beſetzt waren, dem hartbedrängten Herzog von Savoyen zu Hülfe, deſſen Hauptſtadt Turin vom Feinde belagert wurde. Der Zug gelang, zu aller Welt Erſtaunen; Eugen vereinigte ſich mit dem Herzog und eilte zur Befreiung Turins herbei. Obgleich viel geringer an Macht, und mit einem, aus ſehr verſchiedenen Haufen zuſammengeſetzten, Heere, wagte er am 7. September früh 4 Uhr den Angriff auf die franzöſiſchen Linien. Ein ſchrecklicher Geſchützesdonner empfing ihn, aber dennoch drangen die Seinigen tapfer vor. Der Fürſt von Deſſau, ſpäter unter dem Namen des alten Deſſauers bekannt), führte auf dem linken Flügel die Preußen gegen die Verſchanzungen, dann folgten die Würtenberger und Pfälzer in der Mitte, und die Gothaer auf dem rechten Flügel; zu gleicher Zeit that der Graf Daun einen Ausfall aus der Feſtung. Der Kampf wurde ſehr hartnäckig. Zwei Angriffe der Teutſchen

wurden zurückgeſchlagen; endlich nach zweiſtündiger Arbeit, erſtiegen zuerſt die Preußen und bald auch die übrigen die Schanzen. Die Verwirrung der Feinde wurde um ſo größer, da ihnen die aus Turin in den Rücken fielen, und da ihre beiden oberſten Feldherrn, der Herzog von Orleans und der Graf Marſin, verwundet das Schlachtfeld verlaſſen mußten. Marſin wurde gefangen und ſtarb am folgenden Tage zu Turin; 5000 Todte und noch mehr Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, und die übrigen flohen in ſolcher Verwirrung über die Gebirge nach Frankreich, daß von dem ganzen, 80,000 Mann ſtarken Heere kaum 16,000 zuſammen blieben. Die großen Vorräthe, die zu der Belagerung zuſammengebracht waren, 213 Stück Geſchütz, 80,000 Fäſſer Pulver und eine Menge von Kugeln, fielen in die Hände der Sieger. Die Folgen der Schlacht waren noch größer als dieſer erſte Gewinn; die Franzoſen verloren ſchnell einen Platz in Italien nach dem andern und mußten eine ſogenannte General-Kapitulation abſchließen, nach welcher ſie Italien räumten und verſprachen, während des ganzen Krieges kein Heer wieder dorthin zu ſchicken. So herrlich hatte Eugen ſeine Sachen hier ausgeführt, und ſein Name erſcholl nun noch lauter durch Europa, als vorher; der Kaiſer ſchenkte ihm einen koſtbaren Degen und ernannte ihm zum Generalſtatthalter in Mayland.

Das Jahr 1707 brachte auch das dritte Land von der ſpaniſchen Erbſchaft, Neapel, in des Kaiſers Beſitz; die Lombardi und die Niederlande waren ihm durch die beiden großen Schlachten des vorigen Jahres gewonnen. Neapel, wo nur ein geringer ſpaniſcher Heerhaufe war, wurde ohne Mühe eingenommen, und Frankreich hatte nun die letzte Stütze in Italien verloren. Auch in den Niederlanden konnte dem Herzog von Marlborough nichts wieder abgewonnen werden. Nur am Oberrhein fand der König Ludwig einigen Erſatz durch die Langſamkeit des Reichsheeres; der alte Reichs-Feldmarſchall, Ludwig von Baden, ſtarb 1707; ihm folgte der wenig unternehmende Markgraf von Baireuth, und

durch deſſen Unentſchloſſenheit gelang es den Franzoſen wieder, bei Straßburg über den Rhein zu gehen und in Franken und Schwaben das alte, grauſame Raubſpiel zu üben. Es iſt berechnet worden, daß ſie in Zeit von 2 Monaten an 9 Millionen Gulden durch Brandſchatzungen zuſammengetrieben haben. Der neue Reichsfeldherr legte zwar, zu Aller Freude, den Oberbefehl bald nieder, und an ſeine Stelle kam der fähigere Churfürſt **Georg Ludwig** von Hannover; aber auch ihn verhinderte die ſchlechte Verfaſſung des Reichsheeres, etwas Bedeutendes vorzunehmen; er mußte zufrieden ſeyn, daß die Franzoſen, aus Mangel an Unterhalt, wieder über den Rhein zurückgingen, und daß er ſie in den nächſten Jahren jenſeits halten konnte.

Ein Zug, den der Prinz Eugen noch im Jahre 1707, auf Verlangen der Seemächte, von Italien aus in's ſüdliche Frankreich machen mußte, um **Toulon** zu erobern, mißlang wie die ähnlichen Züge, die ſchon Kaiſer Karl V. verſucht hatte, und eben ſo hatte der König Ludwig die Freude, in demſelben Jahre faſt ganz **Spanien** wieder ſeinem Enkel, **Philipp** V. unterworfen zu ſehen. Der Erzherzog Karl hatte in den vorigen Jahren glückliche Augenblicke in Spanien gehabt; ſein Heer, welches beſonders aus portugieſiſchen Hülfsvölkern beſtand, hatte ſelbſt die Hauptſtadt Madrid erobert und ihn daſelbſt zum Könige von ganz Spanien ausgerufen; allein ſeine eigene Unthätigkeit, ſo wie die Uneinigkeit ſeiner Heerführer, der Haß der Kaſtilier gegen ihn und gegen die Arragonier ſowohl, als die Engländer und Portugieſen; dieſe und andere Urſachen entriſſen dem öſtreichiſchen Prinzen nach und nach das Eroberte wieder, ſo daß er im Jahr 1707 nur noch Catalonien übrig hatte.

Dennoch hatte der König Ludwig in dieſem Kriege ſchon ſo viel verloren, und ſein Land war ſo erſchöpft, daß er ſehnlichſt den Frieden wünſchte, und mit Bezwingung ſeines alten Stolzes, Verſuche machte, ihn ſelbſt mit großen Opfern zu erkaufen. Allein die Gegner gedachten ihn dieſesmahl für allen früheren Uebermuth recht empfindlich zu züchtigen, beſonders

waren Eugen und Marlborough, die wiederum Oeſtreich und England lenkten, dem eitlen Könige von Grund ihres Herzens feindlich geſinnt und ſannen nur darauf, ihm noch härtere Demüthigung zu bereiten. Es gelang ihnen auch trefflich durch:

Die Schlachten bei Oudenarde und Malplaquet 1708 und 1709. — Sie fochten wieder vereint in den Niederlanden, da Eugens Tagewerk in Italien vollendet war; und vereint brachten ſie zuerſt den Herzogen von Bourgogne und Vendome, deren Uneinigkeit alles verdarb, eine große Niederlage bei Oudenarde am 11. July 1708 bei; und in Folge der Schlacht eroberte Eugen, durch eine ſehr kühne Belagerung, die Feſtung Ryſſel, die man für unüberwindlich gehalten hatte.

Das Unglück Frankreichs in dieſem Feldzuge wurde in dem darauf folgenden Winter von 1708 auf 9, durch eine unerhörte Kälte und den dadurch verurſachten Schaden noch drückender gemacht. Die Kälte war ſo groß, daß das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft erſtarrten, daß die Weinſtöcke und Obſtbäume erfroren, und das, durch den Krieg ſchon ausgeſogene, Volk durch ſolche Naturſchrecken vollends zur Verzweiflung gebracht wurde. Die Klagen waren herzzerreißend; die Mittel zum nächſten Feldzuge ſchienen unerſchwinglich zu ſeyn. Da mußte ſich der gedemüthigte König zu neuen Friedensverſuchen bequemen; er erklärte ſich willig, Spanien, Indien, Mayland und die Niederlande zu verlieren, wenn man Philipp V. nur Neapel und Sicilien laſſen wolle. Allein die beiden Feldherrn, welche mitten in dieſen Friedensverhandlungen im Haag erſchienen, erklärten kurz, daß von der ganzen ſpaniſchen Monarchie auch nicht ein Dorf dem Hauſe Oeſtreich entzogen werden dürfe. Und als endlich auch dieſe harte Forderung zugeſtanden war, wurden Abtretungen von dem franzöſiſchen Gebiete ſelbſt verlangt; das Elſaß ſollte wieder zurückgegeben und, ſowohl nach den Niederlanden als Savoyen zu, eine Reihe von Feſtungen, zur künftigen Sicherheit gegen

franzöſiſche Argliſt, abgetreten werden. Dieſes Alles geſtanden die franzöſiſchen Geſandten nach einander zu; — nur die eine, in der That entehrende Zumuthung konnten ſie nicht bewilligen, daß nemlich Ludwig, wenn ſein Enkel Philipp Spanien nicht gutwillig räumen wolle, ſelbſt helfen ſolle, ihn mit Gewalt der Waffen daraus zu vertreiben.

Solche Schande wollte er nicht auf ſich laden, und der Krieg fing wieder an.

Mit den Verhandlungen war ſchon ein Theil des Sommers 1709 vergangen; Eugen und Marlborough eilten die noch übrige Zeit zu benutzen Sie eroberten Tournay und gingen auf Mons los. Dieſes wollte der franzöſiſche Marſchall Villars decken und hatte eine feſte Stellung bei Malplaquet, vor Mons genommen. Aber die beiden ſiegreichen Feldherrn griffen ihn hier am 11. September ohne Zaudern an, und ſchlugen ihn nach ſehr blutiger Schlacht, der blutigſten des ganzen Krieges. Eugen ſelbſt erhielt gleich Anfangs einen Streifſchuß am Kopfe: aber ruhig ſteckte er ſein Schnupftuch unter ſeinen Huth und führte ſeinen Flügel weiter in's Feuer. — Nach dieſer Schlacht wurde Mons erobert.

Ein neuer Feldzug war verloren; Ludwig XIV. mußte von Neuem den Frieden anbieten; er bewilligte Alles, was verlangt war, ſogar wollte er, um nur nicht die eigenen Heere zur Vertreibung ſeines Enkels aus Spanien leihen zu müſſen, den Verbündeten Hülfsgelder zu dieſem Zwecke entrichten Aber jetzt mußte Ludwig an ſich ſelbſt erfahren, was andere ſo oft durch ihn gefühlt hatten; wie hart nemlich den, der im Unglück iſt, der Uebermuth des Siegers drückt. Auch zeigte ſich jetzt offenbar, wie er durch die Zweideutigkeit ſeiner politiſchen Künſte in früheren Verhandlungen das Vertrauen der europäiſchen Völker verſcherzt hatte. Man erwiederte ihm jetzt, ſo lange Philipp V. in Spanien ſey, könne man den Verſprechungen ſeines Kabinets nicht trauen, und überhaupt müßten alle Forderungen der Verbündeten binnen zwei Monaten erfüllt ſeyn, ehe an einen eigentlichen Frie-

densſchluß gedacht werden könne. Nach ſo harter Antwort fing der Krieg wiederum an, und Eugen und Marlborough nahmen eine Stadt nach der andern an der franzöſiſchen Gränze ein. Aus Spanien aber kam die Nachricht, auch dort habe ſich das Glück gewendet, Karls General Stahrenberg habe Philipps Heer in die Flucht geſchlagen, und Karl habe am 28. September 1710 ſeinen feierlichen Einzug in Madrid gehalten.

Die Noth des alten, kranken Königs Ludwig war auf das Höchſte geſtiegen und alle Hülfe ſchien verloren. Nach ſo vielen, für die Größe ſeines Namens und Reiches geführten Kriegen, nach der Aufopferung von ſo viel tauſend und aber tauſend Menſchenleben, ſollte nun das ganze Gebäude in Nichts zuſammenfallen, er ſollte ſogar von ſeinem alten Reiche Opfer bringen. Härter ſchien noch nie das Schickſal den, der ſich auf dem Gipfel der Größe wähnt, getroffen zu haben. — Aber die Gegner hatten den rechten Augenblick der Mäßigung gleichfalls verſäumt; auch ſie waren durch das Glück übermüthig geworden und darum verloren ſie einen großen Theil der Frucht ihrer Siege Drei günſtige Ereigniſſe riſſen Frankreich auf einmahl aus der großen Noth; unter welcher es darnieder lag; und führten es zu einem erträglichen Frieden; das war: Der Sturz des Herzogs von Marlborough, die Siege der franzöſiſchen Parthei in Spanien, und der Tod des Kaiſers Joſeph.

In England, wo Marlboroughs Freunde bisher den Staat gelenkt hatten, bildete ſich, in ſeiner Abweſenheit, in der Stille eine Gegenparthei, und nannte ſich, um die ſeinige auch durch die Gewalt der Meinung zu beſiegen, Torys, Königlichgeſinnte, jene aber Whigs, Volksfreunde. Marlboroughs Streben wurde der Königin Anna verdächtig gemacht, ſeine Gemahlin, die bisher die Königin ganz beherrſcht hatte, wurde durch eine andere, die Lady Masham, glücklich verdrängt; ein neues Parlament von Torys wurde im Jahr 1710 gewählt, und nun trat in England die Neigung zum Frieden an die Stelle der Kriegsluſt. Marlborough behielt zwar den Oberbefehl

noch einige Zeit, aber mit großen Einſchränkungen, und bald nachher gab er ihn ganz ab.

Zu der Friedens-Neigung trug auch der Tod des Kaiſers Joſeph, am 17. April 1711, nicht wenig bei. Er ſtarb an den Pocken, im 33ſten Jahre ſeines Lebens, und muß, als ein ſelbſtthätiger, raſcher Fürſt, gerühmt werden, der ſeinem Vater, wie ſeinem Bruder weit überlegen war. Sein Geiſt war fähig, die größten Gedanken zu faſſen, und darum fand auch Eugen, mit ſeinen großartigen Anſichten, bei ihm den meiſten Eingang. — Da der Kaiſer ohne Erben ſtarb, ſo war ſein Bruder Karl der Erbe ſeiner Länder. Da ſtand nun die Frage über das Verhältniß der Mächte in Europa, ſo, wie zu Kaiſer Karls V. Zeit: ob es nemlich rathſam ſei, daß dieſer Karl, als Kaiſer der ſechste, wenn die Teutſchen ihn wählten, wie jener fünfte halb Europa beherrſche, und das Haus Oeſtreich ſo übermächtig ſey? Karl VI. beſaß alle Länder Karls V., wenn er die ganze öſtreichiſche und ſpaniſche Monarchie vereinte. Den übrigen, beſonders den Seemächten, ſchien ſolche Uebermacht gefährlich, und ſie beförderten nun lieber die Kaiſerwahl Karls VI., um ihm nachher einen Theil der ſpaniſchen Länder abzuſprechen. Er wurde am 22. December 1711 zu Frankfurth gekrönt.

---

47. Karl VI. 1711 — 1740.

In Spanien hatte Karl überdies nicht feſten Fuß mehr, er hatte es nach kurzem Beſitze durch den geſchickten franzöſiſchen Feldherrn, den Herzog von Vendome, wieder verloren, der ſeine Heere ſchlug und einen Landſtrich nach dem andern für Philipp V. wieder eroberte.

Der Utrechter Friede. 1713. — England hatte ſich indeß mit Frankreich in beſondere Unterhandlungen eingelaſſen und bereits die vorläufigen Friedens-Bedingungen unterzeichnet; ſo wenig edel handelte die neue Parthei in England an den bisherigen Bundes-Genoſſen, die ſich nun auch

wohl zu Unterhandlungen, und zwar auf nicht ſehr günſtige Bedingungen, bequemen mußten. Zum Verſammlungsorte wurde Utrecht gewählt.

Ueber den Hauptpunkt, die ſpaniſche Erbſchaft, war man, trotz des Widerſpruchs von Seiten des Kaiſers, bald einig; Philipp V. ſollte Spanien und Indien, Karl das übrige haben; zugleich mußte Philipp aber allen ſeinen Anſprüchen auf Frankreich entſagen, damit die Kronen von Frankreich und Spanien niemahls auf Einem Haupte vereinigt würden.

An England trat Frankreich die Hudſonsbay und Neufundland ab, und ſchleifte ferner, auf Englands Verlangen, die Feſtungswerke von Dünkirchen. An Portugal wurden Beſitzungen in Süd-Amerika abgetreten; an Preußen das Oberquartier von Geldern und die Landeshoheit über Neuſchatel und Valangin; auch erkannte Frankreich ſeine neue Königs-Würde an. Savoyen erhielt treffliche Feſtungen an der franzöſiſchen Gränze und, weil es auch Anſprüche an die ſpaniſche Krone machen konnte, als Erſatz die Inſel Sicilien. Holland, welches am treueſten an dem Bündniß gehalten, und früher alle vortheilhaften Anträge zu einem beſondern Frieden mit Frankreich abgewieſen hatte, erhielt jetzt geringen Erſatz; es mußte die ſtärckſten der eroberten Feſtungen herausgeben, und behielt eine Reihe der ſchwächeren, die ihm wenig genützt haben. — Spanien trat endlich an England noch die Feſtung Gibraltar und die Inſel Minorka ab, und ſo hat England den größten Vortheil von dieſem Frieden gezogen.

Friede zu Raſtadt und Baden. 1714. — Der Kaiſer und das Reich, von ihren Bundes-Genoſſen verlaſſen, ſollten nun allein unterhandeln oder den Krieg allein fortſetzen. Die Bedingungen, welche die Franzoſen ihnen machten, waren die ſchimpflichſten; Ludwig verlangte neimlich, um ſich gegen ſeinen Bundesgenoſſen, den Churfürſten von Baiern, recht großmüthig zu beweiſen, völlige Wiedereinſetzung deſſelben in alle ſeine Länder, und noch überdies die Verleihung der Grafſchaften Burgau und Nollenburg

und der Inſel Sardinien, als eines Königreichs; eine königliche Belohnung für den, der der treue Freund eines Reichsfeindes geweſen war. Auf ſolche Bedingungen einzugehen, wäre ehrlos geweſen, und der Krieg fing wieder an. Aber, mit welchem Glücke! Der betrübte Eugen konnte mit dem kleinen Reichs-Heere gegen die ganze franzöſiſche Macht unter Villars nicht einmahl die Ufer des Rheines vertheidigen; die angränzenden Kreiſe wurden von Neuem ausgeplündert und die wichtigen Feſtungen Landau und Freiburg erobert.

Darauf kamen Eugen und Villars im November 1713 in dem Schloſſe zu Raſtadt zuſammen, und fingen die Unterhandlungen wieder an. Die beiden großen Feldherrn, die zuletzt auf dem Kampfplatze gegen einander ſtanden, wollten auch die Ehre haben, Friedensſtifter zu ſeyn. Nach mühſamer Arbeit, und manchen nicht edlen Unterbrechungen durch Ludwigs wieder erwachten Stolz, unterzeichneten ſie endlich den Frieden am 7. März 1714. Der Kaiſer erhielt die ſpaniſchen Niederlande, Mailand, Sardinien, Mantua und die toskaniſchen Seehäfen. — Frankreich gab alle Eroberungen am Rhein bis auf Landau heraus. — Baiern und Köln wurden der Reichsacht erledigt und in alle ihre Länder und Würden wieder eingeſetzt.

Das waren die Hauptbedingungen, und nachdem noch einige Punkte in Beziehung auf das teutſche Reich näher beſtimmt waren, wurde auch durch deſſen Abgeordnete der Friede in der Stadt Baden im Aargau am 7. September 1714 unterzeichnet.

Ein heftiger Sturm war wieder vorübergegangen; der große nordiſche Krieg, der zu eben dieſer Zeit die nördliche und öſtliche Hälfte von Europa erſchütterte, aber auf Teutſchland weniger Einfluß hatte, dauerte noch in einigen Nachwehen fort bis zum Tode des ſchwediſchen Königs Karls XII. im December 1718. — Von da an hat das ermattete Europa einige Ruhe gehabt. Sein Dränger, Ludwig XIV., war auch 1715 geſtorben.

Karls VI. fernere Regierung. — Wir haben den eben geendigten, wichtigen Krieg ausführlicher erzählt, weil er Frankreichs bisherige Uebermacht brach und für Oeſtreich und Teutſchland einen glücklichen Augenblick herbeiführte, den alten, ehrenvollen Platz in der Weltgeſchichte wiederum einzunehmen. Seit Ludwigs XIV. eroberungsſüchtiges Streben ſich offenbar gezeigt hatte, und zu fürchten war, daß ein einzelner Staat gegen Frankreichs Uebermacht ſchwerlich beſtehen werde, hatte der König Wilhelm von England einzig daran gearbeitet, durch eine Verbindung mehrerer jenem Ehrgeize einen Damm entgegenzuſetzen, damit in Zukunft nur die Geſetze der Gerechtigkeit und Billigkeit zwiſchen den Völkern walteten. Er wurde der Stifter des neuen Syſtems des politiſchen Gleichgewichts, und muß ein großer Mann genannt werden, weil er mit kleinen Mitteln Großes ausrichtete, und in Wahrheit Europa's Schirmherr wurde. Vor allen Dingen gründete er ſeine Hoffnung dauernder Ruhe und Sicherheit auf die Verbindung Englands mit Oeſtreich, der freieſten proteſtantiſchen, mit der rechtlichſten katholiſchen Macht, wie man es ausgedrückt hat. Dieſe Verbindung bezeichnet in der That einen neuen Abſchnitt in der Entwicklung der Staaten-Verhältniſſe Europa's, und hat unter andern am meiſten dazu beigetragen, die Grundſätze der Duldung, der gegenſeitigen Achtung und ſittlichen Würdigung zwiſchen die Völker zu bringen; und eben hierdurch zeichnet ſich die größere Hälfte des 18ten Jahrhunderts, bei allen übrigen Schwächen, aus. Oeſtreich aber wurde auf dieſe Weiſe wieder in die Mitte Europa's geſtellt, als die Macht, welche am meiſten mit den übrigen in Beziehung und am meiſten berufen ſey, gutes Verſtändniß und Ordnung unter Allen zu bewahren; in Beziehung auf Teutſchland aber deſto kräftiger die alte Würde und Verfaſſung des Reiches zu ſchützen. Durch den Ruhm und die Erwerbungen des nun geendigten Krieges war dieſe Beſtimmung Oeſtreichs wie durch einen Schickſalsſpruch beſtätigt; es war mächtiger, als wenn es ihm gelungen wäre, die ſpa-

niſche Krone mit der öſtreichiſchen zu vereinigen; denn daß ſolche Ausdehnung die Macht nicht wahrhaft vermehre, hatten die Zeiten Karls V. gelehrt. So rühmlichen Aufſchwung verdankte Oeſtreich vorzüglich dem großen Geiſte Eugens, und dem, nur zu früh verſtorbenen Kaiſer Joſeph I., welcher in des erſteren hohe Gedanken ganz einging.

Hätte Kaiſer Karl VI. Geiſtesgröße genug gehabt, die weltgeſchichtliche Beſtimmung Oeſtreichs und Teutſchlands in dem europäiſchen Völkerſtaate, wozu eben der Standpunkt wiedergewonnen war, zu erkennen, er hätte nicht nur ſeines Reiches, ſondern des ganzen teutſchen Vaterlandes Ruhm und Größe, und für Europa eine ehrenvolle Ruhe auf lange Dauer gründen können. Die ehrwürdige Bedeutung des alten Kaiſerthums, welche im Laufe der Zeiten untergegangen war, mogte jetzt in erneuter Geſtalt wiederum aufſtehen, wenn der Gedanke eines wahrhaften europäiſchen Völkerbundes, auf die ewigen Geſetze der Religion und Sittlichkeit gegründet, und alſo auf inneren, unſichtbaren Stützen im Gleichgewicht ruhend, aufgefaßt, und Oeſtreich mit Teutſchland vereinigt als Wächter deſſelben aufgeſtellt wurden. Sie zuſammen konnte kein eroberungsſüchtiger Gedanke treiben, und ſie waren nur ſtark im gerechten Schutzkriege für die ruhige Haltung des Ganzen. Dann konnte das Syſtem des Gleichgewichts als eine unſichtbare Macht für die neueren Zeiten die Stelle einnehmen, welche Kaiſerthum und Pabſtthum im Mittelalter ausgefüllt hatten.

Allein Karls Geiſt, ſo wie ſein ganzes Zeitalter, konnte ein ſo hohes Bild nicht faſſen noch halten. Der Gedanke des Gleichgewichts der Staaten wurde immer mehr ein äußerlicher, ein ſorgfälttges Abwägen der phyſiſchen Kräfte, ein Meſſen des Umfanges der Länder, und ein Zählen der Unterthanen und der Soldaten. Denn das war auch eines der großen Uebel, die von Frankreich aus, und am meiſten durch Ludwig XIV., über Europa kamen, daß die Herrſcher die Gewährleiſtung ihrer Selbſtſtändigkeit und Sicherheit nicht, wo ſie allein ruht, in der Liebe ihrer Völ-

ker ſondern in der großen Zahl immer ſchlagfertiger Krieger ſuchten. Dieſe mußten vermehrt werden, wenn der Nachbarſtaat ſie vermehrte, und ſie war faſt allein der Maaßſtab für das Verhältniß unter den Völkern. Die geiſtigen und ſittlichen Kräfte, weil ſie nicht gemeſſen werden können, wurden gar wenig beachtet. Solche Vernachläſſigung mußte ſich ſchwer rächen; der nicht geachtete Geiſt floh aus dem ganzen, mühſeligen Gebäude, welches er allein hätte aufrecht halten können; und nach einem kurzen Glanze zu Wilhelms und Eugens Zeit, und längerem, traurigen Wanken, bald von dieſer bald jener Stütze kümmerlich gehalten, ſtürzte das Syſtem des Gleichgewichts, nicht einmahl hundert Jahre nach ſeinem erſten Entſtehen, in ſich zuſammen.

Für Teutſchland hatte dieſes Syſtem, und Oeſtreichs Stellung darin, die Folge, daß Teutſchland in die Kriege des Kaiſerhauſes mit verwickelt, daß es überhaupt in alle Bewegungen Europa's hineingeriſſen wurde, ohne einen Gewinn davon zu haben; vielmehr wurde auch das alte, wankende Reichsgebäude durch die ſteten Erſchütterungen nun völlig aus ſeinen Fugen getrieben. Denn weder in dem Leben des Einzelnen, noch der Völker, giebt es einen Stillſtand, ſie ſchreiten unaufhaltſam rückwärts, wenn ſie nicht vorwärts dringen; und Teutſchland hatte eben eine große Gelegenheit der Erhebung gleichgültig von ſich gewieſen. — Uebrigens waren die letzten zwanzig Jahre bis zu Karls VI. Tode, mit geringen Ausnahmen, eine Zeit der Ruhe. Der Kaiſer widmete ſich vorzüglich der inneren Verwaltung ſeiner großen und ſchönen Länder, und dieſes war für ſie, nach ſo ſtürmiſchen Zeiten, eine Wohlthat. Auch hatte er, weil er keine männliche Erben beſaß, einen Erbvertrag, oder pragmatiſche Sanction, verfaßt, nach welcher alle ſeine Länder ſeiner Tochter Maria Thereſia anheim fallen ſollten. Dieſe wünſchte er von den bedeutenden Staaten Europa's feierlich beſchworen zu ſehen, um vor der Zerſplitterung der großen Monarchie geſichert zu ſeyn. Es iſt dieſes eine Hauptſorge ſeines Lebens geweſen, und er hat ſeine Abſicht, nach vielen fehl-

geſchlagenen Verſuchen, äußerlich durchgeſetzt, ſeine pragmatiſche Sanction wurde beſtätigt, allein auch an ihr iſt die Bodenloſigkeit der neueren Politik offenbar geworden. Dieſe Sanction ſicherte nach ſeinem Tode ſeine Tochter dennoch nicht vor den Angriffen derer, welche ihre Anſprüche mit den Waffen durchzuführen hofften.

Der Kaiſer ſelbſt führte noch in den Jahren 1733 bis 35 einen Krieg für August III von Sachſen, welcher zum polniſchen Könige gewählt war, gegen Frankreich, welches den Stanislaus Lesczinsky, den Schwiegervater Ludwigs XV, wieder dazu erheben wollte. Aber der Krieg war für Oeſtreich und Teutſchland nicht glücklich; durch den Frieden blieb Auguſt III zwar König von Polen, aber Teutſchland verlor dafür eine neue Provinz an das habſüchtige Nachbarvolk; Lothringen mußte an Stanislaus abgetreten werden, durch den als an Frankreich kam, und der lothringſche Herzog, Franz Stephan wurde Großherzog von Toskana. — In einem Türkenkriege war das öſtreichſche Heer gleichfalls nicht ſiegreich und im Belgrader Frieden 1739 mußte die Schutzwehr, welche Eugen gewonnen hatte, die Feſtung Belgrad, zurückgegeben werden.

48. Maria Thereſia und Friedrich II. von Preußen.

Der Kaiſer Karl VI. ſtarb den 26. October 1740. Seine Tochter Maria Thereſia ergriff, der pragmatiſchen Sanction zufolge, in allen ſeinen Ländern die Regierung.

Sogleich nach des Kaiſers Tode trat der Geſandte des Churfürſten von Baiern in Wien mit einer Erklärung ſeines Herrn hervor: „er könne die junge Königin nicht als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters anerkennen, weil das Haus Baiern gerechte Anſprüche an die öſtreichiſchen Erbländer habe.“ Dieſe Anſprüche gründete der Churfürſt auf ſeine Abſtammung von der älteſten Tochter Kaiſer Ferdinands I., deren Nachkommen, nach dem Ausſterben des öſtreichiſchen Manns-

ſtammes, jetzt eintreten müßten. Allem Rechte nach konnte dieſes nur geſchehen, wenn der letzte Kaiſer auch keine Tochter hinterlaſſen hätte; da eine ſolche da war, mußte ſie allen weiblichen Seitenverwandten vorgehen. Nun wollten zwar die baieriſchen Rechtsgelehrten noch aus manchen andern Gründen die Anſprüche ihres Herrn rechtfertigen; was den Churfürſten indeß wohl am meiſten trieb, war das heimliche Zureden Frankreichs, welches ihm ſeinen Beiſtand zur Zerſtücklung des öſtreichiſchen Erbe verſprach.

Ehe es jedoch auf dieſer Seite bis zur Entſcheidung durch die Waffen kam, trat ein noch viel unerwarteter Feind gegen Maria Thereſia auf. Der junge König Friedrich II. von Preußen, der erſt in dieſem Jahre 1740 zur Regierung gekommen war, rückte plötzlich mit einem Heere in Schleſien ein und beſetzte das Land. In der Erklärung, die er zugleich erließ, ſetzte er ſeine Anſprüche auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau auseinander; ſie ſchrieben ſich auf das erſtere Land noch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges her, da der Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf durch Kaiſer Ferdinand II. wegen ſeiner Verbindung mit dem aufrühreriſchen Böhmen in die Acht erklärt, und ſein Fürſtenthum ihm genommen war. Der König von Preußen behauptete, wenn die Achtserklärung gegen jenen Fürſten auch gerecht geweſen ſey, ſo hätte das Land dennoch, als ein Stammeslehen, den Seitenverwandten nicht entriſſen werden dürfen, die an dem Verbrechen keinen Theil gehabt. Die Anſprüche auf die Fürſtenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau aber nahm Friedrich II. aus noch früherer Zeit her, nämlich aus einem Erbvertrage des Herzogs Friedrich von Liegnitz mit Joachim II. von Brandenburg aus dem Jahre 1507. — Was in des jungen Königs Seele arbeitete und trieb, was ihm im erſten Jahre ſeiner Regierung die Waffen in die Hand gab und ihn begierig die Gelegenheit ergreifen ließ, alte Rechte zu erneuern, die, wenn er nicht geboren wurde, vielleicht auf ewig vergeſſen blieben, — dieſes Treibende offenbart er uns ſelbſt in wenigen Worten. Nachdem er

in ſeiner Geſchichte des Hauſes Brandenburg die Erhebung Preußens zum Königreiche durch Friedrich I. erzählt hat, äußert er ſich ſo darüber: „Es war eine Lockſpeiſe, welche König Friedrich I. allen ſeinen Nachfolgern hinwarf, und wodurch er ihnen zu ſagen ſchien. Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch deſſen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müßt das Werk vollenden.“ Dieſe Worte ſind gleichſam der Grundtext zu Friedrichs II. Leben. Was in Karl dem Großen gewirkt und ihn zum Eroberer gemacht, was Guſtav Adolf in den Schlachtentod getrieben, daſſelbe lebte in Friedrich. Der Lebenstrieb, der ſeit dem großen Churfürſten im preußiſchen Staate war, eine durchaus ſelbſtſtändige Macht zu werden, und in der Reihe der erſten in Europa zu ſtehen, wurde in Friedrich dem Großen gleichſam in einem Brennpunkte vereinigt. Das ſah er als ſeine unausweichbare Beſtimmung an, ſein Volk in den Rang zu heben, den ſeines Geiſtes Kraft ihm als erreichbar vorhielt; den königlichen Namen in königliche Macht zn verwandeln. Friedrich hatte eine kühn aufſtrebende Seele von der Natur empfangen, ſie hatte im kleinen Felde nicht Raum und mußte ſich ein größeres erſchaffen; an dieſer ſchaffenden und bildenden Kraft ſteht Friedrich den größten Geiſtern in der Geſchichte nicht nach. Es iſt keiner, der ſtärker auf ſein Zeitalter gewirkt und mehr als ein großes Vorbild gegolten hätte. Aber wiederum iſt auch der größte Mann ein Erzeugniß ſeiner Zeit, von ihren Schranken umfaßt, und ihre Tugenden wie ihre Mängel in einem klarem Spiegel wiederſtrahlend. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn Friedrich II. trotz aller, ihm inwohnenden, Kraft und Größe, in vielen Dingen den Männern, welche wir mit ihm zuſammeugeſtellt haben, nicht gleichkömmt; wenn manches an ihm kleinlich erſcheint, was in außerordentlichen Zeitaltern auch eine großartige Geſtalt angenommen hätte; ja, wenn ſogar die Stimme des Vaterlandes über den großen Mann manche bittere Klage führen muß. Ein kleinlich eigenſüchtiges, dem Fremden nach jagendes, nüchternen Verſtand und

frechen Witz vergötterndes Zeitalter, welches viele der heiligen Dinge mit Füßen tritt, kann die höchſte menſchliche Vollkommenheit, in durchaus edler Haltung, nicht hervorbringen. Und wenn wir dieſes erwägen, ſo werden wir vielmehr trauern, daß ein ſo ungewöhnlicher Geiſt nicht in einer großartigeren Zeit geboren wurde.

Als der Vater Friedrich Wilhelm I. am 31. May 1740 ſtarb, war Friedrich 28 Jahre alt; ſein Geiſt war durch raſtloſe innere Thätigkeit, durch ernſte Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften, durch den Umgang mit geiſtreichen Männern; zu aller Schärfe der Denkkraft ausgebildet; das Studium der Geſchichte hatte ſeinen Blick über die engen Schranken der Gegenwart weit hinausgeführt; ſie hatte ihm ein hohes Bild von der Würde eines Königs gegeben, und ſein erſtes Auftreten zeigte, daß es ihm nachſtrebe. Es wurde ſogleich offenbar, daß er ſelbſt zu herrſchen entſchloſſen ſey; ſeine Thätigkeit in Leitung der Geſchäfte, ſeine Aufmerkſamkeit auf Kleines und Großes, ſeine Entſagung des Schlafes und der Vergnügungen, ſeine ſtrenge Eintheilung der Stunden, daß kein ihm ungenutzt verloren geht; — dieſes Alles war ein Wunder für die, welche ſolche Aufopferung aller Lebenskraft für den Regentenberuf bei andern Herrſchern nicht kannten. Recht eigenthümlich ſpricht ſich der außerordentliche Eindruck in dem Berichte eines fremden Geſandten an des Königs Hofe aus. „Um einen richtigen Begriff von der neuen Regierung zu geben, heißt es darin, darf man nur ſagen, daß der König ſchlechterdings alles ſelbſt thut, und das der erſte Miniſter nichts zu thun hat, als die ihm direct aus dem Kabinet zukommenden Befehle auszufertigen, ohne daß er über etwas befragt wird. Unglücklicher Weiſe iſt nicht Einer um den König, der ſein ganzes Vertrauen hätte, und deſſen man ſich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen; daher ein Geſandter ſich hier weniger zurecht finden kann, als an jedem andern Hofe.“ — Freilich, die, von den Franzoſen in Europa aufgebrachte, das ſittliche Verhältniß der Herrſcher unter

einander vergiftende, Kunſt, durch Lauern und Horchen und Beſtechen, vom Staats-Miniſter bis zum Kammerdiener, die Entſchlüſſe des fremden Hofes ſchneller zu entdecken, als ſie bei ihm ſelbſt reif geworden waren, dieſe konnte bei Friedrich II. nicht geübt werden; denn er erwog Alles ſtill in ſeiner eigenen Bruſt, und der Augenblick der That machte den Entſchluß erſt offenbar.

So ging es auch jetzt mit dem Angriffe auf eines der öſtreichiſchen Länder nach Karls VI. Tode. Man bemerkte wohl Rüſtungen, aber vieler bedurfte es nicht, denn der ordnungsliebende, ſparſame König Friedrich Wilhelm I. hatte dem Sohne ein treffliches Heer von 80,000 Mann und einen Schatz von 8 Millionen Thaler hinterlaſſen; und überdies ging alles ſo ſtill, ſo ſprachlos, daß niemand des jungen Königs wahre Abſicht durchſchauen konnte. Sonſt pflegten doch einem Kriege Bündniſſe mit anderen Mächten voranzugehen; allein Friedrich redete mit keinem Geſandten, und knüpfte mit niemanden eine Verbindung an. Er wußte, daß die beſte Hülfe in uns ſelbſt liegt. Dabei verließ er ſich auf die raſche Beweglichkeit ſeines Heeres, wie ſeiner ſelbſt; ſie lag in ſeinem ganzen Leben. „Will der König verreiſen erzählt von ihm der fremde Geſandte, ſo pflegt er die, welche ihm folgen ſollen, nur wenige Stunden vorher von ſeiner Abreiſe zu benachrichtigen, und er findet ſie bereit, da er weder einen Hof, noch Höflinge, ſondern lauter Generale, Prinzen und Adjutanten zu Begleitern hat.“ – Durch Schnelligkeit mußte die Kraft ſeines Staates ſich vervielfältigen und den Mangel der Maſſe erſetzen.

49. Der öſtreichiſche Erbfolgekrieg.

1740 — 1748.

Erſter ſchleſiſcher Krieg. 1740 bis 1742. — Den 20ſten Oktober des Jahres 1740 war Kaiſer Karl VI. geſtorben; am 17. December deſſelben Jahres rückte Friedrich II. ſchon in Schleſien ein.

Zugleich mit dem Heere in Schleſien erſchien auch des Königs Geſandter in Wien mit Anerbietungen zum Vergleiche; für die gütliche Abtretung der ſchleſiſchen Fürſtenthümer bot Friedrich der Königin von Ungarn ſeinen Beiſtand zur Behauptung ihrer übrigen Länder und ſeine Stimme für ihren Gemahl, Franz Stephan von Toskana, bei der teutſchen Kaiſerwahl an; allein ſeine Vorſchläge wurden in Wien verworfen. — Die wenigen öſtreichiſchen Truppen, die in Schleſien ſtanden, wurden noch in dieſem Herbſte vertrieben; nur die Feſtungen leiſteten Widerſtand und wurden eingeſchloſſen; das nächſte Frühjahr ſollte nun entſcheiden, ob das leicht eroberte Land auch gegen ein öſtreichiſches Heer behauptet werden könnte. Der Feldmarſchall von Neuperg, ein Feldherr aus Eugens Schule, führte daſſelbe zur Wiedergewinnung Schleſiens herbei, und die jungen preußiſchen Krieger, welche nur die Uebungen, aber nicht den Ernſt des Krieges kannten, ſtanden nun ſolchen gegenüber, die ohne Bedenken zu den beſten Kriegern in Europa gehörten. Aber die erſten Waffenproben des preußiſchen Heeres fielen zu ſeinem Ruhme aus. In der Nacht des 9ten Märzes ſtürmte der Erbprinz von Deſſau die Feſtung Glogau und gewann ſie; und am 10. April ſtieß der König mit dem Hauptheere bei Molwitz auf die Oeſtreicher, die ihn nicht erwarteten, aber eben noch Zeit gewannen, ſich zu ordnen. Die Schlacht begann um 2 Uhr Nachmittags. Sie blieb lange unentſchieden, denn die öſtreichiſche Reuterei focht mit der größten Tapferkeit, richtete unter dem preußiſchen Fußvolk arge Verwüſtungen an, hieb die Kanoniere bei dem Geſchütze nieder, und richtete es auf die Preußen ſelbſt. Der König, der hier zuerſt den Krieg in ſeiner furchtbaren Geſtalt ſah, verlor ſchon die Faſſung: der erfahrene Feldmarſchall Schwerin, welcher das Ganze mit freierem Blicke überſchaute und mit dem Wechſel des Waffenglücks vertraut war, beredete ihn, ſich zu dem rückwärts ſtehenden Heerestheil des Herzogs von Holſtein Beck zu begeben, und mit demſelben den Rückzug, wenn es nöthig ſeyn ſollte, zu decken. Nach unruhigen Zweifeln entſchloß ſich der König endlich

dazu, als es eben anfing dunkel zu werden, und ritt mit kleinem Gefolge nach dem Städtchen Oppeln. Er glaubte es von Preußen beſetzt; aber am Tage vorher waren Oeſtreicher eingerückt, und als auf ihren Anruf die Antwort: „Preußen!“ erfolgte, begrüßten ſie die Ankommenden durch das Gatterthor mit Flintenſchüßen: der König eilte ſchnell nach dem Städtchen Löwen zurück. Die Dunkelheit hatte ihn vor der Gefangenſchaft bewahrt. Indeß war auf dem Schlachtfelde ſchon das Loos für die Preußen glücklich gefallen; der Feldmarſchall Schwerin wendete das Glück des Tages durch einen geſchickten Angriff auf die Flanke des Feindes für ſeinen König, und zugleich entſchied zuletzt das ſchnellere Gewehrfeuer der Preußen, welches den Oeſtreichern noch ungewohnt war. Der König erhielt die frohe Nachricht am Morgen in Löwen, und eilte, ſeinem Feldherrn und ſeinen Kriegern das gebührende Lob zu ertheilen.

Der blutige, theuer erkaufte Sieg wendete die Augen der Zeitgenoſſen auf den jungen König; ein Unternehmen, welches die Menge nicht faſſen noch beurtheilen kann, wofür ſie keinen Maaßſtab hat, wird in ihren Augen durch das Gelingen wie durch einen Spruch des Schickſals gebilligt. Wäre Friedrich unglücklich geweſen, tauſend Stimmen würden ihn wie einen Thoren, der ſich ungeziemender, über ſeinen Kräften liegender, Dinge angemaaßt, verurtheilt und verſpottet haben; wie denn Karl Albrecht von Baiern, der zugleich mit Friedrich emporſtrebte, und ſeine Hand nach Königs- und Kaiſer-Krone ausſtreckte, ein ſolches Urtheil über ſich hat ergehen laſſen müſſen. Und in der That bewährt ſich die Kraft, die in den großen Welthändeln das Außerordentliche wagen darf, für das Urtheil der Zeit und Nachwelt erſt in der Durchführung des Gewollten.

Frankreich, Spanien, Baiern, Sachſen, im Bunde gegen Oeſtreich. — Das Kriegsunglück des öſtreichiſchen Heeres in Schleſien beſtärkte die franzöſiſche Regierung in ihrem Vorſatze, dieſen Augenblick zur Zerſtückelung Oeſtreichs zu be-

nutzen. Der Kardinal Fleury, der Frankreich regierte, und an dem Marſchall von Belleisle einen ſehr geſchickten Unterhändler fand, brachte zu dem Ende eine Verbindung zwiſchen Frankreich, Preußen, Spanien, Baiern und Sachſen zu Stande; denn auch der Churfürſt Auguſt III. von Sachſen der zugleich König in Polen war, leitete Anſprüche auf die öſtreichiſche Erbſchaft von einer früheren Heirath des ſächſiſchen Hauſes her, und Spanien ſtreckte ſeine Hände nach Parma und Piacenza aus. Ueberdies war der Plan entworfen, den bairiſchen Churfürſten, Karl Albrecht, zum deutſchen Kaiſer zu erheben, und dieſer, obwohl er eine ſo wichtige Stelle einzunehmen doch Anfangs Bedenken trug, erklärte ſich endlich bereit dazu. Die Wahl ſollte in Frankfurt gehalten werden.

Nun rückten noch im Sommer 1741 zwei franzöſiſche Heere über den Rhein; das eine wendete ſich gegen die hannöverſchen Gränzen und dadurch verlor Maria Thereſia den letzten Bundesgenoſſen. Georg II. von England ſchloß, aus Beſorgniß für ſein Churfürſtenthum Hannover, einen Vergleich, worin er am Kriege nicht Theil zu nehmen verſprach. Das andere franzöſiſche Heer zog gerade auf Oeſtreich und vereinigte ſich im September mit dem Churfürſten von Baiern. Dieſer hatte ſich ſchon im Juli durch Ueberrumpelung der wichtigen Gränzſtadt Braunau bemächtigt, jetzt trug er kein Bedenken, in Linz ſeinen Einzug zu halten, und ſich als Erzherzog von Oeſtreich huldigen zu laſſen. Die Hauptſtadt Wien zitterte, und was von Koſtbarkeiten dort war, wurde nach Preßburg in Ungarn gebracht, denn ſchon ſtand der Churfürſt nur drei Tagemärſche entfernt. Allein unerwartet kehrte er um und zog nach Böhmen. Alle Welt erſtaunte, denn mit dem Verluſte von Wien ſchien für Maria Thereſia Alles verloren! und ſie hatte dem Feinde kein Heer entgegen zu werfen. Aber die Eiferſucht gegen Sachſen war es, die den Churfürſten von ſeinem Wege in das Herz Oeſtreichs abbrachte. Ein ſächſiſches Heer war in Böhmen eingerückt, und Karl Albrecht, der auch dieſes Land zu beſitzen hoffte, und

fürchtete, Sachſen greife darnach, wollte lieber für den Augenblick Wien fahren laſſen, um Böhmen zu gewinnen. Er zog auf Prag, und das Glück begünſtigte ihn ſo ſehr, daß er die wichtige Stadt am 26. November durch Ueberrumpelung, faſt ohne Widerſtand, einnahm. Bald darauf ließ er ſich zum Könige von Böhmen ausrufen und von den Ständen huldigen; und zog dann nach Mannheim, um dem Orte der Kaiſerwahl nahe zu ſein. Das Glück des Hauſes Baiern ſchien einen glänzenden Aufſchwung zu nehmen.

50. Karl VII. teutſcher Kaiſer 1742 — 1745.

Auch die Abſicht auf die teutſche Kaiſerkrone gelang; Karl Albrecht wurde am 24. Januar 1742 zu Frankfurt erwählt, indem Frankreich und der König von Preußen ſeine Sache unterſtützten. Doch iſt ſein Kaiſerthum kurz und kummervoll geweſen, und gleich der Anfang war der unglücklichen Zeichen voll. An dem Tage, als Karl VII. in Frankfurt zum Kaiſer gekrönt wurde, den 12. Februar, nahm der öſtreichiſche General Bärenklau ſeine Hauptſtadt München ein.

Maria Thereſia hatte dieſe günſtige Wendung ihres Geſchicks ihrer eigenen Seelenſtärke zu verdanken, und daß ſie es richtig erkannte, worin die Macht der Herſcher ihre Sicherheit hat. Sie wußte die Liebe und die Begeiſterung desjenigen von ihren Völkern, welches ihr übrig geblieben war, in hohem Maaße zu erregen, und das begeiſterte Volk rettete ſie. Im Herbſt des Jahres 1742 berief ſie einen großen Reichstag der Ungarn nach Preßburg, und hier trat ſie, die bedrängte, von harten Feinden geängſtete, Frau, mit ihrem Säuglinge, — dem nachmaligen Kaiſer Joſeph II., — auf dem Arme, in die Mitte der Männer, und mit thränenerfüllten Augen welche den Eindruck ihrer Anmuth und Hoheit unwiderſtehlich machten, rief ſie den Beiſtand des ungariſchen Volkes an. „Eurer Tapferkeit und Heldentreue übergeben Wir

Uns und Unſere Kinder, auf Euch ſetzen Wir Unſer ganzes Vertrauen," — ſprach ſie; und begeiſtert rieſen die Männer: „Laßt uns ſterben für unſern König, Maria Thereſia; Blut und Leben wollen wir für ihn opfern!" — In kurzer Zeit waren 15,000 Edelleute zu Pferde und in den Waffen, und aus Kroatien, Slavonien, der Walachei, ſo wie aus Oeſtreich und Tyrol ſammelten ſich Schaaren zu ihnen. Was der Befehl in langen Friſten nur halb zu Stande gebracht hätte, vollbrachten Liebe und freudiger Muth in wenigen Wochen. Oberöſtreich war ſchon in ſechs Tagen vom Feinde befreit, dann drang das Heer in Baiern ſelber ein, und die Hauptſtadt fiel in öſtreichiſche Gewalt. Der neue Kaiſer mußte ſeine Wohnung, fern von ſeinem eigenen Lande, zu Frankfurt nehmen.

Schlacht bei Czaslau den 17. Mai 1742. — Auf einer andern Seite war jedoch das Glück nicht ſo günſtig für Oeſtreich. Um auch den Feind, der noch immer das wichtige ſchleſiſche Land inne hielt, und ſchon in Mähren eingedrungen war, den König Friedrich II., vielleicht durch eine glückliche Schlacht um ſeine bisherigen Vortheile zu bringen, erhielt der Prinz Karl von Lothringen vom Hofkriegsrathe zu Wien den Befehl, ein Treffen mit dem preußiſchen Heere zu ſuchen. Er folgte demſelben nach Böhmen und beide trafen bei Czaslau auf einander. Ihre Stärke war ungefähr gleich, die Stellung beider hatte ihre Vortheile und Mängel, von beiden Seiten fochten die Schaaren bald muthiger und in heftigen Angriffen, bald unentſchloſſener und nur abwehrend; das Kriegsglück ſchwankte hin und her, bis der König, der hier ſchon ſeinen kriegeriſchen Scharfblick entwickelte, eine ſehr gelegene Anhöhe raſch beſetzen ließ, von welcher die Flanke der Oeſtreicher bedroht wurde. Dieſes, und daß ein Theil der öſtreichiſchen Reuterei zu früh das preußiſche Lager zu plündern anfing, entſchied den Tag, Karl von Lothringen befahl den Rückzug; doch war der Verluſt von beiden Seiten faſt gleich, und die Siegeszeichen der Preußen beſtanden nur in 18 Kanonen.

Wichtiger, als die Schlacht ſelbſt, waren ihre Folgen; ſie hatte in der Königin Maria Thereſia den herben Entſchluß zur Reiſe gebracht, dem jungen, vom Glücke begünſtigten, Könige ſeine Eroberung zu laſſen, und mehr verlangte er nicht. Die Friedens-Unterhandlungen gingen daher raſch von Statten; ſchon am 11. Juni wurden die vorläufigen Bedingungen zu Breslau, und am 28. Juli der völlige Friede zu Berlin unterzeichnet. Der König behielt Ober- und Nieder-Schleſien und die Grafſchaft Glaz, ausgenommen die Städte Troppau und Jägerndorf und das ſchleſiſche Gebirge jenſeits der Oppa. Dagegen bezahlte er den Engländern 1,700,000 Thaler, die pfandweiſe auf Schleſien geliehen waren.

Fortſetzung des öſtreichiſchen Erbfolgekrieges von 1742 bis 44. — Von einem ſo wichtigen Feinde befreit, konnten die Oeſtreicher alle ihre Kräfte gegen die Franzoſen und Baiern wenden, denn auch Sachſen hatte ſich, Preußens Beiſpiele folgend, vom Kriege zurückgezogen. Das franzöſiſche Heer ſtand noch in Böhmen und hatte Prag beſetzt; gegen dieſes rückte der Prinz von Lothringen heran, und ſchloß die Stadt ein. Die Noth in derſelben ſtieg bald aufs Höchſte, ſie drückte, wie immer in ſolchen Fällen am meiſten die Einwohner, denn der Krieger bemächtigt ſich mit Gewalt der Vorräthe. Nachdem Alles aufgezehrt war, nachdem Tauſende von Unglücklichen das Leben verloren hatten, und die Stadt einem großen Krankenhauſe glich, entſchloß ſich der Marſchall von Belleisle zu dem Aeußerſten. Er nahm den Kern der noch übrigen Beſatzung, etwa 14,000 Mann, zuſammen, verließ in der Nacht vom 17. Dezember 1742 die Stadt, und zog ſich in bitterſter Winterkälte, durch Gebirge und unbewegſame, vom Schnee verſchüttete, Schluchten nach Eger, wo er nach 11 Tagen ankam. Aber in den 11 Tagen waren 4000 Menſchen umgekommen, außer denen, die in Prag zurückblieben und ſtarben. Solches Ende nahm die franzöſiſche Macht in Böhmen und den Kaiſer Karl VII. traf kein künſtigeres Schick-

ſal. Er hatte, als die Oeſtreicher ſich mit vereinter Kraft gegen die Böhmen wendeten, auf einen Augenblick das baierſche Land wieder gewonnen, und im Herbſt in ſeiner Hauptſtadt den Einzug gehalten; allein ſchon im nächſten Frühjahr mußte er ſie wieder als Flüchtling verlaſſen und von Neuem ſeinen Sitz in Frankfurt nehmen. In Baiern aber wurde eine öſtreichiſche Landesregierung eingerichtet.

In dieſem Jahre 1743 nahm auch England thätigen Theil am Kriege gegen Frankreich. Zur See wurden die franzöſiſchen Schiffe genommen, die Kolonien erobert, und zugleich erſchien der König Georg II. mit einem Heere von Engländern, Hannoveranern und Heſſen im Reiche, ſchlug die Franzoſen am 27. Juni bei Dettingen und trieb ſie über den Rhein zurück. Ferner gelang es dem Wiener Hofe, den ſächſiſchen Miniſter Brühl zu gewinnen, welcher bei ſeinem Herrn Alles galt, und durch ihn wurde der Churfürſt in das Bündniß mit Maria Thereſia gezogen. Das Glück hatte ihre Standhaftigkeit gekrönt, der Sieg war auf ihre Seite gewendet, und der einzige Verluſt, das ſchleſiſche Land, mogte entweder wiedergewonnen oder durch einen andern Gewinn erſetzt werden.

Zweiter ſchleſiſcher Krieg. 1744 bis 1745. — Aber der König Friedrich II. ſah dieſe Fortſchritte, und beſonders das Bündniß mit Sachſen, nicht ohne Beſorgniß; wie leicht konnten die Waffen, wenn ſie mit Baiern und Frankreich nicht mehr ernſtlich beſchäftigt waren, gegen ihn gekehrt werden? Auch glaubte er es ſeiner Würde ſchuldig zu ſeyn, den Kaiſer, den er mit gewählt hatte, nicht ganz untergehen zu laſſen. Daher fanden Karls VII. dringende Aufforderungen bei Friedrich Gehör, er rüſtete ſich ſchnell zum erneuten Kampfe, und erſchien im Jahre 1744 mit 100,000 Mann „kaiſerlicher Hülfstruppen,“ wie er ſie nannte, im Felde, rückte in Böhmen ein, und eroberte Prag. Alsdann wendete ſich aber auch der Prinz von Lothringen mit einem zahlreichen Heere gegen ihn, und zwang ihn, Böhmen

wieder zu verlaſſen und ſich nach Schleſien zurückzuziehen. Es war ein unglücklicher Feldzug für den König, viele Menſchen und viel Heergeräth waren verloren gegangen, der Schatz erſchöpft, die Franzoſen als ſchlechte Bundesgenoſſen erprobt wurden, — und dazu ſtarb am 20. Januar 1745 plötzlich der Kaiſer Karl VII. Die Hülfe König Friedrichs ſollte ihm nur den Troſt verſchaffen, in ſeinem Schloſſe zu München zu ſterben; denn er war eben zum drittenmal in dieſe Stadt wieder eingezogen, und nach ſeinem Tode fiel ſie auch bald wieder in Feindes Hand. Mit ihm war für Frankreich ein Hauptanlaß zur Theilnahme am Kriege verſchwunden; Friedrich II. konnte auf keinen Bundesgenoſſen zählen, und Maria Thereſia erklärte ſchon öffentlich Schleſien als dem öſtreichiſchen Hauſe heimgefallen, weil Friedrich den Breslauer Frieden gebrochen habe. Oberſchleſien ward mit Oeſtreichern überſchwemmt, mehrere Feſtungen fielen in ihre Hände; es gehörte Friedrichs Muth dazu, jetzt nicht zaghaft zu werden. Aber im Vertrauen auf ſein Heer und ſein Glück griff er am 4. Juni den Prinzen von Lothringen bei Hohenfriedberg an. Dieſer hatte ihn ſo ſchnell nicht erwartet, er war auf den Angriff ſchlecht gefaßt, und ſchon um 9 Uhr Morgens war die Schlacht für den König entſchieden. — Schleſien war durch dieſelbe gerettet; die Oeſtreicher eilten nach Böhmen zurück.

Aber ſchon im nächſten Jahre kehrten ſie wieder; der Prinz von Lothringen ſollte noch eine Schlacht verſuchen, und überraſchte auch in der That am 30. September mit 40,000 Mann den König, der mit nicht mehr als 18,000 bei Sorr gelagert war. Es war für die kleine Zahl ein ſchwerer Kampf; er dauerte 5 Stunden; und dennoch wurde er gewonnen. Der öſtreichiſche Heerführer machte bedeutende Fehler, und unter Friedrich dagegen dienten ſchon die trefflichſten Feldherrn. Der damals ſo berühmte Prinz Ferdinand von Braunſchweig eroberte unter andern eine wichtige Anhöhe, welche er, durch ſeltſamen Zufall, ſeinem Bruder Ludwig abgewann, der in öſtreichiſchen Dienſten war.

Auch dieſe Schlacht hatte noch nicht alle Gefahr abgewendet; es war der Plan entworfen worden, ein öſtreichiſches Heer, vereint mit den Sachſen, noch in dieſem Winter raſch gegen **Berlin** zu ſenden, um den König durch den Verluſt ſeiner Hauptſtadt zur Wiederherausgabe von Schleſien zu zwingen; ja Sachſen hoffte noch überdieß von ihm das Herzogthum Magdeburg zu gewinnen. Friedrich aber, ſo wie er die Bewegungen der Feinde merkte, raffte ſchnell ſein Heer in Schleſien zuſammen und rückte in die Lauſitz ein. Der alte Fürſt von Deſſau mußte zu gleicher Zeit mit einem, bei Halle verſammelten Heere, in das Churfürſtenthum fallen nnd gerade auf Dresden ziehen. Dieſer fand die Sachſen und eine Heeresabtheilung der Oeſtreicher auf den Höhen bei dem Dorfe **Keſſelsdorf**, griff ſie dort am 15. Dezember an, und gewann, ungeachtet ihrer vortheilhaften Stellung, einen Sieg über ſie. Dieſer verſchaffte dem Könige die Hauptſtadt Dresden, in welcher er am 18. Dezember ſeinen Einzug hielt, und ſchon am 25ſten deſſelben Monats den **Dresdener Frieden**, welcher den zweiten Schleſiſchen Krieg beſchloß, und Preußen von Neuem im Beſitze Schleſiens beſtätige.

---

51. Franz der I., teutſcher Kaiſer. 1745 — 1765.

Mit dem Sohne des verſtorbenen Kaiſers Karls VII. hatte Maria Thereſia ſchon im Anfange dieſes Jahres 1745 einen friedlichen Vertrag zu **Füſſen** abgeſchloſſen, durch welchen Maximilian Joſeph ſein Churfürſtenthum wieder erhielt und dagegen für ſich und ſeine Nachkommen allen Anſprüchen auf die öſtreichſchen Erblande entſagte; auch verſprach er, dem Großherzog **Franz von Toskana**, Maria Thereſiens Gemahle, ſeine Stimme zur Kaiſerwahl zu geben. Indem auch die übrigen Churfürſten, außer dem von der Pfalz und Friedrich II., ihre Stimmen dazu gaben, wurde Franz I. am 13. September 1745

zu Frankfurt gewählt, und am 4. Oktober gekrönt. In dem Frieden zu Dresden erkannte ihn auch der König von Preußen förmlich an.

Der Friede zu Aachen. 1748. — Mit Frankreich dauerte der Krieg noch einige Jahre fort, ohne Glück für Oeſtreich; denn ſeit der berühmte Marſchall von Sachſen das franzöſiſche Heer befehligte, gewann daſſelbe immer mehr Raum in den Niederlanden. Dieſer Feldherr ſchlug die Oeſtreicher zweimal im Jahre 1745, bei Fontenoi und bei Raucour, und nahm außer den öſtreichiſchen Niederlanden auch das holländiſche Flandern ein. Dadurch wurde die Neigung zum Frieden immer mehr vorherrſchend, und im April 1748 verſammelten ſich die Geſandten zu Aachen. Der Friede kam im Laufe des Sommers ſeinem Schluſſe immer näher, und erfolgte am 18. Oktober. Oeſtreich gab nur in Italien einige Landſchaften an Don Philipp, den jüngſten Sohn des Königs von Spanien ab; Frankreich gewann aber für die großen Opfer an Menſchen und Geld, die es in dieſem Kriege aufgewendet, nichts, und mußte das Haus Oeſtreich, das es zu Grunde richten wollte, von Neuem geſichert und im Beſitze der Kaiſerwürde ſehen.

Kurze Ruhe von 1748 — 1756. — Der achtjährige Zeitraum, der nach dem Aachener Frieden bis zu einem neuen Kriegs-Ungewitter den Ländern Europa's geſtattet war, erweckte in ihnen doch nicht das Gefühl eines feſten, ſicheren Wohlſeyns; vielmehr blieb Alles geſpannt, neuer Erſchütterungen gewärtig, unruhig und furchtſam. Denn es war nur zu deutlich, daß die feindlich aufgeregten Kräfte noch nicht wieder ihr Gleichgewicht gefunden, ſondern nur einen Stillſtand gemacht hatten, um bald wieder gegen einander aufzuſtehn. Die Kaiſerin Königin konnte das verlorne Schleſien nicht verſchmerzen, und fühlte ihren Verluſt um ſo härter, als ſie erfahren mußte, daß der König von Preußen, durch eine zweckmäßige Behandlung, die Einkünfte dieſes ſchönen Landes zu verdoppeln gewußt hatte;

Friedrichs Auge dagegen war ſcharf genug, um einen dritten Kampf mit ihr als unvermeidlich vorauszuſehen. Auch zwiſchen den übrigen Mächten Europa's herrſchte eine unruhige Bewegung, ſie ſchloſſen Bündniſſe, ſahen ſich bald hier, bald da nach Freunden um, und vermehrten ihre Macht zu Lande und zu Waſſer. Es gab zwei Hauptpartheien unter ihnen: Frankreich, Preußen und Schweden ſtanden auf einer, Oeſtreich, England und Sachſen auf der andern Seite; die übrigen hatten ſich noch nicht entſchieden, aber ihr Beiſtand wurde von beiden Theilen geſucht. Maria Thereſia richtete ihr Auge zuerſt auf das mächtige Rußland, deſſen Kaiſerin Eliſabeth nicht abgeneigt ſchien, den kühnen, nordiſchen Nachbar wieder in ſeine frühere Unbedeutenheit zurückzuverſetzen; und beide ſchloſſen ein Bündniß durch Vermittelung des mächtigen Staats-Kanzlers Beſtuſchef, welcher dem Könige von Preußen perſönlich abgeneigt war, weil dieſer ſeiner Geldgierde nicht fröhnte. Um Rußland zu thätigen Bewegungen gegen Preußen zu bringen, mußte auch England mit ſeinem Gelde auf den Großkanzler wirken, und dadurch ward ein Krieg zwiſchen Rußland und Preußen ganz nahe herbeigeführt. Georg II. von England wünſchte gleichfalls, daß es dazu kommen möchte, um wegen ſeines Churfürſtenthums Hannover außer Sorgen ſeyn zu können. Denn da er ſchon den Seekrieg mit Frankreich angefangen hatte, um neue Beſitzungen in andern Welttheilen zu erobern, ſo war zu erwarten, Frankreich, mit Preußen im Bunde, werde ſein Churfürſtenthum ohne Verzug angreifen. Maria Thereſia aber ſah dieſen Sturm im nördlichen Europa mit der ſichern Hoffnung ſich vorbereiten, daß er ihr Gelegenheit geben werde, das ſchleſiſche Land wieder zu erobern. — Es war die Zeit künſtlicher und ängſtlicher Berechnungen der ſogenannten Staatsklugheit; das Zeitalter bewährte ſich auch darin als ein gemüthloſes, den höheren Ideen entfremdetes, welches Verſtand und Liſt zu ſeinen Herrſchern erhoben hatte. Friedrich der Große, obwohl er auch nach der Weiſe ſeiner Zeitgenoſſen zu

rechnen verſtand, war doch darin weit über ihnen, daß er, im Gefühle der eigenen, inwohnenden Kraft, ſich nur auf ſich und ſein Volk ganz verließ. Die andern ſuchten meiſt die Hülfe außer ſich und beſtanden darum ſchlecht; Friedrich, weil ſeine Rechnung viel einfacher war, erreichte ſein Ziel gewiſſer. Auch jetzt ergriff er den unerwartetſten Entſchluß. Die laxe Hülfe Frankreichs, welches in einem politiſchen Schlafe da lag, und ihn in den beiden ſchleſiſchen Kriegen gar wenig unterſtützt hatte, nach ihrem rechten Werth durchſchauend, wendete er ſich plötzlich dem kühn und kräftig aufſtrebenden England zu und bot ihm ſein Bündniß an. Und das engliſche Volk, welches ſelbſt immer Freude an allem gehabt hat, worin ſich Jugend und Kraft verkündigte, nahm ſein Anerbieten gern an; vielleicht iſt nie in England ein Bündniß mit mehr Begeiſterung aufgenommen worden, als dieſes. Beide Völker, die ſich in ihren weſentlichen Strebungen nicht gefährlich werden können, bedürfen der gegenſeitigen Hülfe gegen andere Widerſacher, und zugleich des Zutrauens unter einander, damit England wegen Hannover außer Sorge ſeyn kann. Daher iſt das Bündniß zwiſchen England und Preußen, welches ſeine Sicherheit in dem Gefühle beider Völker hat, ein natürliches zu nennen, und ruht auf feſteren Grundlagen, als denen, der Staatsklugheit.

Durch dieſe Eine Wendung waren die bisherigen Verhältniſſe Europa's umgekehrt. Preußen hatte ſich von Frankreich, England von Oeſtreich losgeſagt, und wie durch ein wunderbares, launiges Spiel des Schickſals fanden ſich nun Frankreich und Oeſtreich, die dreihundertjährigen Feinde, zu ihrem eigenen Erſtaunen, einander nahe geſtellt, und aufgefordert, ſich die Hände zu reichen. Es war wie eine Verſpottung der bisherigen, für unumſtößlich gehaltenen, Regeln der politiſchen Berechnung. Zum Glück für Oeſtreich fand ſich in ſeinem erſten Staatsmanne, dem Fürſten Kaunitz, und in der Kaiſerin Maria Thereſia ſelbſt, die Geiſteshelligkeit, welche die veränderte Lage der Dinge ſchnell erkannte, und ſich durch das Herkömm-

liche nicht zurückhalten ließ. Sie bewarben ſich um das Bündniß mit Frankreich; und brachten es zu Stande; am 1. Mai 1756 wurde der Verſailer Traktat errichtet, nachdem ſchon im Januar dieſes Jahres das Bündniß zwiſchen England und Preußen zu Weſtminſter abgeſchloſſen war.

Der Churfürſt von Sachſen und König von Polen, August III., wurde von ſeinem Miniſter, dem Grafen Brühl, in allem geleitet; er ſelbſt liebte ein gemächliches, dem Sinnengenuß hingegebenes Leben; ſein Miniſter aber, der ſich ohne wahres Verdienſt von der Stelle eines Edelknaben zum Staatsminiſter emporgeſchwungen hatte, war voller heimlicher Anſchläge. Er haßte den König Friedrich, weil dieſer ihn gering achtete, und verband ſich mit dem Fürſten Kaunitz, um Preußen zu verderben. Beide fanden an dem ruſſiſchen Kanzler Beſtuſchef den dritten zu ihrem Bündniß. Auch deſſen Kaiſerin Eliſabeth war dem König Friedrich feind, weil ſein Spott ihrer nicht ſchonte, und übelwollende Menſchen ihr Worte und Gedichte des Königs überbracht hatten, die ſolchen Spott enthielten.

Schweden endlich war um dieſe Zeit ſo ſehr mit Frankreich verbunden, und folgte deſſen Fußſtapfen ſo pünktlich, daß der König von Preußen an dieſem, ſonſt ſo ehrenwerthen, Volke gewiß einen Feind erwarten konnte, wenn es zum allgemeinen Kriege kam.

Das Glück im Schließen der Bündniſſe, und die Zuverſicht auf die vereinigten Kräfte Oeſtreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und Sachſens gegen den einzigen König von Preußen, mit ſeinem Staate von nicht 5 Millionen Menſchen, und keiner fremder Hülfe, außer Englands, die für den Landkrieg nicht viel zu bedeuten ſchien; das Alles machte die drei Miniſter gewiß, und ſie hatten in ihren Gedanken den kühn aufſtrebenden König ſchon wieder zum Churfürſten von Brandenburg herabgeſetzt. Nur hatten ſie in ihrer Rechnung die Geiſteskraft vergeſſen, die in ihm ſelbſt lag, und die Wunder, die ein, von ſeinem Herrſcher mit Stolz und Vertrauen beſeeltes, Volk

zu thun vermag. König Friedrich wußte ſchon um ihre Anſchläge; durch einen beſtochenen Schreiber in Dresden hatte er die Abſchriften aller Verhandlungen zwiſchen den Höfen von Wien, Petersburg und Dresden erhalten, und ſah daraus das Ungewitter, welches ſich über ſeinem Haupte zuſammenzog. In ſolchen Augenblicken zeigt ſich die außerordentliche Weiſe einer kühnen Seele; ſie rüſtet ſich nicht, um die Gefahr zu erwarten, ſondern ſie geht ihr raſch entgegen. Und jedes Uebel, nah und entſchloſſen angeſchaut, wird kleiner, als es in der Ferne erſchien.

52. Der ſiebenjährige Krieg.
1756 — 1763.

Friedrich machte ſeine Vorbereitungen zum Aufbruch des Heeres ſo geheim und unbemerkt, daß keiner ſeine Abſicht errathen konnte; und plötzlich, als ſeyen ſie aus der Erde hervorgewachſen, ſtanden im Auguſt 1756, 70,000 Preußen in Sachſen, und verlangten den freien Durchzug nach Böhmen. Des Königs Abſicht war nicht, ſogleich gegen Sachſen feindlich zu verfahren; er wollte verſuchen, wie einſt Guſtav Adolf, es durch den Anblick entſchloſſenes Ernſtes zum Bundes-Genoſſen zu gewinnen. Denn wollte er hoffen, den Krieg angriffsweiſe und glücklich gegen Böhmen zu richten, ſo mußte das ſächſiſche Land ihm als ſicherer Stützpunkt dienen. Er verſuchte daher durch alle Mittel der Ueberredung, durch Geſandtſchaften und Briefe, Auguſt III. zu einem Bündniſſe zu bewegen; da dieſes aber nicht gelang, ſondern der Graf Brühl nichts als Neutralität verſprach, ſo glaubte Friedrich, einer zweideutigen Macht in ſeinem Rücken die Waffen nicht in den Händen laſſen zu dürfen, und griff zur Gewalt. Die ſächſiſchen Krieger, 17,000 an der Zahl, hatten ſich, unerwartet überraſcht, in Eile, ohne Gepäck und Vorräthe, in das enge Thal der Elbe zwiſchen Pirna und der Feſtung Königsſtein gezogen und ein verſchanztes Lager angelegt, welches mit Gewalt nicht

zu erobern war. Dieſer Entſchluß war der tüchtigſte, und für Friedrich nachtheiliger, als wenn ſie, über die Gebirge nach Böhmen ziehend, ſich mit dem öſtreichiſchen Heere vereinigt hätten. Denn dieſes Heer, noch ungeordnet und ſchwach, hätte des Königs erſtem Angriff auf Böhmen auch mit den Sachſen wohl nicht widerſtanden. Nun aber mußte derſelbe eine lange, koſtbare Zeit mit der Einſchließung und Bewachung der Sachſen verlieren; das kaiſerliche Heer fand Raum, ſich zu ſammeln; und war es geordnet, ſo mogte es auch die Sachſen durch eine glückliche Schlacht befreien.

Das Treffen bei Lowoſitz 1 Oktober 1756. — Dieſes verſuchte in der That der kaiſerliche Feldmarſchall Brown, nachdem der König 4 Wochen in Sachſen aufgehalten war. Er ging am 30. September bei Budin über die Eger und zog gegen die von den Preußen beſetzte Stellung in den Gebirgen, die Böhmen von Sachſen trennen. Der König indeß rückte ihm mit einem Theile ſeines Heeres entgegen. Aber es war nur ein kleiner Haufe, 24,000 Mann gegen 70,000. Die übrigen hatte er zur Bewachung der Sachſen zurücklaſſen müſſen; und die Oeſtreicher waren von dem beſten Feldherrn angeführt, welchen ſie beſaßen. Dennoch mußte das kühne Wageſtück unternommen werden; und es gelang. Am 1. Oktober trafen die beiden Heere bei dem Städtchen Lowoſitz zuſammen. Die Gegend war hier noch gebirgigt, der öſtreichiſche Feldherr konnte ſein Heer nicht ganz entwickeln, beſonders konnte die Reuterei nicht viel Theil an der Schlacht nehmen; aber deſto heftiger war das Feuer aus dem groben Geſchütz und dem Gewehr, worin die Preußen ſchneller waren. Ihnen gegenüber ſtanden jedoch nicht mehr die Oeſtreicher der ſchleſiſchen Kriege, ſondern ein Heer, zehn Jahre hindurch auf das Beſte geübt, raſcher und gewandter als je, und mit trefflichem Geſchütz verſehen. Schon war es hoch am Mittage, die Tapferkeit der Preußen konnte der Standhaftigkeit der Oeſtreicher nichts abgewinnen; durch das ſechsſtündige, heftige Feuer hatte ſich der linke preußiſche Flügel verſchoſ-

ſen, die Soldaten forderten Patronen und waren unmuthig, daß ſie fehlten. Da rief der Herzog von Bewern, der dieſen Flügel befehligte: „Laßt euch das nicht irre machen! habt ihr nicht gelernt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?“ Und auf dieſes Wort ſchließen ſie ihre Reihen, und dringen unaufhaltſam in die Oeſtreicher; kein Widerſtand hilft; wie ein reißender Strom werfen ſie Alles vor ſich nieder, und das Städtchen Lowoſitz wird im Sturme genommen. — Dieſer Augenblick entſchied; der Feldmarſchall Brown, obgleich nur ein geringer Theil ſeiner Schaaren im Gefechte geweſen war, trat den Rückzug an und führte ſein Heer wieder über die Eger nach Budin.

Der König Friedrich hatte in dieſer Schlacht die neue beſſere Kriegsweiſe der Oeſtreicher kennen gelernt und fühlte im Voraus, welch harter Kampf ihm bevorſtehe. Auf der andern Seite hatte ihn auch die unübertreffliche Tapferkeit ſeines eigenen Heeres wahre Bewunderung eingeflößt, und er ſchrieb darüber: „Jetzt habe ich geſehen, was meine Krieger vermögen. Nie haben ſie ſolche Wunder der Tapferkeit gethan, ſeit ich die Ehre habe, ſie anzuführen.

Gefangennehmung der Sachſen.

Oktober 1756. — Die dringendſte Nothwendigkeit war es jetzt für ihn, dem Aufenthalte, den ihm das ſächſiſche Heer verurſachte, ein Ende zu machen. Dieſes Heer war zwar in der bedrängteſten Lage, aber mit heldenmüthiger Standhaftigkeit hielt es alle Entbehrungen aus. Schon lange fehlte Menſchen und Thieren der nöthigſte Unterhalt; wenn nicht Alle zu Grunde gehen ſollten, ſo mußte bald Errettung kommen. Man wußte im Lager bei Pirna, daß der Feldmarſchall Brown im Anzuge war, und hoffte in geſpannter Erwartung bald ſeine Feldzeichen ſtatt der preußiſchen auf den Höhen zu erblicken; da drang plötzlich das Viktoriaſchießen der Preußen, wegen der Lowoſitzer Schlacht, aus allen Schluchten und Thälern hundertfach wiederhallend, und von jedem

der, in Schlachtordnung aufgeſtellten, Haufen in ſtetem Lauffeuer durch Berge, Wälder und Dörfer wiederholt, in das ſächſiſche Lager. Es machte einen furchtbaren Eindruck auf die ſchon auf's Aeußerſte gebrachten Krieger. Und als auch der letzte Verſuch zur Rettung, nach Böhmen ſich durchzuſchlagen, ſowohl durch Wind und Wetter und furchtbaren Regen, als durch die Wachſamkeit der Preußen, mißlang, und die Krieger nun drei Tage lang nichts gegeſſen und nicht geſchlafen hatten und von Mattigkeit niederſanken, legten die 14,000 Mann, die übrig geblieben waren, mit ihrem Anführer, dem Grafen Rutowsky, am 14. Oktober die Waffen nieder. Sie hatten als tapfere Männer das Aeußerſte ertragen, und ein beſſeres Loos verdient. — Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlaſſen, die Gemeinen aber gezwungen, preußiſche Dienſte zu nehmen. Friedrich II. berechnete, daß dieſe 14,000, wenn er ſie freiließe, um eine ſo beträchtliche Zahl die Schaaren der Feinde vermehren, wenn er ſie aber in ſeinen Feſtungen kriegsgefangen halten wollte, ihm jährlich Millionen an Unterhalt koſten würden. Darum wollte er von ihrem Unterhalte Nutzen ziehen. Es war noch die Zeit, da der Soldat nicht als Bürger des Staates, ſondern als ein ſolcher betrachtet wurde, der gleichſam Leib und Seele auf eine gewiſſe Zeit dem Kriegsdienſte verkauft habe, und ſich bald gewöhnen könne, auch dem zu dienen, gegen den er eben als Feind geſtanden. Denn die Kriegs-Ehre galt als verſchieden von der Bürgerehre des Mannes, und der Soldaten-Eid als bindender wie die Bürgertreue. Aber Friedrich hat dennoch geringen Dienſt von den Sachſen gehabt; ſie verließen bei der erſten günſtigen Gelegenheit in ganzen Haufen ſeine Fahnen, und zogen zu ihrem Könige nach Polen, wohin er ſich nach der Gefangennehmung ſeines Heeres begeben hatte, oder zu den Oeſtreichern.

Der erſte Feldzug war nun geendigt, und das ſächſiſche Land in Friedrichs II. Gewalt.

53. Das Kriegsjahr 1757.

Die Schlachten bei Prag, Kollin, Roßbach und Leuthen.

Vor König Friedrichs Auge mußte ſich, bei den Vorbereitungen zum nächſten Feldzuge, ein Sorge erregendes Bild ausbreiten. Die mächtigſten Reiche Europa's rüſteten ſich im Zorne gegen ihn; Oeſtreich bot alle Kräfte ſeiner reichen, ſchönen Länder auf, Rußland ſetzte 100,000 Mann in Bewegung, Frankreich noch mehr, Schweden konnte mit mehr als 20,000 auftreten, und das teutſche Reich, Friedrichs Einfall in Sachſen als einen Landfriedensbruch betrachtend, bot dem Kaiſerhofe 60,000 Mann. Es mußte wenigſtens eine halbe Million gegen ihn unter die Waffen treten; ihnen konnte Preußen mit der äußerſten Kraftanſtrengung nicht 200,000 entgegenſtellen, und hatte zu ſeinem Beiſtande nur England, die Landgrafen von Heſſen, die Herzoge von Braunſchweig und von Gotha. Dieſer Verbündeten mußte Friedrich den Krieg gegen die Franzoſen allein überlaſſen, und gegen die andern vertraute er der Kunſt aller großen Feldherrn, durch Schnelligkeit die Zahl zu verdoppeln, und mit demſelben Heere, bald hier bald dort gegenwärtig die Gegner nach einander zu ſchlagen. Daher beſchloß er zunächſt alle Kraft gegen Oeſtreich, als den Haupt-Feind, zu ſammeln, und das Königreich Preußen nur durch 14,000 Mann, unter dem alten Feldmarſchall Lehwald, gegen die Ruſſen vertheidigen zu laſſen. Gegen die Schweden blieben ihm gar nur 4000 Mann zum Schutze Berlins übrig; aber den Schweden war es, zu Preußens Glücke, nicht recht Ernſt mit dem Kriege.

Die Schlacht bei Prag. 6. May 1757 — Maria Thereſia hatte, aus beſonderer Vorliebe, den Bruder ihres Gemahls, den, von Friedrich ſchon zweimahl geſchlagenen, Prinzen Karl von Lothringen zum Oberfeldherrn der kaiſerlichen Heere gemacht, und der erfahrnere, großſinnigere Brown ſollte unter ihm dienen. Das war dem Könige ein großer

Gewinn. Brown hatte den rechten Rath gegeben, den Preußen raſch im Angriffe zuvorzukommen, in Sachſen und Schleſien einzudringen, und ſo den Krieg von den kaiſerlichen Erbländern abzuwenden. Aber Karl von Lothringen, obwohl ſonſt oft ſo vorſchnell, zögerte dieſesmahl, zog den Vertheidigungskrieg vor und wollte noch erſt viel Macht an ſich ziehen. So wünſchte es Friedrich; er wußte den Prinzen in dem Glauben zu beſtärken, daß er, in Betracht ſo vieler, mächtiger Feinde, ſelbſt nur auf Vertheidigung denke, und plötzlich, als jener ſicher war, brachen die preußiſchen Heere, in vier Zügen, gleich vier reißenden Bergſtrömen, über die Gebirge nach Böhmen hinein, nahmen alle Vorräthe der Kaiſerlichen, die nun ihnen ſelbſt auf mehrere Monate Unterhalt gaben, und vereinigten ſich, zur feſtgeſetzten Stunde, am Morgen des 6. May, in der Nähe von Prag. Das war die Rettung Friedrichs und der Ruhm ſeiner Heere, daß, was ſein Verſtand entworfen, mit bewunderswerther Genauigkeit und Ordnung ausgeführt wurde, und ſein Geiſt auf ſolche Weiſe einen trefflich gebildeten Körper, mit kräftigen Gliedmaßen, zu ſeinem Dienſte fand.

Der Prinz von Lothringen, eilig ſeine Haufen zuſammenraffend, hatte eine ſehr feſte, verſchanzte Stellung auf den Bergen bei Prag genommen; er hielt ſich dort vor jedem Angriff ſicher. Aber Friedrich, dem jede Stunde verloren ſchien, welche die Entſcheidung noch verzögerte, wollte ſogleich, als man den Gegner zu Geſicht bekam, die Schlacht, und ſein Liebling, der kühne, Alle überfliegende General Winterfeld, beſtärkte ihn in dem Vorſatze. Dieſer ritt aus, die Stellung der Feinde zu erkunden, und glaubte, deſſen rechten Flügel als leicht angreifbar gefunden zu haben, denn er ſah vor demſelben ebene, grüne Wieſen. Allein es waren abgelaſſene Teiche, mit ſchlammigtem Grunde, welche mit Hafer beſäet waren und nach der Erndte wieder zu Fiſchteichen dienen ſollten. Durch dieſen Irrthum wurde die Schlacht zu ſchnell beſchloſſen. Der alte Feldmarſchall Schwerin, welcher am Morgen erſt mit ermüdeten Kriegern angekommen war, und das Schlachtfeld gar nicht kannte, rieth, den folgen-

den Tag abzuwarten; allein der König, eifrig, und einen trefflichen Schlachtentwurf ſchon im Kopfe tragend, verwarf jeden Aufſchub. Da rief der alte Krieger, der in ſeinem 73ſten Jahre noch das Feuer des Jünglings in ſich trug, indem er den Hut in die Augen drückte: „Soll und muß denn gerade heute geſchlagen werden; ſo will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn ſehe!“

Die Schlacht begann nach 1 Uhr Mittags; ſo lange hatten die Vorbereitungen in den ungünſtigen, theils ſumpfigten, theils bergigtem Boden gedauert; und als ſich die Preußen nun durcharbeiteten und an den Feind kamen, wurden ſie von einem furchtbaren Feuer des Geſchützes empfangen; die Kartätſchen ſtreckten ſie reihenweiſe zu Boden, und es ſchien unmöglich, gegen ſolche verheerende Gewalt der Naturkräfte mit menſchlicher Tapferkeit auszureichen. Alle Angriffe mißlangen, und die Schlachtordnung fing an zu wanken. Da ergriff der alte Feldmarſchall Schwerin eine Fahne, rief ſeinen Kriegern zu, und trug ſie ſelbſt gegen die Feuerſchlünde; aber im nächſten Augenblicke fiel er, von vier Kartätſchenkugeln durchbohrt, und ſtarb den Heldentod. General Manteufel nahm die Fahne aus ſeiner blutigen Hand und führte die noch mehr entflammten Krieger weiter. Auch des Königs Bruder, Prinz Heinrich, ſprang vom Pferde, führte ſeine Haufen zu Fuß gegen eine Batterie und eroberte ſie. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig drängte mit der größten Tapferkeit den linken öſtreichſchen Flügel von Berge zu Berge zurück, und eroberte ſieben Schanzen. Doch war der Sieg ſo lange unentſchieden, als der Feldmarſchal Brown mit ordnendem Geiſte in den öſtreichſchen Reihen waltete; allein er wurde von einer Kugel tödtlich getroffen und ſank, und mit ihm das Glück dieſes Tages. Der König Friedrich, der mit ſcharfem Auge das Schlachtfeld überſchaute, ſah die Feinde wanken, bemerkte eine Lücke in ihrer Mitte, und durchbrach, raſch einfallend, den Mittelpunkt ihrer Schlachtordnung. Dieſes entſchied; die Oeſtreicher wichen nun allenthalben zurück; der größere Theil warf ſich in Prag, ein anderer zog

ſich zu dem Feldmarſchall Daun, der mit einem Hülfsheere bei Kuttenberg ſtand.

Der Sieg war theuer erkauft; 16,500 Preußen lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, und eine theure Leiche unter ihnen, die des Feldmarſchalls Schwerin; aber das Andenken ſeines Heldentodes und die blutige Fahne, die er getragen, waren wie ein heiliges Vermächtniß im preußiſchen Heere, eine ſtete Mahnung zur Tapferkeit. Die Oeſtreicher litten gleichfalls einen unerſetzlichen Verluſt an ihrem Feldmarſchall Brown, der ſieben Wochen nachher an ſeiner Wunde ſtarb: er war unter den Waffen grau geworden und einer der beſten Feldherrn ſeiner Zeit.

Die Schlacht bei Kollin. 18. Juny — Der Kampf in Böhmen war durch dieſe Schlacht noch keinesweges entſchieden, aber die Lage der Sachen war ſo, daß er auf das glänzendſte für den König Friedrich ſich endigen konnte. In Prag lag der Prinz v. Lothringen mit 46,000 Mann, vom preußiſchen Heere eingeſchloſſen, ohne Mittel ſich lange zu halten. Er hoffte auf Rettung durch den Feldmarſchall Daun, der mit einem beträchtlichen Heere in der Nähe ſtand. Aber wenn es dem Könige gelang, auch ihn zu ſchlagen, ſo war das Heer zu Prag verloren, der Feldzug auf das Glänzendſte für Preußen gewonnen, und vielleicht der Friede ſchon in dem zweiten Jahre des Krieges erobert; denn mehr wollte Friedrich nicht, als was er am Ende des Krieges erreichte, daß Schleſien ihm bliebe. Allein ſo leicht hatte es das Schickſal ihm nicht geordnet; ſo, im ſteten, unaufhaltſamen Gelingen ſollte er ſein Ziel nicht erreichen, und ſein Muth ſollte noch in hartem Unglück geprüft werden.

Er hatte beſchloſſen, Dauns Angriff nicht abzuwarten, ſondern ihm zuvorzukommen; nachdem er 5 Wochen vor Prag gelegen hatte, zog er mit 12,000 Mann von da zu dem Herzog von Bewern, der Dauns Heer beobachtete, und griff dieſes am 18. Juni bei Kollin an. Der Entwurf des Schlachtplanes war der trefflichſte; er hätte dem, welcher ſo die Meiſterſchaft des Gedankens über alle ſeine Gegner übte, den

Sieg gebracht, wäre er bis an's Ende feſtgehalten worden. Mit derſelben Schlachtordnung, mit welcher einſt Epaminondas die nie beſiegten Spartaner überwand, wollte jetzt Friedrich ſiegen. Man nennt ſie die ſchräge Schlachtordnung, und ſie iſt die Kunſt des kleinern, aber in allen raſchen Bewegungen wohlgeübten, Haufens gegen die Uebermacht. Wenn ſich die kleinere Zahl der größeren in gleicher Linie gegenüberſtellt, ſo wird ſie von dieſer an beiden Enden überragt und umſchloſſen; ſtellt ſie ſich ihr aber in ſchräger Schlachtreihe entgegen, ſo kann ſie die ganze Kraft des Stoßes auf des Feindes einen Flügel richten, während der entferntere Flügel der eigenen Reihe weit rückwärts gehalten wird. Aber er rückt und ſchiebt gleichſam dem angreifenden Flügel nach, ſo daß deſſen Stoß unwiderſtehlich werden muß. Und iſt durch ihn ein Flügel des Feindes geſchlagen, ſo muß der andere den Rückzug nehmen, weil der Angreifer in ſeiner Flanke ſteht. Daher kann dem kühnen Feldherrn, der ſolchen Angriff wagt und ausführt, der Sieg ſelten fehlen. Allein er muß ſeines Heeres gewiß ſeyn, daß es mit der äußerſten Genauigkeit jede Bewegung raſch ausführt, den Feind täuſcht, und ihn beſiegt hat, ehe er die wahre Abſicht des Angriffes merkt. Solche Uebung war in dem preußiſchen Heere, und ſein erſter Angriff bei Kollin, unter den Generalen Ziethen und Hülſen, auf den rechten Flügel der Oeſtreicher, warf Alles über den Haufen. Die Mitte und der andere Flügel des preußiſchen Heeres durften nur folgen, um einen Theil der öſtreichſchen Schlachtreihe nach dem andern in ſeiner Flanke anzugreifen und zu überwältigen. Da, als Alles im rechten Fortgange war, befahl der König ſelbſt, wie wenn ihm auf einmal die Klarheit ſeines eigenen Gedankens verdunkelt worden wäre, dem übrigen Heere, Halt zu machen. Es war in dieſen Tagen etwas düſteres, feindliches in des Königs Seele, welches ihn dem rechten Worte der Seinigen unzugänglich machte; er verwarf ihren Rath, ſein finſterer Blick, ſein hartes Wort ſcheuchte ſie zurück. Aber der einzelne Menſch, auch der größ-

te, wenn er ſich von den übrigen ſondert, wird ſchwach und giebt ſich ſelbſt der Gewalt eines feindlichen Geſchickes hin, welches nur gleichſam durch den Zauberkreis, den die Liebe und Sorge der Seinigen um ihn zieht, abgewehrt werden mag. — Als, im entſcheidenden Augenblicke, der Fürſt Moritz von Deſſau es wagte, dem Könige Vorſtellungen über die ſchlimmen Folgen ſeines veränderten Schlachtplanes zu machen, und immer dringender und dreiſter redete, ritt Friedrich mit gezogenem Degen an ihn hinan und fragte mit drohender Stimme, ob er gehorchen wolle? Der Fürſt ſchwieg und gehorchte; aber das Unglück des Tages war von dieſem Augenbkcke entſchieden. — Durch das unzeitige Halten war die preußiſche Linie noch immer der ſtark verſchanzten, faſt unangreifbaren Stellung der Oeſtreicher von Vorn gegenüber, und als nun die Regimenter dagegen anſtürmen ſollten, wurden ſie von dem furchtbaren Geſchütze in Haufen niedergeſchmettert. Keine Anſtrengung vermochte nun noch den Sieg zu erringen. Das Glück wendete ſich. Schon hatte der Feldmarſchall Daun, einen Augenblick für den Erfolg beſorgt, auf einen Zettel mit Bleiſtift den Befehl zum Rückzuge geſchrieben; er ſollte von Haufen zu Haufen an die Befehlshaber weiter gehen; aber im rechten Augenblicke hielt der Anführer eines ſächſiſchen Reuterregiments, der die Reihen der Preußen dünn werden und ſich löſen ſah, den Zettel auf. Die Oeſtreicher erneuerten ihre Angriffe; vor allen zeigten die ſächſiſchen Reuterſchaaren durch ihr wüthendes Eindringen in die ermatteten Preußen, wie bitter ſich verletztes Volksgefühl zu rächen pflegt. Fehler einzelner preußiſcher Anführer vermehrten die Unordnung; wenn nicht Alles verloren gehen ſollte, mußte der Rückzug befohlen werden, und Daun, ſehr zufrieden, den erſten Sieg über Friedrich II. erfochten zu haben, ſtörte ihn nicht. Er hatte den Preußen an dieſem Tage einen Verluſt von 14,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und von 45 Stücken Geſchütz, zugefügt. Es war faſt die Hälfte des preußiſchen Heeres, denn

bei Kollin hatten 32,000 Preußen gegen 66,000 Oeſtreicher gefochten.

Welch ein Wechſel des Glücks! So nahe daran, ein ganzes Heer in der Hauptſtadt des Landes gefangen zu nehmen und in Zeit von 8 Monaten vielleicht den furchtbaren Krieg in der Geburt zu erſticken, mußte Friedrich nun vielmehr die Belagerung von Prag aufgeben und Böhmen verlaſſen. Ja, dieſe unglückliche Kolliner Schlacht weckte auch die Bundesgenoſſen Oeſtreichs aus ihrer bisherigen Unthätigkeit. Die Ruſſen drangen in das Königreich Preußen ein, die Schweden betrieben ihre Rüſtungen ernſtlicher, und über den Rhein ſetzten zwei franzöſiſche Heere, um Heſſen und Hannover, und demnächſt die preußiſchen Erbländer anzugreifen. Das eine von ihnen, unter dem Prinzen Soubiſe, wendete ſich nach Thüringen, um ſich mit der teutſchen Reichs-Armee, unter dem Prinzen von Hildburghauſen, zu vereinigen. Der Marſchall d'Etrees aber, der das franzöſiſche Hauptheer anführte, ſchlug beim Eintritt in das hannöverſche Land den Herzog von Cumberland mit ſeinem engliſch-teutſchen Heere, am 26. Juli bei Haſtenbeck an der Weſer. Es war die Ungeſchicklichkeit des engliſchen Feldherrn, die dieſes Treffen verlor, denn ſein, wiewohl kleineres, Heer hatte durch die Tapferkeit des Erbprinzen von Braunſchweig ſchon Vortheile erlangt, und ſchon hatte der franzöſiſche Marſchall den Befehl zum Rückzuge gegeben, als der Herzog, zu Aller Erſtaunen, das Schlachtfeld verließ, und in ſeinem Rückzuge auch nicht ſtillſtand, bis er die Elbe bei Stade erreicht hatte. Ja, zur Vollendung der Schande, ſchloß er am 9. September eine Convention zu Kloſter Seeven, vermöge welcher er ſein Heer aufzulöſen verſprach, und den Franzoſen Hannover, Heſſen, Braunſchweig und das ganze Land zwiſchen Weſer und Rhein, einräumte. Der Herzog von Richelieu, der dem Marſchall d'Etrees im Oberbefehl folgte, ein übermüthiger, verſchwenderiſcher und gewiſſenloſer Mann, ſog dieſe Länder durch unerhörte Erpreſſungen aus; und wie in der Nähe des Heerführers Alles ſich nur

der Geldgier und den Wollüſten überließ, ſo verbreitete ſich bald der ruchloſeſte Sinn durch das ganze Heer; er machte es zu einer räuberiſchen Horde, ſchlimmer als die Schaaren der Koſacken und Kalmücken, die zu gleicher Zeit in dem Königreiche Preußen hauſeten. Das Verderbniß der Sitten iſt in einem äußerlich gebildeten Volke, gefährlicher, als in dem rohen, weil es durch den Reiz der Verführung ein freſſendes Gift in Städten und Dörfern, und mitten im Schooße des häuslichen Lebens zurückläßt. Der böſe Ruf des franzöſiſchen Heeres, und der Haß der beſſeren teutſchen Natur gegen das glatte, geſchminkte Laſter, hat indeß nicht wenig dazu beigetragen, faſt überall in den teutſchen Landen die Gemüther für König Friedrichs Sache zu gewinnen. Wunderbar war es, wie ein Sieg von ihm von dem Volke jubelnd vernommen wurde, während vielleicht der Fürſt als Reichsſtand gegen ihn im Kriege war. Viel war es die Gewalt, die überall der außerordentliche Geiſt über ſein Zeitalter übt; viel die Theilnahme, welche das Gemüth demjenigen ſchwerlich verſagen kann, der allein durch ſeinen Muth und ſeine Kraft gegen ein übermächtiges Geſchick kämpft; viel indeß auch, daß Friedrich allein mit Teutſchen gegen barbariſche Horden aus Oſten, und gegen die verhaßten Feinde aus Weſten daſtand, und daß ſelbſt in dem öſtreichiſchen Heere Haufen von fremder Sprache, Geſtalt und Sitten, und mit verderblicher Raubſucht, Kroaten und Panduren, fochten. Hätte Friedrich allein gegen Oeſtreicher und andere Teutſche den Krieg geführt, das vaterländiſche Gemüth hätte nur Raum gehabt für das Gefühl der Klage und des Unmuthes über die Verirrung derer, die ſich brüderlich die Hand reichen ſollten. Am meiſten war es das nördliche Teutſchland, größtentheils dem Könige verbündet, welches ſich zu den Seinigen rechnete, und Freude und Leid mit ihm theilte; weil hier der Kampfplatz gegen die Franzoſen war, ſo galt hier Friedrichs Sache als die deutſche Sache.

Die Konvention zu Kloſter-Seeven öffnete den Franzoſen den Weg bis an die Elbufer und bis nach

Magdeburg; ihr anderes Heer, mit den teutſchen Reichstruppen vereinigt, ſtand ſchon in Thüringen, und bereitete ſich, das ſächſiſche Land, der Preußen Stütze und Vorrathskammer, ihnen zu entreißen.

Dieſes war nicht die einzige Seite, von welcher Friedrich bedrängt wurde. In Pommern und der Ukermark breiteten ſich die Schweden aus und trieben harte Brandſchatzungen ein; und wenn ſie ihre Macht recht gebrauchen wollten, ſo ſtand ihnen der Weg zu der Hauptſtadt Berlin offen. — In Preußen war der ruſſiſche General Aprarin mit 100,000 Mann eingerückt, und ihm ſtand der Feldmarſchall Lehwald mit nicht mehr als 24,000 entgegen. Auf Befehl des Königs ſollte er jedoch auf jede Gefahr eine Schlacht wagen, um den Verwüſtungen des rohen Heeres ein Ziel zu ſetzen. Er lieferte ſie am 30. Auguſt bei Großjägerndorf, unweit Welau; allein die ausgezeichnetſte Tapferkeit vermogte nicht eine ſo große Ueberzahl zu beſiegen; Lehwald mußte ſich nach einem Verluſte von einigen tauſend Mann zurückziehen, und Preußen ſchien dem feindlichen Heere ohne Rettung anheimzufallen. Aber unerwartet, zehn Tage nach der gewonnenen Schlacht, zog ſich Aprarin über die ruſſiſche Grenze zurück. So erſchien hin und wieder ein heiterer Sonnenblick, der Friedrichs Bahn erhellte. Dieſesmahl kam er durch eine bedenkliche Krankheit der Kaiſerin Eliſabeth; ihr Ende nahe glaubend, und das Auge ſchon auf ihren Nachfolger, den Großfürſten Peter wendend, der ein Verehrer und Freund des preußiſchen Helden war, hatte der Kanzler Beſtuſchef plötzlich dem General Aprarin den Rückzug aus Preußen befohlen. Nun konnte ſich das Lehwaldſche Heer gegen die Schweden wenden, und bei ſeiner Annäherung zogen ſie ſich ſchnell aus allen Gegenden bis nach Stralſund und Rügen zurück.

Die Schlacht bei Roßbach. 5 November 1757. — Der König ſelbſt, nachdem er lange in der Lauſitz vergeblich auf die Gelegenheit einer Schlacht mit den Oeſtreichern gewartet hatte, brach im Auguſt nach der Saale auf, um die Fran-

zoſen von Sachſen zurück zu treiben. Nach manchem Hin- und Herziehen traf er ſie und das Reichsheer am 5. November bei dem Dorfe Roßbach, unweit der Saale. Friedrich hatte nur 22,000 Mann, der Feinde waren 60,000, und ſie frohlockten ſchon laut, daß ihnen der König mit ſeinem kleinen Haufen dieſesmal nicht entgehen ſolle. Er war auf einem Hügel gelagert, und die Franzoſen zogen in eiligen Schritten, mit klingendem Spiele, an den Seiten des Hügels vorbei, einzig beſorgt, ob er ihnen auch wohl ſtehen werde; denn ſie gedachten ihn nun von allen Seiten einzuſchließen und dem Kriege mit einemmale durch die Gefangennehmung des Königs ein Ende zu machen. Von den Preußen geſchah kein Schuß auf ſie, es war, als wenn ſie von allen den Anſtalten nichts merkten; ruhig ſtieg der Rauch von den Kochfeuern des Lagers auf, und Friedrich ſelbſt ſaß mit gelaſſener, gleichgültiger Miene mit ſeinen Feldherrn an der Tafel. Aber als es ihm nun Zeit dünkte, erging ſein Befehl, und ſchnell, als hätte ein Sturmwind ſie weggeweht, waren die Zelte verſchwunden, das Heer zur Schlacht geordnet, die verdeckten Batterieen des Geſchützes begannen ihr ſchreckliches Spiel, und vor Allen voran brach Seidlitz an der Spitze ſeiner trefflichen Reuterſchaar in die Haufen der erſchrockenen Feinde. Solche Schnelligkeit hatten die Franzoſen noch nie an Teutſchen gekannt; es war ihnen unmöglich, nur irgendwo eine Schlachtreihe zu bilden; ehe ſie es verſuchten, waren ſie über den Haufen geworfen, und ehe anderthalb Stunden vergangen waren, war die Schlacht entſchieden und das ganze franzöſiſche Heer auf der Flucht. Es war ein Schrecken ohne Beiſpiel über ſie gekommen; ſie hielten nicht eher ſtill, als mitten im Reiche, und viele von ihnen glaubten ſich nicht ſicher, als bis ſie jenſeits des Rheines waren. In den Händen des Königs ließen ſie 7000 Gefangene, unter denen 9 Generale und 320 Offiziere waren, 63 Kanonen und 22 Fahnen; und den Preußen koſtete der fröhliche Sieg nur 91 Todte und 274 Verwundete. Der König verdankte ihn der trefflichen Ordnung ſeines Heeres,

welchem er die Ausführung eines augenblicklich entſtandenen, kühnen Gedankens zumuthen durfte; vor Allen aber der ſturmſchnellen Tapferkeit des Generals Seidlitz mit ſeinen Reutern.

Sachſen war von dieſer Seite gerettet, aber des Königs Kriegsarbeit in dieſem Jahre noch nicht vollendet. Eines ſeiner eigenen Länder, Schleſien, bedurfte dringend ſeiner Hülfe; denn in ſeiner Abweſenheit war ſein Liebling und vertrauter Freund, der General Winterfeld, in einem Gefechte bei Moys gefallen; der Herzog von Bewern hatte ſich mit dem Heere nach Schleſien, unter die Mauern von Breslau zurückgezogen, und weil er gegen die vereinigten Heere des Prinzen von Lothringen und des Feldmarſchalls Daun nichts unternehmen konnte, war die wichtigſte Feſtung Schweidnitz am 11. November an den General Nodaſti übergegangen. Am 22. griff das ganze öſtreichiſche Heer die Preußen bei Breslau an, und beſiegte ſie nach muthiger Gegenwehr; der Herzog von Bewern, aus Furcht vor des Königs Zorn, ließ ſich, allem Anſehen nach freiwillig von den Oeſtreichern gefangen nehmen, zuletzt war auch noch die Hauptſtadt Breslau mit großen Vorräthen und trefflichen Zeughäuſern, von dem zaghaften General Leſtwitz dem kaiſerlichen Heere übergeben worden. Schleſien ſchien für den König verloren; denn blieb es einen Winter in der Oeſtreicher Hand, daß ſie ſich darin feſtſetzten, ſo mogte er es wohl nie wieder erobern. Und es ihnen jetzt wieder zu entreißen, mit den 14,000 Mann, die er aus Sachſen mitbrachte, und den 16,000, die von dem geſchlagenen Heere des Herzogs von Bewern übrig waren, ſchien ohne ein Wunder gleichfalls unmöglich.

Die Schlacht bei Leuthen. 5. Dezember 1757. — In ſolchen, faſt verzweiflungsvollen Augenblicken hat König Friedrich am glänzendſten die Größe ſeines Geiſtes, den Reichthum ſeiner Entwürfe und die unwiderſtehliche Gewalt dargethan, womit er die Gemüther der Seinigen lenkte. Er berief ſeine Heerführer und Befehlshaber zuſammen und

hielt ihnen mit ſeelenvoller Beredſamkeit eine Rede, welche ſie zu der höchſten Begeiſterung entflammte. Er zeigte ihnen die gefährliche Lage des Vaterlandes, ja die ganz verzweifelte, wenn er nicht von ihrem Muthe noch Rettung erwarte. — „Ich weiß, Sie Alle fühlen, daß Sie Preußen ſind" ſo ſchloß er: „Iſt aber einer unter ihnen, der ſich fürchtet, ſolche Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute ſeinen Abſchied erhalten, ohne von mir den geringſten Vorwurf zu leiden." — Auf dieſe Frage leuchtete ihm nur Rührung und der höchſte Kriegsmuth aus aller Augen entgegen, und mit freudiger Miene fuhr er fort: „Im Voraus war ich überzeugt, daß keiner von ihnen mich verlaſſen würde; ſo hoffe ich denn auf einen gewiſſen Sieg. Sollte ich fallen, und Sie für Ihre Dienſte nicht belohnen können, ſo muß es das Vaterland thun. — Nun leben ſie wohl; in Kurzem haben wir den Feind geſchlagen, oder wir ſehen uns nie wieder."

Die begeiſternde Kraft dieſer Rede ergoß ſich bald über das ganze Heer und es erwartete mit Ungeduld, unter die Augen der Gegner geführt zu werden. Dieſe hatten eine treffliche, feſte Stellung hinter der Lohe, wo es dem Könige ſehr ſchwer geworden ſeyn würde, ſie anzugreifen. Der vorſichtige Feldmarſchall Daun rieth, hier zu bleiben; er hatte bei Collin erfahren, welche herrliche Schutzwehr gegegen des Königs Ungeſtüm eine gute Stellung ſey. Der General Lucheſi aber, und andere, die es für ſchimpflich hielten, mit einem großen, ſiegreichen Heere gegen ſo kleine Haufen ſich durch feſte Stellungen zu ſchützen, redeten dem Prinzen Karl zu, dem Könige entgegen zu gehen. „Die Berliniſche Wachtparade," ſo nannten ſie die kleine Preußen-Schaar, „werde nicht gegen ſie Stand halten können." — Dieſer Rath gefiel dem von Natur feurigen, Prinzen mehr, als der bedächtigere, und er verließ ſein Lager. Auf offenem Felde, in der Gegend von Leuthen trafen beide Heere am 5. Dezember, gerade einen Monat nach der Roßbacher Schlacht, auf einander. Das kaiſerliche nahm mit ſeiner Schlachtreihe faſt eine

teutſche Meile ein; Friedrich dagegen mußte ſich wieder auf die Kunſt verlaſſen, die eine geringe Zahl durch ſchnellen Gebrauch zu verdoppeln weiß. Er ordnete hier bei Leuthen ſein Heer wiederum in die ſchräge Schlachtreihe, ließ einen verſtellten Angriff auf den rechten feindlichen Flügel machen, während der eigentliche Stoß auf den linken Flügel gerichtet wurde, und da dieſer nun mit voller Kraft über den Haufen geworfen war, kam Unordnung in das ganze öſtreichiſche Heer. Kein Wiederſtand half mehr; in drei Stunden war der vollkommenſte Sieg erfochten. Das Schlachtfeld war mit Todten bedeckt, und ganze Haufen ergaben ſich den Preußen zu Gefangenen, ſo daß ihre Zahl auf 21,000 geſchätzt wurde. Außerdem gingen 130 Kanonen und 3000 Wagen verloren. Einer der außerordentlichſten Siege in der Geſchichte, von 30,000 gegen 80,000 erfochten; ein redendes Zeugniß für die Herrſchaft des Geiſtes über die Maſſe, wenn der Gedanke gut und tüchtig ausgeführt wird. — Auch darin war Friedrich und ſein Heer groß, daß ſie nach gewaltiger Anſtrengung dennoch nicht in Schlaffheit zurückſanken; raſtlos wurde der Sieg verfolgt, bis die Oeſtreicher von dem ſchleſiſchen Boden bis über die Gebirge Böhmens vertrieben waren. Es war der ſchnelle und glückliche General Zieten, der dieſe Verfolgung ausführte und noch viele Gefangene und Beute zuſammenraffte, während der König Breslau angriff und darin wieder ein kleines Heer von 17,000 Mann gefangen nahm. Im Monat Dezember ergab ſich auch noch die Feſtung Liegnitz. So hatte das Eine kühne Wageſtück, da der König Alles gegen Alles ſetzte, ihm Schleſien, bis auf Schweidnitz, ein ruhiges Winterlager in dieſem Lande ſo wie in Sachſen und, was mehr als dieſes, einen unſterblichen Ruhm im Munde der Nachwelt gewonnen, den Oeſtreichern aber ein ſchönes Heer von 80,000 Mann ſo vernichtet, daß nicht mehr als 17,000 ſtreitbare Krieger Böhmen erreichten. Die preußiſchen Länder waren alle, bis auf die in Weſtphalen, von Feinden befreit.

54. Das Jahr 1758.

Die Schlachten bei Zorndorf und Hochkirch.

Das vorige Jahr war durch 4 große Schlachten und viele größere und kleinere Gefechte eines der blutigſten geweſen, welche die Geſchichte zu nennen hat; die Gegner hatten die Kräfte genugſam an einander verſucht; Friedrich ließ in Wien Friedensvorſchläge machen. Er befolgte den Grundſatz der Römer, nur nach einer gewonnenen Schlacht den Frieden anzubieten. Allein die Kaiſerin Maria Thereſia war noch immer zu erbittert gegen den Eroberer Schleſiens; auch hatte man ihr ſorgfältig den großen Verluſt ihres Heeres nach der Leuthener Schlacht und die Kriegsnoth der Länder verborgen; und der franzöſiſche Hof redete eifrig für die Fortſetzung des Krieges in Teutſchlaud, weil er ſonſt allein den Krieg gegen England hätte führen müſſen. Friedrichs Anträge wurden demnach zurückgewieſen und die Rüſtungen zum nächſten Feldzuge verdoppelt. Der Prinz Karl legte den Oberbefehl nieder, er hatte das Zutrauen des Volks und des Heeres verloren; es war ſchwer, einen andern an ſeine Stelle zu finden; der tapfere Feldmarſchall Nadaſti war durch Eiferſucht und Ränke verdrängt; endlich blieb die Wahl bei dem Feldmarſchall Daun ſtehen, dem ſein Sieg bei Collin mehr Ruhm verſchafft hatte, als er, ſeiner Langſamkeit und Unentſchloſſenheit wegen, verdiente.

Von franzöſiſcher Seite wurden die Heere auch verſtärkt, und ſtatt des Herzogs von Richelieu ein anderer Heerführer, der Graf Clermont geſendet. Richelieu aber zog mit ſeinen erpreßten Millionen nach Frankreich zurück und verzehrte ſie vor aller Welt Augen, ohne Scham und Scheu, in königlicher Verſchwendung. — Rußland zeigte gleichfalls den Willen zu eifriger Fortſetzung des Krieges; der Kanzler Beſtuchef, der das Heer im vorigen Jahre aus Preußen zurückgerufen hatte, wurde abgeſetzt und auch ein anderer Feldherr, der General Fermor, an die Spitze

des Heeres geſtellt. Dieſer brach ſchon im Januar des neuen Jahres in Preußen ein, und eroberte das Königreich ohne Widerſtand, weil der General Lehwald gegen die Schweden nach Pommern gezogen war.

Gegen ſo ernſtes Vorhaben der Feinde mußte Friedrich die äußerſten Kräfte ſeiner Länder, ſo wie des ſächſiſchen Landes, aufbieten. Mannſchaft und Geld mußte mit angeſtrengter Thätigkeit herbeigeſchaft werden; ja der König ſah ſich ſchon jetzt durch die Noth gezwungen, ſchlechteres Geld prägen und damit die Krieger beſolden zu laſſen; ein Mittel, welches nur die äußerſte Noth entſchuldigen konnte. Aber er erkannte wohl, was ſeit dem Untergange der Lehnsverfaſſung, und der Entſtehung der neuen Kriegsweiſe, das Treibende im Kriege ſey, und das Uebergewicht gebe. — An Bundesgenoſſen hatte er nur England und die kleinen nordteutſchen Fürſten, und ſie alle waren durch die unglückliche Conventien von Kloſter-Seeven gelähmt. Da wendete ſich aber in England das Glück ſehr günſtig für Friedrich; das engliſche Volk, jede ausgezeichnete Kraft gern anerkennend, war durch die Roßbacher Schlacht für Friedrich begeiſtert; der ſchimpfliche Vertrag von Kloſter-Seeven erregte dagegen den allgemeinen Unwillen, und der berühmte William Pitt, der eben erſter Miniſter in England geworden war, ließ die Ehre und die Stimme des Volkes entſcheiden, verwarf jene Convention, die noch nicht beſtätigt war, und beſchloß den Krieg mit neuem Ernſte fortzuſetzen. Das Heer wurde verſtärkt und König Friedrich ſelbſt aufgefordert, ihm einen Anführer zu geben. Sein Heldenauge wußte den ungewöhnlichen Geiſt von der Menge zu unterſcheiden, er ſendete dem verbündeten Heere den Herzog Ferdinand von Braunſchweig, und Ferdinand hat ſolche Auszeichnung ſo trefflich gerechtfertigt, daß ſein Name mit dem des Königs aus dieſer ſtürmiſchen Zeit glänzend in der Geſchichte leben wird.

Nach einem mit Friedrich verabredeten Plane ſetzte der Herzog ſchon im Februar des nächſten Jahres ſein kleines Heer in Bewegung, um die Franzo-

ſen aus ihren Winter-Quartieren, in denen ſie auf Koſten der Hannoveraner und Heſſen im Ueberfluß ſchwelgten, aufzuſchrecken. Mit 30,000 ſollte er 100,000 vertreiben; aber ſeine Maaßregeln waren alle ſo trefflich berechnet, und die ſorgloſen Franzoſen mit ihrem unfähigen Heerführer ſo aus der Faſſung gebracht, daß ſie in wenigen Wochen alles Land zwiſchen der Aller und Weſer, und der Weſer und dem Rheine, mit Vorräthen und Beſatzungen und 11,000 Mann verlorener Kriegsgefangenen, hinter ſich ließen, bei Düſſeldorf über den Rhein gingen, und ſich nicht eher ſicher hielten, als bis dieſer Strom ihre Schutzwehr war. Dennoch ſchützte er ſie nicht. Herzog Ferdinand verfolgte ſie auch über den Rhein, griff ſie bei Kreveldt an, und obwohl ſie an Zahl viel ſtärker waren, als ſein aus vielen Theilen gemiſchtes Heer, ſo ſchlug er ſie doch mit einem Verluſt von 7000 Mann in die Flucht. Nach dieſer Schlacht ging die Feſtung Düſſeldorf an ihn über und ſeine leichten Schaaren ſtreiften ſogar in die öſtreichſchen Niederlande, bis vor die Thore von Brüſſel.

Der König Friedrich war unterdeß nicht müßig geweſen. Zuerſt mußte er den Oeſtreichern den wichtigen feſten Platz, den ſie noch in Schleſien beſaßen, Schweidnitz, wieder wegnehmen, und das geſchah mit Sturm den 18. April. Der Feldmarſchall Daun ſtand indeß in Böhmen und wandte alle Kunſt an, dieſes Land dem König unzugänglich zu machen; denn hier erwartete er einen Angriff von ihm. Aber als er ſich eben recht ſicher geſtellt glaubte, brach Friedrich auf; ging in Eilmärſchen, ſtatt nach Böhmen, nach Mähren und ließ die Feſtung Olmütz belagern. Es zeigte ſich in dieſer Unternehmung der eigenthümliche Geiſt des Königs, der gern das Kühnſte, Gefahrvollſte, Unerwarteteſte wählte, und ſich freute, den Gegner ganz aus der Faſſung zu bringen; und wäre Olmütz erobert, ſo hätte er einen wichtigen Platz in einer noch unberührten Provinz des öſtreichſchen Landes und in gefährlicher Nähe bei Wien gehabt. Allein das Glück war dieſesmahl nicht mit der Kühnheit; die Stadt vertheidigte ſich aufs Tapferſte, die Ein-

wohner des Landes, treu und eifrig für ihre Kaiſerin, machten den Preußen den Unterhalt ſchwer, brachten dem kaiſerlichen Heere jede Kunde, und als es Daun dadurch gar gelang, dem Könige eine Zufuhr von 3000 Wagen wegzunehmen, auf deren Ankunft das Gelingen der Belagerung beruhte, ſo mußte dieſe wieder aufgegeben werden. Und nun war der Rückweg nach Schleſien verſpeert; der vorſichtige Daun hatte die Päſſe beſetzt, und glaubte den Gegner in ſeiner eigenen Schlinge gefangen zu haben. Allein Friedrich wendet ſich plötzlich, dringt über die Gebirgspäſſe nach Böhmen, wo der öſtreichiſche Feldherr ihn keineswegs erwartete, kömmt dort an, ohne einen Wagen verloren zu haben, und würde vielleicht aus dieſem Lande noch nicht ſo bald vertrieben ſeyn, wenn ihn nicht das Eindringen der Ruſſen in Pommern und die Neumark nach jenen Gegenden gerufen hätte. Er zog daher wieder über die Gebirge von Böhmen nach Schleſien, ließ dort den Feldmarſchall Keith zur Deckung des Landes zurück, und eilte mit 14,000 Mann wie im Fluge gegen die Ruſſen.

Die Schlacht bei Zorndorf. 25. Auguſt 1758. — Mit jedem Schritte ſtieß er auf Verwüſtungen des barbariſchen Feindes, der nicht Weiber, nicht Kinder, nicht die zarte Jugend, noch das hülfloſe Alter verſchonte. Küſtrin lag bis auf drei Häuſer in der Aſche, das flache Land glich einer Einöde. Ein glühender Zorn erfüllte den König und ſein Heer bei dieſem Anblicke, und als man nnn am 25. Auguſt auf die Feinde traf, entſpann ſich die blutigſte Schlacht des ganzen ſiebenjährigen Krieges, die von 9 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Abends wüthete. 37,000 Preußen fochten gegen 70,000 Ruſſen, und es war ein Kampf nach alter Weiſe, da, ohne viel künſtliche Wendungen, die Gegner dicht zuſammen rückten und, Auge auf Auge geheftet, die mörderiſchen Waffen gebrauchten. So wird gekämpft, wenn das Gemüth am Kampfe theilnimmt. Der König hatte geboten, den grauſamen Feinden keine Scho-

nung zu gewähren, und verſperrte ihnen die Wege zur Flucht. Am Abende des blutigen Tages lagen 19,000 Ruſſen auf dem Schlachtfelde, allein auch 11,000 Preußen waren gefallen; denn dieſer kräftige Feind, da er keinen Ausweg ſah, wollte wenigſtens ſein Leben theuer verkaufen und focht mit äußerſter Verzweiflung. Und hätte nicht der tapfere Reuterführer Seidlitz, der an dieſem Tage überall gegenwärtig war, wo am größten die Gefahr, mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung alle Schaaren der Feinde über den Haufen geworfen, die oft ſchon über das preußiſche Fußvolk Vortheile gewonnen hatten, ſo wäre der Sieg vielleicht zweifelhaft geblieben. Der König ſelbſt geſtand, daß er dieſen Sieg Seidlitz verdanke. — Dieſes war die furchtbare Schlacht bei Zorndorf. Der ruſſiſche General Fermor, der ſich kaum als beſiegt anſehen wollte, zog ſich mit ſeinem Heere nach Polen und Preußen zurück, Friedrich aber nach Sachſen, denn hier war ſein Bruder Heinrich von dem großen öſtreichiſchen Heere hart bedrängt.

Der Ueberfall bei Hochkirch. 14. Oktober 1758. — Daun zog ſich bei der Annäherung des Königs in ein feſtes Lager zurück, welches er ſich in der Lauſitz ausgewählt hatte; in dieſer Stellung wollte er den König von Schleſien abſchneiden, damit unterdeß ſein General Harſch die Feſtung Neiſſe erobern könnte. Aber Friedrich der den Plan durchſchaute, eilte, die Straße über Bauzen und Görlitz nach Schleſien zu gewinnen, rückte dicht an das öſtreichiſche Heer und wollte ſich zwiſchen den Dörfern Hochkirch und Kotitz in ein offenes Lager legen. Dieſer Gedanke war nicht der Klugheit gemäß, er zeigte Verachtung gegen den Feind. Des Königs Quartiermeiſter Marwitz, ſonſt ſein Liebling, machte Vorſtellungen gegen den gefährlichen Lagerplatz, und weigerte ſich, das Lager abzuſtecken; der König befahl; er weigerte ſich ſtandhaft. Da ließ ihn der König in Verhaft ſetzen und einen andern das Lager ordnen. Das Heer lag hier

drei Tage lang, jedem Angriff des überlegenen Feindes bloß geſtellt, und der König achtete alle Warnungen ſeiner Heerführer nicht. Er, der nie von den Oeſtreichern zuerſt angegriffen war, traute dem Feldmarſchall Daun einen kühnen Entſchluß nicht zu, und wurde zugleich durch einen Kundſchafter getäuſcht, den die Oeſtreicher erkauft und mit falſchen Nachrichten an ihn zurückgeſendet hatten. — Am 14. Oktober, früh, ehe der Tag graute, wurde das preußiſche Heer durch den Donner des Geſchützes geweckt; die Oeſtreicher hatten ſich während der Nacht ſtill an das Dorf Hochkirch geſchlichen, und ſo wie die Uhr des Thurmes fünf ſchlug, fielen ſie über die preußiſchen Vorpoſten her, bemächtigten ſich der großen Schanze am Eingange des Dorfes, richteten das Geſchütz rückwärts, und ſchmetterten durch ein furchtbares Feuer alle Preußen nieder, welche ſich in demſelben ſammelten. Das Blutbad war entſetzlich, weil die Krieger gerade in der Hauptgaſſe des Dorfes, die als Sammelplatz beſtimmt war, zu Tauſenden zuſammenſtrömten. Die Feldherrn ſuchten die Reihen in der Dunkelheit zu ordnen, aber vergeblich; dem tapfern Prinzen Franz von Braunſchweig riß eine Kugel den Kopf weg, als er eben im Begriff war, den Feind auf den Anhöhen bei Hochkirch anzugreifen; der Feldmarſchall Keith, ein tapferer, im Kriege grau gewordener Feldherr wurde von zwei Kartätſchen-Kugeln durchbohrt; der Prinz Moritz von Deſſau wurde ſchwer verwundet. Die Anführer Seidlitz und Ziethen ſammelten auf dem freien Felde die Reutergeſchwader und hieben tapfer auf die Oeſtreicher ein, allein kleine Vortheile, die ſie erfochten, konnten den großen Verluſt nicht wieder erſetzen; Hochkirch, das Lager, Gepäck, ein großer Theil des Geſchützes waren ſchon in der Gegner Gewalt. — Der anbrechende Tag gewährte keinen Vortheil; ein undurchdringlicher Nebel verhinderte den König, mit ſeinem kriegeriſchen Scharfblick die Lage der Feinde und der Seinigen zu erkennen, um vielleicht durch eine raſche Wendung das Glück dennoch auf ſeine Seite zu bringen. Doch hatten ſich ſeine Schaaren

mit bewundernswürdiger Ordnung wieder geſammelt, und als nun gegen 9 Uhr die Sonne durchbrach, erkannte er, daß ein Theil des öſtreichſchen Heeres ſchon ſeine Seiten umging und gab den Befehl zum Rückzug. Er geſchah mit ſolcher Ordnung, daß der öſtreichiſche Feldherr dadurch außer Faſſung gebracht, ihn gar nicht ſtörte, ſondern in ſein altes Lager zurückkehrte. Doch hatte der König treffliche Heerführer, 9000 Mann guter Krieger und über hundert Stück Geſchütz verloren, und da auch das Lager eingebüßt war, ſo fehlte den Uebriggebliebenen alle Schutzwehr gegen das Ungemach der ſpäten herbſtlichen Zeit.

Dennoch zeigte ſich der König mit unerſchütterlicher Ruhe und Faſſung, und ſein Anblick erfüllte das Heer mit gleichem Sinne. Wie Friedrich ſich im Unglücke am größten bewieſen hat, ſo auch nach dieſem Verluſte. Er, der Geſchlagene, alles Heergeräthes Beraubte, ſetzte durch künſtliche Märſche und Wendungen ſeine urſprüngliche Abſicht durch, täuſchte den Gegner, umging ſeine Stellung, erſchien plötzlich in Schleſien, und zwang den General Harſch, die Belagerung von Neiſſe eiligſt aufzuheben. Schleſien wurde ganz vom Feinde befreit. Und Daun, der Sieger, nachdem er den König nach Schleſien ziehen laſſen mußte, und den Angriff auf Dresden nur dazu führte, daß der preußiſche Befehlshaber, Graf Schmettau, zu ſeiner Vertheidigung die ſchönen Vorſtädte der Stadt niederbrannte, — kehrte mißmuthig nach Böhmen zurück, und nahm dort ſein Winterlager. So hatte die Ueberlegenheit des Geiſtes die Folgen einer Niederlage in die eines Sieges umgewandelt.

Am Ende des Jahres war Friedrich, trotz mancher Unfälle, im Beſitze aller Länder, wie am Ende des vorigen; ja, die Feſtung Schweidnitz, welche ihm damals fehlte, hatte er jetzt in ſeiner Gewalt, und dazu waren auch ſeine weſtphäliſchen Länder durch den tapfern Prinzen Ferdinand den Franzoſen entriſſen. Ferdinand hatte ſich zwar jenſeits des Rheines mit ſeiner kleinen Schaar nicht behaupten können, aber am Ende des Feldzuges zwang er doch die

Franzoſen, ihm das ganze rechte Ufer des Niederrheins zu laſſen, und ihr Winterlager zwiſchen dem Rheine und der Maas zu nehmen.

---

55. Das Jahr 1759.

Minden. Kunersdorf. Maxen.

Das folgende Jahr ſollte dem, eben aus großen Gefahren erretteten, Könige das herbeſte des ganzen Krieges werden. Die Hoffnung, ihn endlich doch zu überwältigen, trieb ſeine Gegner zu verdoppelten Anſtrengungen. Die öſtreichſchen Heere wurden trefflich ergänzt; ja, ſie erſchienen mit jedem neuen Jahre des Krieges ſchöner auf dem Kampfplatze, weil die Ergänzungen aus der kräftigſten Jugend der Erbländer genommen und gut geübt waren, und weil die jungen Krieger in den zahlreichen Schaaren der alten und erfahrenen bald mit dem rauhen Leben des Feldlagers bekannt wurden. Bei der Stärke der öſtreichſchen Heere war, der blutigen Schlachten ungeachtet, doch ein beträchtlicher Kern alter Krieger übrig geblieben. In Friedrichs kleinerem Heere dagegen, welches bald mit Oeſtreichern, bald Ruſſen, Franzoſen, Schweden und Reichsvölkern kämpfen mußte, war die Zahl derer, die das Schwerdt und die Krankheiten übrig gelaſſen hatten, ſehr gering; es beſtand größtentheils aus Neugeworbenen. Und ſo ſchnell auch die Landeskinder, die oft noch im Knabenalter in die Reihen traten, den Geiſt und die Ehre des Krieges in ſich aufnahmen, ja oft die Alten in kühner Verachtung der Gefahr übertrafen, ſo war doch ihre Zahl zu klein gegen die, aus Sachſen, Anhalt, Mecklenburg Ausgehobenen und die vielen Geworbenen aller Nationen, die größtentheils aus Ueberläufern beſtanden. So wendete ſich, wenn auch die Zahl hergeſtellt wurde, das Verhältniß der inneren Tüchtigkeit des Heeres immer mehr zum Nachtheile des Königs Friedrich. Und ſeinem eigenen, ſo wie dem ſächſiſchen und mecklenburgiſch-ſchweriniſchen Lande, wurden durch die drückenden Abgaben und

das Ausheben der jungen Mannſchaft faſt unheilbare Wunden geſchlagen. Der Herzog von Mecklenburg war ſo unvorſichtig geweſen, auf dem Regensburger Reichstage ſich an die Spitze der Fürſten zu ſtellen, welche Friedrich am heftigſten anklagten und die Reichsacht über ihn ausſprechen wollten; dafür wurde ſein Land wie ein feindliches mit harter Strenge behandelt. Zu der Acht gegen den König kam es nicht; denn da dieſelbe Strenge gegen den Churfürſten von Hannover nöthig geweſen wäre, ſo widerſetzten ſich die meiſten evangeliſchen Reichsſtände der Verurtheilung zweier ihrer bedeutendſten Glieder. Ueberdieß war dieſes, in alter Zeit mit Schwerdtes-Schärfe ſchneidende, Wort nun leider ſchon lange ein leeres und unkräftiges geworden, welches, ausgeſprochen, die Auflöſung des teutſchen Reichsverbandes nur noch ſchmählicher an den Tag gebracht hätte.

Viel weſentlicher, als durch das Ausſprechen der Reichsacht geſchehen wäre, wirkte Maria Thereſia gegen den König durch den Ernſt, welchen ſie bei den Herrſchern von Frankreich und Rußland für die Fortſetzung des Krieges zu erhalten wußte. Die ruſſiſche Kaiſerin, um den Flecken der Zorndorfer Schlacht auszutilgen, ſendete neue Schaaren und in dem General Soltikow einen neuen tapfern Feldherrn. In Paris aber war der bisherige franzöſiſche Geſandte in Wien, der Herzog von Choiſeul, eine Haupttriebfeder des Krieges gegen Friedrich, erſter Miniſter geworden, und bot noch einmal die Kräfte Frankreichs auf, um den Beſitz von Weſtphalen, Hannover und Heſſen mit Uebermacht zu erzwingen. Dieſen Ländern war ein hartes Schickſal bereitet, wenn die Abſicht gelang; an Hannover wollte Frankreich Rache nehmen für die großen Verluſte, die es auf dem Meere und jenſeits der Meere durch England erlitt. Durch glorreiche Siege der brittiſchen Seehelden war Frankreichs Seemacht hart beſchädigt, und in Oſtindien wie in Nordamerika ſchon beträchtliche Landſtriche verloren. Den Racheplanen Frankreichs in Teutſchland ſollte nun Herzog Ferdinand mit kleiner Macht einen Damm entgegenſtellen.

Die Schlachten bei Bergen und bei Minden. 13. April und 1. Auguſt. — Der Herzog war von zwei Seiten bedroht. Am Maine ſtand der Herzog von Broglio mit einem Heere, und hatte ſeinen Mittelpunkt in Frankfurt, welches er durch Ueberrumpelung in ſeine Gewalt gebracht hatte; — daß es freie Reichsſtadt war, und bisher zu dem Reichskriege genen Friedrich pflichtmäßig Geld und Mannſchaft geliefert hatte, ſchützte die Stadt vor dieſer Gewaltſamkeit nicht. — Vom Niederrheine her ſollte der Marſchall von Contades mit dem Hauptheere auf das hannöverſche Land vordringen. Ferdinand gedachte, wie König Friedrich, durch Schnelligkeit beiden Heeren nach einander zu begegnen, und brach früh im Jahre gegen den Herzog von Broglio auf. Am 13. April traf er auf ihn bei dem Dorfe Bergen, unweit Frankfurt. Er ließ ihn unvorzüglich durch die tapfern heſſiſchen Krieger angreifen; aber die Stellung der Franzoſen war zu feſt, und ſo, daß immer friſche Schaaren die ermüdeten ablöſen konnten. Nach dreimaligen, tapfern Angriffe mußten die Heſſen zurückweichen, und der beſonnene Feldherr, der ſein ganzes Heer, womit er viele Landſtriche beſchützen ſollte, nicht der Gefahr Einer unglücklichen Schlacht blosſtellen wollte, gab den Kampf auf. In guter Ordnung zog er ſich zurück und mußte bald alle ſeine Feldherrnkunſt aufbieten, um nur Niederſachſen gegen die Angriffe des Marſchalls von Contades zu vertheidigen. Dieſer war bei Düſſeldorf über den Rhein gegangen, zog ſich durch den Weſterwald nach Gießen, vereinigte ſich mit Broglio, und nahm Caſſel, Paderborn, Münſter und Minden an der Weſer. Es war ein raſches Gelingen in allen dieſen Unternehmungen und Ferdinand ſah ſich bis an die untere Weſer nach Bremen verdrängt; der franzöſiſche Feldherr aber glaubte Hannover nun ſchon als ſichere Beute in ſeiner Hand zu halten. In Paris war großes Frohlocken über dieſen glänzenden Anfang. Allein der teutſche Held verwandelte daſſelbe bald in Trauer und Niedergeſchlagenheit. Seinen Vortheil erſehend drang er zu rechter Zeit gegen das

geſammte, bei Minden in ungünſtiger Gegend gelagerte franzöſiſche Heer vor, und ſtand am 1. Auguſt in ſeinem Angeſichte. Contades mußte ſchlagen, weil ihm ſeine Vorräthe verſperrt waren, und traute auf ſeine Uebermacht. Aber die rechte Einſicht mangelte ihm an dieſem Tage, obwohl er ſonſt kein ungeſchickter Feldherr war. Gegen allen Kriegsgebrauch hatte er die Mitte ſeiner Schlachtreihe mit Reuterei beſetzt, und dieſen Umſtand, den er vielleicht zu glücklicher Stunde erdacht zu haben meinte, wendete Ferdinand zu ſeinem Verderben. Er befahl dem engliſchen und hannöverſchen Fußvolk, deſſen Standhaftigkeit er erprobt hatte, gerade auf die feindlichen Reuterſchaaren loszugehen. Es war ein kühner Gedanke, Ferdinands überlegener Geiſt wagte es, die gewöhnliche Ordnung des Herkommens umzukehren; und es gelang. Die Reuterei, die beſte des franzöſiſchen Heeres, verwundert über die Keckheit des Fußvolks, ſtürzte gegen daſſelbe im ungeſtümen Angriffe hervor; allein er ſcheiterte, ſo oft er wiederholt wurde, an der eiſernen Feſtigkeit der Reihen; und das Feuer des Geſchützes wie der Gewehre trieb endlich die ganze Schlachtordnung der Reuter in die Flucht. Es entſtand eine gefährliche Lücke in der Mitte der Franzoſen; Herzog Ferdinand gab dem engliſchen General Sackville, der ſeine Reuterei anführte, den Befehl, ſogleich mit ganzer Kraft die fliehenden Feinde zu verfolgen, und that er dieſes, und trennte das ganze franzöſiſche Heer von einander, ſo war es vernichtet. Allein Neid und Feigheit machten den engliſchen Anführer hier zum Verräther, er befolgte des Herzogs Befehl nicht und die Franzoſen gewannen Zeit, ſich wieder zu ſammeln und einen geordneten Rückzug zu machen. Sie hatten 8000 Mann und 30 Kanonen verloren. Wichtiger indeß waren die Verluſte nach der Schlacht. Contades zog ſich, immer verfolgt, an der Weſer nach Caſſel zurück, dann noch weiter ſüdlich nach Gießen. Ferdinands Krieger aber eroberten nach einander Marburg, Fulda und in Weſtphalen Münſter, und ſo ſah ſich dieſer ruhmwürdige Feldherr am Ende

des Jahres wieder im Beſitze der Länder, die er im Anfange in ſeiner Gewalt gehabt hatte.

Die Schlachten bei Kay und bei Kunersdorf. 23. Juli und 12. Auguſt. — Der König Friedrich hatte den Feldzug in dieſem Jahre nicht ſo früh eröffnet; ſein Vortheil war jetzt nicht mehr, wie Anfangs, die raſche Folge der Entſcheidungen; vielmehr war ſein Plan darauf berechnet, die Vereinigung der Oeſtreicher und Ruſſen ſo lange wie möglich zu verhindern. Er legte ſich daher in ein feſtes Lager bei Landshut und ließ den Oeſtreichern durch raſche Streifzüge in Böhmen, ſo wie den Ruſſen in Polen anſehnliche Magazine zerſtören. Dieß verzögerte den Anfang größerer Unternehmungen für Beide; denn nach der damaligen Kriegsweiſe, da die Heere oft lange in einer Gegend blieben und doch den Einwohnern nicht alle ihre Haabe aufzehren wollten, bedurften ſie großer Vorräthe.

Endlich aber rückten die Ruſſen mit 40,000 Mann gegen die Oder heran, und Laudon war mit 20,000 Oeſtreichern bereit, ſich mit ihnen zu vereinigen. In dieſer Gefahr glaubte Friedrich, durch eine außerordentliche Maaßregel der ſchwierigen Lage begegnen zu müſſen. Er hatte unter ſeinen Feldherren einen jüngeren im Range, welcher ſich bei manchen Gelegenheiten durch große Kühnheit ausgezeichnet hatte; es war der General Wedel. Dieſen hielt er für den tauchlichſten, ihn den Ruſſen entgegenzuſtellen; aber es war zu fürchten, daß die ältern Generale ihm nicht willig gehorchen würden. Da beſchloß der König, wie die Römer in dringenden Gefahren, einem einzigen Manne alle Gewalt in die Hände legend, ihn zum Dictator ernannt hatten, ſo den General Wedel als Dictator zu dem Heere zu ſenden, welches gegen die Ruſſen ſtand. Dieſe, ſo lautete der königliche Befehl, ſollte er angreifen, wo er ſie fände. Der Dictator that nach dem Worte, aber ohne die Umſicht, die ein ſolches Wort vorausſetzt. Er griff die Ruſſen am 23. Juli bei dem Dorfe Kay, un-

weit Züllichau an, aber ſo daß ſein Heer über eine Brücke und durch einen engen Weg, im langen Zuge, zum Angriff ſich durchdrängen mußte. Die Haufen kamen einzeln nach einander auf dem Schlachtfelde an und wurden einzeln von dem Feinde mit mörderiſchem Feuer empfangen und zurückgeſchlagen. Die Preußen verloren 5000 tapfere Krieger und die Ruſſen vereinigten ſich nun ungehindert mit Laudon.

Da mußte der König Friedrich ſelbſt ihnen entgegen eilen. Er fühlte die Gefahr, der er entgegen ging, berief ſeinen Bruder Heinrich in das Lager bei Schmottſeifen, trug ihm die Beobachtung des Feldmarſchalls Daun auf, und beſtellte ihn überdieß zum Verwalter des Staates, wenn er auf dieſem Zuge ſterben oder gefangen werden ſollte. Doch forderte er von ihm das feierliche Verſprechen, wenn ihm ein ſolches Unglück begegnen ſollte, in keinen, dem preußiſchen Hauſe ſchimpflichen, Frieden zu willigen. Friedrich wußte, wie ein König leben und ſterben müſſe; das Unglück der Gefangenſchaft hätte er wohl nicht überlebt, denn er wußte recht gut, welch große Opfer die Gegner für ſeine Freiheit fordern würden.

Er fand am 12. Auguſt die vereinigten Ruſſen und Oeſtreicher, 60,000 Mann ſtark, auf den Anhöhen von Kunersdorf, bei Frankfurt an der Oder, verſchanzt. Nach der Beſichtigung ihrer Stellung beſchloß er ſeinen Schlachtplan ſolchergeſtalt, daß der Feind nicht etwa aus dem Feld geſchlagen, ſondern daß er vernichtet würde. Es haben viele den König über einen ſo harten Vorſatz getadelt; aber gerade ein ſolcher Plan iſt das Zeichen des großen Feldherrn, welcher lieber den Kampf durch Einen Schlag entſcheiden, als durch viele unvollendete Gefechte, welche zuſammen noch mehr Menſchen hinwegraffen, in die Länge ziehen will. Und wer mag gerade den König Friedrich tadeln, daß er dieſen Weg vorzog, er, der vielen Feinden zugleich widerſtehen ſollte, und wohl Urſache hatte, ſich mit einem jeden, wenn es möglich war, ganz abzufinden. In dem Plane der Schlacht von Kunersdorf lag das Unglück dieſes Tages nicht, aber darin, daß der König, ungeachtet

er der Gegend kundige Männer zu Rathe gezogen hatte, doch keine genaue Kenntniß des Schlachtfeldes erhielt, und zweitens, daß er der menſchlichen Kraſt zu viel zumuthete. Denn als nun ſein Angriff auf den linken Flügel der Ruſſen, durch große Anſtrengung der Seinigen, gelungen, 70 Kanonen erobert und der ganze Flügel in die Flucht getrieben war, als der König ſchon einen Siegesbothen nach Berlin abgefertigt hatte, und der Tag ſich neigte, da riethen ſeine Feldherrn, der ermatteten Krieger zu ſchonen, weil die Oeſtreicher noch gar nicht zum Kampfe gekommen waren und der rechte ruſſiſche Flügel unerſchüttert ſtand. In der Nacht, urtheilten ſie, würde ſich der Feind gewiß von ſelbſt zurückziehen. Allein der König, dem jedes halbe Werk unerträglich war, befahl den erneuten Angriff; und nun ſollten die, durch ſchwere Anſtrengung an einem ſehr heißen Tage, ermüdeten Schaaren Anhöhen erſtürmen und feſte Stellungen erobern, aus denen die Feuerſchlünde Tod und Verderben in ihre Reihen ſchleuderten. Da half die größte Tapferkeit nicht mehr gegen die Uebermacht; ſo oft auch die Anführer und der König ſelbſt die Reihen wieder ordneten und gegen die feindliche Stellung führten, ſie wurden immer zurückgeworfen. Und endlich, weil die Spannung ſo groß geweſen war, ſchlug ſie plötzlich in die größte Erſchlaffung um; Schrecken und Verwirrung kam über das Heer, Alles floh in Unordnung; die öſtreichſche Reuterei richtete unter den Fliehenden ein ſchreckliches Blutbad an, und an eine Ordnung des Rückzuges war nicht mehr zu denken. Der König ſelbſt, den bei dem Anblicke ſolcher Niederlage, wie er noch nie geſehen, eine ſtarre Verzweiflung ergriff, dachte nicht an die Rettung ſeines Lebens; gleichgültig hielt er zwiſchen Todten, Verwundeten und Fliehenden, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erſchoſſen und eine Kugel drang durch ſein Kleid bis in die Weſtentaſche, wo ſie durch ein goldnes Etui in ihrem gefährlichen Laufe aufgehalten wurde. Endlich, als er keine Erinnerungen achtete, und öſtreichſche Reuterhaufen heranſprengten, ergriffen ſeine Begleiter die Zügel ſei-

nes Pferdes und führten ihn halb mit Gewalt aus dem Schlachtgetümmel. Es war der Rittmeiſter von Prittwitz, der ihn mit ſeinen Huſaren in Sicherheit brachte. In dieſem Augenblick ſchrieb der König an ſeinen Miniſter Finkenſtein mit Bleiſtift dieſen Zettel: „Alles iſt verloren, retten ſie die königliche Familie!“ — Und einige Stunden ſpäter: „Die Folgen der Schlacht werden ſchlimmer ſeyn, als die Schlacht ſelbſt. Ich werde den Sturz des Vaterlandes nicht überleben. Gott befohlen auf immer!“

So finſter und hoffnungslos war es in des Königs Seele; und als er am Abend in dem Dorfe Oetſcher in einer halb zerſtörten Bauernhütte ſchlaflos ſich auf ein Strohlager hinwarf, und ſein kleines Gefolge rings umher auf bloßer Erde ſchlief; als ſo Alles, was irdiſche Hoheit zu geben vermag, wie eine abgeſtreifte Hülle fern von ihm lag; da mag ihm wohl mehr als jemals fühlbar geworden ſeyn, wie wenig der Menſch durch eigene Kraft und Berechnung allein vermag. Und hätte ihn und ſein Volk nicht eine höhere Hand gerettet, ſie wären verloren geweſen. Dem ſiegreichen Feinde ſtand der Weg nach Berlin und in das Herz des Staates offen; von des Königs großem Heere fanden ſich am Morgen nach der Schlacht nur ungefähr 5000 Mann bei ihm zuſammen; erſt nach einiger Zeit, da er die Flüchtlinge geſammelt und alles an ſich gezogen hatte, konnte er bis 18,000 Mann zuſammenbringen, und nur mit Mühe für die 165 Kanonen, die er bei Kunersdorf verloren hatte, einiges Geſchütz aus Berlin herbeiſchaffen. Dennoch ward ſeine Hauptſtadt gerettet. Der ruſſiſche Feldherr verfolgte ſeinen Sieg nicht; vielleicht aus heimlicher Rückſicht für den ruſſiſchen Thronerben, Peter, vielleicht auch nur aus Unzufriedenheit über die Unthätigkeit des öſtreichſchen Hauptheeres. Denn dem Feldmarſchall Daun ſchrieb Soltikow, als dieſer ihn zum Vorrücken aufforderte: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen, und warte, um weiter vorzurücken, nur auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen. Es iſt nicht billig, daß das Heer meiner Kaiſerin allein alles thue.“ Solche Eiferſucht

und Unzufriedenheit zwiſchen den Anführern beider Völker hat immer fortgedauert, und den König Friedrich mehrmals aus harten Bedrängniſſen gerettet.

Der öſtreichſche Feldherr wurde indeß durch des Königs Bruder Heinrich, der jetzt alle Liſten der Kriegskunſt aufbot, in der Lauſitz feſtgehalten, und durch treffliche Wendungen und Märſche, ohne eine Schlacht, ſogar gezwungen, ſich in die böhmiſchen Gebirge zurückzuziehen. So groß war dieſer Prinz in beſonnener Leitung des Krieges, daß er ohne Blutvergießen das bewirkte, was der raſchere Bruder durch eine Schlacht ausgerichtet haben würde; und das Schickſal ſchien ſie wohlwollend zuſammengeordnet zu haben, damit Einer das Mangelnde des Andern erſetzte. Friedrich ſelbſt hat von ſeinem Bruder das Urtheil gefällt, er ſei der einzige Feldherr des Krieges geweſen, der keinen Fehler gemacht habe.

Doch zwei große Verluſte, die der König noch am Ende dieſes Feldzuges erlitt, konnte Heinrich nicht abwenden. Der erſte war die Räumung von Dresden, des wichtigſten Platzes für Preußen für den ganzen Krieg. Friedrich hatte ſeinem dortigen Befehlshaber, dem Grafen Schmettau, in der erſten Niedergeſchlagenheit nach der Kunersdorfer Schlacht, den Befehl zugeſchickt, wenn er ernſthaft angegriffen werde, nur die Kriegskaſſe, von 7 Millionen Thaler, zu retten. Dieſen Befehl zu wörtlich befolgend, übergab Schmettau der Reichsarmee an demſelben Tage (den 4. September) die Stadt, als der ſpäter vom König zum Entſatz abgeſandte General Wunſch ſchon in ihrer Nähe war. Die Kriegskaſſe war gerettet, aber alle Vorräthe und der Platz ſelbſt, der dem Feldmarſchall Daun die Möglichkeit darbot, zum erſtenmal ſein Winterlager in Sachſen zu nehmen, waren verloren. Der König verſuchte Alles, ihn aus ſeiner Stellung zu vertreiben. Er ſandte den General Fink mit 15,000 Mann in den Rücken des öſtreichſchen Heeres, nach Maxen; aber der Eifer für die Ausführung des Einen Gedankens verdeckte dem Könige die Gefahr dieſes Unternehmens. Der Anführer, welcher ſie ſah und ſeiner Vorſtellungen

ungeachtet ausharren mußte, verlor, als er angegriffen wurde, die Zuverſicht des Gemüthes und dadurch die Beſonnenheit, und gab ſich, nach blutigen Gefechten, mit 11,000 Mann, die ihm übrig waren, gefangen. Es war ein unerhörter Fall im preußiſchen Heere, und gleichſam ein Sühnopfer für die 14,000 Sachſen, die im Anfange des Krieges faſt an gleicher Stelle gefangen genommen waren. Daun zog mit den Gefangenen wie im Triumphe in Dresden ein, und nichts konnte ihn nun von ſeinem Entſchluſſe abbringen, in Sachſen ſein Winterlager zu nehmen. Der König, dem dieß unerträglich war, wollte ihn durch Standhaftigkeit ermüden, und blieb noch 6 Wochen lang in furchtbarer Kälte im offenen Feldlager bei Wilsdruf ſtehen, wodurch Daun daſſelbe zu thun und zu leiden gezwungen war; endlich aber im Januar 1760 zwang die Strenge des Winters beide, ihren Heeren Ruhe zu vergönnen; der König blieb in dem, ihm noch übrigen, Theile von Sachſen, und nahm ſeinen Standpunkt in Freiburg.

---

56. Das Jahr 1760.

Liegnitz und Torgau.

Mit dem Beginn eines jeden neuen Jahres ward König Friedrichs Lage ſchwieriger. Der Umfang des Raumes, welchen er noch ſein nennen, und auf welchen er ſich frei bewegen konnte, war wohl nicht viel verringert worden, allein die innern Hülfsquellen der Kraft und des Lebens verſiegten immer mehr. Die Heere wurden kleiner und ſchlechter, die Zahl der Feinde dagegen ſchien ſelbſt nach den Verluſten, die ſie erlitten, zu wachſen. Der ſtets vordringende Geiſt, welcher eigentlich nur im Angriffe ſeine volle Kraft hatte, mußte ſich jetzt zum Vertheidigungskriege entſchließen. Und auch dieſer brachte ihm Anfangs nur bittere Früchte. Er ſelbſt wolle in dieſem Feldzuge Sachſen decken, ſein Bruder Heinrich ſollte die Mark gegen die Ruſſen, der General Fouquet

Schleſien gegen den öſtreichſchen Heerführer Laudon beſchützen. Aber dieſer, der wohl der beſte kaiſerliche Feldherr war, hatte ein dreimal überlegenes Heer gegen die Preußen, und konnte ſie in Unthätigkeit erhalten, während eine ſeiner Abtheilungen die wichtige Feſtung Glaz belagerte. Darum verlies Fouquet ſeine Stellung in dem ſchleſiſchen Gebirge, um ſchneller Hülfe zu leiſten, wo ſie nöthig ſey. Allein nun wurden die Städte und Dörfer im Gebirge, die von einem fleißigen, gewerbſamen Volke bewohnt ſind, von den Streifſchaaren der Oeſtreicher auf das Härteſte mitgenommen, und ihr dringendes Flehen bewog den König, ſeinem Feldherrn den gemeſſenen Befehl zu geben, daß er ſeine Stellung in den Bergen, bei Landshut, wieder einnehmen ſolle. Fouquet, der ein ſehr ſtrenger Mann, und deßhalb in Schleſien nicht beliebt, aber ein tapferer, entſchloſſener Krieger war, ſah die Gefahr, in welche er ging; weil aber ſeine Vorſtellungen vergeblich waren, ſo beſchloß er wenigſtens nicht wie Fink bei Maxen mit geſenkten, ſondern mit erhobenen Waffen ſein Schickſal zu beſtehen. Und als er nun am 23. Juni früh um 2 Uhr mit ſeinen 8000 durch 30,000 Oeſtreicher von allen Seiten angegriffen wurde, da hielt er 8 Stunden lang den ungleichen Kampf aus, bildete, gegen die Anfälle der feindlichen Reuter, Vierecke mit ſeinen tapfern Streitern, ſo lange noch einige Kraft in ihnen war, und vertheidigte jeden Fußbreit Landes. Endlich ſtürzte er ſelbſt unter ſein verwundetes Pferd, und wäre von den Reutern, die ihn ſchon mit Wunden bedeckt hatten, getödtet, hätte ſich nicht ſein Reitknecht auf ihn geworfen, und mit ſeinem Leibe die Hiebe aufgefangen. Ein feindlicher Obriſt erkannte und rettete ihn. Die preußiſche Reuterei hatte ſich durchgeſchlagen, aber das Fußvolk wurde bis auf 4000 Gefangene niedergehauen.

Es war ein harter Schlag für den König; Fouquet war ſein Freund, und Schleſien lag nun dem Feinde offen da. Aber er faßte ſich bald, und um durch eine kühne That den Eindruck des Unglücks ſchnell zu verwiſchen, täuſchte er den Feldmarſchall

Daun durch künſtliche Märſche, gewann ihm einen beträchtlichen Vorſprung ab, erſchien plötzlich vor Dresden, und fing an, die Stadt zu beſchießen. Es wäre ihm ein großer Gewinn geweſen, wenn er dieſe wichtige Stadt durch Ueberraſchung wieder erobert hätte; allein ſie hatte einen tapfern Befehlshaber in dem General Maquire, der, obwohl der dritte Theil der ſchönen Stadt, mit vielen großen Gebäuden durch das heftige Feuer der Preußen in Aſche gelegt ward, dennoch nicht wankte. Er wußte, daß das große öſtreichſche Heer dem Könige bald folgen und ihn befreien werde; und in der That erſchien auch Daun, ehe die Stadt zur Uebergabe gezwungen war. Wäre der langſame Feldherr mehr geeilt, ſo würde er wahrſcheinlich das Unglück der Stadt ganz abgewendet haben. Der König hob die Belagerung auf und eilte nach Schleſien; denn hier war ein neues Unglück geſchehen; der General Laudon hatte die Feſtung Glaz, die wichtigſte des preußiſchen Staates nach Magdeburg, durch einen ſchnellen Angriff, und die Feigheit oder Verrätherei des Befehlshabers Do, eines Italieners, in Einem Tage erobert. Sie war der Schlüſſel zum ſchleſiſchen Lande. Glücklicherweiſe fand Laudon an dem Befehlshaber in der Hauptſtadt Breslau, dem General Tauenzien, einen entſchloſſenern Gegner. Dieſer ließ ſich nicht ſchrecken; und ſchnell kam nun der Prinz Heinrich zur Rettung herbei.

Die Schlacht bei Liegnitz. 15. Auguſt. — Auch der König war ſchon in Schleſien angekommen, verfolgt, oder vielmehr begleitet von dem öſtreichſchen Heere; denn auf ſeiner einen Seite zog der Feldmarſchall Daun; auf der andern der General Laſcy. Unter ſteten Gefahren bei Tage und Nacht, und unaufhörlichen Gefechten der leichten Schaaren, ging der Zug bis in die Gegend von Liegnitz. Weiter konnte der König nicht, denn Daun, der nun auch das Laudonſche Heer an ſich gezogen hatte, und ihm viel überlegen war, verſchloß ihm die Wege nach Breslau und Schweidniß, wo

ſeine Vorräthe waren. Der Prinz Heinrich aber wurde durch die Ruſſen an der Oder feſtgehalten. Der König hatte nur noch auf einige Tage Lebensmittel, und die Oeſtreicher ſtanden ihm ſo nahe, wie bei Hochkirch, ſo daß er faſt in jeder Nacht ſeine Stellung verändern mußte, um nicht überfallen zu werden. Endlich glaubten die öſtreichſchen Feldherrn den rechten Augenblick zur Schlacht gefunden zu haben; der 15. Auguſt war dazu beſtimmt, und in der Nacht vorher brach Laudon auf, um im Rücken des preußiſchen Heeres die Höhen von Pfaffendorf zu beſetzen. Der König ſollte von allen Seiten angegriffen und wo möglich vernichtet werden. Aber gerade in dieſer Nacht war auch ſein Heer aus der alten Stellung, weil die öſtreichſchen Heerführer ſie am vorigen Tage auf das ſorgſamſte ausgekundſchaftet hatten, in aller Stille aufgebrochen; und hatte ſich ſchon auf eben den Höhen von Pfaffendorf gelagert, nach denen Laudon marſchirte. Im alten preußiſchen Lager brannten die Wachtfeuer, von Bauern unterhalten, und Huſarenpatrouillen riefen alle Viertelſtunde den Wachtruf, während der König ſchon auf dem neuen Platz ruhte. Die Krieger lagen mit ihren Waffen im Arme; der König legte ſich, in ſeinen Mantel gehüllt, mit dem treuen Ziethen und einigen andern an ein kleines Feuer und ſchlief. Eine feierliche Stille ruhte auf dem Heere, jedes Geräuſch war unterſagt, und ſchlafend oder leiſe mit einander redend erwarteten die Krieger den Tag. Um zwei Uhr aber weckte plötzlich der Führer einer Huſaren-Runde den König mit der unerwarteten Bothſchaft, der Feind ſey da, und nur 400 Schritte entfernt. Dieſes Wort wirkte wie ein elektriſcher Schlag; in wenigen Augenblicken waren die Anführer zu Pferde, die Schaaren in den Waffen und geordnet, und die Stimme des Geſchützes erſcholl. Der erſtaunte Laudon merkte bald in der erſten Tagesdämmerung, daß er einen beträchtlichen Theil des preußiſchen Heeres vor ſich habe. Als entſchloſſener Feldherr verzagte er nicht, ſondern machte mehrere tapfere Angriffe; vielleicht mogte der Feldmarſchall Daun den Kano-

nendonner vernehmen und ihm Hülfe leiſten. Allein der entgegengeſetzte Wind trieb den Schall abwärts, Daun hörte nichts; und nach dreiſtündigem Gefecht, 5 Uhr Morgens, war die Schlacht ſchon entſchieden. Laudon verlor 4000 Todte, 6000 Verwundete, 82 Kanonen, und mußte eilig über die Katzbach zurückweichen. Daun aber, der am Morgen noch gegen des Königs Heer vorrücken wollte, traf auf den rechten preußiſchen Flügel unter dem General Ziethen; er wurde mit einem nachdrücklichen Geſchützfeuer empfangen, und da er Laudons Niederlage erfuhr, zog er ſich gleichfalls zurück.

Dieſer Sieg, recht durch eine Gunſt des Glückes geſchenkt, verbeſſerte des Königs Lage außerordentlich, und er ſelbſt benutzte ihn mit ſeiner gewöhnlichen Schnelligkeit. Drei Stunden nach Beendigung der Schlacht war ſein Heer ſchon wieder auf dem Zuge, die Gefangenen in der Mitte, die Verwundeten, Freunde ſowohl als Feinde, auf Wagen mitziehend, und die erbeuteten Kanonen im Zuge der übrigen. Die Spitze des Heeres legte an dem Tage noch drei Meilen zurück, und nun konnte der Weg nach Breslau und zu den Vorräthen nicht mehr verſperrt werden.

Schleſien war größtentheils gerettet, aber in der Mark und in Sachſen ereigneten ſich traurige Begebenheiten. Die Ruſſen hatten ſich von Breslau wieder an der Oder hinuntergezogen, und entſchloſſen ſich jetzt, 20,000 Mann in Verbindung mit 15,000 Oeſtreichern unter Laſcy gegen Berlin zu ſenden. Gegen ein ſolches Heer konnte ſich die Stadt mit einer ſchwachen Beſatzung nicht vertheidigen; ſie ergab ſich den 4. Oktober dem ruſſiſchen General Totleben. Es war das Glück der Stadt, daß er menſchlich dachte und eine Plünderung verhütete; doch wurden einige Königliche Luſtſchlöſſer umher von den Sachſen verwüſtet und viele Denkmäler der Kunſt zerſtört. Acht Tage lang dauerte die Beſetzung der Stadt, und beträchtliche Geldſummen mußten gezahlt werden; dann verſcheuchte der Ruf von dem Anzuge

des Königs ſchnell die Gegner nach Sachſen und über die Oder.

Die Schlacht bei Torgau. 3. November. — Friedrich kam nicht allein ſeiner Hauptſtadt, ſondern vorzüglich des ſchleſiſchen Landes wegen. Während er in Schleſien beſchäftigt war, hatte die Reichsarmee ſich in Sachſen eingefunden, und da ſie wenig Widerſtand fand, ſich des ganzen Landes bemächtigt; nun kam Daun mit ſeinem Heere dazu, und legte ſich in ein ſehr feſtes Lager bei Torgau. Wollte der König das für ihn ſo wichtige Land nicht verloren geben, und zum erſtenmal das Winterlager auf ſeinem eigenen Boden nehmen, ſo mußte Sachſen noch vor dem Winter von Neuem erobert werden. Es blieb ihm keine Wahl; wie ſchon am Schluſſe mehrerer Jahre, mußte er noch einmal einen großen Verluſt gegen großen Gewinn zu ſetzen wagen. Dieſesmal ſchien ſein Verderben unvermeidlich, wenn das gefährliche Spiel mißlang; er ſelbſt ſcheint ſich in dieſem Falle auf ſeinen Tod gefaßt gemacht zu haben; — und er war ſehr nahe daran, die Schlacht zu verlieren. Der Angriff auf die ſtark verſchanzten Weinberge von Torgau ſollte am 3. November von zwei Seiten, durch zwei verſchiedene Heeresabtheilungen, geſchehen; der König wollte die eine, Ziethen ſollte die andere im Rücken der Oeſtreicher gegen die Siptitzer Höhen führen. Ein Wald verbarg des Königs Anrücken; aber ſeine Züge verwickelten ſich in demſelben und hielten ſich auf; und als er nun mit den erſten herauskam, hörte er ſchon ein ſtarkes Feuern von Ziethens Seite und glaubte dieſen im vollen Kampfe. Es war aber nur ein Vorpoſtengefecht, und Daun konnte noch ſeine ganze Kraft gegen des Königs Angriff wenden. Und als dieſer, in geduldiger Eile, ohne das andere Fußvolk und die Reuterei zu erwarten, ſeine Grenadiere gegen die Schanzen der Oeſtreicher führte, da empfing ſie ein ſo mörderiſches Feuer aus 200 Stücken Geſchütz, daß die Reihen der Seinigen, wie vom Blitze niedergeſchmettert, und wie im Tode noch zuſammen-

geordnet, da lagen, daß ſeine Kanoniere nicht einmal zum Laden ihres Geſchützes gelangen konnten, ſondern gleichfalls zerſchmettert ſammt den Pferden hinſtürzten, und der König ſelbſt ſeinen Begleitern geſtand, ſolches Krachen der Schlacht nie gehört zu haben. In der That beraubte er auch mehrere Menſchen auf der Stelle des Gehörs. Den König traf ein Streifſchuß an der Bruſt, doch ohne ihn bedeutend zu verletzen. — Es rückten neue Haufen der Preußen heran und gewannen einigen Raum, dann wurden ſie von der öſtreichſchen Reuterei zurückgeſchlagen. Dieſe wurde wieder von der preußiſchen geworfen, die endlich auch heran kam, nachdem ſie auf dem Wege aufgehalten war; und ſo wurde bis in die Nacht mit abwechſelndem Glücke gefochten. Aber des Königs Herz war vor Kummer niedergedrückt; der Kern ſeines Fußvolks lag auf dem Schlachtfelde und die öſtreichſchen Verſchanzungen waren nicht erobert; der Feldmarſchall Daun hatte ſogar ſchon einen Eilboten mit der Siegesnachricht an ſeine Kaiſerin abgeſendet. Der Rath des Schickſals hatte es jedoch anders geordnet. Während auf des Königs Seite noch hin und wieder in der Dunkelheit von einzelnen Haufen gefochten wurde, die ſich verirrt hatten, und Freunde oft auf Freunde ſchoſſen; während in kalter Herbſtnacht unzählige Feuer in der Torgauer Haide brannten, und Geſunde und Verwundete von beiden Seiten ſich um ihnen ſammelten, mit dem Vertrage, am Morgen ſich demjenigen zu ergeben, der den Sieg gewonnen haben würde; und während der König in der Kirche des Dorfes Elsnig, auf der unterſten Stufe des Altares ſitzend, Befehle ſchrieb; focht der alte General Ziethen noch um den Beſitz der Siptitzer Höhen bis 10 Uhr Abends, und gewann ſie endlich in Verbindung mit dem General Saldern. Dadurch wurde die Stellung der Oeſtreicher gebrochen; ſie konnten den Kampf am andern Morgen nicht wieder annehmen, und Daun, der in der Schlacht ſelbſt verwundet war, zog ſich in der Nacht, in großer Stille, durch Torgau über die Elbe nach Dresden zurück. Es ge-

ſchah ſo unbemerkt, daß die Preußen ſich ſchon auf einen neuen Kampf am nächſten Morgen bereiteten. Als der König aber mit der erſten Dämmerung aus dem Dorfe ritt, fand er das Schlachtfeld leer, und wurde von ſeinen eigenen Kriegern als Sieger begrüßt. So war ihm durch dieſen blutigen Sieg der Beſitz des größern Theiles von Sachſen wieder erobert; er legte ſein Heer ins Winterlager und nahm ſeinen Aufenthalt in Leipzig.

57. Die Jahre 1761 und 62. Friede mit Rußland und Schweden.

Die letzten Jahre des Krieges ſind weniger mit großen und kraftvollen Unternehmungen angefüllt; die Ermattung der Völker wurde immer ſichtbarer, und Friedrich, der ſonſt der Unternehmende geweſen, mußte wiederum nur auf die Vertheidigung deſſen, was er noch beſaß, bedacht ſeyn. Sie wurde ihm im Jahre 1761 nicht leicht. Er ſelbſt befehligte in Schleſien, und wendete alle Kunſt an, die Vereinigung des ruſſiſchen Heeres unter Butturlin mit Laudon zu verhindern, der allein 72,000 Oeſtreicher anführte. Es gelang dem Könige eine Zeitlang, und es war ſchon ein Gewinn für ihn, daß darüber ein Theil des Sommers verſtrichen war; endlich am 12. Auguſt, vereinigten ſich die Heere dennoch in der Gegend von Strigau; ſie waren zuſammen 130,000 Mann ſtark, und Friedrich mußte mit ſeinen 50,000 eine Feſtung um ſich her ziehen, um von ſolcher Ueberzahl nicht erdrückt zu werden. Es war dieſes das feſte Lager bei Bunzelwitz, in welchem er 20 Tage lang von den Feinden eingeſchloſſen gehalten wurde, und ſolche Wachſamkeit nöthig hatte, daß ſeine Krieger des Nachts in vollen Waffen in Schlachtordnung ſtehen, und bei Tage die Ruhe der Nacht genießen mußten. Dennoch konnten die faſt dreimal überlegenen Feinde, mit voller Kraft auf die ſchwächſten Stellen der Verſchanzung anſtürmend, ihn überwältigen, wenn Ein Geiſt die große Maſſe lei-

tete. Allein die beiden Heerführer waren nicht einig unter einander, der eine wollte nicht für den Ruhm des andern arbeiten und glaubte, ihm werde die ſchwerſte Aufgabe der gemeinſchaftlichen Arbeit aufgebürdet; und wie niemals in dieſem Kriege die ruſſiſchen Heere mit den öſtreichſchen in rechte Einſtimmung zu bringen waren, ſo trennten ſie ſich auch diesmal, ohne etwas auszurichten. Hauptſächlich nöthigte ſie der Mangel an Unterhalt dazu, und Friedrich mit den Seinigen war befreit. Um nun in dieſem Jahre gar nichts mehr von den Ruſſen befürchten zu müſſen, ließ er durch einen kühnen Streifzug unter dem General Platen ihre großen Vorräthe in Polen zerſtören; das Wageſtück gelang, das ruſſiſche Heer war für dieſen Feldzug gelähmt.

Allein ohne Unglück für den König ſollte auch dieſes Jahr nicht vergehen. Indem er ſeine Stellung bei Bunzelwitz verließ, um die Oeſtreicher in die ebenen Gegenden Schleſſens zu locken, brach Laudon auf einmal aus den Gebirgen hervor; aber ſtatt dem Könige zu folgen, wendete er ſich plötzlich gegen Schweidnitz, überfiel die ſchlecht beſetzte Stadt in der Nacht des erſten Oktobers, und nahm ſie mit Sturm ein. Die ſchwache, aus unzuverläſſigen geworbenen Leuten beſtehende, Beſatzung wurde mit dem General Zaſtrow gefangen genommen. — Durch Schweidnitz und Glaz beſaßen die Oeſtreicher nun ſchon die Hälfte Schleſiens, und konnten den Winter über in dieſem Lande bleiben. Und damit auch die Ruſſen zum erſtenmal in Pommern ihr Winterlager nehmen konnten, mußte ihnen die wichtige Feſtung Kolberg, nach einer faſt viermonatlichen, tapferen Gegenwehr, am 13. Dezember in die Hände fallen.

So eingeengt war der König noch nie geweſen. Zwar hatte Prinz Heinrich die übrige Hälfte Sachſens in dieſem Sommer mit vieler Klugheit gegen Daun vertheidigt, aber es war nur die Hälfte, und die Ruſſen hatten dafür von der Oder her im nächſten Frühjahr nur wenige Schritte bis nach Berlin. In ſolcher Noth hätte der Muth des kleinen preußiſchen Volkes leicht völlig gebrochen werden können.

Allein es bewährte ſich ſeines ſtarken Königs würdig, ja es richtete den Sinn deſſelben durch die Zuverſicht, die in Bürger und Bauern war, und die aus dem Munde der Jünglinge, die zu dem Heere kamen, wiedertönte, oft kräftig wieder auf. Es wurde laut im Heere anerkannt, daß König und Krieger ſo lange muthig bleiben könnten, als das Volk ſelbſt nicht verzage. Darin waren König und Volk und Heer einig, daß, wenn der Untergang unvermeidlich ſey, ſie wenigſtens mit Ehre untergehen wollten.

Aber das neue Jahr brachte unerwartet einen hellen Strahl der Hoffnung mit ſich; am 5. Januar 1762 ſtarb die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth, und in ihr eine bittere Feindin Friedrichs. Ihr Neffe, Peter III. beſtieg den Thron; er war ein begeiſterter Verehrer des großen Königs, und, nur dem Zuge ſeines Gemüthes folgend, ließ er ſogleich alle preußiſche Gefangene ohne Löſegeld frei, und ſchloß nicht nur am 5. Mai zu Petersburg einen ſo uneigennützigen Frieden, daß er ganz Preußen, ohne irgend eine Entſchädigung, herausgab, ſondern errichtete auch ſogleich ein Bündniß mit Friedrich, und ließ ſeinen Heerführer Czernitſchef mit 20,000 Ruſſen zu dem preußiſchen Heere in Schleſien ſtoßen.

Dieſem Beiſpiele folgte auch Schweden, des wenig rühmlichen Krieges müde, in ſo weit, daß es am 22. Mai zu Hamburg mit Preußen den Frieden abſchloß.

So konnte Friedrich ſeine ganze Kraft gegen die Oeſtreicher wenden und die ſichere Hoffnung ſchöpfen, ihnen zunächſt Schleſien wieder abzugewinnen. Mit Schweidnitz ſollte der Anfang gemacht werden; und da es der Feldmarſchall Daun in einer feſten Stellung bei Burkersdorf deckte, ſo faßte Friedrich den Entſchluß, ihn hier in Vereinigung mit den Ruſſen anzugreifen. Schon war er im Anzuge, als plötzlich die niederſchlagende Nachricht kam, der ruſſiſche Kaiſer Peter III. ſey ermordet, ſeine Gemahlin Katharina zur Kaiſerin ausgerufen, und Czernitſchef mit ſeinem Heere ſolle ſogleich nach Polen zurückkehren. Der junge Kaiſer hatte mit unverſtändigem Ungeſtüm

viele Neuerungen in Rußland angefangen, die Geiſtlichkeit und den Adel gegen ſich aufgebracht, ſeine Gemahlin hart behandelt, und ſeine Teutſchen auf kränkende Weiſe den Eingebornen vorgezogen. Darüber verlor er ſchon nach 6 Monaten ſeinen Thron. Für Friedrich aber öffnete ſich ein neuer Abgrund von Gefahren, wenn die neue Kaiſerin, wie es den Anſchein hatte, gleich der Kaiſerin Eliſabeth gegen ihn geſinnt war. Doch faßte er ſich bald, und beſchloß wenigſtens von der Gegenwart der Ruſſen, wo möglich, noch Vortheil zu ziehen. So groß war die geiſtige Gewalt, welche Friedrich über die Menſchen übte, daß er jetzt den General Czernitſchef dahin vermogte, noch drei Tage lang den Befehl zum Abzuge, vor ſeinem Heere geheim zu halten, am Tage des Angriffs auf Dauns Verſchanzungen mit auszurücken, und einen Theil des öſtreichiſchen Heeres bloß durch ſeine Gegenwart in Unthätigkeit zu erhalten. Czernitſchef brachte dem großen Könige dieſes Opfer, welches ihn leicht ſeinen Kopf koſten konnte; das Treffen bei Reichenbach erfolgte am 21. Juli und wurde gewonnen. Am folgenden Tage trennte ſich das ruſſiſche Heer vom Könige und zog zurück; Czernitſchef aber wurde nicht zur Rechenſchaft gezogen, weil die Kaiſerin ihre Geſinnung gegen den König geändert hatte. Anfänglich hatte ſie geglaubt, Friedrich ſelbſt habe ihren Gemahl zu den harten Maßregeln angefeuert, die er gegen ſie ergriffen; als ſie nun aber nach des Kaiſers Tode deſſen Papiere durchſuchte, fanden ſich Briefe des Königs mit den dringendſten Ermahnungen zur Vorſicht in ſeinem Betragen, und beſonders zur Schonung ſeiner Gemahlin. Das änderte Katharinens Stimmung, und ſie beſtätigte den Frieden mit Preußen, doch ohne ihre Hülfe zum fernern Kriege gegen Oeſtreich zuzuſagen.

Friedrich fing die Belagerung von Schweidnitz an; aber ſie nahm den übrigen Theil des Sommers weg. So ſchlecht zweimal in dieſem Kriege die preußiſche Beſatzung dieſe Feſtung vertheidigt hatte, ſo klug und tapfer hielten ſich jetzt die öſtreichſchen Anführer, der General Guasko, als Befehlshaber,

und Gribauval, als Ingenieur der Feſtung. Neun Wochen lang hielten ſie die Belagerung aus, die der König ſelbſt am Ende mit großem Eifer leitete, und erſt, als keine Hoffnung des Entſatzes übrig war, und alle Nothdurft fehlte, ergaben ſie ſich am 9. Oktober mit 10,000 Mann zu Gefangenen.

In Sachſen führte der Prinz Heinrich in dieſem Jahre, nach ſeiner beſondern Weiſe den Krieg ſo, daß er das ganze Land, außer Dresden, beſetzt hielt, und durch ſeine tapfern Unterfeldherrn, Seidlitz, Kleiſt und Belling, manchen glücklichen Streifzug in Böhmen und im Reiche machen ließ. Als ihn endlich aber die Oeſtreicher mit der Reichsarmee durch Uebermacht aus ſeiner guten Stellung bei Freiberg verdrängen wollten, griff er die letztere am 29. Oktober an, und ſchlug ſie gänzlich in die Flucht. Dieſes war das letzte Treffen im ſiebenjährigen Kriege. Der König ſchloß am 24. November einen Waffenſtillſtand mit Oeſtreich, und vertheilte ſeine Heere von Thüringen bis nach Schleſien in's Winterlager. Sein Oberſt Kleiſt aber blieb mit 10,000 Mann noch im Felde gegen die teutſchen Fürſten, brach in Franken ein, und brachte einen der Reichsfürſten nach dem andern zum Frieden.

Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig hatte die drei letzten Jahre des Krieges hindurch ſeinen alten Ruhm in der Vertheidigung Niederſachſens und Weſtphalens trefflich behauptet. Frankreich bot alle Kräfte auf, dieſe Länder doch noch zu erobern und die Ehre der Waffen zu retten; es wurden immer neue Feldherrn geſchickt, die Heere im Jahr 1761 ſogar bis auf 150,000 Mann verſtärkt, denen Ferdinand nur 80,000 entgegenzuſetzen hatte; und dennoch erreichten ſie nichts, als den Beſitz Heſſens, deſſen Vertheidigung außer Ferdinands Kräften lag, weil er von zwei Seiten zugleich, vom Niederrheine und vom Maine her, bedroht wurde. Dagegen ließ er ſich durch keine Künſte noch Schrecken aus ſeinen Stellungen am linken Ufer der Weſer und an der Dimel, wo er Niederſachſen und Weſtphalen zugleich deckte, verdrängen. In vielen einzelnen Ge-

fechten zeichneten ſich ſeine Unterfeldherrn, der Erbprinz von Braunſchweig, Spörken, Kielmansegge und Lückner aus. Am Ende des letzten Feldzuges konnte der Herzog ſogar wieder von der Vertheidigung zum Angriffe übergehen; er vertrieb die Franzoſen durch ein glückliches Treffen bei Wilhelmsthal, und durch ein anderes bei Lutterberg, aus der Gegend von Kaſſel, und beſchloß den Feldzug des Jahres 1762, ſo wie den ganzen Krieg, durch die Eroberung dieſer Stadt am 1. November. Es wurde auch auf dieſer Seite ein Waffenſtillſtand geſchloſſen.

Der Pariſer und der Hubertsburger Friede; 10. und 15. Februar 1763. — Alle kriegführenden Völker waren erſchöpft und ſehnten ſich nach Ruhe. England hatte große Eroberungen jenſeits der Meere gemacht, aber zugleich ſeine Schuld um 800 Millionen ſchwerer Thaler vermehrt; und ſeit Georg II. geſtorben, und der Lord Bute, des neuen Königs Erzieher, an Pitts Stelle erſter Miniſter geworden war, herrſchte die Neigung zum Frieden bedeutend vor, den auch Frankreich wünſchen mußte. Auf ſolche Weiſe wären Friedrich und Maria Thereſia allein auf dem Kampfplatze geblieben; aber Oeſtreich hatte, wenn auch noch Krieger, doch nicht mehr das Geld zur alleinigen Fortſetzung des Kampfes, und der König Friedrich wollte vom Anfang an nur Schleſien behaupten. Da ihm dieſes zugeſichert wurde, beſtätigte er gern den Frieden, der durch ſeinen, den öſtreichſchen und den ſächſiſchen Bevollmächtigten auf dem ſächſiſchen Jagdſchloſſe Hubertsburg verabredet war. Von beiden Seiten wurden die Eroberungen zurückgegeben, die Kriegsgefangenen ausgewechſelt, keine Kriegsſchäden vergütet; König Friedrich blieb in dem Beſitze von Schleſien, und gab dem Churfürſten von Sachſen, ſein Land wieder. Es war durch den ſchweren, blutigen Kampf in der äußern Geſtaltung der Dinge nichts geändert, aber gewiſſe große Erfahrungen, die er gegeben hatte, erhielten für Europa beinahe 30 Jahre hindurch eine

wohlthätige Ruhe. Das unſtäte Wogen der Verhältniſſe, das geſpannte Beobachten der Staaten unter einander, die Erwartung plötzlicher Ausbrüche, — das Alles war niedergeſchlagen, und es trat auf einige Zeit ein Glaube ein, daß die beſtehende Ordnung der Dinge Dauer haben könne. Ueber Preußen war der Schickſalesſpruch ergangen, ſeine Macht beruhe auf feſtern Pfeilen, ſo lange der Geiſt die verhältnißmäßig kleine Maſſe beherrſche und bewege. Ernſter, emſiger und kriegeriſcher Sinn in Herrſcher und Volk, Gerechtigkeit und Sparſamkeit in der Verwaltung, Vorſtreben des Geiſtes in dem Beſten, was das Zeitalter mit ſich bringt, — dadurch hielt der König Friedrich und ſein Volk den Kampf mit halb Europa aus; ſie werden Preußen halten, ſo lange ſich Preußen ſie zu erhalten weiß. — Oeſtreich bewies in dieſer Zeit, wie bei allem frühern Wechſel ſeiner Schickſale, daß ſeine Macht nicht weniger unzerſtörbar ſey; daß ſeine ſchönen, reichen Länder, die Treue und Tüchtigkeit der Einwohner, ihre Liebe zu der väterlich milden Regierung, einen trefflichen Kern geſundes Lebens in ſich bewahren. Auch die Heſſen, Hannoveraner und übrigen Niederſachſen hatten in dem Kampfe gegen die franzöſiſchen Heere Ausdauer und Tapferkeit in ſolchem Maaße bewährt, daß der teutſche Name in ihnen hoch geehrt erſchien. Ueberhaupt fiel die Ehre des Krieges auf die Teutſchen zurück. Wenn von der Ueberlegenheit geredet wurde, welche Geiſtesgröße im Gedränge des Kampfes, in raſcher Ergreifung des Augenblicks, gewährt, ſo ertönte König Friedrichs oder Herzog Ferdinands Name in Aller Munde. Ja, ſeit dieſem Kriege erzählten die Völkerſchaften fern in Aſien und Afrika, ſolche, die noch nicht einmal Schrift kannten, von dem König Friedrich in Preußen. Prinz Heinrich war das Muſter des beſonnenen Feldherrn, der mit geringen Kräften einen viel mächtigern Gegner zu beſchäftigen weiß, und keine Blößen giebt; Ziethen und Seidlitz galten als die beſten Reuterführer, und ſo viele andere Feldherren als Helden, in trefflicher Schule gebildet. Dagegen wurde, wer die Kunſt lernen wollte,

muſterhafte Stellungen zu wählen, oder das Geſchütz entſcheidend zu gebrauchen, zu den öſtreichiſchen Heeren gewieſen; und die Namen des erfahrnen Brown, des ſchnellen und unternehmenden Laudon, der geſchickten Führer Nadaſti, Laſcy und anderer, durften dreiſt nebſt den älteren, berühmten Heerführern Oeſtreichs genannt werden.

Es iſt tröſtend, daß ſolcher Ruhm die Trauer über den erbitterten Kampf teutſcher Brüder gegen einander mildern durfte, und daß er zugleich die Blöße der Friedensverfaſſung des Reiches einigermaßen bedeckte. In der That war der Zuſtand des denkenden und berathenden Theiles unſerer Verfaſſung ſo unvollkommen, die Formen der Geſchäftsführung ſo veraltet, der Gang der Dinge ſo langſam und kraftlos, daß, wenn nicht Herz und Arm ihre Pflicht gethan und dem Auslande gezeigt hätten, daß der alte Kriegsmuth noch nicht aus Teutſchland gewichen ſey, — es den Fremden noch mehr zum Geſpött und noch früher zur Beute geworden wäre.

Frankreich hatte wenig Ehre in dieſem Kriege gewonnen; eine ſchwache, planloſe, von Weibern und Günſtlingen geführte, Regierung hatte eine unheilbare Erſchlaffung erzeugt. Es verlor zwar in dem Pariſer Frieden, der 5 Tage vor dem Hubertsburger geſchloſſen wurde, nicht ſo viel, als man nach dem Kriegeglück der Engländer zur See erwartet hatte; allein dieſer Friede war durch den wenig ſcharfſichtigen Bute geſchloſſen, und Pitt dagegen hatte während des Krieges auf glänzende Weiſe gezeigt, welch außerordentliche Kraft in dem engliſchen Volke liege, und der vollen Entwicklung warte.

---

58. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

In der faſt dreißigjährigen Ruhe nach dem Hubertsburger Frieden entwickelten ſich viele Keime, die früher in Teutſchland gepflanzt waren, zur vollen

Reiſe. Um dieſe Zeit mit einem Namen zu bezeichnen, hat man ſie das Zeitalter Friedrichs des Großen genannt, weil ſein Geiſt und ſein Vorbild allen voranleuchtete, und das Gute wie das Fehlerhafte des mit ihm lebenden Geſchlechts in ihm nach großem Maaßſtabe ausgebildet erſcheint. Ihre Eigenthümlichkeit wird klarer ins Auge treten, wenn wir zuvor, wie wir den König im Kriege ſahen, ihn auch im Frieden betrachten.

Friedrichs nächſte Sorge war die Wiederherſtellung ſeines Heeres, damit kein Feind hoffen dürfe, vom plötzlichen Wiederanfange des Krieges Gewinn zu ziehen. Um die neuangeworbenen Haufen bald den alten, geübten, deren noch wenige waren, gleich zu bringen, wurden die Uebungen mit Ernſt und großer Strenge betrieben; aber es geſchah hier, wie mit den meiſten menſchlichen Angelegenheiten, wenn das, was ſich in dem Augenblicke ſeines kräftigſten Lebens als vortrefflich gezeigt hat, feſtgehalten werden ſoll. Die Form gilt bald als die Hauptſache: der Geiſt, welcher in Einer beſtimmten Geſtalt nur Einmal ſeine Wohnung nehmen kann, verläßt dieſelbe und bildet ſich unbemerkt eine neue; die Menſchen aber verehren die Hülle noch lange, als beſäßen ſie das Weſen. Der große König ſelbſt, der ſeine Kriegsübungen in ganz Europa nachgeahmt ſah, täuſchte ſich in der Ueberſchätzung ihres Werthes. Das Syſtem der ſtehenden Heere wurde auf ſeinen Gipfel getrieben, es wurde die Hauptſorge aller Staatsverwaltung; der Ernſt wurde wieder zum Spiele, bis eine große Welterſchütternng des Spieles Nichtigkeit offenbar machte.

Um vieles wohlthätiger und dauernder wirkend war Friedrichs Sorge für das Wiederaufleben ſeines zertretenen Landes, dieſe Sorge iſt das unverwelklichſte Blatt ſeines Lorbeerkranzes. Das Korn, welches ſchon zum nächſten Feldzuge aufgekauft war, wurde den am meiſten verarmten Landleuten als Saatkorn geſchenkt, und die überflüſſigen Pferde unter ſie vertheilt. In Schleſien wurden die Abgaben auf 6 Monate, in Pommern und der Neumark, wo

die Ruſſen zerſtört hatten, auf 2 Jahre erlaſſen. Ja der König ſchenkte, zur Aufhelfung des Ackerbaues und der Gewerbe, noch baare Geldſummen, nach der Größe des Bedürfniſſes, und dieſe Geſchenke betragen in den 24 Jahren ſeiner Regierung nach dem Hubertsburger Frieden über 24 Millionen Thaler. Solche Großmuth durfte ſich König Friedrich deshalb zum eigenen Ruhme anrechnen, weil ſie nur durch ſeine große Sparſamkeit möglich war; und mit dieſer fing er, mit großartiger Geſinnung, zunächſt bei ſich ſelbſt an. Sein Grundſatz war, daß ſein Schatz nicht ihm, ſondern dem Staate gehöre, durch den er zuſammengebracht ſey; und während andere Fürſten, die Schweißtropfen, die an jedem Geldſtücke hingen, nicht achtend, in unmäßiger Verſchwendung prunkten, lebte er ſo einfach, daß er von der zu ſeiner Hofhaltung ausgeſetzten Summe faſt eine Million Thaler jährlich erſparte.

Durch des Königs vorzügliche Sorge für den Ackerbau lebte dieſer ſchnell wieder auf. Große Strecken Landes wurden urbar gemacht, neue Anbauer aus andern Ländern herübergezogen, und wo vorher Sumpf oder Moor war, blühten bald fruchtbare Kornfelder. Der Anblick ſolches Fortſchreitens that dem Könige bei ſeinen jährlichen Muſterungsreiſen außerordentlich wohl, und ſein lebhafter Geiſt bekümmerte ſich ſelbſt um das Kleinſte, ſo daß wohl wenige Fürſten ihre Staaten ſo kennen mögen, als Friedrich die ſeinigen kannte. Wie ſehr aber dieſe Sorgfalt des Wiederherſtellens noth that, geht ſchon aus dem Einen hervor, daß die Zahl der im Kriege abgebrannten Häuſer in ſeinen Staaten 14,500 betrug, von denen die meiſten, nach des Königs Zeugniß, von den Ruſſen in Brand geſteckt waren — In Oberſchleſien allein wurden von 1763—79, 213 neue Dörfer angelegt. Dieſes Land, welches ſo viel gelitten hatte, lag dem Könige beſonders am Herzen, und als er es nun wieder aufleben ſah, als im Jahre 1777, bei einer allgemeinen Zählung 180,000 Menſchen mehr in Schleſien gefunden wurden, wie im Jahre 1756, als der Krieg anfing; da auf ſolche Weiſe der

Verluſt des Krieges mit Gewinn erſetzt war, und Ackerbau, Gewerbe und Leinwandhandel blühten, ſchreibt er ſelbſt in einem Briefe, mit inniger Zufriedenheit, welche Freude er darüber fühle, eine ſo tief heruntergekommene Provinz wieder emporgehoben zu haben.

Der Fleiß iſt beſonders demjenigen Volke das erſte Bedürfniß, welches nur durch ihn der Natur ſeinen Beſtand abgewinnen kann; aber dieſer Gewinn iſt nicht der einzige; der viel größere iſt die friſche, geſunde Lebenskraft, die er dem Volke giebt. In dieſer Tugend war König Friedrich dem ſeinigen ein Muſter. Schon in ſeinen früheren Jahren ſchrieb er einſt an ſeinen Freund Jordan: „Du haſt Recht, wenn du glaubſt, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben. Denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang.“ Und ſpäter, in ſeinem hohen Alter, klingt dieſer Gedanke gleichſam als der Grundton ſeines ganzen Lebens, in einem andern Briefe wieder: „Die Weiſe, mich nicht zu ſchonen, habe ich noch, wie ſonſt, ſchreibt er. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Geiſt und mein Leib beugen ſich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, iſt nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin.“

Die früh entworfene Ordnung ſeines Lebens blieb bis in ſein Alter unverändert, und noch am Tage vor ſeinem Tode beſchäftigte er ſich mit den Geſchäften der Regierung. Jede Stunde hatte ihre Beſtimmung und der große Grundſatz, welcher die Seele alles Fleißes iſt, nichts aufzuſchieben, galt ihm als unverletzliches Geſetz. Die Zeit von 4 Uhr Morgens bis gegen Mitternacht, alſo faſt fünf Sechstheile des Tages, waren irgend einer Thätigkeit des Geiſtes oder Gemüthes gewidmet. Denn damit ſelbſt die Zeit der Tafel nicht ohne einige Nahrung für den Geiſt vorübergehe, verſammelte der König Mittags und Abends eine Auswahl geiſtreicher Männer um ſich, und die Unterhaltung war, meiſtentheils durch ihn ſelbſt, ſo belebt, daß man ſie mit ſokratiſchen Gaſtmälern verglichen hat. Freilich traten,

nach der Weiſe der Zeit, vorzüglich nur Witz und Laune glänzend hervor. Die Schnelligkeit, das Treffende und Ueberraſchende der Gedanken, galt vor Allem; Gründlichkeit und die treue, menſchliche Nachſicht fanden in jedem Zeitalter weniger ihren Platz; und ſchon die franzöſiſche Sprache, welche in Friedrichs Geſellſchaft geredet wurde, mußte dieſe Richtung mit ſich bringen. — Die übrige Zeit des Tages war zwiſchen dem Leſen der eingelaufenen Berichte, den Vorträgen der Kabinetsräthe, dem, oft eigenhändigen, Entwerfen der Antworten; ferner der Anordnung ſeiner Anlagen bei den Luſtſchlöſſern; den ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, deren Friedrich eine reiche Sammlung hinterlaſſen hat, und endlich der Unterhaltung mit ſeiner Flöte getheilt. Dieſe wiegte, wie eine vertraute Freundin, die heftigern Regungen ſeines Innern ſanft ein; und während er mit ihr oft Stundenlang durch ſeine Zimmer wanderte, wurde das Reich der Gedanken immer freier, und ſein Geiſt war alsdann, wie er ſelbſt bezeugt, am ungeſtörteſten thätig. Doch litt nie ein Geſchäft des Staates unter den ſelbſtgewählten, gemüthlichern Genüſſen, welche die Muſik und Dichtkunſt ihm gewährten. Das iſt der größte Ruhm des Königs, daß ihm Pflicht und Beruf über Alles heilig waren, und daher hat man mit Recht von Friedrich geſagt, daß die Pflicht eines Königs, in ihrem ganzen Umfange und ihrer ganzen Würde, die Idee geweſen ſey, welche ſein Leben beherrſchte, und ſeiner Seele Mittelpunkt war. Wie hätte doch dieſer König ſein ganzes Zeitalter emporheben und mit ſich fortreißen, und an tauſend gefährlichen Klippen vorüberführen können, wenn von ſeiner Jugend an, durch Innigkeit und Liebe, die treue, feſte, teutſche Natur, die in ihm lag, gepflegt worden wäre.

Aber eben dieſe Jugend und die Erziehung Friedrichs hat manchen edleren Keim in ihm unentwickelt gelaſſen. Sein Vater Friedrich Wilhelm I. war ein rauher, ſtrenger Mann, dem die Anmuth der Muſen fremd war; zu dem Sohne, welcher von früh auf der feineren Bildung nachſtrebte, und an den

roheren Neigungen des Vaters keinen Geſchmack fand, hatte er nie ein rechtes Herz gewinnen können. Er behandelte ihn hart, ja deſpotiſch; er hegte von ihm gar keine Hoffnung für den Staat, und ſo mußte auch des Sohnes Herz ihm immer mehr entfremdet werden. Es kam dahin, daß Friedrich einen Verſuch machte, der drückenden väterlichen Gewalt zu entfliehen; aber entdeckt, war er ſelbſt in Gefahr, durch den Zorn ſeines Vaters auf das Blutgerüſt geführt zu werden. Die Mutter, welche den Sohn deſto zärtlicher liebte, ſuchte ihm durch Liſten zu helfen; aber die rechte, reine, ſelbſtentſagende Liebe konnte ſie nicht in ihm erwecken, weil ſie ſelbſt mehr partheiiſchen Eifer, als ſelbſtentſagende Liebe im Herzen trug. So wuchs Friedrich ohne die rechte Wärme der Liebe auf, welche einzig das zarte, jugendliche Gefühl zu entfalten vermag. Dieſer Mangel iſt ſchmerzlich an ihm fühlbar geweſen bis in ſein Grab. In dem jugendlichen Feuer war er enthuſiaſtiſcher Freundſchaft, aus Bewunderung, fähig; aber was an lauterer, offener Liebe noch in ihm war, nahm das Leben mit ſeiner Herbigkeit immer mehr aus ſeiner Seele, und endlich ſtand der große König faſt als ein Einſiedler, mit in ſich verſchloſſenem, einſamen Gemüthe, da.

Die unglückliche Sitte der Zeit wollte, daß franzöſiſche Lehrer und Bücher den Gedankenkreis des Knaben und Jünglings gänzlich beſtimmten. Und früh ſchon wurde der Mann, welcher einen unüberſehbar verderblichen Einfluß auf ſein Zeitalter geübt hat, deſſen ſcharfer Verſtand und ſchneidender Witz nichts Heiliges unangetaſtet ließ, Voltaire, das große Vorbild für Friedrichs empfängliche Seele. Dieſes Mannes Schriften waren des Jünglings tägliche Beſchäftigung, und ſie nahmen ſein Gemüth ſo ganz gefangen, daß er ihn in ſeiner Bewunderung über alle Sterblichen erhob, und nach ſeiner Freundſchaft, wie nach dem koſtbarſten Kleinode, trachtete. Der eitle, eigenſüchtige Fremde wußte dieſe Stimmung, die er in des Prinzen Briefen ſah, trefflich zu benutzen. Er ſchmeichelte dem königlichen Freunde

wieder, und in dieſem gegenſeitigen Spiele der Selbſtliebe wähnte der Jüngling die glücklichſte Freundſchaft geſtiftet zu haben. Wie aber Freundſchaft nur durch ſtrenge Wahrheit beſtehen kann, wenn die Seelen, klar und offen vor einander daliegend, in treuen Kämpfen zuſammen der Tugend nachſtreben, ſo konnte jene Verbindung der beiden, auf ſo lockerem Grunde ruhend, die ſchärfere Prüfung nicht beſtehen. Im ſpäteren Zuſammenleben, als Voltaire 1750 an des Königs Hof berufen war, zeigte ſich täglich mehr und mehr das Kalte, Neidiſche und Gehäßige in des Günſtlings Seele; der frühere Zauber wich von des Königs Augen, die Gemüther entfernten ſich wieder von einander, und endlich trennten ſie ſich in heftiger Erbitterung. Voltaire aber rächte ſich, bei ſeiner Rückkunft nach Frankreich, durch die bitterſten Schmähſchriften.

So kränkende Erfahrungen verſchloſſen Friedrichs Herz immer mehr, und gaben ihm die Bitterkeit gegen die Menſchen, die früher nicht in ihm war, und die, wenn ſie ein Gemüth beherrſcht, das Leben verfinſtern muß.

Dieſe Einſamkeit und Verſchloſſenheit der Seele hat auch des Königs Regierung ihren Stempel aufgedrückt. Sie war eine Selbſtregierung im ſtrengen Sinne des Worts; von dem Könige ging Alles allein aus, auf ihn ging Alles zurück, und weder eine ſtändiſche Verfaſſung, welche vom Anfange unſerer Geſchichte an in dem Streben aller germaniſchen Völker gelegen hat, noch ſelbſt ein Staatsrath, der, aus den erleuchtetſten Männern gewählt, dem Könige die vielſeitig geprüfte Anſicht einer Sache darlegen konnte, fanden in Friedrichs Regierung Raum. Aber, ſo ſcharf ſein Auge war, — das Auge des Einzelnen vermag dennoch nicht Alles zu durchdringen; es mußten ihm weſentliche Mängel verborgen bleiben; in der Verwaltung aber mußte ſowohl Willkühr auf einer, als eine todte Förmlichkeit auf der andern Seite, ſich immer mehr einſchleichen, weil das Auge der öffentlichen Meinung nicht zugleich mit wachte. Darum iſt eine volksvertretende

Verfaſſung ſo unzerſtörbar, und hebt die Kraft eines Staates zu ſo hoher Stufe, weil in ihren Formen die Stimme der Aufgeklärteſten im Volke auf geſetzmäßigem Wege laut werden, und jeder, den Einſicht und tüchtiger Wille treiben, ohne Staatsbeamter zu ſeyn, ſein Vaterland mit leiten helfen kann.

Solche Anſichten und Grundſätze waren dem damaligen Zeitalter, welches ſich von dem einfachen Gange der Natur entfernt hatte, und den klügelnden Verſtand über alles ſetzte, verborgen. Die Feſtigkeit eines Staates, welche in dem freudigen Zuſammenwirken Aller für ein, über Alles geliebtes, Vaterland liegt, ſuchte dieſe Zeit in den Formen; dieſe ſetzte ſie an die Stelle des Weſens, und machte ihr Staatsgebäude zu einem ſeelenloſen Räderwerke. In Friedrichs klarer, feſter Seele, würden die großartigern Anſichten des Staates, wenn die Zeit ſie gehegt hätte, ſicher Raum gefunden haben; aber von ſelbſt erfand er ſie nicht, weil er die Kraft in ſich führte, allein zu herrſchen, und den ſtarken Willen, ſein Volk durch ſich allein glücklich und groß zu machen. Dadurch mußte ihm auch die Stärke des Staates in den Mitteln zu liegen ſcheinen, welche in der Hand eines Einzigen die ſchnellſten und wirkſamſten ſind, in dem Heere und in dem Schatze. Sein hauptſächliches Streben ging auf eine ſolche Verwaltung ſeiner Länder, daß ihr Wohlſtand die größtmögliche Vermehrung dieſer beiden Stützen des Staates, wie er ſie dafür hielt, geſtattete. Ja er wählte oft die Mittel dazu nur nach ihrer Wirkſamkeit, ohne Rückſicht auf ihren Einfluß auf die Stimmung und die Sittlichkeit des Volkes. Ein franzöſcher Generalpächter, Helvetius, wurde im Jahre 1764 nach Berlin gerufen, um über die Vermehrung der Staatseinkünfte ſeinen Rath zu ertheilen; und auf deſſen Wort wurden Einrichtungen getroffen, welche dem Volke bei ihrer Einführung ſehr gehäſſig waren, und viele zum Betruge gegen den Staat verleiteten, mit dem ſie ſich doch ganz Eins hätten fühlen müſſen. Aber die Einkünfte des Scha-

tes vermehrten ſich durch dieſe und andere Mittel außerordentlich.

Friedrichs Rechtfertigung iſt dabei, daß er ſolche Sorge nicht für ſich übte; ſondern für das Ganze; und zweitens, — wir müſſen es noch einmal wiederholen, — daß die großen Irrthümer ſeiner Zeit ſeinen Blick gefangen hielten. Wie hätte ſein heller Geiſt ein beſſeres Licht in ſich aufnehmen können, wenn er in einer Zeit wahrer geiſtiger Freiheit gelebt hätte! Die Freiheit des Geiſtes war ihm lieb, und die öffentliche Stimme vernahm er gern; ſein Volk genoß unter ihm einer vollen Preßfreiheit, und ſogar über ſich ſelbſt ließ er ruhig Tadel und Spott ergehen; das Bewußtſeyn ſeines ernſten Strebens und Wirkens, und der Treue gegen ſeine Pflicht, mußten ihn über die kleinliche Empfindlichkeit gegen ſolche Kränkung hinwegheben. Aufklärung, wie man ſie damals verſtand, war eine Hauptſorge des Königs. Aber die Aufklärung der Zeit war die des Verſtandes, des Zergliederns, des Trennens und des Einreißens. Was man nicht erklären konnte, wurde verworfen; Glaube, Liebe, Hoffnung, Ehrfurcht vor dem Alten und Hergebrachten, — Alles, was in der Tiefe der Seele ſeine unerforſchliche Stätte hat, ſollte mit der Wurzel ausgerottet werden. Aufzubauen und zu begründen verſtand jene Zeit nicht; und vielmehr hat dieſe Sucht des Zerſtörens, welche als ihren Gipfel die franzöſiſche Revolution herbeigeführt hat, ſo vieles überall niedergeriſſen, daß das Wiedererbauen noch die Lebenskraft vieler Geſchlechter wegnehmen wird.

Es war nicht allein in der Anſicht des Staates und des Menſchenlebens ſolche vernichtende Kraft; ſie zeigte ſich in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt und ſelbſt in der Religion. Die Führer des Zuges waren die Franzoſen; aber ihre Nachahmung fand ſich in aller Welt, und am meiſten in uns Teutſchen. Zierlichkeit galt ſtatt der Tiefe, Witz und Hohnlachen ſtatt des Ernſtes, und an die Stelle der Milde und Innigkeit war das kecke, ſchneidende Wort getreten. Am meiſten aber verrieth ſich der Dünkel

der Zeit darin, daß ſie ſich von ihren eigenen Lebenswurzeln trennte, und die Werke ihrer Väter verachtete.

Aber ſchon in jener Zeit erkannten Einzelne das Rechte und Wahre und erhoben ihre Stimme. Es dürften in der Welt der Kunſt nur die Namen von Leſſing, Kloppſtock und Göthe genannt werden; ſie waren die Begründer einer innigeren Zeit, und haben vieles trefflich vorbereitet. Viele ſchloſſen ſich an ſie an, und es erhob ſich ein Widerſtand des Geiſtes gegen das Fortſchreiten der ſinnlichen Betrachtungsweiſe der Welt. Von Seiten der Wiſſenſchaft traten bald auch Kant und Fichte auf den Kampfplatz; und aus ſolchen Anfängen erwuchs nach und nach das gewaltige Treiben der Geiſter, welches große Dinge vollbracht, und größere vorbereitet hat.

König Friedrich dem Zweiten blieb dieſes Erwachen des teutſchen Geiſtes verborgen; wie auf einer Inſel, einſam abgeſchloſſen, lebte er in der Welt der franzöſiſchen Bildung, und die Wellen des neuen, lebendigen Stromes brachen ſich, ihm unbemerkt, an den Schranken, die ihn umſchloſſen hielten. Sein Beiſpiel aber, in der Ueberſchätzung des Fremden, riß die höheren Stände noch tiefer in dieſes Uebel der Zeit hinein, ſo wie ſeine Regierungsweiſe den andern Herrſchern zum Vorbilde geworden war. Mehrere derſelben wollten, gleich ihm, durchaus ſelbſt regieren, ohne ſeines Geiſtes Ueberlegenheit zu beſitzen, und ſcheiterten, bei übrigens gutem Willen, in ihrer Bahn. Zu dieſen gehören vorzüglich: Peter III. von Rußland, Guſtav III. von Schweden, und Kaiſer Joſeph II.

59. Kaiſer Joſeph II.

1765 — 1790.

Er folgte ſeinem Vater Franz I., von welchem als Kaiſer wenig zu erwähnen geweſen iſt. Der

Sohn brannte von deſto heißerer Begierde, große Veränderungen hervorzubringen, Altes in Neues umzugeſtalten, und die ausgezeichnete Kraſt, die er von der Natur empfangen hatte, zur Umwandlung ſeiner Länder anzuwenden. Und dabei gedachte er eben ſo, wie Friedrich II. ſelbſtſtändig und freithätig zu Werke zu gehen. Allein ſo lange ſeine Mutter, Maria Thereſia, lebte, bis zu dem Jahre 1780, war er durch ihren Willen vielfach gebunden; die kluge, immer thätige Fürſtin konnte ohne Theilnahme an der Regierung nicht leben, und die kindliche Pflicht gebot dem Sohne, ihren Willen vor dem Seinigen gelten zu laſſen. In die Zeit bis zu dem genannten Jahre fallen noch einige Begebenheiten, welche auf die Entwickelung der letzten Jahrzehende von großer Wichtigkeit geweſen ſind.

Die erſte Theilung Polens. 1773. — Im Jahr 1765 war August III. geſtorben, und hatte nur einen minderjährigen Enkel hinterlaſſen; der polniſche Thron, den das ſächſiſche Haus 66 Jahre beſeſſen hatte, ging ihm jetzt verloren. Rußland und Preußen miſchten ſich in die Angelegenheiten der Polen, weil dieſes, ehemals ſtarke und gefürchtete Volk durch eigene Zwietracht ſchwach geworden war und ſich ſelbſt nicht zu helfen wußte. Beide Mächte forderten, daß ein geborner Pole zum Könige gewählt werde; und zehntauſend Ruſſen, die plötzlich gegen Warſchau heranrückten und eben ſo viele Preußen, die ſich an der Grenze ſammelten, bewirkten, daß Stanislaus Poniatowsky auf den Thron geſetzt wurde. Von da an war kein Reichstag, auf welchem nicht die Fremden ihren Einfluß übten.

Bald nach dieſer Zeit entſtand ein Krieg der Ruſſen gegen die Türken, worin jene die Moldau und Wallachei eroberten, und dieſe Länder behalten zu wollen ſchienen. Das wollte Oeſtreich wieder auf keine Weiſe zugeben, damit Rußland nicht zu mächtig würde, und Friedrich der Große fand ſich in Verlegenheit zwiſchen den beiden, wie er das Gleich-

gewicht am beſten erhalten ſollte. Aus dieſer Spannung ſchien am Ende der beſte Ausweg der zu ſeyn, daß dem Volke, welches ſich am wenigſten gegen ſolche Gewaltſamkeit vertheidigen konnte, den Polen, ein Theil ihres Landes abgefordert würde, um damit allen dreien einen Zuwachs zu verſchaffen. Wo dieſer Gedanke zuerſt entſtanden, iſt nicht genau kund geworden; er zeugt indeß auf die ſprechendſte Weiſe von dem Geiſte, der jene Zeit trieb. Weil die damalige Weisheit nur den ſinnlichen Maaßſtab ihren Berechnungen zum Grunde legte, und die Kraft der Staaten, nur nach Quadratmeilen, Einwohnern, Soldaten und Gelde zu ſchätzen verſtand, ſo war das Streben nach Vergrößerung die Seele der Staatskunſt; nichts ſchien wünſchenswerther als eine neue Erwerbung, die den Staat vielleicht vortheilhaft abrundete, und vor dieſem gebietenden Grunde mußte der Einſpruch des Rechtes und der Billigkeit verſtummen. Wenn Einer der größeren Staaten eine ſolche Erwerbung allein machte, ſo hielten die andern das Gleichgewicht Europa's aus ſeinen Angeln gehoben; da aber die dreie, welche an Polen gränzten, jetzt ziemlich verhältnißmäßig vergrößert wurden, ſchien es nicht gefährdet. So äußerlich ſo arm und geiſtlos war nun dieſes Syſtem geworden, daß man nicht erkannte, wie ein rechtes Gleichgewicht und eine dauernde Sicherheit Aller nur durch die Heilighaltung der Völkerrechte begründet werden könne. — Die Theilung Polens iſt die förmliche Aufhebung jenes Gleichgewichtsſyſtems und das Vorſpiel der größeren Umwälzungen, Zerreißungen, Verſchmelzungen, ja des Verſuches zu einem Weltreiche, die Europa zwanzig Jahre hindurch in ſeinen tiefſten Grundlagen erſchüttert haben.

Im Herbſt 1773 mußte das, von drei Seiten bedrohte, polniſche Volk ſeine Einſtimmung dazu geben, daß von ſeinem Grundeigenthum 3000 □ Meilen abgeriſſen und unter Oeſtreich, Preußen und Rußland vertheilt wurden.

Der baierſche Erbfolgeſtreit. 1778 — Der Churfürſt Maximilian Joſeph von Baiern

ſtarb 1777 ohne Kinder; der Erbe des Landes und der Churwürde war der Churfürſt von der Pfalz. Allein der raſche Kaiſer Joſeph, der dieſen Erbfall zu Gunſten Oeſtreichs benutzen wollte, ſuchte alte Anſprüche hervor, rückte plötzlich mit einem Heere in Baiern ein und beſetzte es; und der friedliebende Karl Theodor von der Pfalz, überraſcht und in Furcht geſetzt, unterſchrieb einen Vergleich, worin er zwei Drittheile von Baiern dem Hauſe Oeſtreich abtrat, um nur einen Theil zu behalten. Dieſes Verfahren Oeſtreichs, ſo wie ſeine Theilnahme an der Zerſtückelung Polens, war um ſo unerwarteter, als dieſer Staat von allen größeren am meiſten ſich von Gewaltſamkeiten ſolcher Art frei gehalten hatte. Aber der Schwindel dieſer Zeit hatte auch Oeſtreichs ruhige Haltung überwältigt.

Im Reich entſtanden Bewegungen darüber, beſonders glaubte Friedrich II. nicht unthätig bleiben zu dürfen. Er trat daher als Beſchützer des Herzogs von Zweibrücken, des Nachfolgers von Karl Theodor, der gegen den Vertrag des letzteren mit Oeſtreich proteſtirte und Friedrichs Beiſtand anrief, auf, und rüſtete ſein Heer. Der junge feurige Kaiſer Joſeph that daſſelbe, ſtellte ſich in Böhmen auf, und erwartete hier den König in ſo feſter Stellung, daß die Preußen bei einem Angriffe zu viel aufs Spiel geſetzt haben würden. Sie verließen Böhmen wieder, und nach einigen, wenig bedeutenden, Gefechten der leichten Haufen, nachdem der Krieg kein volles Jahr erklärt geweſen war, wurde zu Teſchen, unter Frankreichs und Rußlands Vermittlung, den 13. Mai 1779, Friede geſchloſſen. Die Kaiſerin Maria Thereſia theilte die Kriegsluſt ihres Sohnes nicht, ſondern verlangte dringend Ausſöhnung und Ruhe, und Friedrich, der bei dieſem Kriege für ſich nichts gewinnen konnte, noch wollte, war eben ſo geſtimmt. Ueberdieß war er ſelbſt ſchon vom Alter gebeugt, und in ſeinem Heere zeigte ſich dem ſchärfer ſehenden Auge, wie unter der Zuchtruthe einer ängſtlichen Ordnung, und da ein übertriebener Werth auf das Kleine und Förmliche gelegt wurde, der Geiſt,

der im ſiebenjährigen Kriege Wunder gethan, ſchon zum großen Theile entflohen war. Ja, nicht einmal die rechte äußere Ordnung wollte ſich im Kriegslager einfinden; beſonders war das Verpflegungsweſen des Heeres in ſchlechter Verfaſſung, und ſchon die erſten Monate des Krieges offenbarten einen drückenden Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen. Des Königs ſcharfer Sinn fühlte die Mängel, ohne ſich der rechten Quelle klar bewußt zu ſeyn, und er war ſehr verdrießlich. Der Friede kam ihm um vieles erwünſchter, als der Krieg. Oeſtreich gab im Frieden alle baierſchen Länder außer dem Burgauer Kreiſe an das Haus Pfalz zurück, und die Erbfolge blieb dem Herzog von Zweibrücken verſichert.

Kaiſer Joſephs II. Selbſtregierung 1780—90. — Nach Maria Thereſia's Tode ſtrebte der Kaiſer Joſeph mit der ganzen Schnellkraft ſeines Geiſtes, große Entwürfe in kurzer Zeit in Vollzug zu ſetzen, und ſeinen weiten, von ganz verſchiedenen Volksſtämmen bewohnten, Ländern, die Eine, gleiche Geſtalt zu geben, die er als ein Muſter in ſeiner Seele trug. In ſeinem Weſen und Thun war ſchon die folgende Zeit der unerhörteſten Umwälzungen Europa's vorgebildet; und er ſowohl, als ſein und das nächſte Zeitalter, ſahen ihre Schöpfungen durch den großen Irrthum ſo ſchnell wieder in Nichts zerfallen, daß ſie wähnten, was das Menſchengeſchlecht in langſamen Bildungen der Jahrhunderte vollbringe, laſſe ſich in den kurzen Raum eines Menſchenlebens, oder gar einiger Jahre, zuſammendrängen. Dieſer Uebermuth des Verſtandes, der das, was er als möglich ſich ausgedacht, gegen allen Einſpruch des Gemüthes, gegen alle Liebe und Anhänglichkeit des Alten und Gewohnten, in Wirklichkeit verwandeln will, er war auch in dem Kaiſer Joſeph, und hat ſein beſtes Wollen vereitelt. In ſich trug er den Ernſt für das Rechte und Gute, für das Glück ſeiner Länder, für Licht und Freiheit des Geiſtes; aber er verſäumte, die menſchliche Natur in ihren Tiefen ruhig zu erforſchen, und ſich mit der Eigenthümlichkeit ſeiner Völker bekannt zu ma-

chen. Sein feuriger Geiſt irrte in dem Meiſten, weil die ſtille Empfänglichkeit fehlte, das zu erkennen, was wirklich war. Auch kannte er die Gewalt der öffentlichen Meinung nicht; weder wußte er ſie auf die rechte Weiſe zu erforſchen, noch für ſich zu wenden und zu gebrauchen. Das meiſte, was er unternahm, war dem dermaligen Standpunkt ſeiner Völker nicht angemeſſen, oder was dem einen genehm war, widerſprach dem andern. Im Gefühl ſeines treuen Willens nahm ſich Joſeph die ſelbſtherrſchende Weiſe Friedrichs II. zum Muſter; aber Friedrich beſchäftigte ſich mehr mit äußern Veranſtaltungen, in Verwaltung des Staates, Beförderung des Gewerbfleißes, Vermehrung der Einkünfte, und griff in den Gang der geiſtigen Bildung nicht ein, die ihren eigenen, von ihm nicht einmal erkannten, Weg nahm. Joſeph berührte mit vielen ſeiner Umwandlungen die theuerſten Kleinode des Volkes. In Allem wollte er freilich Gewiſſens und Denkfreiheit befördern; denn er fühlte, wenn er dem großen Körper ſeines Staates auch einen ſchnellen und durchdringenden Geiſt gebe, ſo werde er die Kraft um ein Großes erhöhen. Aber er bedachte nicht, daß die Erkenntniß ſich nicht von Außen plötzlich einpflanzen laſſe, ſondern nur durch langſame Aufhellung von Innen zum wahren Eigenthum werden könne.

Am meiſten Widerſpruch fand Joſeph bei ſeinen Umwandlungen der kirchlichen Angelegenheiten, dem Einziehen vieler Klöſter und geiſtlichen Stifter, ſeinen zu raſchen Veränderungen in den Unterrichtsanſtalten der Geiſtlichen u. ſ. w. Was ſich in einem halben Jahrhundert von ſelbſt umgeſtalten konnte, ſollte in dem erſten Jahre ſeiner Alleinregierung geſchehen. Der größte Schritt in dieſen Veränderungen war freilich vor ihm gethan, und was ſpäter geſchah, konnte nur als eine Folge aus jenem betrachtet werden; das war nämlich die Aufhebung des Jeſuiterordens durch Papſt Clemens XIV. im Jahre 1773. Auch ſie war ein großes Zeichen der beginnenden Zeit, die zur Zerſtörung des Alten ſich berufen hielt. Mit dieſem Orden fiel eine große

Stütze alter Einrichtungen und Meinungen, und des ganzen kirchlichen Gebäudes, was konnte ſich von nun an feſt genug begründet halten, daß es nicht auch geſtürzt werden könne?

Bei dem Einziehen geiſtlicher Güter waren auch benachbarte Reichsfürſten, z. B. der Biſchof von Paſſau und der Erzbiſchof von Salzburg, in ihren Rechten gekränkt, die ſie im Oeſtreichiſchen beſaßen; ſie erhoben Klagen darüber. Auch in andern Dingen glaubten viele Fürſten in dem Kaiſer eine Nichtachtung der Reichsverfaſſung zu erkennen. Am höchſten ſtiegen die Beſorgniſſe, als er im Jahre 1785 einen Tauſchvertrag mit dem Churfürſten von Pfalzbaiern unterhandelte, nach welchem dieſer ſein Land an Oeſtreich abtreten, und dafür die öſtreichſchen Niederlande unter dem Titel eines Königreichs von Burgund erhalten ſollte. Dadurch wäre Oeſtreich über ganz Südteutſchland mächtig geworden. Der Churfürſt war nicht abgeneigt, und Frankreich ſowohl als Rußland begünſtigten Anfangs die Sache. Da trat aber Friedrich II. von Neuem dazwiſchen und verhinderte den Plan, indem er Rußland gänzlich umſtimmte.

Dieſe Bewegungen, durch Kaiſer Joſephs raſches, um ſich greifendes Streben veranlaßt, brachten den alten preußiſchen König auf den Gedanken, einen Fürſtenbund in Teutſchland zur Erhaltung der Reichsverfaſſung zu errichten, wie die früheren Zeiten ſchon oft ſolche Verbindungen einzelner Reichsglieder zu gegenſeitigem Schutze geſehen hatten. Es ſollte eben dieſes, nach des Königs eigenem Worte, der einzige Zweck des Bundes ſeyn, und er kam in der That zwiſchen Preußen, Sachſen, Hannover, den Herzögen von Sachſen, Braunſchweig, Meklenburg, Zweibrücken, dem Landgrafen von Heſſen, und einigen andern Fürſten im J. 1785 zu Stande, und bald trat auch der Churfürſt von Mainz dazu. So wenig feindlich oder auch nur ſcharf dieſer Bund gegen das Haus Oeſtreich auftrat, ſo war er doch ein empfindlicher Vorwurf für daſſelbe, den ihm der weitſtrebende Kaiſer zugezogen hatte; zugleich ein neuer Finger-

zeig, wie Oeſtreichs Beſtimmung unter den Völkern Europa's einzig die ſey, das Beſtehende zu erhalten, das Recht zu ſchützen, jeder Eroberungsſucht in den Weg zu treten, und ſo die Schutzwehr der allgemeinen Freiheit zu ſeyn. So wie es von dieſem Wege nur in etwas abwich, wankte das öffentliche Zutrauen. Uebrigens trat der Fürſtenbund ſelbſt in keine Bedeutung für Teutſchland ein, theils weil Friedrich II. im nächſten Jahre ſtarb; theils weil die Nachfolger Josephs II. die alten Grundſätze ihres Hauſes in Mäßigung und Beſonnenheit glücklich befolgten; endlich weil in dem letzten Jahrzehend dieſes Jahrhunderts ſo unerhörte Dinge in Europa vorgingen, daß des früheren, Kleinen nicht mehr gedacht wurde.

Friedrich II. Tod. 17. Auguſt 1786. — Der teutſche Fürſtenbund war Friedrichs des Großen letzte öffentliche Handlung von einiger Bedeutung. Im nächſten Jahre ſtarb er. Sein Alter war noch immer regſam und thätig, aber es wurde immer einſamer; alle Gefährten ſeiner früheren Jahre ſanken vor ihm ins Grab; im Januar ſeines Sterbejahrs ſtarb auch der 87jährige Ziethen; und dem großen Könige war nicht beſchieden, wodurch das Alter zum zweiten und drittenmale das Gefühl der Jugend ſich erneuen und das Leben wiederholen kann, daß er ſich in einer blühenden Nachkommenſchaft verjüngt ſah. Auch fehlte ihm für dieſe Seite des menſchlichen Lebens der tiefere Sinn; es war hier die Schranke ſeiner Natur.

Vier und ſiebenzig Jahre blieb ſein Geiſt in faſt ungeſchwächter Kraft, obgleich der Körper ſchon mehrere Jahre ziemlich hinfällig war. Durch zu häufigen Genuß ſtarker Gewürze und nach franzöſiſcher Weiſe zuſammengeſetzter Speiſen waren die Säfte verdorben; eine fauligte Waſſerſucht machte ihn immer unbeholfener. Im Sommer des Jahres 1786 wurde der König zuſehends ſchwächer, und am 17. Auguſt ſchlief er ſanft ein. Er wurde unter der Kanzel der Garniſonskirche zu Potsdam begraben.

So wenig unerwartet die Nachricht ſeines Todes, in ſolchem Alter, den Menſchen kommen konnte, ſo erregte ſie doch eine allgemeine Bewegung der Gemüther in ganz Europa. — Friedrich hinterließ ſeinem Nachfolger ein wohlgeordnetes Reich von faſt 6 Millionen Einwohner, ein ſtarkes Heer und einen wohl verſehenen Schatz; der größere Schatz aber war das Andenken herrlicher und tapferer Thaten; welches ſeinem Volke aus mancher Erſchlaffung der Ruf des Erwachens und Ermannens werden konnte.

Joſeph II. ſtirbt den 20. Februar 1790. Leopold II., 1790—92. — Der Kaiſer Joſeph hatte ſich im Jahre 1788 noch in einen Krieg mit den Türken eingelaſſen, der ihm die Vortheile nicht brachte, welche er ſich davon verſprach. Sein Heer litt bedeutende Verluſte, beſonders durch Krankheiten, und ungeachtet der Kaiſer ſich ſelbſt in's Lager begab, hatten auch die Waffen kein Glück; es fehlte ihm die Ruhe des großen Feldherrn. Zu gleicher Zeit fing in Ungarn Unzufriedenheit an laut zu werden, weil Joſeph das Volk, welches einſt ſeine Mutter und ihn gerettet, in ſeiner Eigenthümlichkeit, ſeinen Sitten, ſeiner Sprache, nicht achtend behandelte; in den Niederlanden aber kam es zur offenen Empörung. Die Geiſtlichkeit, das Volk, der Adel, die Städte, alle ſahen in des Kaiſers raſchen Veränderungen Eingriffe in alte Gerechtſame; ſie griffen zu den Waffen, und am 24. Oktober 1789 erklärten ſie ſogar in einer Verſammlung zu Breda die brabantiſchen Provinzen für unabhängig. Faſt alle Städte ſchloſſen ſich an die Unabhängigen, an deren Spitze der Advokat van der Noot ſtand, und die öſtreichſche Regierung ſah ſich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Es war das Vorſpiel der größeren Dinge, die ſich eben in Frankreich entzündeten. Mitten in dieſen Stürmen, von den körperlichen Anſtrengungen des türkiſchen Feldzuges erſchüttert, noch tiefer aber gebeugt von dem herben Gefühle ſo vieler verfehlter Abſichten und von dem Anblicke zornig

erregter Völker, ſtarb der Kaiſer, in ſeinem 49ten Jahre, den 20 Februar 1790.

In den öſtreichſchen Erbländern folgte ihm, da er keine Kinder hinterließ, ſein Bruder Peter Leopold, bisheriger Großherzog von Toscana. Die Aufgabe, die ſeiner wartete, war ſehr ſchwierig; faſt allenthalben Unzufriedenheit oder gar Aufruhr, Waffen und Krieg, nur die beſonnenſte Mäßigung vermochte in ſolchem Sturme das Steuer des Schiffes mit Glück zu lenken. Leopold beſaß dieſe Ruhe und Klugheit. Die gefährlichſten Neuerungen des Vorgängers wurden aufgehoben, die Ungarn befriedigt, die Niederländer mit den Waffen und durch Beſtätigung ihrer Rechte und Verfaſſung zur Ruhe gebracht; im folgenden Jahre auch der Friede mit den Türken hergeſtellt.

Am 30. September 1790 wurde der Stammfürſt des öſtreichſchen Hauſes auch als Leopold II. zum teutſchen Kaiſer gewählt. Er hat nur in's zweite Jahr bis zum 1. März 1792 regiert, und dieſe kurze Regierung fiel in den Anfang einer ſchweren, verhängnißvollen Zeit für Europa.

---

60. Die franzöſiſche Revolution.

Durch die auflöſende Schärfe des Verſtandes, welcher Alles unterſuchte und zergliederte; durch das Zuſammentreffen eines ſolchen ſcharfen und ſchneidenden Geiſtes in den Wiſſenſchaften, in den Künſten, den Lebensverhältniſſen, ſo wie in den Begriffen über den Staat, über Regenten- Volks- und Menſchenrechte; durch das Beiſpiel König Friedrichs und Kaiſer Joſephs ſogar von den Thronen herab angeregt, hatten ſich die Menſchen allmählig gewöhnt, auch das Feſteſte für wandelbar, das durch Alter und Gewohnheit Ehrwürdigſte für vergänglich zu halten. Und wie ſo oft in der Geſchichte das Außerordentlichſte, weil es einmal gedacht und ausgeſprochen war, wirklich werden mußte, ſo fand

auch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Gedanke keine Ruhe, bis er das Beſtehende niedergeworfen, das Alte zerſtört und einen großen Trümmerhaufen um ſich erſchaffen hatte, aus welchem neue Gebäude empor ſteigen ſollten. Aber das Bauen war ſchwerer als das Einreißen.

Von Außen kam der bedeutendſte Anſtoß der Umwälzungen aus dem neuen Welttheile herüber, der vor kaum 300 Jahren entdeckt war. Die engliſchen Kolonien in Nordamerika empörten ſich gegen die Herrſchaft des Mutterlandes, und machten ſich durch einen kurzen und glücklichen Krieg 1783 frei. Als der vorzüglichſte Schöpfer neuer Ideen trat in jenem Welttheile Benjamin Franklin auf, von dem ſeine Grabſchrift ſagte, daß er dem Himmel ſeine Blitze und den Tyrannen ihre Scepter entriſſen habe; als Muſter eines freigeſinnten, ernſten und tugendhaften Hauptes eines Freiſtaates aber wurde der General Waſhington geprieſen. Beider Namen tönten mit großem Lobe über das Meer herüber und wurden durch ganz Europa bewundert. Frankreich hatte, um Englands Macht zu brechen, dem amerikaniſchen Freiſtaate Hülfe geleiſtet, und Truppen hinüber geſendet; die Männer nun, die aus dem andern Welttheile wiederkehrten, brachten einen tief angeregten Sinn der Freiheit, viel neue Grundſätze und kühne Gedanken mit ſich zurück. Solche Geſinnung ſtand mit dem damaligen Zuſtande Frankreichs im ſcharfen Widerſpruche.

Es herrſchte in Frankreich Ludwig XVI., ein guter, milder und frommer König, welcher das Glück ſeiner Unterthanen mit treuem Gemüthe zu fördern wünſchte. Aber ſein Wille war zu ſchwach gegen die tauſend Mißbräuche, die ſich in die Verwaltung des Staates eingeſchlichen hatten. Viele Glieder ſeiner eigenen Familie, der hohe Adel, der um ſeinen Thron verſammelt war, die hohen Beamten, die von den drückenden Einrichtungen Gewinn zogen; ſie alle wollten keine Verbeſſerung und bildeten eine Scheidewand zwiſchen dem guten Könige und ſeinem Volke. Ja, Ludwig konnte nicht einmal ſeinen eigenen laſter-

haften Hof im Zaume halten, weil es ſeit Ludwig dem XIV. und XV. ein Recht zu ſeyn ſchien, daß der Hof eines Königs von Frankreich die Geſetze der Zucht und Sitte verſpotten dürfe.

Das Volk haßte dieſen Hof und alle Großen; es ſahe ſie als ſeine Blutſauger an, denn ſie lebten in der ungemeſſenſten Verſchwendung, während ganz Frankreich von Jammer und Nothgeſchrei ertönte, und unter der Laſt der Abgaben faſt erlag. Solche Klagen gewannen eine furchtbare Kraft, weil ſie ſich mit ſcharfer Erkenntniß über die Quellen des Uebels und die nothwendigen Verbeſſerungen, über die Rechte der Menſchen, die Freiheit des Geiſtes und die Gleichheit Hoher und Niederer vor dem Naturgeſetze, verbanden. Dadurch wurde die Unzufriedenheit eine brennende Sehnſucht, und eine verzehrende Flamme; denn wenn Verſtand und Leidenſchaft nach dem gleichen Ziele ſtreben, ſo mag ihnen nichts widerſtehen; der Geiſt, der einmal den Anſtoß empfangen hat, ſteht in ſeinen Bahnen nicht wieder ſtill. Ueber jene unverlierbaren Menſchenrechte, die kein König ihnen nehmen dürfe, hatten die beredteſten Männer in Frankreich dem Volke viel Wahres und Falſches geſagt; Montesquieu, Raynal, Diderot, Helvetius, Rouſſeau und Voltaire hatten eine Menge neuer Gedanken aufgeregt. Es war vor Allem der dritte Stand, die Bürgerklaſſe, welche der neuen, treibenden Gedanken voll war; der Stand, welcher noch vor 400 Jahren kniebeugend und faſt ſtumm auf den Reichstagen erſcheinen mußte. Als ſeine Zeit gekommen war, warf er den Adel und die Geiſtlichkeit ſammt dem Throne des Königs vor ſich nieder, weil ſie ihm die Laufbahn verſperrten, welche er ſich auf einmal, mit unwiderſtehlicher Gewalt, eröffnete.

Wegen großer Geldverlegenheit, da alle Steuern, zu den Bedürfniſſen des Staates nicht ausreichen wollten, und wegen mancher anderen Verlegenheit, berief der König auf den 1. Mai 1789 die Stände des Reichs zu einer großen Verſammlung; ſein Miniſter Necker hatte das Verhältniß der Abgeordneten, die dazu erſcheinen ſollten, ſo beſtimmt, daß von den

1200 die Hälfte aus Vertretern des Bürgerſtandes beſtehen ſollten. Ein gefährliches Verhältniß, welchem die Stimme des großen Haufens ein noch bedeutenderes Gewicht geben konnte, denn die Verſammlung ſollte zu Verſailles, in der Nähe der Hauptſtadt, mit ihren Tauſenden müſſiger, verwegener Menſchen, gehalten werden. Das war ein Hauptfehler, den die Hofparthei beging; Paris hat immer für Frankreich das Beiſpiel angegeben. — Zur Berathung über die Steuern waren die Abgeordneten berufen, aber der dritte Stand wollte mehr; er verlangte eine neue, beſſere Verfaſſung. Beſonders ſollten die begünſtigten Stände, der hohe Adel und die hohe Geiſtlichkeit, verhältnißmäßig zu den Laſten des Staates beitragen, damit der Bürger und Landmann erleichtert werde. Jene Stände weigerten ſich; hätten ſie mehr Selbſtentſagung und wahre Vaterlandsliebe in dieſem Augenblicke bewieſen, ſie hätten Frankreich von den Schrecken einer Revolution erretten können. Der Landadel und die niedere Geiſtlichkeit ſchloſſen ſich zum Theil an den Bürgerſtand an; er that den wichtigen Schritt, daß er ſich als die Nationalverſammlung erklärte, und es den beiden andern Ständen überließ, ob ſie ſich mit ihm vereinigen wollten oder nicht. Wäre nach Ständen geſtimmt worden, ſo würden die Stimmen der beiden andern Stände ſich gegen die Bürger vereinigt haben; wenn es in Einer gemeinſamen Verſammlung nach den Köpfen ging, ſo hatte der dritte Stand bei weitem das Uebergewicht Dennoch mußten die andern Stände nachgeben, und ſich mit den Bürgern zu Einer Verſammlung vereinigen, und von dieſem Augenblicke an war die Revolution entſchieden. Sie war in ihrem Grundgedanken eine Auflehnung des Bürgerſtandes gegen die Feudalrechte des Adels und der hohen Geiſtlichkeit, und als ſolche iſt ſie eine große europäiſche Umwälzung geworden. Gegen die Thronen der Fürſten waren ſie urſprünglich nicht gerichtet; und nur, weil Ludwig XVI. zu ſchwach und gutmüthig ſchwankte, bald gutem, bald ſchlechtem Rathe folgte; weil ſein Hof und ſeine Großen ſo

gar verdorben waren, und weil bald der Pöbel einer entarteten Hauptſtadt, in dem leichtſinnigſten und leidenſchaftlichſten Volke Europa's, an der Lenkung der Dinge Theil nahm, iſt Ludwigs XVI. Thron umgeworfen.

Es kann hier nicht erzählt werden, durch welche Stufen, vom erſten, beſonnenern Anfange an bis zu der raſendſten Wuth verruchter Menſchen hindurch, dieſe Revolution ihren Weg genommen hat; wie viel unſchuldiges Blut vergoſſen, wie König und Königin gemordet ſind; wie die heilloſen Menſchen, alle Scheu vor dem, was heilig iſt, abwerfend, die Altäre der Religion umgeſtürzt, ihrer eigenen, bodenloſen Vernunft Tempel geweiht, ja, wie ſie ſich erfrecht haben, das Daſeyn Gottes zu dekretiren; — wie ſie ferner in ihrem Taumel übermüthigen Verſtandes eine Staatsverfaſſung nach der andern auf das Papier gebracht, mit großem Jubelgeſchrei als ein Meiſterſtück von ewiger Dauer, ausgerufen, und nach einen Monaten wieder verworfen haben. Wehe dem Volke, welches unter dem Schrecken gewaltſamer Umkehrungen, unter Blut und Mord und dem Rufe der Sturmglocke, ſeine Verfaſſung gründen ſoll! Die Grundlage der wahren Freiheit iſt nur unter dem Schilde des Rechtes, der Sitte und der Mäßigung zu finden, wenn das Neue aus dem Alten, wie ein junger Sprößling, hervorwächſt. Das iſt die Verbeſſerung des Zuſtandes der Völker auf geſchichtlichem Wege Wenn aber alle Stämme des alten Waldes mit einem Mahle gefällt werden, ſo fehlt dem jungen Anwuchſe jegliche Schutzwehr gegen die Stürme. In Frankreich ſollte das Andenken der Vorzeit vertilgt, die Geſchichte vernichtet werden; der Begriff wollte Alles neu ſchaffen, darum verwehten die neuen Schöpfungen wie ein Hauch. — Doch ſoll auch nicht verkannt werden, daß in der großen Fluth der Gedanken Goldkörner mit ausgeworfen ſind, welche für die Geſchichte Europa's nicht verloren gehen werden.

In den übrigen Ländern, und beſonders in Teutſchland, war die Aufregung der Gemüther durch die

außerordentlichen Schritte der Franzoſen ſehr groß. Der Saame dergleichen Bewegungen war allenthalben ausgeſäet; allenthalben trennten ſich die Partheien für die Erhaltung des Alten oder für die ſchnelle Begründung eines Neuen. Aber die Vorſehung bewahrte uns vor den Greueln des Bürgerkrieges, troß hundert Mißbräuchen, die ſich auch unter uns fanden und eine Abſtellung forderten. Die Fürſten waren zu beſonnen, die Völker zu treu und gut, als daß die Leidenſchaft jede andere Stimme überſchreien konnte. Dennoch haben wir und die übrigen Völker aller Theilnahme an den Leiden dieſer ſtürmiſchen Zeit nicht entgehen können; durch plötzliche und langſam zehrende Angſt und tauſende der theuerſten Leichen, hat ganz Europa die Irrthümer des vergangenen Jahrhunderts mit gebüßt. Dafür hatte Europa ſich insgeſammt von Frankreichs Beiſpiele leiten laſſen; und Frankreich, weil es den Zug mit Selbſtgefälligkeit und Uebermuth geführt, mußte auch zuerſt und am bitterſten die Züchtigung erfahren.

61. Oeſtreich und Preußen, das Reich Holland, Spanien und mehrere im Kriege gegen Frankreich. 1792.

Wenn gleich mit großer Sorge, doch ſeinem friedlichen Syſteme getreu, ſah Kaiſer Leopold die Vorgänge in Feankreich. Manche Reichsfürſten waren mehr geneigt, Gewalt gegen das empörte Volk, für die vielen Ausgewanderten, Prinzen und Adliche zu gebrauchen. Dieſe Ausgewanderten ſammelten ſich am Rheine und in Italien in Haufen und reizten Fürſten zum Kriege an. In der That hatten die Franzoſen auch die Rechte mancher Reichsfürſten, die dieſe ſeit alter Zeit in Frankreich geübt, verletzt, und als von ihrer Entſchädigung die Rede war, antworteten ſie mit dem Trotze, der ſeitdem 25 Jahre lang ihre Sprache in Europa geweſen iſt. Dennoch hätte

das teutſche Reich bedenken ſollen, daß einem empörten Volke der Krieg mit Auswärtigen die größte Wohlthat iſt; er hemmt die innere Entzweiung, und giebt dem Volke in der Einigkeit gegen die Fremden eine große Kraft. Dieſe aber beſtehen meiſtens in ſolchem Kampfe ſchlecht; ſie wollen in hergebrachter Weiſe, mit Anführern, die durch lange Dienſtjahre an die Spitze gekommen ſind, gegen ein begeiſtertes Volk kämpfen, in welchem alle Kräfte geweckt, alles Alte und Morſche über den Haufen geworfen, und durch die Zerbrechung aller Schranken des Herkommens einer jeden ausgezeichneten Kraft der Weg zu den höchſten Stellen bereitet iſt. Es iſt der Kampf des hinfälligen Alters gegen die rüſtige Jugend. Und darum iſt Glück und Gewinn auch ſo lange bei den Franzoſen geweſen, bis die andern Völker in der Begeiſterung für ihre Sache gleichfalls eine kräftige Jugend wiedergewonnen.

Der neue teutſche Kaiſer Franz II. (1792—1806) ſchloß mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen eine Verbindung gegen Frankreich. Um ihnen zuvorzukommen erklärte dieſes den Krieg zuerſt 1792 an Oeſtreich. Der Angriff Preußens überraſchte die junge Republick, an deren Spitze damals noch der König, aber ohne Macht, ſtand; Frankreich war noch nicht gerüſtet, und der erſte Einfall hatte das glücklichſte Gelingen. Ueberall ſchritt man vor und gewann die Städte, die auf dem Wege lagen; Valenciennes, Longwy und Verdün wurden erobert, die Päſſe des Ardenner-Waldes durchbrochen, die Ebenen der Champagne gewonnen: da zitterte man ſchon in Paris. Aber bald erwachte das betäubte Volk; die Feinde ſelbſt weckten es. Verleitet vielleicht durch den Uebermuth und die ſtolzen Hoffnungen der Emigranten, erließ der Herzog von Braunſchweig, der das preußiſche Heer anführte, ein Manifeſt an die Franzoſen, welches ihr Gefühl aufs Aeußerſte reizen mußte. Es ward darin allen, die nicht ſogleich die alten Rechte des Königthums anerkennen würden, beſonders der Stadt Paris, mit

Feuer und Schwerdt gedroht. Kein Stein ſolle auf dem andern bleiben, ſo lauteten die harten Worte. Sie wirkten wie ein Zauberſchlag durch ganz Frankreich; Männer und Jünglinge, zum Kampfe für die Freiheit entflammt, ſtrömten von allen Seiten freiwillig zu dem Heere, welches ſich unter Dümouriez ſammelte. Bald war es im Stande, ſich dem andringenden Feinde in einer ſehr feſten Stellung bei St. Mennhould in den Weg zu ſtellen; und da nun in dem öden Lande bald der Unterhalt fehlte und die Herbſtkrankheiten, bei dem beſtändigen Regen, die ſchlechtgekleideten preußiſchen Krieger wegrafften, da mußten ſie auf den Rückweg denken und froh ſeyn, daß er ihnen noch offen ſtand. Sie gingen bis über den Rhein zurück.

Dümouriez aber ſtieß bei Jemappe auf die Oeſtreicher, und hielt mit ihnen die erſte Freiheitsſchlacht am 5. und 6. November 1792. Er gewann ſie. Er war den Oeſtreichern vierfach überlegen und hatte einen ungeheuern Geſchützeszug, ſo daß von dem Feuer der großen Stücke die Erde erbebte. Dennoch vertheidigten ſich die Oeſtreicher mit wahrem Heldenmuthe zwei Tage lang gegen die Uebermacht; endlich wichen ſie vom Schlachtfelde. — Durch dieſes Eine Treffen gingen die Niederlande für das Haus Oeſtreich verloren; wie ein Strom überſchwemmte ſie das ſiegende Heer, und die Einwohner, noch ſeit Joſeph II. mit der öſtreichſchen Herrſchaft unzufrieden, zum Theil auch von Gedanken der Freiheit ergriffen, nahmen die Franzoſen willig auf. Dieſe pflanzten allenthalben Freiheitsbäume auf, errichteten Nationalconvente, und benutzten übrigens die beſetzten Länder nach der Weiſe der Eroberer.

Zu gleicher Zeit war der franzöſiſche Anführer Cuſtine gegen den Mittelrhein vorgedrungen, und hatte durch Verrätherei die wichtige Reichsfeſtung Mainz in ſeine Hände bekommen. In dieſer Stadt war auch ein Freiheitsſchwindel erwacht, und es gingen dort Dinge vor, die denen in Paris glichen. Das benachbarte Frankfurt hielt ſich dagegen von ſolcher Nachahmung frei; als ihm die neufränkiſche

Freiheit angetragen wurde, antwortete es, ſeine Bürger ſeyen mit der Freiheit zufrieden, die ſie bereits genöſſen.

Das Jahr 1793 — fing mit der Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. Januar an; die blutdürſtige Parthei der Jacobiner hatte den Sieg davon getragen, und glaubte die Ordnung der Dinge noch immer nicht genug umgekehrt zu haben, ſo lange der König lebe. Sie hatten ihn ſchon abgeſetzt, aber, um allen menſchlichen und göttlichen Geſetzen Hohn zu ſprechen, brachten ſie den unſchuldigen und frommen König auf das Blutgerüſt. Zur unmittelbaren Strafe dafür erhob ſich gleich darauf ein blutiger Aufſtand in der Vendée, in den Gegenden der Loire und Charente, und wurde zum mehrjährigen Bürgerkriege; und bei den übrigen Völkern Europa's erloſch der Eifer und die Theilnahme für die, nun mit dem unſchuldigſten Blute befleckte, Freiheit Frankreichs. Auch artete die Rede und die Handlungsweiſe der neuen Republik mehr und mehr aus; Ausgelaſſenheit und Frechheit hießen nun Freiheit, die Gemäßigten ſchalt man Feige, der Pöbel galt als das Volk. Den andern Völkern aber wurde Aufruhr gepredigt und ihnen Hülfe verſprochen, wenn ſie ihre Fürſten und Könige vertrieben. Es ward kein Hehl mehr daraus gemacht, daß alle Thronen geſtürzt werden ſollten. — Aus England und Spanien wurden darauf die franzöſiſchen Geſandten zurückgewieſen, und zur Vergeltung kündigte die Republik beiden Ländern, ſo wie dem Statthalter der Niederlande, der mit England in genauer Verbindung ſtand, den Krieg an, und das teutſche Reich erklärte ihn um dieſelbe Zeit, nach langer Berathung, an Frankreich. So war halb Europa gegen Frankreich in den Waffen, denn auch Neapel, der Papſt, Toskana und Portugal folgten der allgemeinen Bewegung.

Eine Reihe glänzender Siege der Verbündeten bezeichneten den Anfang des Feldzuges von 1793. In den Niederlanden wurde Dümouriez bei Aldenhoven und in einer Hauptſchlacht bei Neerwinden

am 18. März geſchlagen; aus Furcht vor den jakobiniſchen Machthabern in Paris, denen er feind war, und die alles eher verziehen, als das Unglück, ging er zu den Verbündeten über. Dieſe drangen immer weiter vor; es waren Oeſtreicher, Preußen, Engländer, Hannoveraner und Holländer, und Hauptanführer der Herzog von Koburg und der engliſche Herzog von York. Auf den Feldern von Famars wurde Dümouriez Nachfolger, der General Dampierre, am 8. Mai noch einmal geſchlagen und ſelbſt getödtet, und dann fielen die Feſtungen Valenciennes und Condé in die Hände der Verbündeten; der Weg nach Paris war ihnen geöffnet.

Am Oberrhein hatten indeß die Preußen und Oeſtreicher Mainz wieder erobert, die Weiſſenburger Linien geſprengt, und fingen unter dem Kronprinzen von Preußen die Belagerung von Landau an.

Ueber die Pyrenäen waren ſpaniſche Heere in Südfrankreich eingefallen und machten glückliche Fortſchritte; in Verbindung mit den Engländern hatten ſie die gar wichtige Seeſtadt Toulon beſetzt, welche ſich gegen den Convent in Paris erklärt hatte, und beſchützten die Stadt gegen denſelben.

Gefährlicher noch als die Angriffe die äußeren Feinde, war der Bürgerkrieg in Frankreich ſelbſt. Die königlichgeſinnten Vendeer ſchlugen alle republikaniſchen Haufen, die ſich in ihr Land wagten, und breiteten die Furcht ihrer Waffen weit umher aus. Vom Norden her, aus Bretagne, drang gleichfalls ein Haufen von Königsfreunden unter dem General Wimpſen vor, und ſtand nur noch 20 Stunden von Paris. Im Süden erklärten ſich die wichtigſten und reichſten Städte gleichfalls gegen den Convent, außer Toulon noch Marſeille und Bordeaux, in der Mitte Frankreichs Lyon; ihre Verbindung breitete ſich über das ganze umliegende Land aus. So ſchwebte im Auguſt dieſes Jahres die, von allen Seiten hart bedrängte, Republik am Rande des Abgrunds; ihr Fall ſchien unabwendbar. Dennoch wurde ſie durch eine Schreckensregierung ohne Beiſpiel gerettet. — In der großen Noth gewannen die

Kühnſten und Verwegenſten unter den Machthabern in Paris, denen jedes Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke gleich war, über die Gemäßigten die Oberhand; ſie faßten den Entſchluß, wie Rom in ſchwierigen Zeiten alle Gewalt in eines Einzigen Hand gelegt, ſo dieſelben jetzt zweien Ausſchüſſen zu übergeben, dem Ausſchuß der öffentlichen Sicherheit, der das Innere und dem des allgemeinen Wohles, der die äußeren Geſchäfte, beſonders den Krieg, leiden ſollte. Es war eine Allgewalt, welche dieſe wenigen Menſchen erhielten, kein Geſetz erkannten ſie, als ihren Willen, keinen Richter, als ihr Gewiſſen. Leben, Freiheit und Eigenthum der Bürger lag in ihrer Hand, ſie konnten verdammen, wen ſie wollten, und losſprechen, wen ſie wollten; und an der Spitze dieſer Mächtigen ſtand Robespierre, ein furchtbarer, kalter, blutdürſtiger Mann; der Abgott der Menge, weil er, wie ſie, einen jeden, der ſich irgend aus dem Haufen erhob, mit Neid und Haß verfolgte.

Nach einem Plane ſollte Schrecken die innern und äußern Feinde der Regublik vertilgen; und das Meiſterſtück gelang. Die Hauptſtadt, ſo wie ganz Frankreich wurde mit Blut überſchwemmt; wer durch Reichthum oder Wiſſenſchaft, durch Tugend und guten Ruf, durch Grundſätze der Billigkeit der Mäßigung ſich auszeichnete, war dieſer entſetzlichen Rotte verhaßt; irgend ein Vorwand mußte dazu dienen, ihn aus dem Wege zu ſchaffen. Sie hielten die Gebildeten für eben ſo gefährlich der Freiheit, als Adel und Geiſtlichkeit; eine Einfachheit wie in Sparta und den älteſten Zeiten Roms müſſe herrſchen, wenn die Freiheit Beſtand haben ſolle, ſo meinten ſie; einer ſogar äußerte, es müßten noch zwei Millionen Menſchen unter der Guillotine fallen, damit Frankreich glücklich ſey. Die wenigen Ehrlichen unter ihnen fühlten vielleicht richtig, wohin die Aufklärung im Sinne der Zeit und die Verfeinerung der Lüſte, unter dem Namen der feineren Bildung, das Menſchengeſchlecht geführt hatten, als Gegenſatz, weil das Maaß in ſo heftigen Bewegungen niemals ge-

funden wird, wollten ſie nun eine Gleichheit der Roheit; die Schlimmern und die ſich ihres Wollens am klarſten bewußt waren, wollten eine Gleichheit des Laſters; Gleichheit aber war das Geſchrei, welches ganz Frankreich erfüllte, und mit ſeinem furchtbaren Klange viele Tauſende der Beſten zu Boden warf. Ihr Verbrechen war ihre Tugend; es ſollte keiner hervorragen, ſey es auch in dem beſten Sinne: und ihre Richter waren die Wüthendſten aus der Hefe des Volkes, die allenthalben die Revolutions Tribunale bildeten, und durch kein Geſetz und keine Prozeßform gebunden waren; ja, die Angeklagten erhielten nicht einmal einen Vertheidiger. Hunderte der Unglücklichen wurden an einem Tage, auf demſelben Richtplatze gemordet; die Guillotine neben dem Freiheitsbaume, war der öffentliche Schmuck jeder franzöſiſchen Stadt. In den Tagen wurden auch die Königin und die Schweſter des Königs hingerichtet, und der Herzog von Orleans, der Urheber vieles Unglücks, fiel gleichfalls unter dem Beile der Guillotine.

Solche beſonnene und wohlberechnete Gewalt des Schreckens, wobei ſogar den Verwandten der Hingerichteten, das Weinen bei Todesſtrafe verboten war, erreichten ihren Zweck. Im Blute wurden die Partheiungen erſtickt; einer Regierung, die mit ſolch entſetzlicher Kraft ihren Willen durchführte, gehorchte Alles; die Niedrigen, weil es ein Regiment nach ihrem Sinne war, die Andern aus Furcht. Dazu wurde ein Meiſter in den Berechnungen der Kriegskunſt, Carnot, in den Wohlfahrtsausſchuß aufgenommen, um die Bewegungen der Heere im Großen anzuordnen.

Nun wurde die geſammte Kraft des Volkes gegegen die Feinde der Republik aufgeboten: „Ganz Frankreich, ſo hieß es, wird ein Lager, jeder Franzoſe Soldat. Sobald die Sturmglocke angezogen wird, greift Alles zu den Waffen, gegen die fremden Tyrannenknechte ſo gut, als gegen die Verräther der Freiheit unter uns. Unverheirathete und kinderloſe Wittwer ziehen an die Grenzen; Verheirathete ſchmie-

den Waffen und führen Lebensmittel herbei; die Weiber verfertigen Kleider und Zelte; Kinder zupfen Scharpie; Greiſe beleben durch Reden auf öffentlichen Plätzen den Muth der Krieger, die dem Feinde entgegenziehen!" — Und ſo geſchah es; ein außerordentliches Beiſpiel wurde gegeben, welches ſelbſt an einem Feinde nicht verſchwiegen werden muß. Begeiſterung, Vaterlandsliebe, Zorn, Blutdurſt, Furcht, Gehorſam, Beuteluſt und Ehrſucht; alle Triebfedern des Gemüths wirkten auf Einen Punkt, zu dem gleichen Zwecke, — „Rettung der Freiheit gegen die äußern und innern Feinde." Und wenn dieſes Bild der Freiheit auch in den meiſten Seelen ein verzerrtes, in vielen ein mit Blut und Flammen gezeichnetes, war, ſo brachte es doch die beabſichtigte Wirkung hervor. Ganz Frankreich glich von nun an einer großen Kriegswerkſtatt; in Paris allein waren 100,000 Menſchen Tag und Nacht beſchäftigt, Piken, Flinten, Säbel, Kanonen und Mörſer zu verfertigen; viele Tauſende füllten ſogleich die Läger oder bildeten ſich als Hülfshaufen hinter ihnen; im Felde war jeder ausgezeichneten Geiſteskraft die Bahn zu großem Anſehn und Einfluß geöffnet; kein Vorrecht der Geburt, ſondern nur die Tüchtigkeit; die Uebermacht war bald ganz auf Frankreichs Seite, und dieſe mit der Kühnheit verbunden, erſetzten die Uebung. Das Kriegsglück war von nun an für die Republikaner; denn die Todten wurden nicht mehr gezählt, und immer neue, kühnere Schaaren drangen, unter begeiſternden Schlachtgeſängen, über die Leichen der Ihrigen vor, bis ſie die ermüdeten Gegner durchbrochen hatten.

Zuerſt wurde das Heer der Unzufriedenen aus Nordfrankreich, unter Felix Wimpfen, geſchlagen; er ſelbſt entkam flüchtig nach England; dann wurde Marſeille unterworfen; hierauf Lyon, nach tapferm Widerſtande, endlich Toulon, durch ein, vier Tage und Nächte fortgeſetztes Stürmen, und ungeheure Ströme Blutes; die Stadt war ein Trümmerhaufen. Endlich wurden auch die Vendeer wiederholt geſchlagen. Dieſes Alles geſchah noch im Jahr 1793,

und die entſetzlichſten Gräuel folgten den Siegen der Republikaner. In Lyon, Toulon, Marſeille und andern Orten wurde ohne Aufhören hingerichtet; die Guillotine ſchien endlich noch zu langſam zu morden, daher wurden hunderte von Unglücklichen vor die Mündungen der Kanonen geſchleppt und mit Kartätſchen niedergeſchoſſen, oder haufenweiſe in die Flüſſe geworfen. Nach einem Dekrete des Conventes ſollten Lyon und Toulon dem Erdboden gleich gemacht und ihr Name unter den Menſchen vertilgt, die Vendée aber „in Einen großen Haufen von Leichen, Trümmern und Aſche verwandelt werden, zum Denkmal der Nationalrache." So war die Sprache dieſer Freiheitsmänner.

An den Grenzen, gegen die äußeren Feinde, war das Kriegsglück zuerſt noch abwechſelnd, dann, gegen Ende des Jahres, gleichfalls ſehr günſtig. Durch unaufhörliche, mörderiſche Gefechte wurde am Oberrhein Landau und ganz Elſaß befreit, und die republikaniſchen Kriegszeichen an den Ufern des Rheines aufgepflanzt; in den Niederlanden war Dünkirchen gerettet und mehrere heftige Treffen wurden gewonnen. Houchard und Jourdan befehligten hier, am Oberrhein aber Pichegrü und Hoche, Namen, die der Strom der Revolution aus der Dunkelheit hervorzuheben anfing. — Am 30. Dezember wurde in Paris ein großes Siegesfeſt gehalten, bei welchem vierzehn verſchiedene Armeen, ihrer größern und kleinern Siege wegen, im Triumphzuge dargeſtellt wurden.

Das Jahr 1794. Waffenglück der Franzoſen — Im Anfang des folgenden Jahres hatten die Verbündeten alle Kräfte in den Niederlanden unter dem Herzog von Koburg geſammelt, und der teutſche Kaiſer war ſelbſt in das Feldlager gekommen, ſeine Krieger anzufeuern; unter ſeinen Augen erfochten ſie den 17. April einen Sieg bei Chateau Cambreſis, und eroberten am 30. die Feſtung Landrecy. Dann aber wendete ſich das Glück wiederum. Carnot, welcher die Weiſe des

Kampfes wohl verſtand, wodurch ein in die Waffen gerufenes Volk ſiegen muß, ließ durch die beiden großen Heere unter Pichegrů und Jourdan unaufhörliche, wilde Stürme auf die Stellungen der Verbündeten machen, daß kein Tag ohne blutige Gefechte war. Auf die Menge der Fallenden wurde nicht geachtet, friſche Haufen erſetzten die vernichteten; und in ſolchem Gedränge wußten die verbündeten Feldherrn nicht, auf welchen Punkt die Hauptkraft der Vertheidigung gerichtet werden müſſe. Die Kunſt des Krieges hatte ihre Bedeutung verloren. Wenn die geworfenen und auseinander geſprengten Haufen dennoch nicht fliehen, ſondern ſich immer wieder ſammeln und immer von Neuem anſtürmen, ſo lange noch Lebende übrig ſind; wenn keine Schrecken des Todes ſie von dem Kampfplatze verſcheuchen können; ſo muß wohl am Ende die Mehrzahl ſiegen. Die ermüdeten Oeſtreicher mit ihren Verbündeten, den Engländern, Holländern und Hannoveranern, wurden endlich am 22. Mai bei Tournay von Pichegrů und am 26. Juni bei Fleurus von Jourdan in blutigen Schlachten geſchlagen. In der letzteren raffte der franzöſiſche Feldherr den Sieg, den er ſchon verloren, dadurch wieder an ſich, daß er einen ſeiner Adjutanten in einem Luftball in die Höhe ſteigen ließ, um die Stellung des Feindes genau zu erforſchen, und dann, auf deſſen Bericht, den Kampf wieder erneuerte.

Seit dieſen Siegen nahm das Glück der franzöſiſchen Waffen ſeinen unaufhaltſamen Lauf gegen Holland und gegen den Rhein. Die eroberten Plätze in Frankreich: Landrecy, Quesnoy, Valenciennes und Condée gingen nach einander wieder verloren; dazu nahmen die Franzoſen ſchon am 9. Juli Brüſſel in Beſitz, und ſtanden im Herbſt an den Ufern der Maas und Waal. Dieſe ſchienen ihren Fortſchritten endlich ein Ziel zu ſetzen; außerdem hatte man die Schleuſen der Dämme geöffnet, um Holland durch eine große Ueberſchwemmung zu ſchützen. Da trat aber die Natur ſelbſt zu Gunſten des ſiegreichen Volkes in's Mittel, und bahnte ihm den Weg über

Flüſſe und Seen und Moräſte. Der Winter von 1794 auf 95 war ſehr ſtreng; ſchon im Dezember waren alle Gewäſſer mit dickem Eiſe belegt, und über dieſe breiten, feſten Brücken zog das franzöſiſche Heer mit dem neuen Jahre in Holland ein; am 17. Januar erſchien es in Utrecht, am 19. in Amſterdam. Dem Erbſtatthalter blieb nichts übrig, als mit den Seinigen nach England zu entfliehen, und Holland wurde in eine bataviſche Republik verwandelt.

Unterdeß hatte auch Jourdan im Herbſt 1794 die Oeſtreicher aus Brabant gegen den Niederrhein zu gedrängt und in mehreren Treffen geſchlagen; er zwang ſie, am 5. Oktober bei Köln über den Rhein zurückzugehen. Lüttich, Aachen, Jülich, Köln, Bonn, Koblenz fielen in die Hände der Franzoſen, nur Luxenburg hielt ſich durch tapfere Vertheidigung bis in den Juni 1795.

Am Oberrhein nahm der Feldzug von 94 faſt dieſelbe Wendung, als in den nördlichen Gegenden; Anfangs, am 22. Mai, ein vollſtändiger Sieg der Preußen und Oeſtreicher bei Kaiſerslautern; dann Verſtärkung der republikaniſchen Armee durch die Volksaufgebote, und wüthende, unaufhörliche Angriffe auf die Verbündeten; endlich, den 15. Juli, eine zweite Schlacht bei Kaiſerslautern, in welcher ſie achtmal mit großem Verluſt zurückgeſchlagen werden, und dennoch zum neunten den Sturm wagen und glücklich gewinnen. Dann wieder einige Waffenruhe, bis die Verbündeten gegen Ende des Jahres auch hier auf das rechte Rheinufer zurückgehen.

Der Friede zu Baſel. 1795.

So groß und überraſchend war das Glück Frankreichs geweſen, daß, wer die Lage Europa's und beſonders Teutſchlands, aufmerkſam betrachtete, leicht erkennen mogte, es müſſe nun der Krieg mit vereinten Kräften für die eigene Sicherheit geführt werden. Die Franzoſen machten kein Hehl aus ihrer Abſicht, alles von Teutſchland, was jenſeits des Rheines liege, bis an dieſen Strom zu behalten. Sollte dem gefährlichen

Nachbar, nach Einem verlorenen Feldzuge, das gelaſſen werden, wornach er Jahrhunderte geſtrebt hatte? Das einige Teutſchland hätte ſich ſolchen Schimpf nimmer gefallen laſſen; aber der alte, hohe Sinn für des gemeinſamen Vaterlandes Ehre, wo war er in dieſen Zeiten zu finden? Eiferſucht und Neid der Heerführer und der erſten Diener hatten ſchon die Kraft der Heere gelähmt und manche große That verhindert; nun ließ ſich der ganze Bund durch die ſchlauen Feinde trennen. Am 5 April ſchloß Preußen zu Baſel einen beſondern Frieden mit der franzöſiſchen Republik, und Hannover, ſo wie Heſſen-Caſſel traten demſelben bey. Es wurde eine Demarkationslinie fűs das nördliche Teutſchland gezogen, welche die preußiſchen Länder in Weſtphalen, nebſt Heſſen und Niederſachſen abſonderte.

Bald darauf trennte ſich auch Spanien, wegen Geldnoth, Unordnung im Heere und Mangel an feſtem, entſchiedenen Willen, von dem Bunde gegen Frankreich. Oeſtreich und England blieben von den größeren Mächten allein auf dem Kampfplatze; ſo war es Oeſtreich ſeit Maximilian I. faſt immer gegangen, wenn es ſich in einem Bündniſſe mit mehreren in einen Krieg eingelaſſen.

---

62. Fortſetzung des Krieges bis zum Frieden von Campo Formio.

1795—1799.

Während der preußiſchen Friedensverhandlungen und nachher, weil Oeſtreich und das teutſche Reich ſich gleichfalls bereit zum Frieden zeigten, nämlich den Sommer des Jahres 1795 hindurch, ruhten die Waffen von beiden Seiten; die Heere ſtanden einander an den Ufern des Rheines gegenüber, getrennt durch die Fluthen des Stroms. Für Frankreich war dieſe Ruhe ein Gewinn, weil der allgemeine Mangel der Lebensmittel in dieſem Jahre, der beinahe einer

Hungersnoth glich, keine außerordentliche Anſtrengung erlaubte. Als nun eben die Erndte glücklich eingebracht war, ging Jourdan in der Nacht vom 6. auf den 7. September zwiſchen Duisburg und Düſſeldorf über den Rhein, nahm nie letztere Stadt ſogleich ein und verdrängte die Oeſtreicher im raſchen Siegeslaufe von den Ufern der Wupper, — an dieſem Fluſſe fing die preußiſiſche Demarcationslinie an, — der Sieg, der Lahn, bis über den Main. Hinter demſelben ſammelte der Feldmarſchall Clarfait ſein Heer wieder, griff die Franzoſen bei Höchſt an, ſchlug ſie, und warf ſie eben ſo ſchnell wieder über den Rhein zurück, als ſie vorgedrungen waren. Mainz wurde von der Belagerung befreit, Mannheim wieder erobert. — Die Sommerruhe hatte die Kraft und den Ungeſtüm des republikaniſchen Heeres geſchwächt, der Eifer war in vielen erkaltet, ein Krieg dieſſeits des Rheines war nun kein Kampf mehr für die Freiheit des Vaterlandes und viele Freiwillige aus den höheren Ständen waren nach ihrer Heimath zurückgekehrt. Unterdeß war in Frankreich eine gemäßigtere Parthei an die Spitze der Regierung getreten. Schon im vorigen Sommer hatte der Convent den, immer argwöhniſcher und grauſamer mordenden Robespierre mit ſeinen Schreckensmännern geſtürzt und ſelbſt auf das Blutgerüſt gebracht, auf welchem er ſo viel unſchuldiges Blut vergoſſen hatte. Darauf, nachdem mit vieler Mühe die ganze Rotte der Jakobiner einigermaßen zur Ruhe gebracht war, ſetzte man eine neue Regierung ein. Fünf Direktoren wurde die ausübende Gewalt in die Hände gegeben, einem Rathe der Jüngeren und der Alten die geſetzgebende. Frankreich neigte ſich ſchon wieder zu der Herrſchaft Weniger oder eines Einzigen hin, in dem Gefühle, daß ein ſo großer Staat durch eine Volksherrſchaft verderben mußte.

Das Jahr 1796. Buonaparte. — Nachdem die neue Ordnung befeſtigt war, beſchloß das Direktorium, durch einen allgemeinen, ſtürmiſchen Angriff den Frieden mit Oeſtreich und dem

Reiche zu erzwingen. Im Frühjahre ſollten die Heere über den Rhein und die Alpen gehen und in das Herz Teutſchlands von allen Seiten eindringen, Moreau durch Schwaben, Jourdan durch Franken ein drittes Heer von Italien aus.

Hier befehligte das öſtreichſche Heer der alte General Beaulieu, am Oberrhein Wurmſer, am Niederrhein der Erzherzog Karl; die Reichstruppen waren mit dieſen beiden vereinigt. In Italien begann der Krieg zuerſt. Aber hier ſtand der alte, wenn gleich ſehr erfahrne, Heerführer einem jugendlich kühnen, mit den rieſenhafteſten Entwürfen erfüllten, Manne gegenüber, welcher nun zuerſt ſeine furchtbare Kraft zum Erſtaunen der Welt entfaltete. Buonaparte, zu Ajaccio in Korſika geboren, (ſein Vater war Advokat, nachher franzöſiſcher Procurator daſelbſt), in Frankreich in den Kriegsſchulen erzogen, durch den Anblick und die eigene Theilnahme an den Revolutionsgräueln für ungeheure Unternehmungen abgehärtet, trat in ſeinem 26ſten Jahre an die Spitze der italieniſchen Armee. Einer der fünf Direktoren, Baras, hatte ihn zu ſeinem beſondern Günſtlinge gemacht, ihn mit der verwittweten Fürſtin Joſephine von Beauharnois vermählt, und erhob ihn jetzt zum Obergeneral in Italien. Es war eine gefährliche Stelle; das dortige Heer war in großer Unordnung, ohne Unterhalt und Kleidung, ſogar ohne Geſchütz; nur in der Hand eines kühnen Feldherrn konnte eine ſolche Lage vielleicht zu deſto glänzenderm Siege benutzt werden, weil die Krieger nur die Wahl zwiſchen Sieg oder Untergang vor ſich ſahen. Buonaparte wußte bald eine unerhörte Gewalt über die Gemüther ſeiner Schaaren zu gewinnen; ſein kühner Sinn theilte ſich ihnen mit. Das war die Seele ſeiner Kriegskunſt, durch welche er bald den Gedanken faſſen konnte, ein Welteroberer zu werden. Er verſtand es, durch Proklamationen in altrömiſcher Kürze und Kraft, dem franzöſiſchen Weſen ganz angepaßt, durch Ertheilung von Ehrenzeichen, von Fahnen und Adlern, an die Haufen, welche er nun ſogleich in der Schlacht an den gefährlichſten Platz ſtellen wollte,

und durch andere ähnliche Mittel des Ehrgeizes, im Augenblicke der Entſcheidung die höchſte Begeiſterung zu erzeugen. Er wagte es, den Ausgang der Schlachten vorherzuverkündigen, und das Glück machte ſeine Worte wahr; bald glaubte man, was er vorhergeſagt, und weil es geglaubt wurde, ſo geſchah es. Seine Gegner brachte vorzüglich dieſes aus der Faſſung, daß er niemals that, was vorauszuſehen und zu berechnen war, ſondern nur das Unerwartetſte und Verwegenſte. Daher waren die Erfahrungen der Kriegskunſt gegen ihn verloren, ein Vertheidigungskrieg mußte gegen ihn mißlingen, weil der Schlag immer ſchon geſchehen war, ehe er nur bemerkt werden konnte; und zum Angriffe ließ er den Gegner nicht kommen, weil keiner ſo ſchnell in ſeinen Entſchlüſſen war, als er.

Der Anfang ſeines Feldzuges war gleich ein glänzendes Gelingen Durch raſche Züge und Angriffe trennte er das Heer der Sardinier von den Oeſtreichern und zwang den König von Sardinien zum beſondern Frieden Dann drängte er die Oeſtreicher an die Nordſeite des Po zurück, ſo daß ihm ganz Mittel-Italien offen ſtand und alle dortige Fürſten vor ſeiner Rache zitterten. Sie boten nach einander den Frieden an und erhielten ihn für viele Millionen Geldes, für Gemälde und andere Kunſtſchätze und koſtbare Handſchriften Mit dieſen Sachen ſollte Paris, die künftige Hauptſtadt der Welt, geſchmückt werden. Der Herzog von Parma war der erſte, der eine Anzahl ſeltener Gemälde durch den Vertrag vom 9. Mai als Kaufpreis des Friedens ausliefern mußte; von dieſem Tage an wurde das alte Beiſpiel Roms gegen Griechenland allenthalben wiederholt, wohin franzöſiſche Heere kamen; Eitelkeit und die Begierde, das, was die Welt für das Koſtbarſte hielt, auf einen Fleck in Paris zuſammenzuhäufen, und dadurch dieſe Stadt dem alten Rom gleich und zum Mittelpunkte der Völker zu machen, leerten die Kunſtſchätze der übrigen Länder aus. Sie blieben lange an ungeweihter Stätte gewaltſam zuſammengeſchichtet und für das ſtille, innere Leben der Kunſt wenig

benutzt. — Der Papſt erkaufte durch 21 Millionen Livres, 100 Gemälde und 2000 ſeltene Handſchriften die Neutralität; Neapel erhielt den Frieden ohne Opfer, weil es zu entfernt lag, und weil ſeine Zeit dem franzöſiſchen Feldherrn noch nicht gekommen zu ſeyn ſchien.

Unterdeß waren in Teutſchland gleichfalls große Ereigniſſe vorgegangen. Es fingen hier die kriegeriſchen Bewegungen erſt an, als bereits in Italien die Hauptſache entſchieden war, und der tapfere Wurmſer mit 30,000 Mann aus Teutſchland abgerufen wurde, um Mantua zu entſetzen. Daher gelang es den franzöſiſchen Heeren, dem Kriegsplane des Directoriums gemäß, raſch in das Herz des teutſchen Reiches einzudringen. Um die Mitte Auguſts ſtand Jourdan nur noch einige Tagemärſche von Regensburg, Moreau mit der Rhein- und Moſel-Armee bei München, er ſagte es laut, daß er die rechte Hand der italieniſchen Armee unter Buonaparte, die linke Jourdans Heere zu reichen gedenke. Dieſe Vereinigung ſo ungeheurer Heeresmaſſen war nahe und der Augenblick einer der gefährlichſten für den öſtreichſchen Staat. Er wurde noch einmal glücklich durch den jungen Helden aus dem Kaiſerhauſe abgewendet. Je näher der Krieg den öſtreichiſchen Grenzen rückte, deſto mehr feuerte die Gefahr des heimiſchen Bodens die kaiſerlichen Krieger an; ihre Zahl wuchs zugleich durch die Verſtärkungen aus dem Innern des Landes. Da erhob ſich der Erzherzog Karl mit ihnen, ſchlug das Jourdanſche Heer am 22. Auguſt bei Neumark, und den 24. bei Amberg ſo entſcheidend aufs Haupt, daß die Sambre- und Maasarmee in wilder Flucht bis an den Niederrhein zurückſtrömte. Jourdan ſammelte ſie bei Mülheim am Rhein, führte ſie von da nach Düſſeldorf und legte bald darnach den Oberbefehl nieder. Moreau wurde durch dieſes Unglück des andern Heeres gleichfalls zum Rückzuge an den Oberrhein gezwungen. Er vollbrachte ihn durch die gefährlichen Wege Schwabens, durch die Päſſe des Schwarzwaldes, beſtändig umgeben und verfolgt von

Feinden ſelbſt durch die Haufen der zornigen Bergbewohner beunruhigt, denen der Haß gegen die Fremden die Waffen in die Hände gegeben hatte, auf einem Wege von 100 Stunden Weges mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß er noch mit vieler Beute und mit Gefangenen am Rheine anlangte. Sein Feldherrnruhm war durch dieſen Rückzug begründet. — Es wurde nun durch die Heerführer von beiden Seiten für den Winter eine Waffenruhe am Rheine verabredet.

Der Erzherzog Karl, auf den jetzt Aller Augen mit Bewunderung gerichtet waren, wurde ſchnell nach Italien gerufen, um das zerrüttete öſtreichſche Heer herzuſtellen; Wurmſer hatte nach einigen gelungenen Zügen nur ſo viel bewirken können, daß er ſich mit 10,000 Mann Verſtärkung in die Feſtung Mantua warf. Sie wurde dann von Buonaparte's Heere von Neuem belagert, und fiel am 2. Februar 1797 durch Hunger.

Das Jahr 1797 — Friede zu Campo Formio den 17 Oktober. — Der Erzherzog konnte mit einem geſchlagenen, muthloſen Heere den Fortſchritten Buonaparte's nicht Einhalt thun. Dieſer drang nach Mantuas Fall unaufhörlich weiter nach Norden vor, überſchritt die Alpen, die Italien von Kärnthen trennen, rückte in Steiermark, beſetzte Klagenfurth, und kam bis Judenburg an der Mur, von wo aus er Wien bedrohte. Aber ſein Lauf war zu raſch geweſen, die Lage, in welche er ſich begeben, war gefährlich. Vor ſich hatte er das kaiſerliche Heer, welches mit jedem Schritte rückwärts mächtiger wurde, weil Wien waffnete und Ungarn ſich in Maſſe erhob; von der linken Seite her der kaiſerliche General Laudon aus Tyrol vordringend; im Rücken bei Trieſt ein anderer feindlicher Haufe und das ganze venetianiſche Land im Aufſtande; der Rückweg bis zu der nächſten beſetzten Feſtung, Mantua, eine Strecke von 40 Meilen durch rauhe Gebirge; dazu bei dem eigenen Heere nur noch auf 10 Tage Brodt! Es ſcheint, wenn Oeſtreich da-

mals ein großes Spiel gewagt, es hätte den gefährlichſten Gegner vielleicht auf einmal vernichten, und den Begebenheiten der letzten Jahrzehende eine durchaus andere Richtung geben können. Aber es nahm den Frieden, den der feindliche Feldherr mit der Miene des Siegers darbot, an, ſchloß zuerſt die vorläufigen Friedensbedingungen zu Leoben, den 18. April, und den förmlichen Frieden zu Campo Formio, einem adlichen Hofe in der Gegend von Udine, am 17 Oktober 1797. — So hatte Buonaparte in zwei Feldzügen Italien erobert, 14. Schlachten gewonnen, allen dortigen Staaten die Waffen aus den Händen gewunden, und zuletzt auch Oeſtreich zum Frieden gebracht.

Durch dieſen Frieden trat der Kaiſer die öſtreichſchen Niederlande an Frankreich ab, und entſagte ſeinen italieniſchen Beſitzungen mit der Hauptſtadt Mailand, um daraus mit andern italieniſchen Provinzen eine cisalpiniſche Republik, (unter Frankreichs Vormundſchaft), zu bilden. Dafür erhielt Oeſtreich Venedig, die venetianiſchen Inſeln, Iſtrien und Dalmatien, und ſollte nur den Herzog von Modena im Breisgau entſchädigen. Um den Frieden mit dem deutſchen Reiche vollends abzuſchließen, ſollte ſofort ein Friedenskongreß zu Raſtadt veranſtaltet werden.

Aber, wie konnte ſolcher Friede anders als ſehr ſchmachvoll ausfallen? Wie früher von Preußen, ſo war das Reich nun auch von ſeinem Kaiſer verlaſſen; Oeſtreich hatte in einem geheimen Artikel ſchon in die Abtretung des linken Rheinufers gewilligt, und wer ſollte das Reich vertreten, wenn die Mächtigſten ſich ihm entzogen? Es war eine Zeit allgemeiner Verblendung, in welcher das Alte entwurzelt und neue Bildungen vorbereitet werden ſollten. Kein Einzelner iſt anzuklagen, weil Alle gefehlt haben; viele einzelne Reichsglieder hatten ſich auch von der Theilnahme des Ganzen getrennt, ſo wie die Gefahr ihnen nahe kam; von Oeſtreich durfte nicht gefordert werden, daß es ſich allein aufopferte. — Der Blick eilt gern über das Ende des 18ten und den Anfang

des 19. Jahrhunderts hinweg, wo das Vaterland in ſeiner tiefſten Erniedrigung da lag; doch dürfen dieſe Zeiten nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, damit die Gemüther mit Entſetzen gewahr werden, wohin Uneinigkeit, Trennung, Selbſtſucht der Einzelnen, Mangel des vaterländiſchen Gemeingefühles, die teutſchen Völker führen konnten.

---

63. Kurze Ruhe. Dann neuer Krieg bis zum Lüneviller Frieden.

1799 — 1801.

Der Friedenskongreß zu Raſtadt wurde wirklich eröffnet; Buonaparte erſchien ſelbſt als Unterhändler. Aber, o Himmel, wie wurde dem teutſchen Reiche Hohn geſprochen bei dieſen Unterhandlungen, wie übermüthig, in der Weiſe der Herren, redeten die franzöſiſchen Geſandten mit den teutſchen Fürſten! Und dieſe mußten ſich Alles gefallen laſſen, mußten in eine Abtretung nach der andern willigen, das linke Rheinufer hingeben, die Seculariſation auf dem rechten Ufer, zur Entſchädigung derer, die auf dem linken verloren hatten, zugeſtehen, die Schleifung der Feſte Ehrenbreitenſtein verſprechen, und ſo vieles andere. Mit dieſen Verhandlungen war das Ende des Jahres 1798 herbeigekommen, da erſt waren ſie ihrem Abſchluſſe nahe gebracht; aber unterdeß hatte ſich die Lage Europa's weſentlich geändert.

Die Direktoren in Frankreich hatten in ihrem Uebermuthe Umwandlungen anderer Länder vorgenommen, welche dem ſchärfer Sehenden bewieſen, die neue Republik ſey im Frieden faſt gefährlicher, als im Kriege. Im Anfange des Jahres 1798 ſchufen ſie, mit höhnendem Trotze gegen den Papſt, den Kirchenſtaat in eine römiſche Republik, und bald darauf, nach blutigen Gewaltthätigkeiten, die Schweiz in eine helvetiſche um. Und unter dem Vorwande, die neuen Schöpfungen zu ſichern, ließen

ſie ihre Heere in den Ländern, und ſogen ſie durch unerhörte Erpreſſungen aus. Solches Verfahren konnte Oeſtreich, in welchem die alte Sorge für Europa's Sicherheit erwachte, nicht dulden; es fand einen Gleichgeſinnten in dem Kaiſer von Rußland, Paul I, der ſeit 1796 ſeiner Mutter Katharina gefolgt war. Er war ein Feind der franzöſiſchen Grundſätze, ſchon ſeine Mutter hatte den „Königsmördern" und den „Gotteslaügnern" gedroht. Jetzt war Paul noch insbeſondere dadurch gegen Frankreich gereizt, daß ihn der Johanniter-Orden zu ſeinem Großmeiſter wählte, nachdem die Franzoſen ſich der Inſel Malta bemächtigt hatten. Dieſer Sporn für ſeinen Ehrgeiz war wohl berechnet. So bildete ſich eine ſeltſame Verbindung von Mächten gegen Frankreich, welche ſo noch nicht vereinigt geweſen waren; zwiſchen Rußland, England, Oeſtreich und zu dieſen hinzu die Türkei, die bisher mit zweien dieſer Mächte in einer Todtfeindſchaft gelebt hatte. Frankreich ſelbſt hatte die Türken, ſeine alten Bundesgenoſſen, durch die wunderbare Expedition nach Aegypten, im May 1798, zum Kriege gereizt.

Ein größerer, überraſchenderer Plan, als dieſe Unternehmung, war bis dahin von der franzöſiſchen Republik noch nicht gefaßt worden. In einem Augenblicke, da die Unterhandlungen mit dem teutſchen Reiche noch nicht weit gediehen, alſo der Friede auf dem feſten Lande noch nicht geſichert war, da England noch einen ſiegreichen Kampf zur See führte, ſegelte plötzlich der Kern des franzöſiſchen Heeres, mit den beſten und glücklichſten Heerführern über die Meere nach einem fernen Lande, von welchem bald alle Rückkehr verſperrt war, um, wie es in der franzöſiſchen Erklärung hieß, „Aegypten von der Tyrannei der Mamelucken zu befreien, und die Pforte an dieſen übermüthigen Vaſallen zu rächen." Seltſameres, ſchien es, konnte wohl nicht erdacht werden; aber es lag hinter dieſen Worten, die der blödeſte Verſtand nicht als Wahrheit annehmen konnte, eine weitere Abſicht. Aegypten iſt eines der fruchtbarſten Länder des Erdbodens und konnte, bei guter Be-

nutzung den Verluſt reichlich erſetzen, den Frankreich in Weſtindien erlitten hatte; denn Aegypten kann alle Erzeugniſſe der heißeſten Länder hervorbringen. Ueber Aegypten ferner ging einſt der Handelsweg nach Oſtindien, kürzer und ſchneller, als um das Vorgebürge der guten Hoffnung; von Aegypten aus konnte die Herrſchaft der Engländer in Oſtindien gefährlich bedroht werden; ja, es iſt wahrſcheinlich, daß Buonaparte's abentheuerlichem, Alles überfliegendem Sinne die Möglichkeit eines indiſchen Zuges vorſchwebte. Hatte doch einſt Alexander der Große, mit 40,000 alten Macedoniſchen Kriegern, Aſien durchzogen und die Ufer des Ganges erreicht! In Oſtindien waren zu dieſem Zwecke ſchon Verbindungen angeknüpft. Im Anfang des Jahres 1799 fing Tippo Saheb ſeinen heftigen Krieg gegen die Britten an, wie man glaubte, auf Antrieb und in Verabredung mit den Franzoſen, deren Hülfe er erwartete. Er verlor indeß Leben und Reich, und die engliſche Macht in Oſtindien dehnte ſich noch viel weiter aus. — Buonaparte war, nach glücklicher Fahrt, und nachdem ſein Glückſtern ihm unterwegs die wichtige Inſel Malta in die Hände geliefert hatte, am 2. Juli 1798 in der Bai von Abukir gelandet, hatte Alexandrien mit Sturm genommen, und ſtand am 21. ſchon bei Cairo, der Hauptſtadt des Landes. Hier, am Fuße der großen Pyramiden, fand er 23 Beys gegen ſich in Schlachtordnung, „Bedenkt, ſagte er zu ſeinen Kriegern, daß von dieſen Denkmälern 4000 Jahre auf euch herabblicken!" — Nach dieſem Worte ſchlugen ſie das feindliche Heer, rückten in die Hauptſtadt ein, und konnten Aegypten als ein erobertes Land betrachten. Frankreich mogte geglaubt haben, die Türken, die mehr dem Namen als der That Herrn von Aegypten waren, würden die Eroberung deſſelben gleichgültig anſehen; allein dieſe nahmen die Sache ernſthafter, entſagten ihrer dreihundertjährigen Freundſchaft mit Frankreich, und vereinigten ſich mit deſſen Feinden. England aber, die Wichtigkeit des ganzen Unternehmens wohl erkennend, bot Alles auf, es ſcheiternd zu ma-

chen. Nelſon, der erſte Seeheld, ſuchte die franzöſiſche Flotte lange vergebens, endlich fand er ſie, am 1. Auguſt in der Bay von Abukir. Die Sonne ging ſchon unter, dennoch griff er mit ſeinem Ungeſtüm an, und durchbrach die Schlachtreihe der feindlichen Schiffe. Die Dunkelheit der Nacht hielt den mörderiſchen Kampf nicht auf; um 10 Uhr flog das franzöſiſche Adminiralſchiff mit 1000 Menſchen in die Luft; drei Minuten war eine Todtenſtille; dann wurde wieder geſtritten bis an den Morgen, bis die franzöſiſche Flotte vernichtet war. — Durch dieſen Sieg war Buonaparte von Europa getrennt und von aller Hülfe abgeſchnitten, während für Frankreich ein ſehr ſchwerer Kampf bereitet wurde.

Der Feldzug von 1799. Suwarow. — Die Verbindung der großen Mächte gegen Frankreich war geſchloſſen, der teutſche Kaiſer rief im Anfange des Jahres 1799 ſeinen Geſandten vom Friedenskongreſſe zu Raſtadt ab, und dieſer löſte ſich auf. Am 6. März erklärte ſchon die franzöſiſche Republik, nach ihrer Weiſe zuvorkommend, dem Kaiſer von Neuem den Krieg, weil er den ruſſiſchen Heeren den Eintritt in ſeine Länder geſtattet habe.

In Italien war der neue Krieg ſchon einige Monate früher ausgebrochen. Die Königin von Neapel, die eifrige Feindin der Franzoſen, konnte den Augenblick des gemeinſchaftlichen Angriffs nicht erwarten, und ließ die neapolitaniſchen Truppen im November 1798 in das römiſche Gebiet vorrücken. Aber dieſe Voreiligkeit nahm einen übeln Ausgang; die Franzoſen kehrten ſich mit gewohnter Schnelligkeit gegen dieſe Seite, vertrieben den König von Neapel mit ſeiner ganzen Familie nach Sizilien, und nahmen Unter-Italien, bis an die Spitzen von Kalabrien, ein. Neapel wurde in eine parthenopeiſche Republik verwandelt, und um ganz Italien republikaniſch zu machen, waren nur Toskana und Genua in Freiſtaaten umgeſtaltet.

Dieſesmal wurde jedoch den neuen Schöpfungen nur ein kurzes Leben zu Theil. Von allen Seiten

eilten ſchon die Heere der Verbündeten, unter verſuchten Anführern, zum Kampfe herbei. Das Direktorium hatte kein feſtes Anſehen mehr in Frankreich ſelbſt, die Vendé war wieder im Aufſtehen, die franzöſiſchen Heere wurden zum Theil ſchlecht geführt, und in der Verwaltung des Staates wie in der Verſorgung der Heere war Schlaffheit und Unordnung. Dazu ſchlug der Erzherzog Karl den General Jourdan, den Gegner, der ihm ſchon einmal hatte weichen müſſen, und der im März bis nach Schwaben vorgedrungen war, bei Stockach und in mehreren andern Treffen, und verjagte ihn aus Teutſchland; dem General Maſſena aber entriß er den weſtlichen Theil der Schweiz, bis über Zürich hinaus, und wartete nun an den Ufern des Rheines die Wendung des Kampfes in Italien ab.

Hier befehligte zuerſt die Franzoſen der General Scherer, ein wüſter, dem Trunke ergebener Mann, welcher von dem öſtreichſchen Heerführer Kray bei Verona und Magnano geſchlagen wurde, und als er den Oberbefehl niederlegte, ſeinem Nachfolger Moreau ein zerrüttetes, faſt aufgelöſtes Heer übergab. In dieſem Augenblicke ſtieß der Feldmarſchall Suwarow, ein grauer, aber jugendlich kühner, raſcher, nichts ſcheuender Krieger mit ſeinen Ruſſen zu den Oeſtreichern, und ſetzte hier in Italien die Heldenbahn fort, die er in früherer Zeit gegen die Türken begonnen hatte. Solchem Gegner konnten die geſchwächten Franzoſen, konnte der tapfere Moreau nicht widerſtehen. Suwarow ſchlug ſie am 27. April bei Caſſano, und zog am folgenden Tage als Sieger in Mailand ein. Durch dieſe Schlacht war die Lombardei erobert, die cisalpiniſche Republik zerſprengt, Norditalien dem öſtreichſchen Hauſe wieder gegeben. Darauf zog der ruſſiſche Feldherr gegen den General Macdonald, der mit der franzöſiſchen Armee von Neapel heraufkam, und ſchlug ihn in der Mitte des Junius in mehrtägigen blutigen Treffen an der Trebia, in den Gegenden, wo einſt Hannibal die Römer beſiegt hatte. Ganz Italien, bis an das Genueſiſche Land, war nun den Franzo-

ſen wieder abgenommen, die Feſtungen fielen durch Belagerungen, die Republiken verſchwanden eine nach der andern, und die alten Herrſchaften wurden hergeſtellt. Unterdeß hatte der General Joubert ein neues Heer verſammelt, aber er wurde, gleich den früheren Anführern geſchlagen. Am 15. Auguſt war die blutige zwanzigſtündige Schlacht bei Novi, in welcher Joubert ſelbſt fiel. Nur Genua war jetzt noch in den Händen der Franzoſen. Die Belagerung dieſer Stadt den Oeſtreichern überlaſſend, rückte der ruſſiſche Feldherr gegen die Alpen heran, um durch ihre Päſſe in die Schweiz vorzudringen und dieſe Feſtung der Natur, das Bollwerk Frankreichs, auch zu gewinnen. Als er am Fuße der rieſigen Berge anlangte, die ihre Häupter in den Wolken verbargen, zauderten ſeine Krieger einen Augenblick, dieſe Felſenpfade hinan zu klimmen, erſchrocken vor ſolcher ſelbſtſtändigen Größe der Natur, die ſie in den weiten Gefilden Rußlands nicht kannten. Da warf ſich der graue, von Allen verehrte, Feldherr auf die Erde, rufend: „Nun ſo ſollt ihr den alten Suwarow vor dieſen Bergen begraben, daß die Welt weiß, ihr habt euren Heerführer an dieſer Stelle verlaſſen.“ Und auf das Wort brachen ſie freudig auf, ſtiegen wetteifernd die Felſen des Gotthard hinan, und drangen unter ſteten Gefechten durch ſeine Päſſe, über die Teufelsbrücke, nach dem vierwaldſtätter See hinab. Da, wo der Fuß des Wanderers ausgleitet, und das Auge am Rande des Abgrundes ſchwindelt, wurde der blutige Kampf gekämpft, und ſtürzten ſich die erbitterten Krieger in die tief unten ſchäumenden Bergſtröme hinab.

Aber eben jetzt ſchlug Maſſena, durch geſchickte Ueberraſchung, den ruſſiſchen General Korſakow, und der General Soult die Oeſtreicher unter Hotze, in den Gegenden von Zürich. Mit ihnen wollte ſich Suwarow vereinigen; nach ihrer Niederlage aber war die Schweiz nicht mehr zu retten, und in dem unterhaltsarmen Lande konnte kein langer Krieg geführt werden. Daher zog ſich Suwarow durch Graubündten, auf Pfaden, wo nur

Einzelne hinter einander ziehen konnten, mit meiſterhafter Kunſt, ohne Verluſt, nach Feldkirch in Schwaben. Bald darauf wurde er mit ſeinem Heere zurückgerufen; die Ruſſen hatten nur den Einen Feldzug mit den Oeſtreichern getheilt. Aber es war ein Feldzug, der an Thaten und an Gewinn wenige ſeines Gleichen in der Geſchichte hat. Außer den gewaltigen Schlachten, waren 8 Feſtungen und 5000 Stücke Geſchütz in demſelben gewonnen.

Die Unzufriedenheit des launenvollen Kaiſers Paul, welcher von ſeinen Bundesgenoſſen vernachläſſigt und beleidigt zu ſeyn wähnte, gab der Verbindung ein ſo ſchnelles Ende. Es war auch in dieſem Sommer eine Landung engliſcher und ruſſiſcher Truppen in Holland verſucht, aber durch Fehler in der Anführung mißlungen; dieß gab dem Kaiſer den ſtärkſten Grund des Unwillens. Frankreich aber war durch dieſes Mißlingen des Angriffs auf Holland und durch die Wiedereroberung der Schweiz aus großer und naher Gefahr gerettet. Noch war ſie nicht ganz abgewendet, denn die ſiegreichen Heere Oeſtreichs hatten Italien inne, ſie ſtanden an den Ufern des Rheines, und bereiteten ſich, mit den Truppen des teutſchen Reiches, welches endlich den Krieg auch wieder beſchloſſen hatte, hinüber zu gehen. Dazu war die Regierung Frankreichs in ſich uneins, und des öffentlichen Zutrauens beraubt. Aus dieſer ſchwierigen Lage wurde Frankreich durch Buonaparte gerettet.

Buonaparte, erſter Conſul. 9. November 1799. — Als dieſer Feldherr, der den Ruhm ſeiner Thaten mit nach Aegypten und Syrien genommen hatte, dort die Gefahr Frankreichs die unglücklichen Schlachten, den Verluſt Italiens, erfuhr, ſegelte er mit wenigen Freunden, ohne zurückberufen zu ſeyn, aus Aegypten weg, kam wie durch ein Wunder glücklich durch die engliſchen Flotten, und landete am 9. Oktober zu Frejus. Er erſchien plötzlich in Paris, zum Schrecken vieler, die ſeinen Ehrgeiz kannten, andern zum Troſt, weil ſie von

ihm, der ſchon einmal den Frieden erkämpft hatte, eine glückliche Wendung der Dinge erwarteten. Viele wünſchten auch eine einfachere, kräftigere Regierung als bisher, aber ſie hofften gerade von ihm ihren eigenen Vortheil. So gelang es ihm, eine Umwandlung der Verfaſſung Frankreichs hervorzubringen, die in ſeine Hand eine große Gewalt legte. Von der Volksregierung war man früher ſchon zu Ausſchüſſen, von dieſen zu einem Direktorium von fünfen gekommen; jetzt wurde die Zahl auf dreie zuſammengezogen, und um einen neuen Namen, aber mit altgeſchichtlichem Klange, zu wählen, wurden die dreie Conſuln genannt. Der erſte indeß hatte die Regierungsgewalt faſt einzig in ſeinen Händen, und Buonaparte ſelbſt ließ ſich dazu ernennen.

Sein erſtes Wort war Friede. Er wünſchte ihn in dieſem Augenblicke, um ſeine neue Gewalt zu befeſtigen; aber die übrigen Mächte trauten ſeinen Anerbietungen nicht. „So müſſen wir den Frieden erobern,“ ſprach er, und dieſes Wort, weil es treffend geredet war, tönte in ganz Frankreich wieder, und führte dem Feldherrn, auf den Aller Blicke gerichtet waren, ſchnell ein neues, ſchönes Heer zu, welches ſich im Frühjahr 1800 bei Dijon ſammelte.

Die Schlacht bei Marengo. 14. Juni 1800. — Das öſtreichſche Heer hatte die Stadt Genua von allen Seiten eingeſchloſſen; ſie wurde hart belagert und ſchwebte ſchon in großer Gefahr, denn ſo tapfer ſie auch der General Maſſena vertheidigte, ſo waren doch Hunger, Seuchen und Elend aller Art in der volkreichen Stadt bald ſo entſetzlich geworden, daß ganze Schaaren von Menſchen dadurch fortgerafft wurden. Daß von Frankreich aus eine Hülfe über die Alpen herbeikommen könne, glaubte der Hofkriegsrath in Wien nicht, und der General Melas bereitete ſich ſchon, über Nizza einen Einfall in das ſüdliche Frankreich zu machen. Da bricht der erſte Conſul plötzlich mit der Reſervearmee von Dijon auf, überſteigt mit Geſchütz und

Meuterei, unter unglaublichen Anſtrengungen und Beſchwerden, den großen und kleinen Bernhardsberg, den Simplon und den St. Gotthard, und erſcheint in den Ebenen der Lombardei, ehe Melas von dem ganzen Zuge eine Kunde erhält. Sonſt wäre es ihm leicht geweſen, die einzelnen Haufen, wie ſie von den Bergen herabſtiegen, zu vernichten. Am 2. Juni hielt Buonaparte ſeinen Einzug in Mailand An demſelben Tage bot Maſſena den Kaiſerlichen die Uebergabe von Genua an, weil der Hungertod Beſatzung und Einwohner mit einander zu verſchlingen drohte. Die Kaiſerlichen geſtatteten ihm mit dem Kern ſeiner Mannſchaft einen freien Abzug, ſehr zufrieden, auf ſolche Weiſe das Belagerungsheer zum Kampfe gegen Buonaparte zu gewinnen, denn daß ein ſolcher, und zwar ein ſchwerer, mit dieſem bevorſtehe, hatte Melas nun wohl erkannt

Dieſer Kampf erfolgte am 14. Juni bei dem Dorfe Marengo, auf den großen Feldern zwiſchen Aleſſandria und Tortona; eine Schlacht, blutiger als irgend eine des Revolutionskrieges, in welcher die zerſtörenden Kräfte, die in des Menſchen Gewalt ſind, 13 Stunden lang freigelaſſen ihr mörderiſches Spiel trieben. Beide Heere kämpften mit der höchſten Anſtrengung; endlich neigte ſich der Sieg auf die Seite der tapfern öſtreichſchen Schaaren; viermal waren die Franzoſen zurückgeſchlagen, zum vierten war ihr Rückzug allgemein. Da traf Deſaix, einer der beſten Anführer, den Frankreich beſaß, und der auch als Menſch von Allen geehrt wurde, mit der Reſerve auf dem Schlachtfelde ein. Sogleich erneuerte er den Angriff, und das wieder geſammelte Heer folgte ihm. Er ſelbſt fiel, von einer Kugel tödtlich getroffen, aber die noch mehr entflammten Krieger errangen den Sieg, der nun, nach ſo großer Anſpannung, entſcheidend war Er vernichtete alle Siege des vorigen, blutigen Feldzuges, und eroberte an Einem Tage für Frankreich ganz Italien Melas, der nach dieſem Unglück alle Faſſung verloren, weil er von dem Rückzuge nach Oeſtreich abgeſchnitten war, gab für einen freien Abzug alle italieniſchen Feſtungen bis auf Mantua und Ferrara hin.

Moreaus Siege, April bis Dezember 1800. — Den Krieg in Teutſchland führte zu gleicher Zeit der General Moreau mit großer Kühnheit und beiſpielloſem Glücke. Am 25. April ging er über den Rhein, und in 14 Tagen ſtand er ſchon an der Iller, als Meiſter des Landes zwiſchen dieſem Fluß, dem Rhein, der Donau und dem Bodenſee, und als Sieger in zwei großen Schlachten bei Stockach und Moskirch. Dann drang er weiter in Baiern vor, und machte ſich zum Herrn des Landes bis München. Auf den Antrag des gegen ihn befehligenden Generals Kray wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen und Friedensverſuche gemacht; da aber Oeſtreich nicht ohne England unterhandeln, und Frankreich den engliſchen Geſandten nicht zulaſſen wollte, ſo begann der Kampf mit dem Dezember von Neuem; Anfangs mit einigem Glück für die Oeſtreicher, dann aber am 3. Dezember mit der blutigen Niederlage bei Hohenlinden. Im raſchen Laufe drang Moreau nach dieſer Schlacht über den Inn nach Salzburg und über Linz weiter gegen Wien, und ſtand nur noch 20 Stunden von der Hauptſtadt. Da wurde ein neuer Waffenſtillſtand geſchloſſen, und die Friedensverhandlungen zu Lüneville ernſtlich erneuert. Der General Moreau konnte den nun erfolgenden Frieden als durch ſich ſelbſt erkämpft betrachten; er war in 8 Monaten, von denen mehr als 4 in der Waffenruhe vergangen waren, über den Rhein, die Donau, den Lech, die Iller, den Inn, die Salza und die Ens gegangen, hatte in 6 großen Schlachten geſiegt, und die Schatzkammer der Republik mit 40 Millionen bereichert.

Der Friede zu Lüneville. 9. Februar 1801. — Nach ſolchen Verluſten des unglücklichen Jahres 1800 entließ England den teutſchen Kaiſer ſeiner Verbindlichkeit, keinen beſonderen Frieden ſchließen zu wollen; und nun wurden die Unterhandlungen von dem öſtreichſchen Geſandten, dem Grafen von Cobenzl und Joſeph Buonaparte, des erſten Conſuls Bruder, ſo eifrig betrieben, daß am

9. Februar 1801 der Friedensvertrag ſchon unterzeichnet war. Er beſtätigte im Ganzen den Frieden von Campo Formio, und Oeſtreich erkannte jetzt die bataviſche, helvetiſche, liguriſche und cisalpiniſche Republik an. Eine neue Bedingung, die zu Campo Formio nicht ausgemacht war, war die Erhebung des Herzogs von Parma, eines nahen Verwandten des Königs von Spanien, zum König von Etrurien; ſo ward das Herzogthum Toskana umgetauft; der Großherzog ſollte dagegen in Teutſchland das Erzbisthum Salzburg, als weltliches Fürſtenthum, nebſt einigen angrenzenden Landſtrichen, und die Churwürde erhalten. Eben ſo erhielt der Herzog von Modena, wie ſchon zu Campo Formio beſtimmt worden war, die Markgrafſchaft Breisgau, als Entſchädigung ſeines Verluſtes in Italien.

Außer dieſen Abtretungen in Teutſchland, welche Fürſten Italiens zu uns herüber verſetzten, mußten nun große Umwandlungen im Reiche ſelbſt vorgehen; denn Teutſchland trat an Frankreich das linke Rheinufer, nämlich 1200 Quadratmeilen und 4 Millionen Menſchen ab, und die Fürſten, die jenſeits verloren hatten, ſollten durch Einziehung der geiſtlichen Herrſchaften und der freien Reichsſtädte dießſeits entſchädigt werden. Zur Ausgleichung aller Anſprüche wurde eine Reichsdeputation niedergeſetzt, unter Frankreichs und Rußlands Vermittlung; ſie fing am 24. Auguſt 1802 ihre Sitzungen an, und beſchloß ſie am 10. Mai 1803. Der Reichsdeputationsſchluß enthielt folgende weſentliche Anordnungen.

1. Von allen geiſtlichen Fürſten blieb nur der von Mainz als Churfürſt Erzkanzler übrig, und verlegte ſeinen erzbiſchöflichen Stuhl von Mainz nach Regensburg. Als Gebiet erhielt er die Fürſtenthümer Aſchaffenburg und Regensburg und die Grafſchaft Wetzlar.
2. Der Churfürſt von Baiern, der 220 Quadratmeilen mit 780,000 Einwohnern verlor, erhielt dafür 300 Quadratmeilen mit 861,000 Einwohnern wieder, nämlich die Hochſtifter

Bamberg, Würzburg und Paſſau, eine Anzahl Aemter von andern, ſchicklich liegenden Landſtrichen, und 17 freie Reichsſtädte in Schwaben und Franken; Ulm war die größte unter ihnen.

3. Das Haus Brandenburg, verlierend 46 Quadratmeilen mit 122,000 Einwohnern, erhielt dafür die Hochſtifter Hildesheim und Paderborn, nebſt einem Theile von Münſter, einige Reichsabteien und Reichsſtädte in Ober-Sachſen und Weſtphalen, zuſammen 240 Quadratmeilen mit einer halben Million Einwohner.

4. Churbraunſchweig oder Hannover, welches ſeine Anſprüche auf Hildesheim und einige andere Länder aufgab, erhielt den völligen Beſitz von Osnabrück, welches ſeit dem weſtphäliſchen Frieden nur abwechſelnd von einem ſeiner Prinzen beherrſcht war.

5. Würtemberg, erhielt für einen geringen Verluſt jenſeits Rheines Stifter und Reichsſtädte in Schwaben mit 100,000 Einwohnern, nebſt der Churwürde.

6. Heſſen-Caſſel, welches in ähnlichem Falle war, bekam mit der Churwürde auch eine Vergrößerung von 10,000 Einwohnern.

7. Heſſen-Darmſtadt, verlor etwa 24 Quadratmeilen mit 66,000 Einw., wofür es Mainziſche Aemter am rechten Rheinufer, einige Abteien und das Herzogthum Weſtphalen, welches zum Hochſtift Köln gehört hatte, 96 Quadratmeilen mit 130,000 Einwohnern bekam.

8. Baden, welches auch die Churwürde annahm, erſetzte einen Verluſt von 38,000 Einw. mit 60 Quadratm. und 240,000 Einw., nämlich dem Hochſtift Konſtanz, den Ueberbleibſeln der Hochſtifte Speier, Straßburg und Baſel am rechten Rheinufer, den pfälziſchen Städten und Aemtern Heidelberg und Mannheim, und mehreren Abteien und Reichsſtädten.

9. Auch Oranien Naſſau, welches in Teutſchland nichts beſeſſen hatte, ſollte für ſeinen Verluſt in Holland bei uns Erſatz bekommen, ihm

wurden die Stifter Fulda und Corvey und mehrere Abteien mit 45 Quadratmeilen und 120,000 Einwohnern eingeräumt.

10. Eben ſo erhielten die andern naſſauiſchen Häuſer, der Herzog von Oldenburg und der Fürſt von Turn und Taxis einige, ihren Verluſten angemeſſene, Entſchädigungen.

Bei dieſen Unterhandlungen gab Frankreich, herriſcher und viel anmaßender, als bei dem weſtphäliſchen Frieden, das Geſetz, und durch Ertheilung oder Verweigerung ſeiner Gunſt befeſtigte es ſeinen Einfluß auf unſer unglückliches Vaterland, wie noch nie. Denn an ſeinem Worte hing damals, in einer Zeit, die einen Gewinn an äußerer Ausdehnung noch immer für das Höchſte hielt, Wohl und Wehe.

Der Friede von Lüneville hatte alle geiſtlichen Herrſchaften in Teutſchland, bis auf eine, vernichtet, von 48 Reichsſtädten nur 6, Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg, übrig gelaſſen, die Reichsgrafen und Ritter mittelbar gemacht, und vieren aus der Mitte der weltlichen Fürſten den Churhut gegeben, der in wenigen Jahren ſeine alte, ehrwürdige Bedeutung verlieren ſollte; denn dieſe neuen Wahlfürſten haben zu der Ausübung ihres vornehmſten Rechtes nicht Zeit gefunden. Wie der Hauch einer leichtſinnigen Gegenwart ſie geſchaffen hatte, die mit Gütern verſchwenderiſch ſich zeigte, deren Werth ſie nicht mehr erkannte, ſo verwiſchte ſie der Hauch des nächſten Augenblicks ſo ſchnell, als ſie entſtanden waren. Jener Leichtſinn war der Vorbote des nahen Umſturzes; denn gegen ſolche Willkühr waren die Eingriffe des weſtphäliſchen Friedens in die Ordnung des Reiches nur ein Kleines geweſen. Was jener ſchüchtern und nur als Verſuch gewagt, vollführte der Lüneviller Friede im Großen, ohne Scheu gegen tauſendjährige Stiftungen. — Eine tiefe Trauer mußte jedes vaterländiſche Gemüth erfüllen; denn kein Auge vermag ohne Wehmuth auf den Trümmerhaufen zu blicken, in welchen ein Sturm die geliebte Heimath verwandelt hat. Und wenn auch die Pfeiler des alten Gebäudes

morſch und die Grundfeſten erſchüttert waren; an den Pfeilern und Wänden erſchienen doch noch die Bilder einer großen, würdigen Vorzeit und die Zeugniſſe einer Herrlichkeit und Freudigkeit des Volkslebens, wie wenige Geſchichten ſie nennen können.

Der Lüneviller Friede iſt die eigentliche Aufhebung der alten Reichsverfaſſung, nicht die nachherige Errichtung des Rheiniſchen Bundes und die Niederlegung der teutſchen Kaiſerkrone. Denn jener Bund war nur der Anfang eines neuen, Gottlob nur kurzen, Baues aus den ſchon da liegenden Trümmern, und die letztere nur das Wort, welches der That nachfolgte.

Der Friede zu Amiens. 27. März 1802 — Auf dem feſten Lande war nach langen Kriegsjahren ein Augenblick der Ruhe eingetreten; nur der Seekrieg dauerte noch, denn der große Staatsmann, der England leitete, und des erſten Conſuls Streben und Wollen am tiefſten durchſchaute, erkannte genugſam, daß zwiſchen ihm und England kein Friede beſtehen könne. Man hat Frankreichs und Englands Verhältniß in jener Zeit mit dem zwiſchen Rom und Karthago verglichen, und der Vergleich trifft die Sache; es war eine Todtfeindſchaft, und darum wollte Pitt, gleich Hannibal, einen Kampf auf Leben und Tod. Aber viele Stimmen in England forderten den Frieden, weil der Handel litt, weil Frankreichs Getraideſperre eine Theurung in England erzeugte, und weil die Nationalſchuld bis auf die ungeheure Summe von 558 Mill. Pfund Sterling geſtiegen war. Daher legte Pitt ſein Miniſterium nieder, um den Frieden zu erleichtern, den er nach ſeiner Ueberzeugung nicht ſchließen konnte. Da erfolgte alsbald der Friede von Amiens, den 27. März 1802; England gab alles zurück, was es von Frankreich, Spanien und Holland erobert hatte, außer Trinidad und dem holländiſchen Antheil von Ceilon. Auch Malta, welches die Engländer durch Hunger erobert hatten und Aegypten, das ihr General Abercromby den

Franzoſen wieder abgewann, ſollten, jenes den Maltheſerrittern, dieſes den Türken, wieder eingeräumt werden. Nach ſo großen Seeſiegen ein wenig günſtiger Friede, den man für übereilt geſchloſſen und wenig dauerhaft anſehen mußte. Er hat auch kaum die Dauer eines Jahres erreicht. England erkannte bald, daß Buonaparte den Frieden nur gewollt habe, um Frankreichs Seemacht zu heben, und der engliſchen, wenn es möglich ſey, gleich zu machen, beſonders aber das mittelländiſche Meer für ſich zu gewinnen. Verbindungen mit der Pforte, mit den Raubſtaaten, mit den Bey's in Aegypten wurden angeknüpft; ferner die Einfuhr aller engliſchen Erzeugniſſe in Frankreich und Holland unterſagt, England hatte den Frieden jetzt ſo ſehr zu fürchten, als den Krieg; denn freilich wollte es auf den Meeren eben ſo wenig einen Nebenbuhler dulden, als Frankreich auf dem feſten Lande. Andere Urſachen der Unzufriedenheit kamen hinzu. Es zeigte ſich, daß Buonaparte zu ſeinen neuen Einrichtungen in Europa nur eben den Anfang gemacht habe; viel Größeres wurde vorbereitet. Die **ciſalpiniſche Republik** mußte den erſten Coſul Frankreichs als ihren **Präſidenten** erkennen; **Holland** blieb von franzöſiſchen Kriegern beſetzt, und mußte des Nachbars Willen in allem thun; die **Schweiz** aber, die über ihre neue Verfaſſung nicht mit ſich ſelbſt einig werden konnte, wurde entwaffnet, zu einem Föderativſtaate gemacht, und ihr angedeutet: „in ihren innern Angelegenheiten ſey ſie zwar von nun an frei, in auswärtigen aber von Frankreich abhängig.“

England, nach allen dieſen Vorgängen entſchiedenen Krieg dem unſichern Frieden vorziehend, faßte ſeinen Entſchluß, forderte von Buonaparte die Räumung Hollands und der Schweiz; als dieſe verweigert wurde, erklärte es den Krieg, im Mai 1803. Hierauf hatte Buonaparte gewartet, um den Engländern den Fleck auf dem feſten Lande wegzunehmen, den ſie noch ihr eigen nannten. Im Juni ſchon rückten franzöſiſche Heereshaufen in **Hannover** ein und beſetzten das Land, unbekümmert, daß Hannover ein

teutſches Reichsland war, und als ſolches an einem Kriege Englands keinen Theil hatte. Es war eine neue Quelle der Erpreſſungen und ſehr gelegen, die benachbarten norddeutſchen Handelsſtädte im Auge zu behalten, und ihren Handel mit England zu hemmen. — Die Hannöverſchen Truppen wurden entwaffnet. Aber Tauſende von ihnen ſchifften nach einander nach England hinüber, und bildeten den Kern einer teutſchen Kriegerſchaar, die mit tüchtigem Gemüthe und vielem Ruhme in Portugal, Spanien, Italien, in Teutſchland und Frankreich gegen den Erbfeind gekämpft hat. Die Standhaftigkeit mit der dieſe teutſchen Männer ihr Ziel verfolgt haben, während in Teutſchland ſelbſt ein unglücklicher Krieg nach dem andern, noch 10 Jahre hindurch allen Muth und alle Hoffnung niederbeugte, und alſo keine Belohnung im Vaterlande ihnen winkte, — dieſe Standhaftigkeit muß den Männern zu hoher Ehre angerechnet werden. Viele von ihnen ſind in dem heißen Kampfe gefallen, und ruhen, fern von ihrer Heimath, in fremder Erde.

---

64. Napoleon Buonaparte, Kaiſer der Franzoſen, den 18. Mai 1804.

Die erſten Jahre des Conſulats waren für Frankreich eine Zeit der Beruhigung, der rückkehrenden Ordnung, des Fleißes und Wohlſtandes; die geängſteten Gemüther athmeten wieder freier auf, und des erſten Conſuls Name wurde von tauſend Lippen mit Segen genannt. Auch außer Frankreich blickte manches Auge mit großer Hoffnung auf ihn hin, denn in ſeiner Heldenkraft erſchien er ihnen als derjenige, welcher nach einer ſehr wilden Zeit eine neue Ordnung ſtiften, und was aus der blutigen Umwälzung als reiner Gewinn der Gedanken hervorgegangen, für das Menſchengeſchlecht feſthalten könne.

Das Vermögen dazu fehlte ihm nicht; denn wunderbar war die Gewalt, womit er ſich alſobald alle Kräfte dienſtbar machte; die Klugheit, mit welcher er die brauſenden Fluthen der Revolution zum Stillſtande und zum Gehorſam zwang; die Schnelligkeit der Verwaltung, die er in kurzer Zeit über das ganze, große Reich wie ein Gewebe ausbreitete, deſſen Endfäden in ſeinen Händen blieben; der Fleiß endlich, womit ſogleich angefangen wurde, das Weſentliche aus den großen Erfahrungen des öffentlichen Lebens in neuen Geſetzbüchern niederzulegen. Was das Zeitalter Vorzügliches gefordert hatte, — Anerkennung der weſentlichen Menſchenrechte in Allen; Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Geſetz; Aufhebung der Feudalrechte; Freiheit des Glaubens im Gebiete der unſichtbaren Dinge; eine Regierungsform, welche die Kraft der Einheit in Ausführung der Staatszwecke, und die Vielſeitigkeit der Berathung in Entwerfung der Geſetze, vereinigte; — das Alles und ſo vieles andere ſchien auf dem nun beruhigten Boden Frankreichs, unter dem Schutze des außerordentlichen Mannes, allen andern Völkern zum Muſter, aufzublühen.

Was konnte dieſer Mann dem geſammten Europa, was der Weltgeſchichte werden, wenn er dieſes hohe Bild der Edelſten, welches ihr eigener reiner Eifer für Licht und Recht von ihm entwarf, wahr machte! Wie hätte er für Jahrhunderte bilden, voranleuchten, Alles mit ſich fortreißen, den Segen der Menſchheit verdienen können! — Und er hat ihren Fluch auf ſich geladen!

Das iſt das Entſetzlichſte, wenn eine ſo große, eine bewundernswürdige Kraft ſich dem niederen Theile der menſchlichen Natur zum Raube dahin giebt, wenn ſie, die für das Reich der Tugend und der Wahrheit kämpfen ſollte, für das der Sünde die mächtigen Waffen führt! Die wilde Zeit, welche vorangegangen, hatte jede böſe Luſt geweckt und ſtark gemacht; da trat der Gewaltige auf den Kampfplatz, welcher, ſtatt ſie in ihre Schranken zurückzuweiſen, und der Liebe, dem Glauben, der Wahrheit und dem

Rechte die verlorene Herrſchaft zurückzuſtellen, jene ſtark ließ, aber ſie in ſeinen Dienſt zwang. Das iſt das Geheimniß ſeiner unerhörten Macht, daß er das, was in der ſinnlichen Natur des Menſchen am heftigſten treibt, was allgewaltig iſt, wenn es einmal Schaam und Scheu überwunden hat; daß er die Selbſtſucht in jeglicher Geſtalt, als Begierde nach Reichthum und nach Glanz, nach Sinnenluſt und nach Ehre, daß er den Zorn, den Haß, den Neid und jede heftige Leidenſchaft, als dienende Geiſter um ſich verſammelte. Und weil die Welt lange ſein Geheimniß nicht wußte, und das Eine Zauberwort nicht errieth, wodurch ſein Reich zerſtört werden mogte; weil ſie vielmehr unbeholfen ihm nachzuahmen ſuchte, was er allein als Meiſter verſtand, ſo hatte er lange Gewalt über die Welt. Nicht ſein Schwerdt hat ihm den Sieg errungen, ſondern ſeine unerhörte Kunſt, die kraftvollſte Sinnlichkeit allenthalben in ſeinen Dienſt zu verflechten, indem er ihr jede Befriedigung als Lohn vorhielt. Dieſe Kunſt bereitete ihm das nie geſehene Gelingen, welches von nun an zehn Jahre lang ſeinen Rieſenſchritt durch die Geſchichte Europa's bezeichnet.

Und wenn nun nach der Quelle in ſeiner eigenen Bruſt gefragt wird, aus welcher die dargethane Weiſe und Richtung des Handelns entſprang; ſo iſt es daſſelbe innerlich, was er als treibende Kraft in die Welt außer ſich pflanzte; es iſt die Selbſtſucht in der furchtbarſten, man kann faſt ſagen, in der großartigſten Geſtalt, wie ſie die Weltgeſchichte jemals geſehen. Alle die außerordentlichen Kräfte ſeiner Natur dienten nur ihm ſelbſt, hatten nur ihn zum Gegenſtande der Verehrung, nur ihn zum letzten Ziele aller Anſtrengung. In dem Strome ſeines Lebens ſpiegelt ſich nicht, wie es bei Karl dem Großen lautete, mit welchem er ſich gern vergleichen ließ, „der unendliche Himmel mit ſeinen Welten," ſondern nur ſein eignes, ſtolzes Bild. Er hatte ſich nicht ſelbſt überwunden. Was das Schönſte und Heiligſte in des Menſchen Seele iſt, und den Sieg ihres beſſeren Theiles verkündet; die innere Demuth

vor Gott; die Demuth vor dem hohen Bilde der Menſchheit; die ſelbſtentſagende Liebe, welche für die Brüder leben und ſtreiten und opfern will; die heilige Ehrfurcht vor der Wahrheit endlich, welche die Lüge als die geiſtige Peſt des Menſchengeſchlechts ſcheuet, weil ſie mit giftigem Hauche jedes ſittliche Verhältniß zerſtört; — das Alles war ihm ſehr fern. — Ihm war keine Menſchheit außer ihm! — Das iſt ein entſetzliches Wort! Sein Leben und Thun muß es rechtfertigen. —

Die große Gewalt ſeines Geiſtes und ſeiner bildenden Kraft, ſo wie die Meiſterſchaft ſeiner täuſchenden Kunſt, bewies er zunächſt in Frankreich; durch ſie gelang ihm das Schwerſte, was der Einzelne über ſein Zeitalter zu gewinnen vermag, nämlich den Kreis der herrſchenden Gedanken zu ſeinem Vortheile umzuwandeln; und, wie man es durch ein glückliches Bild ausgedrückt hat, „die Ideen der Freiheit und Unabhängigkeit, die im allgemeinen Umlauf waren, umzuprägen, und ihnen ſein eigenes Bildniß aufzudrücken.“

Zuerſt mußten ihm Verſchwörungen, die wahrſcheinlich durch ſeine eigenen Helfer zum Scheine angezettelt waren, dazu dienen, mehrere hundert franzöſiſche Bürger, die der Freiheit zu eifrig anhingen, in die Gefängniſſe oder über Frankreichs Grenzen, und viele zum Tode zu führen. — Bald darnach wurde ihm durch den Senat die Würde des erſten Conſuls auf zehn Jahre, und ſogleich durch das Volk auf Lebenslang angetragen. Er beherrſchte die Gemüther noch durch das öffentliche Vertrauen, und ſo glänzende Beweiſe deſſelben hätten ihm hohe Befriedigung gewähren können, wenn ein Maaß in ihm gelebt hätte. Aber den Unerſättlichen gelüſtete nun zunächſt nach einer Krone, und als er dieſe beſaß, ſtreckte er die Hand nach mehreren und bald nach allen aus. Als der neue Krieg mit England ausbrach, und England in dem Gefühle, daß von dem Einen Manne alles Unglück ausgehe, einige der erbittertſten Feinde deſſelben an Frankreichs Küſte ausſetzte, die ihm den Untergang geſchworen hatten,

Pichegrü, den Eroberer Hollands, und Georges einen ehemaligen Anführer der Vendée, da mußte ihm dieſer Umſtand zur Erreichung ſeines nächſten Zieles verhelfen. Seine Polizei, die gar wohl von den Anſchlägen dieſer Männer unterrichtet war, ließ ſie nach Paris kommen, ob ſie nicht mehrere in ihre Schuld zögen, die, ſchuldig werden zu laſſen, ein Gewinn ſchien. Und die Abſicht gelang ſo trefflich, daß Moreau, ein eifriger Republikaner, beim Volke und Heere hoch geachtet, ſich mit ihnen in Unterredungen einließ. Nun wurden alle verhaftet, verurtheilt, Georges hingerichtet, Pichegrü im Gefängniß erdroſſelt gefunden, Moreau nach Amerika verwieſen. Und um dem alten Königsgeſchlechte der Bourbons zu zeigen, wie der neue Machthaber ſich ſchon feſt genug fühle, auch ihr Blut fließen zu laſſen, wurde der Herzog von Enghien, der Enkel des großen Condée, ein junger, hoffnungsvoller Prinz, plötzlich durch 1200 Mann aus Ettenheim im Badiſchen, vom Gebiete des teuſchen Reiches, welches ſolchen Hohn geduldig ertragen mußte, entführt, nach Paris und von da nach Vincennes gebracht, vor ein Kriegsgericht aus Buonapartes Creaturen geſtellt, und noch in der Stunde ſeiner Ankunft, ohne daß ihm ein Anwald zur Vertheidigung, oder ein Prieſter zum Troſte im Tode gewährt worden wäre, im Schloſſe zu Vincennes erſchoſſen.

Darnach mußte, auf den Antrag der Tribunen, ein Senatsbeſchluß gefaßt werden, durch welchen die Regierung Frankreichs Napoleon Buonaparte, als erblichem Kaiſer, übertragen wurde. Im elften Jahre der Republik wurde auf den Trümmern des Königthums ſein Kaiſerthron errichtet. Die Stufen, welche das römiſche Volk ſeit Vertreibung ſeiner Könige bis zum Kaiſerthum Auguſts in 500 Jahren durchgemacht, hatte der ſchnelle Puls Frankreichs in elfen vollendet. Wie in Rom blieben auch neben dem Kaiſerthum noch republikaniſche Formen, und das Gerüſte einer gemäßigten Verfaſſung. Aber, wie in Allem, in Wort und That, von nun an die Lüge das Geſetz der Welt werden ſollte, ſo war ſie

es ſogleich in dem großen Vorbilde des Staates, nach welchem ſich das Kleinere geſtalten mogte. Unter dem Scheine der eingeſchränkten Verfaſſung folgte der Kaiſer einzig ſeinem Gelüſte und Willen, und herrſchte als unumſchränkter Deſpot, die Menſchen nur als Zahlen, ihr Leben als eine Münze zum Verbrauche betrachtend. Die verführeriſche Liebe ſolcher Regierungsweiſe verbreitete ſich bald auch über die Grenzen Frankreichs hinaus. Das eitle franzöſiſche Volk bethörte Napoleon dabei durch Glanz, durch Kriegsruhm, und den Namen der großen Nation; das Heer, ſeine Stütze, feſſelte er an ſich, indem er ihm Alles erlaubte, was die Begierde fordert; die großen Talente, die ihm dienen ſollten, erhob und bereicherte er übermäßig, damit ſie bei ſeinem Falle ſo viel zu verlieren hätten, als der Menſch ſelten den Muth hat wieder aus ſeiner Hand zu geben. Das war eine ſeiner furchtbarſten Herrſcherregeln, daß, wer unumſchränkt herrſchen wolle, nur Reiche und Arme, nicht aber einen begüterten Mittelſtand, dulden müſſe; jene könne die Regierung durch jede Begünſtigung, durch Furcht und Hoffnung, an ſich feſſeln, und die Armen laſſe die Sorge der täglichen Nahrung nicht über das nächſte Bedürfniß hinausblicken, aber in den Köpfen des Mittelſtandes, welcher Zeit zu geiſtiger Beſchäftigung übrig behalte, da bilde ſich eine Gewalt der Gedanken, welche dem Throne gefährlich werden könne. Und ſo ſcharf drang ſein grauenvoller Blick in das Weſen der menſchlichen Natur, daß er erkannte die Gewohnheit des blinden Gehorſams, der ſich nur mit geiſtiger Blindheit vertrage, müſſe früh in der Jugend eingepflanzt werden. Darum wurde der kirchliche und der Schulunterricht unter ſtrenge Aufſicht genommen, auf einen engen Kreis beſchränkt, die Schüler von Jugend auf nach dem Klange der Trommel zu jedem Geſchäfte gerufen. Ja, ſelbſt die Lehrbücher der Religion mußten den Gehorſam gegen den Kaiſer ſogleich nach dem gegen das göttliche Geſetz ſtellen. — Im übrigen verfiel ſowohl der Volksunterricht als der höhere wiſſenſchaftliche, der ſchon in

der Revolutionszeit geſunken war, bis zu ſolchem Grade, daß mehrere Menſchenalter die Folgen davon nachempfinden werden.

---

65. Der Krieg Oeſtreichs und Rußlands von 1805.

Nicht zufrieden mit der neuen Kaiſerkrone, ließ Napoleon auch die cisalpiniſche Republik in ein Königreich Italien umwandeln, und ſich ſelbſt zum erblichen Könige erklären. Zum Zeichen der Mäßigung, wie er ſagte, beſtellte er in ſeinem Stiefſohn, Eugen Beauharnois, einen Vicekönig von Italien. Parma, Piacenza und Guaſtalla wurden ganz mit Frankreich vereinigt, und bald darauf auch die liguriſche Republik. Das alles war gegen den Vertrag von Lüneville; Oeſtreich war ſehr unzufrieden. Es fand eine gleiche Stimmung in dem Kaiſer Alexander von Rußland, den beſonders die Ermordung des Herzogs von Enghien im Innerſten empört hatte, und der ſchon damals den Beruf in ſich fühlte, Europa's Ordnung beſchützen zu helfen. Beide boten dem engliſchen Miniſter Pitt eine erwünſchte Gelegenheit dar, in dem eben erneuerten Kriege Bundesgenoſſen gegen Frankreich zu gewinnen. Es kam ein Bund der dreie nebſt Schweden zu Stande, und nach dem großen Kriegsplane ſollte die franzöſiſche Macht auf allen Punkten, in Italien, der Schweiz, Holland und in Frankreich ſelbſt, angegriffen werden. Dieſe Plane durchſchnitt Napoleon, nach gewohnter Weiſe und durch gewohnte Schnelligkeit, indem er plötzlich auf einem Flecke erſchien, wo ihn die Gegner nicht erwarteten. Seit dem Jahre 1803 hatte er beträchtliche Heereshaufen an den Nordküſten Frankreichs verſammelt gehalten, um England mit einer Landung zu bedrohen. Dieſe mußten jetzt ſchnell aufbrechen, über den Rhein eilen, die Fürſten von Südteutſchland zur Verbindung mit Frankreich zwingen, während das öſtreichſche Heer unter Mack

unbeweglich bei Ulm ſtand. Der General Mack, ein gelehrter Heerführer, dem aber die Schnelligkeit des Entſchluſſes und das Glück fehlte, erwartete den Feind, der durch Schwaben, wie er meinte, gerade auf ihn losdringen ſollte. In ſeiner rechten Flanke hatte er die fränkiſchen Länder des Königs von Preußen, welcher keinen Theil am Kriege nahm; durch ſie glaubte er ſich gedeckt. Allein eine ſolche Schutzwehr ſicherte vor Napoleons Schaaren nicht. Bernadotte, Marmont und die Baiern drangen plötzlich durch Franken gegen die Donau vor fielen dem General Mack in den Rücken, und ſchnitten ihn von Oeſtreich ab. Ueberraſcht und betäubt warf er ſich nach blutigen Gefechten in die Stadt Ulm, und anſtatt, wie ein tapferer Mann, ſich lieber mit dem Schwerdte einen Weg durch die Feinde zu bahnen, — der Erzherzog Ferdinand ſchlug ſich mit einigen Reuterhaufen glücklich nach Böhmen durch, — gab er ſich mit den Ueberbleibſeln ſeines Heeres am 17. Oktober gefangen.

Napoleon ſchickte aus dieſem erſten Abſchnitte des Krieges, der ein Heer von 80,000 Mann faſt vernichtet hatte, vierzig eroberte Fahnen an den Senat nach Paris, an die Weiſen des Reichs, wie er ſie nannte, „ein Geſchenk der Kinder an ihre Väter.“ Und zu ſeinem Heere ſagte er, als er weiter zog: „er werde ſie nun gegen die Ruſſen führen; auch dieſe würden ein gleiches Schickſal erfahren. In ihrem Heere ſeyen keine Anführer, gegen die er Ehre erlangen könne; daher werde er keine Sorge haben, als den Sieg mit wenig Blut zu erkaufen. Seine Soldaten ſeyen ſeine Kinder.“

Die Schlacht bei Auſterlitz, den 2. Dezember 1805. — Ohne bedeutenden Widerſtand zog nun das franzöſiſche Heer gegen Oeſtreichs Hauptſtadt, und beſetzte ſie am 11. November. Die Ruſſen und Oeſtreicher zogen ſich nach Mähren zurück; am 2. Dezember ſtanden die Gegner bei Auſterlitz einander gegenüber, und beſchloſſen die entſcheidende Schlacht. „Ich werde weit vom Feuer

bleiben," ſagte Napoleon, der zum erſtenmal als Kaiſer ſein Heer in großer Schlacht ſelbſt anführte, zu ſeinen Kriegern, „wenn ihr mit eurer gewohnten Tapferkeit die feindlichen Reihen durchbrecht; ſollte aber der Sieg nur einen Augenblick ſchwanken, dann würdet ihr euren Kaiſer ſich den erſten Streichen ausſetzen ſehen." Die Dreikaiſerſchlacht, wie Napoleon ſie in ſeinem Berichte mit Wohlgefallen benannte, begann, es war ein ſchöner, ſonnenheller Wintertag. Wie Napoleon vorhergeſagt hatte, geſchah es, die Feinde wurden nicht gut angeführt, es herrſchte Unordnung in dem Gange der Bewegungen; man kannte die Stärke und Stellung des franzöſiſchen Heeres nicht genugſam, und bald war die ruſſiſche Schlachtordnung getrennt, zerriſſen, trotz aller Tapferkeit über den Haufen geworfen. Der linke ruſſiſche Flügel wollte ſich über einen gefrornen See retten; Napoleon ließ das Eis durch Kanonen zerſchmettern, und viele Ruſſen verſanken. — Es war kein ſchwerer Sieg geweſen, auch würde er den Krieg nicht entſchieden haben, wenn nicht der Kaiſer Franz, in der erſten Sorge für ſeine Unterthanen, ſchnell den Frieden abgeſchloſſen hätte: eine perſönliche Unterredung mit Napoleon, in der Mühle zu Saroſchitz, vermogte ihn dazu. Denn am Tage nach der Schlacht verſtärkten 12,000 Ruſſen das wieder geſammelte Heer; Erzherzog Ferdinand hatte in Böhmen 20,000 Mann geſammelt, und die Baiern mit Verluſt aus dieſem Lande geſchlagen; Ungarn waffnete; der Erzherzog Karl eilte mit einem ſiegreichen Heere aus Italien dem Vaterlande zu Hülfe, und konnte bald Wien, im Rücken der Franzoſen, befreien; Ruſſen und Engländer waren in Neapel gelandet; Ruſſen, Schweden und Engländer drangen durch das hannöverſche Land vor, und was das wichtigſte war, auch Preußen hatte ſeine Heere geſammelt, um die Verletzung des Anſpachiſchen Landes zu rächen. — In dieſem Augenblicke ſchloß der Kaiſer Franz den Waffenſtillſtand, und zeigte die unbedingte Neigung zum Frieden; das Unglück ſeiner Länder betrübte ihn zu ſehr, und er wähnte damals noch, ein Friede mit

dieſem Gegner, durch große Opfer erkauft, könne Beſtand haben; als wenn Opfer ſeine Luſt nach dem Ganzen zu ſtillen vermogten!

Der preußiſche Abgeordnete, der Graf von Haugwitz, der geſendet war, das Geſetz des Friedens vorzuſchreiben, oder Krieg zu verkündigen, ſah ſich durch Oeſtreichs Abtritt in große Verlegenheit geſetzt, und hielt es für angemeſſen, ſtatt des Wortes, welches ihm der König mitgegeben, in ſanfter, friedlicher Weiſe zu reden. Und der franzöſiſche Bericht pries „die Weisheit Preußens, welches nie einen biederern und uneigennützigerern Freund gehabt habe, als Frankreich. Uebrigens hänge das franzöſiſche Volk von niemand ab, und 150,000 Feinde mehr würden den Kampf nur um etwas verlängert haben!“ – Solche Sprache hätte der preußiſche Abgeordnete beſſer verſtehen und Preußens Würde fühlend, auf friſcher That, da Oeſtreichs Friede noch nicht geſchloſſen war, thun ſollen, was ſein König ihm befohlen hatte, und ein halbes Jahr nachher dennoch zu thun ſich entſchloß. Vielleicht mogte Oeſtreich, wenn es Preußens Ernſt ſah, einen längeren Krieg dem ſchmählichen Frieden vorziehen Statt deſſen unterzeichnete Haugwitz, ohne Vollmacht, den Vergleich zu Wien, wodurch Preußen Anſpach an Baiern, Neuſchatel und Cleve an Frankreich abtrat, und dafür Hannover erhalten ſollte, worauf England keinesweges Verzicht geleiſtet hatte. So ſtreute Napoleon den Saamen der Zwietracht zwiſchen Preußen und England aus, wohl wiſſend, daß beide durch Verbindung mit einander ſtark waren.

Fünf Tage nach dieſem Vertrage ſchloß Oeſtreich den Frieden zu Preßburg, den 25. Dezember 1805. Durch dieſen Frieden, der alle bisherigen an Härte übertraf, verlor Oeſtreich 1000 □ Meilen Landes und an 3 Millionen Unterthanen, und zwar von den beſten die es beſaß. Das treue Tyrol, welches noch in dieſem Kriege ſeine Anhänglichkeit an das öſtreichſche Haus trefflich bewieſen hatte, mußte nebſt Burgau, Eichſtädt, einem Theil von Paſſau, Voralberg und andern Beſitzungen Vorder-

öſtreichs an Baiern, was Oeſtreich in Schwaben beſaß, an Würtemberg und Baden, Venedig an das Königreich Italien abgetreten werden. Dagegen erhielt Oeſtreich einen geringen Erſatz durch Salzburg, und der Churfürſt von Salzburg wurde aus dem Lande, das er eben erhalten, nach Würzburg verpflanzt, welches Baiern abtrat. — Die Länder mit ihren Bewohnern wurden als eine Waare betrachtet, welche aus der Hand des Einen in die des Andern übergehen könne, wie der Markt es eben mit ſich bringe. So wollte die Lehre des Despotismus, damit Liebe und Anhänglichkeit für die alten Fürſtenhäuſer entwurzelt, das Gemüth zu Eis erkältet, das Menſchliche, was den Staat zu einem Ebenbilde der Familie machen kann, völlig ertödtet werde, und nur das Gefühl in dem Unterthan übrig bleibe, er ſey zum Gehorſam geboren, und dieſes Eine Geſetz der Natur kette ihn an den einen Herrſcher ſo gut als den andern, ſey derſelbe ein Einheimiſcher oder ein Fremder, ſey er von Geſtern oder von Heute.

Um das zerknickte teutſche Reich nur ſchnell ſeiner völligen Auflöſung zuzuführen, wurde den Churfürſten von Baiern und Würtemberg der Königstitel, und ihnen, wie dem Churfürſten von Baden, die völlig unabhängige Regierung ihrer Länder, oder, wie es die Zeit mit einem Lieblingsworte benannte, die Souverainetät gegeben; der Kaiſer entſagte aller Oberlehnsherrlichkeit über ihre Länder, und damit war der That nach, ihr Verhältniß zum teutſchen Reiche aufgelöſt. Das Lebensband und die Vaſallenpflicht, ſo viel von ihnen ſchon abgeblättert war, hielten bis jetzt doch noch einzig Kaiſer und Reich zuſammen. Die Blöden fand man mit der Verſicherung ab, wie dieſe ſouveränen Herrſcher dennoch dem teutſchen Staatenbunde angehören ſollten; aber wer Ohren hatte zu hören, der erkannte in dieſen Zeichen das ferne Rollen des Donners, welcher den heranziehenden Sturm verkündigt. Das Schlimmere ſtand noch bevor.

66. Das Ende der teutſchen Reichsverfaſſung, 12. Juli und 6. Auguſt 1806.

Wie ſchon zur Zeit, da Frankreich noch eine Republik war, die liſtige Benutzung der Friedenszeit faſt gefährlicher geweſen, als der offenbare Krieg, ſo auch unter dem neuen Kaiſer. Napoleon, ſo hat man es treffend ausgedrückt, hatte die Revolution in ſich aufgenommen, in ihm war ſie gleichſam zur Perſon geworden, und ihre furchtbaren Grundſätze lebten in ihm fort. — Das erſte Wort, welches er nach dem Preßburger Frieden ſprach, war ſein gewöhnlicher Bannſpruch. Der König von Neapel hatte engliſche und ruſſiſche Truppen in ſein Land aufgenommen; da ſchickte er ſeinen Bruder Joſeph und Maſſena mit 60,000 Mann längs Italien hinab, und in dem Aufruf, den er ihnen am 27. Dezember von Schönbrunn aus mitgab, hieß es: „Das königliche Haus von Neapel habe aufgehört zu regieren!“ Das furchtbare Wort ſchreckte dieſes Haus auch in der That von dem Boden Italiens über die Meerenge nach Sizilien hinüber; hier erhielt es ſich mit Hülfe Englands, in Neapel aber wurde Joſeph Buonaparte zum erblichen König erklärt. Der neue Königsthron koſtete noch unermeßliches Blut; die Einwohner Unteritaliens empörten ſich immer mit neuer Wuth, und Kalabrien nebſt den Abruzzo's mußten faſt in Einöden verwandelt werden

Zunächſt traf nun Holland die Reihe. Es wurde gleichfalls in ein Königreich verwandelt, und einem andern Bruder, Ludwig Napoleon, zu ſeinem Theile gegeben. Es hatte nicht das ſchlimmſte Loos gezogen, denn Ludwig fühlte die Pflicht, für ſein neues Volk mehr zu leben, als für ſeines Bruders Willen.

Ein dritter aus des Kaiſers Verwandſchaft ſein Schwager, Joachim Mürat, ward an dem rechten Ufer des Rheines, des Stromes, der ſo oft als natürliche Scheidewand zwiſchen dem Teutſchen und Franzöſiſchen genannt war, aufgeſtellt, ein bedenkliches Zeichen für die Zukunft; er erhielt die Herzog-

thümer Cleve und Berg; erſteres hatte Preußen, letzteres Baiern für Anſpach abgetreten.

Alexander Berthier endlich, der erſte im Kriegsrathe Napoleons, bekam das Fürſtenthum Neuſchatel.

Zugleich mit dieſen äußern Vorrüſtungen wurde der Plan der innern Geſtaltung des großen Baues gleichfalls klarer dargelegt. Franzöſiſche Blätter mußten das Syſtem des Gleichgewichts, an welchem Europa noch immer mit einigem Glauben gehangen hatte, als ein ſehr thörichtes ausſchreien, welches nur Eiferſucht und Kriege erzeugt habe. Ruhe ſey nur dann zu hoffen, wenn Einer den unbeſtrittenen Vorrang habe, und ſeinem Worte bei den Streitigkeiten der Völker Folge geleiſtet werde. Es war die Sprache der Römer, kurz vor der Zeit als ſie die Weltherrſchaft geradezu an ſich riſſen; da nannten ſie ſich auch die Schiedsrichter der Welt, und ihre Geſandten zogen mit ihren Stäben Kreiſe um die Könige, welche noch dieſen Namen trugen, und forderten auf der Stelle die Erklärung des Gehorſams. — Zu einem einzigen Reiche ſchien ihm doch wohl Europa zu groß, aber es ſollte, unter dem Namen eines Föderativſtaates, durch eine Familienherrſchaft umfaßt werden, und die Brüder und Vettern und Angeheiratheten ſollten unter Königs- und Fürſten-Namen die Statthalter des großen Kaiſers in Paris ſeyn. Alexanders Welteroberung war zerfallen, weil er kein Herrſchergeſchlecht geſtiftet hatte; Karls des Großen Reich und Geſchlecht zerging in Theile, weil er den Plan entworfen hatte, ein Familienreich zu ſtiften, ohne einen Mittelpunkt für die Familie, und weil Ludwig der Fromme, dem Plane gemäß, das Reich unter ſeine Söhne vertheilte. Daher erſann Napoleon einen neuen Entwurf. Alle Glieder des großen Herrſchergeſchlechts, ſo verordnete er in dem kaiſerlichen Familiengeſetze, ſollten im kaiſerlichen Erziehungshauſe in Paris erzogen werden, unter des Kaiſers Augen, nach ſeinen Grundſätzen; ohne ſeine Erlaubniß ſollten ſie ſich nicht verehelichen, nicht über dreißig Stunden von Paris entfernen dürfen.

Er wollte ihr gemeinſchaftlicher Vater und Herr ſeyn. So, hoffte er, wenn die ganze Jugendzeit durch ihn geleitet ſey, ſollten ſich ſein Geiſt und ſeine Grundſätze auf Jahrhunderte in ihnen vererben, wie im römiſchen Senate die großen Grundſätze der Staatskunſt Jahrhunderte lang von einem Geſchlecht auf das andere forterbten. Aus Paris ſollten die dort erzogenen Prinzen den gleichen Sinn mit der gleichen Sprache und gleichen Geſetzen über alle beherrſchten Völker verbreiten; ihre Lebensregel aber ſollte wörtlich dieſe ſeyn: „Daß ſie die erſte aller Pflichten dem Kaiſer, die zweite Frankreich, und erſt die dritte dem von ihnen beherrſchten Volke ſchuldig ſeyen.“ — Wenn ſo umfaſſende, außerordentliche Veranſtaltungen in ihrem rechten Sinne aufgefaßt werden, ſo kann das Wort nicht mehr als unwahrſcheinlich gelten, welches die öffentliche Stimme dem Kaiſer Napoleon in dem Mund gelegt hat: „Daß nämlich in 10 Jahren die Dynaſtie Napoleon die älteſte in Europa ſeyn ſollte.“ Und wenn die Geſchichte einſt nach Jahrhunderten das furchtbare Schwanken aller Dinge und die Entwurzelung tauſendjähriger Ordnungen in unſerm Zeitalter mit Einem Worte bezeichnen will, ſo wird ſie dieſes Wort *) nennen.

Als die Theile des großen franzöſiſchen Bundesſtaates wurden ſchon damals außer Frankreich, Italien, Neapel, Spanien, Holland, Baiern, Würtemberg, Baden und Berg, mit einer Maſſe von 66 Millionen Einwohner, genannt

Zu dem Glanze und der Befeſtigung einer neuen Krone gehörte auch ein Reichsadel, der, mit ihr emporgeſtiegen, auch mit ihr fallen müſſe. Napoleon ſchuf ihn dadurch, daß er zuerſt in Italien und nachher in allen Ländern, die ſeine Waffen erreichten, eine Anzahl von größeren und kleineren Reichslehen mit bedeutenden Einkünften für ſolche errichtete, die ſich in der Treue und in dem Dienſteifer für ihn beſonders auszeichnen würden. Sie ſollten nach der

*) Aus dem Munde eines Advokaten=Sohnes von Korſika.

Erſtgeburt forterben, nach Erlöſchung des Manns- ſtammes aber an die Krone zurückfallen. Dadurch ſollten alle, die vorzügliche Thatkraft auszeichnete, mit dem Kaiſer gleichen Antrieb zur Behauptung der eroberten Länder fühlen.

In der Mitte dieſes veränderungsreichen Jahres traf der letzte, entſcheidende Schlag auch die Verfaſ- ſung des teutſchen Reiches. Ihre Auflöſung, die der That nach ſchon da war, wurde nun auch durch das Wort ausgeſprochen. Am 12 Juli wurde zu Paris ein Rheinbund abgeſchloſſen, durch wel- chen die Könige von Baiern und Würtemberg, der Chur-Erzkanzler, der Churfürſt von Baden, der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, der Herzog von Berg, ſämmlich als Großherzoge, dann die naſſaui- ſchen und hohenzollerſchen Fürſteu, nebſt noch eini- gen kleineren Fürſten und Grafen, ſich von dem teut- ſchen Reichsverbande trennten, und den Kaiſer von Frankreich als den Protektor, Beſchützer) ihres Bundes anerkannten. Er ſollte das Recht haben, den Fürſten-Primas des Bundes, welcher in den Verſammlungen den Vorſitz führen ſolle, zu ernen- nen; Krieg und Frieden und die Contingente an Truppen zu beſtimmen; ſo daß alſo jeder Krieg Frankreichs auch der des Rheinbundes ſeyn mußte, ſollte er auch gegen die bisherigen Brüder des teut- ſchen Reiches geführt werden. Für ſolche Opfer ſoll- ten die Fürſten die unbeſchränkten Herren ihrer Un- terthanen ſeyn, ohne durch ein Bundesgericht, bei welchem die Unterthanen in Nothfällen Klage führen könnten, oder durch eine mildernde Verfaſſung, ir- gend gebunden zu ſeyn. In dieſem A en war der Bund klar und beſtimmt, in allen übrigen dunkel und ſchwankend, damit des Protektors Wille Geſetz ſeyn könne. Es war kein Bund teutſcher Stämme mit einander, ſondern mit Frankreich, und nicht ein ſol- cher, der gegenſeitige Rechte und Pflichten gab; ſondern die Pflicht war auf Seiten der Fürſten, die Rechte auf der des Beſchützers. — Auch darin ſchnitt dieſer Bund die Fäden, welche die Vorzeit noch mit der Gegenwart verbanden, durch, daß freie Stände

des Reiches, die den Gliedern des rheiniſchen Bundes zugetheilt waren, mediatiſirt, das heißt, ihrer landesherrlichen Rechte entkleidet und ſolchen, mit welchen ſie früher gleich waren, untergeordnet wurden. Die freie Stadt Frankfurt, welche der künftige Sitz der Bundesverſammlung ſeyn ſollte, ward dem Fürſten Primas zugetheilt, uud verlor gleichfalls ihre Selbſtſtändigkeit.

Es bedarf des richtenden Wortes über dieſea Bund nicht; das Schickſal hat ihn bald gerichtet, und die Nachwelt wird ſein Andenken vielleicht aus unſerer Geſchichte zu verwiſchen ſuchen.

Der teutſche Kaiſer, die entwürdigte Krone des alten Reiches von ſeinem Hanpte ablegend, in dem 1006ten Jahre, nachdem Karl der Große ſie auf das ſeinige geſetzt hatte, erklärte ſich zum erblichen Kaiſer der öſtreichiſchen Monarchie, den 6. Auguſt 1806.

Welchen Schutz aber das teutſche Land, im Vergleich mit dem des öſtreichſchen Hauſes, von dem neuen Beſchützer zu erwarten habe, davon zeugte die friſche That. Zu eben der Zeit, als der franzöſiſche Geſandte Bacher zu Regensburg noch einmal erklärte, daß Frankreich niemals ſeine Grenzen über den Rhein ausdehnen werde, wurde die Feſtung Weſel eigenmächtig von Frankreich in Beſitz genommen und zu der 25ſten Militärdiviſion geſchlagen.

---

67. Preußens und Rußlands Krieg von 1806 und 1807.

Die Errichtung des rheiniſchen Bundes war ſowohl feindlich gegen Preußen als gegen Oeſtreich gemeint; frühere Bundesgenoſſen, ſo lange die Reichsverfaſſung geſtanden, ſahen beide nun in ſolche verwandelt, welche bei jedem Zwiſte mit Frankreich ihre Feinde ſeyn mußten. Napoleon hatte den König Friedrich Wilhelm früher mit der Ausſicht hingehalten, es könne ſich unter ſeinem Schutze ein nord=

ſcher Bund, nach dem Muſter des rheiniſchen, bilden, der das nördliche Teutſchland umfaſſen ſolle; jetzt wurde ein ſolcher Bund verworfen. Hannover ſogar wurde jetzt England wieder angeboten. Ueberhaupt geſchah alles, was Preußen kränken und ihm zeigen mußte, daß der franzöſiſche Kaiſer ein ſelbſtſtändiges Volk nicht mehr neben ſich dulden wolle — Da glaubte endlich der entrüſtete König, die Ehre ſeines Volkes nicht länger von den übermüthigen Fremden verhöhnen laſſen zu dürfen, und Volk und Heer ſtimmten laut dem Könige bei. Er forderte von Frankreich, daß es ſeine Truppen aus Teutſchland ziehen, die Bildung eines nordiſchen Bundes nicht hindern, und Weſel nicht als franzöſiſche Feſtung behalten ſollte. Als dieſe Punkte verweigert wurden, erklärte Preußen den Krieg. Es war das Gebot der Ehre, welches ſo raſchen Entſchluß foderte, damit die Welt erkenne, daß kein anderer Antrieb, als ihre Stimme, hier obwalte. Denn in ſo ungünſtigen Kampf begiebt ſich keiner, der ihn irgend mit Ehren vermeiden kann. Preußen hatte keinen Bundesgenoſſen auf dem Kampfplatze, als das nur halb willige Sachſen; mit England und Schweden war der Friede noch nicht völlig hergeſtellt, und die ruſſiſchen Krieger, die wirklich Hülfe leiſten ſollten, waren erſt an den Grenzen.

Napoleon ſprach bei dem Ausbruche des Krieges: „Sein Herz traure bei dem beſtändigen Uebergewichte, welches der Geiſt des Böſen erhalte, der unabläſſig geſchäftig ſey, ſeine Entwürfe für die Ruhe Europa's und das Glück der Zeitgenoſſen zu ſtören!“ Dann zog er ſeine Heere zuſammen, die noch in Franken und Schwaben gerüſtet ſtanden, und rückte gegen die Päſſe des Thüringer Waldes. An der Nordſeite deſſelben ſtand das große preußiſche Heer, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunſchweig, eines 72jährigen Greiſes, und mit Anführern, welche zum Theil uneinig unter ſich waren. Die Theilnahme am Revolutionskriege hatte nur einen geringen Theil des preußiſchen Heeres mit der Sturmesſchnelligkeit der neueren franzöſiſchen Kriegs-

weiſe bekannt gemacht; der größere Theil war im 43jährigen Frieden erſchlafft, und, weil das Gerüſt von Friedrichs des Großen Einrichtungen noch ſtand, mit deſto gefährlicherm Selbſtvertrauen erfüllt. Bei aller Tapferkeit und Tüchtigkeit in der Bruſt vieler Einzelnen, war kein einiger und ſtarker Geiſt, der das Ganze verband. Da mußte geſchehen, was auch der Furchtſamſte nicht für möglich gehalten hatte, daß, wie in den Kriegen der alten Welt, Ein unglücklicher Tag über das Schickſal eines ganzen Reiches entſchied.

Am 10. Oktober wurde der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen durch ſeine Kampfbegierde in ein ungleiches Gefecht bei Saalfeld verwickelt, und fiel ſelbſt auf dem Schlachtfelde. Das unglückliche Treffen öffnete den Franzoſen die Päſſe der Saale, und mit ſtarker Macht hindurchbrechend, umgingen ſie den linken Flügel des preußiſchen Heeres, und ſchnitten es von Sachſen ab; Davouſt hielt ſchon am 13. Oktober Naumburg beſetzt. Die Vorräthe der Preußen gingen verloren, es entſtand auf der Stelle der bitterſte Mangel, und dadurch unvermeidliche Unordnung und Niedergeſchlagenheit. So ſollte das Heer ſtreiten, in ſeinem Angeſichte die Saale und Elbe, die es hätte im Rücken haben ſollen. Es war vor der Schlacht ſchon beſiegt.

Die Schlachten bei Jena und Auerſtädt, den 14. Oktober 1806. — Ein Theil des preußiſchen Heeres unter dem Herzog von Braunſchweig ſtand bei Auerſtädt, ein anderer unter dem Fürſten von Hohenlohe bei Jena und Vierzehnheiligen, beide ohne rechte Verbindung mit einander. Sie wurden an demſelben Tage angegriffen und beſiegt. Bei Auerſtädt focht der Marſchall Davouſt, bei Jena Napoleon ſelbſt. Gleich im Anfange der Schlacht ſank der Herzog von Braunſchweig, von einer Kugel tödtlich getroffen; durch ſeinen Fall war der Plan des Gefechtes zerrüttet und verworren; die Tapferkeit einzelner Haufen konnte den Mangel des Zuſammenwirkens im Gro-

ßen, und der Zuverſicht in der Menge, nicht erſetzen. Von mehreren Seiten umgangen wich die Schlachtordnung zurück; ſie wollte ſich nach Weimar ziehen, um an dem Hohenloheſchen Heereshaufen eine Stütze zu finden; noch wußte man nicht, daß dieſer zu derſelben Zeit das gleiche Unglück erfahren. Bald aber wurde es nur zu klar, denn ſo groß war die Verwirrung auf allen Seiten, daß in der Nacht während der Heerestheil von Auerſtädt gegen Weimar floh, ein Theil des Hohenloheſchen Heeres von Weimar gegen Auerſtädt ſich retten wollte.

Zehn Tage nach der Schlacht von Jena rückte Napoleon ſchon in Berlin ein; vierzig Tage nach Ausbruch des Krieges ſtand er an der Weichſel, und eine Strecke Landes mit 9 Millionen Menſchen und vielen feſten Städten, war durch die Eine Schlacht gewonnen, ein Heer aber, das früher als ein Muſter gegolten, war vernichtet. Das war ein Zeugniß, daß viele der beſten Stützen des Staates morſch geworden waren, weil der Glaube, das Unverbeſſerliche zu beſitzen, die Wachſamkeit geſchwächt hatte. Dieſer Glaube ſollte durch das entſetzliche Unglück vernichtet, der Geiſt geweckt, die Kräfte erfriſcht werden.

Es hieße alte Wunden zwecklos aufreißen, wenn im Einzelnen erzählt würde, wie groß die Niederlage geweſen, wie und wo die einzelnen Ueberbleibſel des Heeres noch vollends vernichtet, wie ſchnell und durch wen die vielen feſten Orte Preußens gefallen, zum Theil auf ſchmähliche Weiſe übergeben ſind. Die Söhne jener Väter, manche der Väter ſelbſt, haben doppelt und dreifach gut gemacht, was dort gefehlt war, und das Schickſal hat ſich als verſöhnt bewieſen. Eben ſo wenig darf die Geſchichte wiederholen, wie unwürdig und ſchmachvoll der franzöſiſche Kaiſer, in der Trunkenheit ſeines Sieges, von ſeinen Gegnern, wie unerhört ſittenlos er von dem preußiſchen Königshauſe, und beſonders von der allverehrten, angebeteten Königin redete. Aber die Beweisſtücke ſind nicht verloren, und werden ewig ein Zeugniß ablegen, wie unedel, wie

durchaus unritterlich und aus dem gemeinſten Stoffe gebildet das Gemüth dieſes Mannes war.

Die wider Erwarten ſchnelle Auflöſung des preuſſiſchen Staates hatte ihm jede Spur der Mäßigung genommen und gränzenloſe Hoffnungen erweckt. In Berlin erklärte er, daß er aus dieſer Stadt und aus Warſchau nicht eher weichen werde, bis der allgemeine Friede erobert ſey; und von Berlin aus erließ er am 21 November 1806 das berüchtigte Dekret gegen England, die Grundlage des ſogenannten Continentalſyſtems, worin er alle großbritanniſchen Staaten für blokirt erklärte, allen Handel und ſogar Briefwechſel mit England unterſagte, und alles engliſche Eigenthum auf dem feſten Lande, ſogar jedes Schiff, welches nur in England einmal geweſen, wegzunehmen befahl. Durch ſo harte Maßregeln ſollte Englands Handel zu Grunde gerichtet werden; aber der Schaden richtete ſich gegen das feſte Land ſelbſt. England, dem die ganze Welt offen ſtand, öffnete ſich bald andere Handelswege, eroberte alle Colonieen der Europäer, bebaute den eigenen Boden nun ſorgfältiger, und nahm die Bedürfniſſe ſeines Schiffbaues, ſtatt aus den nordiſchen Reichen, aus Kanada und Irland. Europa dagegen mußte ſeinen Handel ſtocken und verfallen ſehen, und wenn es auch manche Dinge ſelbſt zu arbeiten lernte, die es ſonſt von England bezog, ſo gab dieſes doch keinen Erſatz für den Verluſt des Handels auf den Meeren.

Die Schlachten von Eylau und Friedland. 8 Febr. und 14. Juny 1807.

— Die Ueberbleibſel des preußiſchen Heeres unter Kalkreuth und Leſtocq, geläutert durch die harten Erfahrungen der letzten Monate, geſäubert durch die Feigen und Schwachen, die dahinten geblieben waren, ein kleiner aber kernhafter Heldhaufe, vereinigte ſich mit den Ruſſen, die jetzt auf den Kampfplatz traten. Nach einigen, wenig entſcheidenden, obgleich blutigen, Vorfällen in Polen, zog ſich der Krieg nach dem Königreiche Preußen, und hier kämpften die

Heere bei Eylau, in nicht großer Entfernung von Königsberg, am 7. und 8. Februar in bitterer Kälte, unter Schnee und Wintersturm, eine der blutigſten Schlachten. Zwei mal hundert tauſend Mann wütheten in heftiger Anſtrengung aller Kräfte gegen einander, während der Zorn der Natur die Zerſtörung noch furchtbarer machte. Der Kern der franzöſiſchen Garden wurde hier aufgeopfert, und der Sieg dennoch nicht errungen. Mit unerſchütterlicher Tapferkeit fochten die Ruſſen, und die Preußen unter Leſtocq, zur rechten Zeit auf dem heftig bedrohten Flügel eintreffend, warfen mit dem rühmlichſten Heldenmuthe die letzten franzöſiſchen Angriffe zurück. Beide Heere blieben auf dem Schlachtfelde, beide ſchrieben ſich den Sieg zu; in der That aber war der Vortheil mehr auf Seiten der Verbündeten, und ein neuer Angriff am dritten Tage, ſo glaubte man allgemein, würde die Franzoſen zum Rückzuge gezwungen haben. Aber der ruſſiſche Heerführer, General Benningſen, glaubte ſeinem ermüdeten Heere ſo übermenſchliche Anſtrengung nicht zumuthen zu dürfen, und zog ſich nach Königsberg zurück. Auch die Franzoſen wichen in ihre alte Stellung an der Paſſarge zurück, und es erfolgte nun eine Ruhe von beinahe vier Monaten, während welcher beide Heere ſich verſtärkten. Das arme preußiſche Land litt fürchterlich unter der Laſt von ſo viel hunderttauſend Kriegern.

Napoleon betrieb in dieſer Zeit ſehr eifrig die Belagerung der ſtarken Feſtung Danzig in ſeinem Rücken, des Schlüſſels der Oſtſee. In derſelben befehligte der General Kalkreuth, und vertheidigte ſie bis in den Mai; als aber jede Verbindung mit der See abgeſchnitten, und kein Entſatz zu hoffen war, übergab er ſie am 24. Mai unter ehrenvollen Bedingungen.

Nun erſt, da der entſcheidende Augenblick ſchon verſäumt war, griffen die Ruſſen und Preußen die Verſchanzungen des franzöſiſchen Heeres an der Paſſarge an. Sie fochten mit bewundernswerther Tapferkeit; allein durch die 30,000 Mann, die Danzig

belagert hatten, verſtärkt, und durch ihre ſtarken Schanzen beſchützt, hielten die Franzoſen die Angriffe aus, und griffen darauf ſelbſt an. In unaufhörlichen, blutigen Gefechten wurde vom 5. bis 12. Juni gekämpft, und an dieſem Tage erfolgte die entſcheidende Schlacht bei Friedland. Von früh Morgens bis um Mitternacht dauerte der grimmige Kampf. Bis nach Mittag war der Sieg auf Seiten der Ruſſen; ſie freuten ſich ſeiner und vergaßen die Wachſamkeit, die auch dem Sieger nöthig iſt. Da langten am Nachmittage die Heerhaufen von Ney und Victor und Napoleons Garden auf dem Schlachtfelde an und entſchieden den blutigen Tag; die Ruſſen wurden auf allen Seiten über den Alleſluß zurückgeworfen, und wendeten ſich nun gegen den Grenzfluß ihres Reiches, den Riemen. Am 19. Juni zog Napoleon in die Grenzſtadt Tilſit ein, nachdem ſein Heer ſchon am 16. Königsberg beſetzt hätte.

Der Friede zu Tilſit den 7. und 9. Juli 1807. — Eine Zuſammenkunft der beiden Kaiſer aus Oſten und aus Weſten auf dem großen Riemenfluſſe führte zu einem ſchnellen Frieden, entſchied über die Zerreißung des preußiſchen Staates, und beſtimmte den Gang der europäiſchen Geſchichte noch auf mehrere Jahre hinaus. Napoleon, ein Meiſter im frechen Mißbrauche des Wortes, wußte den Kaiſer Alexander zu überreden, daß ſein einziger Zweck der Friede des feſten Landes ſey, und daß er ſich auf demſelben nur ausdehne, um die Küſten gegen den Uebermuth der Engländer zu beſchützen, damit endlich die Freiheit der Meere errungen werde. Auch nahm er den Schein an, daß er mit Rußland eine feſte Freundſchaft wünſche, damit beide vereint das Glück der Völker von Europa feſtſtellen könnten, indem ohne ſie oder wider ihren Willen kein Streit ſich erheben dürfe.

Alſo wurde in dieſem Frieden von Rußland Cattaro, Raguſa und die ſieben Inſeln an Frankreich abgetreten, und zum Erſatz 400,000 Seelen vom

preußiſchen Polen angenommen. Friedrich Wilhelm aber, der von ſeinem Königreiche faſt nichts mehr ſein nennen konnte, mußte die härteſten Bedingungen eingehen. Er trat die Hälfte ſeines Reiches, mit 5 Millionen Menſchen ab. Zuerſt ſeine polniſchen Länder mit der Stadt Danzig; dieſe wurde für eine freie Stadt erklärt, das polniſche Land aber zu einem Großherzogthum Warſchau erhoben. Zum Großherzog erhielten die Polen den Herrſcher Sachſens; das ſächſiſche Haus hatte Polen ſchon früher beherrſcht. Friedrich Auguſt, der ſich drei Tage nach der Jenaer Schlacht für neutral erklärt, und bald mit Frankreich ein Bündniß geſchloſſen hatte, war indeß König geworden und dem rheiniſchen Bunde beigetreten.

Ferner verlor Preußen alle Länder zwiſchen der Elbe und dem Rheine. Aus dem größten Theile derſelben bildete Napoleon das neue Königreich Weſtphalen für ſeinen jüngſten Bruder Hieronymus. Er nahm dazu auch einen Theil des hannöverſchen Landes, das Herzogthum Braunſchweig, weil deſſen Herzog die preußiſchen Heere geführt hatte, und das Churfürſtenthum Heſſen. Gegen das heſſiſche Fürſtenhaus erging gleichfalls ſein Bann, daß es aufhören ſolle zu regieren, weil es ſich immer feindlich gegen Frankreich bewieſen und bei dem preußiſchen Kriege gleichfalls zweideutig da geſtanden habe. Und doch hatte Heſſen nur, mit Bewilligung Frankreichs, Neutralität gehalten. Dennoch wurde das Land plötzlich überfallen und der Churfürſt wie ein Flüchtling aus ſeinem Wohnſitze gejagt. In denſelben zog der neue König, ein ausländiſcher, über teutſche Völker vom alten Urſtamme der Sachſen und der Katten, mit einer Schaar franzöſiſcher Beamten, zum Hohne für ganz Teutſchland, triumphirend ein.

Der König Friedrich Wilhelm hatte nur ein kleines, aber treues und tüchtiges Volk übrig behalten. Auch die Freude wurde ihm zu Theil, daß drei ſeiner Feſtungen, Kolberg, Graudenz und Pillau, ſich

in keinen Vertrag mit dem Feinde eingelaſſen, und mehrere der ſchleſiſchen auf ehrenvolle Weiſe ſich vertheidigt hatten; zwei von ihnen, Koſel und Glaz, waren gleichfalls noch nicht in Feindes Hand. In Graudenz befehligte der Greis Courbiere, der, als die Franzoſen ihn zur Uebergabe aufforderten und ihm meldeten, der König ſey über den Riemen zurück, und habe ſein Königreich verloren, erwiederte: „So wolle er König in Graudenz ſeyn.“ Nach Kolberg aber hatte der König den Oberſten Gneiſenau geſendet, ſchon damals erkennend, daß er der Stadt in ihm einen ſtarken Pfeiler ſende, welcher nicht wanken werde. Und dazu hatte ſich in dieſer Gegend eine Freiſchaar tapferer Männer eingefunden, durch den Lieutenant Schill und andere geſammelt, und wurde ein Schrecken der Feinde weit umher. Dieſe Männer bewieſen, im kleinen Vorſpiele des künftigen Größeren, was der teutſche Mann einſt vermögen werde, wenn ihn der freie Geiſt mit voller Kraft treibe.

Nachdem die franzöſiſchen Heere das übrige preußiſche Land geräumt hatten, behielten ſie doch noch einen Theil der Feſtungen beſetzt. Es ſollte Preußen fortan keinen freien Entſchluß mehr faſſen können. Ueberdieß erlag das Land unter den unermeßlichen Brandſchatzungen, die es den Franzoſen noch bezahlen mußte, und an denen kein Nachlaß zu hoffen war. In ſo bedrängter Lage entwickelte das preußiſche Volk, an dem Beiſpiele ſeines Königs und ſeiner Königin ſich ſpiegelnd, die im Unglück die rechte Stärke und Innigkeit ihres teutſchen Gemüthes bewährten, eine ſo würdige Geſinnung, ſolche Ruhe und Beſonnenheit, ſo erfreuliche Rückkehr zu einer frommen Sinnesweiſe, und überall ſolche Erkenntniß des Nächſten und Nöthigen, daß in dem Anblicke dieſer Umwandlungen das Unglück von Jena von Vielen ein Segen für Preußen genannt iſt. An die Stelle der nach Außen gehenden Richtung, welche dem preußiſchen Staate früherhin den Vorwurf eines eigenſüchtigen Strebens zugezogen hatte, trat nun die Einkehr in das Innere, welche immer und unverlier-

baren Gewinn bringt; von nun an ſollten Eroberungen auf dem Gebiete des Geiſtes gemacht werden, und mit Freigebigkeit ſorgte der Staat, obwohl er nun arm war, für alles, was die Bildung förderte. In die Verwaltung des Staates wie in die Einrichtung des Kriegsweſens wurde mehr Einheit gebracht, und Alles naturgemäßer geordnet. Die Städte erhielten eine ſelbſtſtändigere Verfaſſung, damit die Theilnahme der Bürger an ihren Angelegenheiten und die Freudigkeit des alten ſtädtiſchen Lebens wiederum geweckt werde. Ein reges Leben und Treiben der Geiſter entfaltete ſich und wurde durch die Regierung gern befördert, viele der edelſten Männer verbanden ſich, gemeinſchaftlich zu wachen und zu arbeiten, daß ſich ein treuer, teutſcher, dem fremden Verderben widerſtrebender Sinn erhalte, damit, wenn einſt die Stunde der Erhebung, durch beſondere Gunſt des Schickſals, ſchlagen ſollte, das Volk bereit und gerüſtet erfunden würde.

---

68. Der Spanier Beiſpiel.

Napoleon indeſſen, nach Paris zurückkehrend, brachte als Zeichen ſeines Triumphes den Siegeswagen von einem der Thore Berlins und den Degen Friedrichs des Großen mit ſich, und zu einer Brücke von Auſterlitz kam nun auch noch eine Brücke von Jena in ſeiner Hauptſtadt. Zu ſolchem Glanze und ſolcher Feſtigkeit ſchien ſeine Herrſchaft durch dieſen neuen Frieden erhoben, daß ſie in den Augen der Menſchen wie unerſchütterlich daſtand, und daß, wer verkündigt hätte, es würden in nicht gar vielen Jahren die zertretenen Preußen mit gewaffneter Hand ihren Siegeswagen aus Paris ſelbſt zurückholen, wie ein wahnwitziger Thor verlacht ſeyn würde.

Wer Napoleons Sinnes- und Handelsweiſe nur irgend kannte, wußte im Voraus, daß er jetzt nicht etwa ruhen, ſondern gerade im Frieden auf neue Eroberungen ſinnen werde; und da er eben in zwei

ſchnellen Kriegen die Mächte in Oſten beſiegt und auf längere Zeit geſchwächt hatte, ſo mogte man daraus den Schluß ziehen, daß er ſich nun gegen den Weſten wenden werde. Aber ſo verrätheriſch, ſo ehr- und ſchaamlos hatte ihn bisher noch niemand gehalten, wie er ſich nun gegen Spanien bewies. Das ſpaniſche Königshaus war lange Frankreichs treuer Bundesgenoſſe geweſen, und hatte darüber in dem Kriege gegen England ſeine Inſeln und ſeine Seemacht verloren; zum Lohn für ſolche Treue ſollte es nun dazu den Thron verlieren. Schlau und hinterliſtig wußte Napoleon Streitigkeiten, die ſich in der königlichen Familie zwiſchen Vater und Sohn erhoben hatten, für ſich zu benutzen, und brachte den alten, ſchwachen König Karl IV. dahin, daß er im Anfange des Jahres 1808 ſeine Krone niederlegte und ihm ſelbſt übergab; den Sohn, Ferdinand VII. aber lockte er durch Liſt über die Grenze nach Bayonne, und zwang ihn gleichfalls zur Entſagung des Thrones. Es wurde ihm nur die Wahl zwiſchen Abdankung oder Tod gelaſſen, und der Jüngling wählte das Leben als Gefangener in Frankreich. Sein Volk aber war nicht ſo geduldig. Als Napoleon in der Freude über das gelungene Werk ſogleich ſeinen Bruder Joſeph zum Könige in Spanien ernannte, (das Königreich Neapel erhielt darauf der Großherzog von Berg, und dieſes Großherzogthum ſpäter der Kronprinz von Holland), da ergriffen die Spanier im gerechten Zorne die Waffen gegen den aufgedrungenen König. Vom Anfang ihrer Geſchichte an ſind ſie immer ein freiheitsliebendes, Ehre und Schande ſehr wohl unterſcheidendes, für König, Vaterland und Religion ſchwärmeriſch entbranntes, Volk geweſen, und ſo haben ſie ſich auch in unſern Tagen bewieſen. Seit langer Zeit ungeübt in den Künſten der neueren Kriegsweiſe, ſind ſie zwar vielfältig von den franzöſiſchen Heeren in offenen Schlachten zerſprengt worden, aber beſiegt haben ſie ſich dennoch nicht gegeben. Die Vortheile ihres Landes, Gebirge und wüſte Gegenden, Städte und Mauern wohl benutzend, haben ſie in einzelnen Gefechten eine uner-

meßliche Menge von Feinden von ihrem Boden vertilgt, der ſpaniſche Krieg hat Hunderttauſenden von Franzoſen das Leben gekoſtet, und viele Teutſche, die Napoleon dahingetrieben, fanden dort gleichfalls ihr Grab. Die Spanier aber erhielten durch England eine ſehr treffliche Unterſtützung an Waffen und Kriegern, und eine noch wichtigere durch den großen Feldherrn Wellington. Er hat durch ſeine ruhige, beſonnene Kunſt mit geringen Mitteln die pyrenäiſche Halbinſel lange vertheidigt, dann Schritt vor Schritt wieder erobert, bis die großen Entſcheidungen in Rußland und Teutſchland ihn über die Gebirge nach Frankreich ſelbſt riefen.

69. Der Krieg Oeſtreichs von 1809.

Wie Preußen im Jahre 1806 der Stimme der Ehre und dem Alles andere überwiegenden Gefühle gefolgt war, daß gegen die Schmach des franzöſiſchen Uebermuths keine Anſtrengung zu groß, kein Opfer zu ſchwer, kein Unglück zu ſchmerzlich ſey, ſo erhob ſich auch Oeſtreich durch den gleichen Antrieb im Jahr 1809 zum neuen Kriege gegen Frankreich. Es war ihm ſelbſt unmittelbar keine Kränkung widerfahren; aber rund umher geſchah das Schändliche und das Verderbliche. Das alte Reich der Teutſchen war verſchwunden; im Herzen Teutſchlands ein neuer Thron für einen Fremdling errichtet; das übrige Teutſchland immer enger mit dem Erbfeinde verbunden; endlich gar das alte ſpaniſche Königshaus, wie wenn von nun an kein Recht mehr zwiſchen den Völkern herrſchen ſollte, ohne allen Grund vom Throne geſtoßen. Was konnte jetzt noch als ſicher und durch Alter und Geſchichte begründet angeſehen werden? Dazu hatte Napoleon, im Sommer 1808, ehe er ſelbſt nach Spanien gieng, eine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Alexander zu Erfurt gehalten und ſein Bündniß mit dieſem noch feſter geknüpft. Es ſchien, als wollten Frankreich und Ruß-

land ſich ſchon einzig als die Schiedsrichter Europa's anſehen, und Oeſtreich, welches Jahrhunderte lang Europa's Mittelpunkt geweſen war, für nichts achten. Das konnte nicht ruhig geduldet werden; über ein gewiſſes Maaß hinaus iſt die Geduld eine Schande. Oeſtreichs Entſchluß zum Krieg war ein ſehr ehrenwerther, ein durchaus reiner und uneigennütziger; denn es trat allein, nur den eigenen Kräften vertrauend, auf den Kampfplatz.

Uebrigens fühlte Oeſtreich ſchon dieſesmal ſehr wohl, daß nicht mehr das ſtehende Heer Rettung bringen könne; es wollte einen Krieg im großen Sinne, einen Volkskrieg; es rief Freiwillige auf, errichtete Landwehren, redete ſehr herzliche, begeiſternde Worte zu ſeinem Volke und zu allen Teutſchen; es ſtellte die edlen Prinzen ſeines Hauſes ſelbſt an die Spitze der Heere, und ſtrengte alle Kräfte ſeiner reichen und ſchönen Länder in ſolchem Maaße an, wie ſeine Geſchichte noch niemals ein Beiſpiel geſehen hatte. Wenn Rettung und Befreiung durch ein einzelnes Volk kommen konnte, ſo mußte ſie jetzt kommen.

Aber wie 1806, ſo war auch 1809 Europa für die Befreiung noch nicht reif. Das Feuer der Läuterung ſollte erſt noch Alle, tief und ſchmerzlich, durchdringen; die gemeinſame Noth ſollte noch unendlich größer werden, damit ſie alle der Eigenſucht entſagten, und damit die Weltgeſchichte das große, ſeltene Schauſpiel eines heiligen Krieges darſtellte, wie alle Völker aus Oſt und Weſt und Nord und Süd, für Freiheit, Ehre und Tugend vereinigt, wie ein einiger Mann, ſich erhoben.

Kein teutſches Gemüth, dem das Vaterland über Alles theuer iſt, wird je vergeſſen können, wie es bei dieſem Kriege von 1809 gehofft, gerungen, gezittert und endlich unmuthig gezürnt hat, als der verhaßte Feind mit einem Heer daherzog, in welchem die Krieger des rheiniſchen Bundes den Kern bildeten, wie er mit den tapfern Armen dieſer Teutſchen das öſtreichſche Heer, welches bis in Baiern vorgedrungen war, durch mehrtäge, blutige Treffen zum

Rückzuge zwang, und nun in ſeinem Stolze verkündigte, daß er, ehe ein Monat vergehe, in Wien ſeyn werde. Das waren ſehr traurige Tage. Bei **Pfaffenhofen, Tann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg**, vom 19 bis zum 23. April wurde damals geſtritten, tapfer und rühmlich, aber unglücklich für Oeſtreich, weil das Heer eine viel zu ausgedehnte Stellung genommen hatte, und Napoleon, wie immer, die ganze, furchtbare Kraft ſeines Stoßes nur auf Einen Punkt richtete. Da konnte er dann mit dem Kern ſeiner Krieger, vorzüglich mit den Reutern, von denen er die beſten bei ſich hatte, bald hier, bald dort erſcheinen, plötzlich einen neuen Anfall machen, und mit denſelben Haufen den einen Theil der Oeſtreichſchen Ordnung nach dem andern niederwerfen. In der That bewies er ſich hier in allem Glanze ſeiner grauenvollen Feldherrngröße. Wo nur die Gefahr groß war, da ſah man ihn, und ſeine Gegenwart entſchied; weder der Tag noch die Nacht ſahen ihn ruhen, und wohl ſelten in allen Jahrhunderten mag von einem einzelnen Menſchen ein ſolches Maaß der Anſtrengung und der That in den Raum weniger Tage und Nächte zuſammengedrängt ſeyn. — Für die öſtreichſche Landwehr, die den Krieg noch nicht kannte, waren die Schaaren der gepanzerten Reuter die furchtbarſten Gegner. Wie ein Sturmwind, der die Erde eroeben macht, brauſten die ſchrecklichen Reihen, dichtgeſchloſſen, mit Erz umhüllt, gegen Kugeln und Stiche geſchützt, — ſo erſchien es den noch unkundigen Kriegern — gegen ſie daher, und die, alle Sinne betäubende, Auge und Ohr ſchon vor dem Zuſammentreffen beſiegende Gewalt, warf ihre Reihen zu Boden, und zerſprengte Haufen von Tauſenden, bei dem erſten Angriffe. Aber bald zeigten die kräftigen Männer, daß nur die Neuheit dieſer Dinge im erſten Augenblicke überwältigt habe.

Die Schlacht bei Groß-Aspern, und Eßling, den 21. und 22. Mai. — Der Erzherzog **Karl** zog mit ſeinem, noch immer ſtarken

Heere, nach den blutigen Tagen des April, an dem linken Ufer der Donau durch Böhmen hinab, Napoleon aber an der rechten Seite gegen Wien. Einige Tage vertheidigte es der Erzherzog Maximilian, und Napoleon belegte dafür ihn und das ganze Kaiserhaus, wie früher das preußiſche, mit den ſchimpflichſten Schmähungen; aber eine ſo große, faſt unbefeſtigte Stadt konnte einer Belagerung nicht ausgeſetzt werden. Am 12. Mai zog der Feind ein. Darauf ging das franzöſiſche Heer über die Donau gegen den Erzherzog Karl, um dem öſtreichſchen Staate den letzten Stoß zu verſetzen. Am 21 und 22. Mai wurde in den weiten Ebenen von Großaspern und Eßlingen, nahe an der Stelle, wo einſt Rudolf von Habsburg den böhmiſchen König Ottokar beſiegte, in blutiger Schlacht gekämpft. Napoleon rechnete wiederum auf den Schrecken ſeiner eiſernen Reuterſchaaren, und ließ durch ſie an mehreren Stellen die heftigſten Stürme wagen, um die öſtreichſche Schlachtreihe zu trennen, einen Flügel von dem andern abzureißen, die einzelnen Haufen zu überwältigen. Aber er traf ſeine Gegner anders, als bei Regensburg, und mußte erkennen, daß ein neuer ſchneller und ſchaffender Geiſt in dem öſtreichſchen Heere walte. Der Held Karl hatte in dem kurzen Zwiſchenraume, nach den Erfahrungen des April, ſeine Krieger vor allen Dingen in dem Schließen feſter Vierecke ſich üben laſſen, an welchen, wie an einer Mauer, die Anfälle der Reuter zurückprallen mußten; und weil das Gemüth und der freie Sinn der Einzelnen den Führern willig entgegen kam, ſo war das Kunſtſtück trefflich gelungen. Die Reuter griffen manche der Vierecke von allen Seiten im Sturme an; aber mit ruhiger Faſſung ließ das Fußvolk ſie bis dicht an ſeine geſchloſſenen Reihen herankommen, und empfing ſie alsdann mit ſo wirkſamem Gewehrfeuer, daß ganze Reihen niederſtürzten, und auch die Unverwundeten, im Stoße des Sturmes, über die Gefallenen hinſtürzten. Dann konnten die eigenen Reuter, welche zur Hülfe herbeikamen, und das Fußvolk

ſelbſt, die Ueberbleibſel der feindlichen Geſchwader leicht überwältigen oder zur eiligen Flucht zwingen.

Durch dieſe Standhaftigkeit des öſtreichſchen Fußvolks und die eben ſo rühmliche Tapferkeit der Reuterſchaaren unter Johann von Lichtenſtein, und endlich durch die treffliche Anführung des Heerführers **Karl**, der allenthalben voraneilte, wohin die Gefahr ihn rief, wurden am 21. Mai alle Verſuche der Franzoſen, irgendwo durchzubrechen, vereitelt. Das Dorf **Aspern**, welches ſie zu einem Mittelpunkte ihrer Schlachtordnung gemacht hatten, wurde ihnen ſogar entriſſen. Und dazu ließ der Erzherzog, jeden Vortheil klug benutzend, um die Kraft des reißenden, eben ſehr angeſchwollenen Donauſtromes als einen Mitkämpfer gegen die Fremdlinge zu gebrauchen, Schiffe und andere ſchwere Laſten den Strom hinab gegen die Schiffbrücke Napoleons treiben. Und ſiehe, es gelang; die Brücke riß von einander, und der Angreifer ſtand nun am linken Ufer, von Wien und ſeinen übrigen Haufen getrennt, und mußte die neue Schlacht am folgenden Tage den 22., annehmen. Alle Anſtrengung, alle ſeine Kunſt war dießmal vergebens; ſeine Reuter, ſein Fußvolk und ſein Geſchütz konnten gegen die öſtreichſche Tapferkeit nicht beſtehen; die Schlacht ging unglücklich, und wäre es nicht dem Marſchall **Maſſena** gelungen, das Städtchen **Eßling**, deſſen Mauern ihm als eine Feſtung dienten, zu behaupten, und dadurch den Rückzug zu decken, ſo wäre wohl das ganze Heer verloren geweſen. Ja, es war dennoch verloren, — ſo haben nachher viele behauptet, — wenn die Sieger ſogleich auf friſcher That, ihren Sieg verfolgten und die Inſel **Lobau** angriffen, auf welche ſich Napoleon gerettet hatte, und in großer Verlegenheit wartete, bis die Brücke über den andern Donau-Arm wieder hergeſtellt ſey. — Man ließ ihm die Zeit dazu, und er zog nach Wien zurück. Aber das Schlachtfeld war mit ſeinen Todten bedeckt, und allein 3000 Küraſſier Panzer laſen die Oeſtreicher von demſelben auf.

Neue Hoffnungen waren durch dieſe Schlacht in Vieler Herzen aufgegangen. Einzelne Zeichen des

erwachenden Zornes in dem geſammten teutſchen Volke hatten ſich auch an andern Orten gezeigt. In Preußen erhob ſich wieder der freigeſinnte Schill, und fing mit ſeinen Huſaren und einer Anzahl freiwilliger Jünglinge und Männer, die ein brennender, ungeduldiger Eifer ihm zuführte, den Krieg gegen die Feinde des teutſchen Namens auf ſeine eigene Hand an. Und Dörnberg, mit mehreren andern Männern in Heſſen, faßte den Plan, den eingedrungenen König in Kaſſel von ſeinem angemaßten Throne zu vertreiben, und das Werk der Befreiung zu beginnen. Wie Ernſt von Mansfeld, Chriſtian von Braunſchweig, Bernhard von Weimar, und andere Führer im dreißigjährigen Kriege, nach alter teutſcher Weiſe ein Gefolge um ſich ſammelnd, den Kampf für diejenige Parthei führten, welcher ſie ſelbſt zugethan waren, ſo lebte auch in den obigen Männern das Gefühl einer ähnlichen Kraft, und dazu ein glühender Eifer für das Vaterland. Und auch ihre Zeit war, wie die des dreißigjährigen Krieges, eine außerordentliche, das Ungewöhnlichſte hervorbringende, da die öffentliche Meinung eine hinreißende Gewalt zu erlangen anfing. Dennoch zeigte ſich der große Unterſchied zwiſchen dieſer und der früheren, noch nahe an die Tage des Fauſtrechts gränzenden Zeit, daß die jetzige durch die Jahrhunderte, da der Landfrieden und die Geſetze ruhig geherrſcht, ſolcher Selbſthülfe ungünſtig geworden war. Der Gehorſam gegen das Geſetz und die beſtehende bürgerliche Ordnung überwog jede andere Regung in der Menge, und das Unternehmen jener Männer mußte ſcheitern. Schill fand ſeinen Tod in Stralſund, wohin er ſich vor drei verfolgenden Haufen zurückgezogen hatte, und Dörnberg mit ſeinen Freunden mußte über das Meer nach Englands Küſten hinüberfliehen. An den gefangenen Gefährten Schills nahm die franzöſiſche Wuth eine bittere Rache; viele wurden hingerichtet, andere wie Verbrecher auf die Galeeren geſchleppt. Furcht und Todesangſt ſollten von jeder Regung der Freiheit in einer teutſchen Bruſt zurückſchrecken; und damit auch das Wort verſtummte, hatte Napoleon

im Anfange des Krieges einen unſchuldigen teutſchen Mann, den Buchhändler Palm von Erlangen, weil er eine Schrift von der Erniedrigung Teutſchlands verbreitet hatte und den Verfaſſer nicht nennen wollte, erſchießen laſſen. Dieſe Frevelthat hat die Gemüther in Teutſchland faſt mehr empört als alles andere, was früher und ſpäter Arges durch ihn geſchah, und das Schreien des unſchuldig vergoſſenen Blutes iſt nicht ohne Vergeltung geblieben.

Wichtiger, als die obigen Vorfälle im nördlichen Teutſchland war der Aufſtand der treuen Tyroler unter Andreas Hofer, Straub und Speckbacher. Dieſe kernhaften Männer des Gebirges hatten die Franzoſen und Baiern nun ſchon zweimal mit großem Verluſte aus ihrem Lande herausgeſchlagen, durch dieſelbe Kriegskunſt ſtarker und kühner Gebirgsvölker, wodurch einſt die Schweizer das ſtolze Ritterheer der Herren von Oeſtreich gedemüthigt hatten. Ganz Teutſchland ſah mit Erhebung zu jenen Bergen hinauf, ſich freuend, daß die Freiheit noch Eine Heimath unter teutſchredenden Männern gefunden habe, und hoffend, der Sieg werde durch ſolche Standhaftigkeit doch endlich errungen werden. Noch von einer andern Seite eröffnete ſich eine Hoffnung. Die Engländer landeten mit einer ſtarken Flotte an den Küſten der Niederlande und nahmen die Inſel Walchern ein. Es ſchien als wenn Frankreich hier eine ſehr ſchmerzliche Wunde empfangen würde. — Aber noch einmal ſollten alle dieſe Hoffnungen getäuſcht werden.

Die Schlacht bei Wagram den 5. und 6. Juli, und Friede zu Wien den 14 Oktober. — Napoleon hatte ſich nach der Schlacht von Aspern durch Baiern, Würtemberger, Sachſen, Italiener und Illyrier wieder ſo anſehnlich verſtärkt, daß er von Neuem über die Donau gehen, und den Erzherzog Karl mit Uebermacht angreifen konnte. Er ſetzte in einer ſchwarzen Gewitternacht, unter dem Krachen des Donners, über den Strom, und lieferte am 5. und 6. Juli die große entſcheidende Schlacht

bei Wagram. Von den Thürmen Wiens konnte man einen Theil des großen Schlachtfeldes, da wo der rechte öſtreichſche Flügel focht, überſehen; und mit unendlichem Jubel ſahen die Zuſchauenden, wie dieſer Flügel tapfer vordrang, alles über den Haufen warf, und viel Raum den Feinden abgewann. Er hatte ſogar mehrere Fahnen und Kanonen erobert. Dennoch wurde ihre herrliche Hoffnung betrogen, der linke Flügel des öſtreichſchen Heeres war umgangen, die Hülfe von Ungarn her nicht zu rechter Zeit eingetroffen, und ſo viel war auf jener Seite verloren worden, daß der Feldherr ſich zum Rückzuge entſchließen mußte. Schon 6 Tage nach der Schlacht wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen und von nun an am Frieden unterhandelt.

Das war eine harte Botſchaft für die Tyroler. Noch einmal ſtrengten ſie in ihrer Verzweiflung alle Kräfte an, und ſchlugen im Auguſt den franzöſiſchen Marſchall Lefebre aus ihren Bergen, ob vielleicht Oeſtreich durch ſolche Ausdauer ermuntert, den Krieg wieder erneuerte. Allein die Unfälle des eigenen Landes ſchienen dem Kaiſer Franz zu hart und verderblich; dazu war auch die Unternehmung der Engländer gegen Holland gänzlich mißlungen; es blieb bei den Unterhandlungen, und der Friede wurde geſchloſſen. Während dieſer Zeit konnten die Franzoſen alle Kräfte gegen das kleine Tyroler Land wenden, und daſſelbe gleich einer Feſtung von allen Seiten einſchließen und beſtürmen. Ein Paß und ein Berg nach dem andern wurden eingenommen, die Männer getödtet oder entwaffnet, der treue und fromme Hofer am Ende gefangen, über die Alpen nach Italien geſchleppt, und in der Feſtung Mantua als ein Miſſethäter erſchoſſen. Mit unverbundenem Geſichte, die Augen der aufgehenden Sonne zugewendet, und das Kreuz des Erlöſers an ſeine Lippen drückend, fiel er von den Kugeln der franzöſiſchen Soldaten.

Doch Einer der Freiheitshelden, Friedrich Wilhelm von Braunſchweig, aus dem alten Geſchlechte der Welfen, rettete ſich durch einen ritterlich

kühnen, herrlichen Zug aus den Ländern weg, wo die verhaßten Feinde die Oberhand hatten. Von den Grenzen Böhmens aus wagte er es, nur mit 1200 kühnen Männern, ſeiner ſchwarzen Schaar, einen Weg von 70 Meilen, mitten durch feindliche Haufen hindurch, über Leipzig, Halle, Halberſtadt, ſein eigenes Erbe Braunſchweig, aus welchem ihn der Räuber vertrieben, über Hannover, bis an den Ausfluß der Weſer nach Elsfleth ſich durchzuſchlagen, und glücklich nach England hinüberzuſchiffen. Da empfing man den welfiſchen Helden mit freudigem Erſtaunen.

Oeſtreich aber verlor durch den Wiener Frieden Salzburg und mehrere benachbarte Striche Landes an Baiern; den größten Theil ſeiner polniſchen Beſitzungen an das Großherzogthum Warſchau und an Rußland, und dann die Ueberbleibſel ſeiner italieniſchen Länder, nebſt Illyrien, ſo daß es nun gar nicht mehr an das Meer ſtieß, und auf der andern Seite alle Vormauern mit ſeinen Bergen dahin geben mußte. Dieſes war noch ſchlimmer, als daß es wiederum 2000 Quadratmeilen und über drei Millionen Menſchen verlor.

---

70. Napoleon auf dem Gipfel ſeiner Macht.

1810 — 1812.

Durch den Wiener Frieden war der Kaiſer Napoleon ſo hoch geſtiegen, daß nun alle Hoffnung verloren ſchien, ſeine Macht könne je wieder gebrochen werden. Sie noch mehr zu befeſtigen, und in den Augen der Welt auch durch die Verbindung mit dem ehrwürdigſten Fürſtenhauſe gleichſam zu adeln, warb er um die Kaiſerstochter in Wien, die Erzherzogin Marie Louiſe, — ſeine bisherige Gemahlin Joſephine mußte in eine Trennung willigen. Der Kaiſer Franz brachte das unermeßliche Opfer, und gab ihm die Tochter. „Für die Monarchie, für das heiligſte Intereſſe der Menſchheit, als Schutzwehr

gegen unabſehlige Uebel, als Unterpfand einer beſſeren Ordnung der Dinge," — ſo heißt es in einer ſpätern Erklärung Oeſtreichs, — gaben Sr. Majeſtät, was Ihrem Herzen das Theuerſte war, hin, und knüpften ein Band, welches den ſchwächeren und leidenden Theil, nach den Drangſalen eines ungleichen Kampfes, durch das Gefühl einiger Sicherheit aufrichten, den ſtärkeren und ſiegreichen für Mäßigung und Gerechtigkeit ſtimmen, und ſo ein Gleichgewicht herſtellen ſollte, ohne welches die Gemeinſchaft der Staaten nur eine Gemeinſchaft des Elendes ſeyn kann. Der Kaiſer Napoleon hatte zu dieſer Zeit den Punkt in ſeiner Laufbahn erreicht, wo Befeſtigung des Erworbenen wünſchenswerther wird, als raſtloſes Beſtreben nach neuem Beſitz. Das Gebäude ſeiner Größe erhielt durch die Verbindung mit dem älteſten Kaiſerhauſe der Chriſtenheit, in den Augen der franzöſiſchen Nation und der Welt, einen ſolchen Zuwachs an Feſtigkeit, daß unruhige Vergrößerungsplane es forthin nur entkräften und erſchüttern konnten. Nach vieljähriger, vergeblicher Anſtrengung und unermeßlichen Aufopferungen, gab es Beweggründe genug zu dem Verſuch, durch Vertrauen und Hingebung Gutes zu wirken, wo Ströme von Blut bisher nur Verderben auf Verderben gehäuft hatten."

Wie ſah ſich jedoch der edelgeſinnte Kaiſer Franz in dieſem ſchönen, menſchlichen Vertrauen betrogen! Noch in demſelben Jahre, da die neue Verbindung geſtiftet war, — (am 2. April 1810 war die Trauung mit der Erzherzogin Marie Louiſe), wurde der Vizekönig von Italien zum künftigen Nachfolger des Fürſten Primas, nun Großherzogs von Frankfurt ernannt; wurde Holland, nachdem der König Ludwig die Krone niedergelegt hatte, weil er nicht das Werkzeug in ſeines Bruders Hand zum Verderben ſeines Volkes ſeyn wollte, ganz mit Frankreich vereinigt, — „weil Holland nichts ſey, als eine Anſchwemmung des Rheins, der Maas und der Schelde, der großen Pulsadern des franzöſiſchen Reiches." Und endlich, zum Beweiſe, daß er nun Alles könne, wonach ihn gelüſte, und daß er gar keine Rückſicht

mehr nehme, beſchloß Napoleon plötzlich, das ganze nordweſtliche Teutſchland, was am Ausfluſſe der Weſer, der Ems und der Elbe liegt, mit den alten freien Handelsſtädten, Bremen, Hamburg und Lübeck, auch mit Frankreich zu vereinigen. „Der Schleichhandel, der an dieſen Küſten und von dieſen Städten mit England getrieben werde,“ mußte der Vorwand dazu ſeyn. So war Teutſchland ſeiner Küſten und ſeines Seehandels beraubt, und der Strom, der noch immer das eigentliche franzöſiſche Reich von Teutſchland geſondert hatte, war durch eine ſo willkührliche, bloß von der Laune gezeichnete, Länder und Flüſſe quer durchſchneidende Linie überſchritten, daß man offenbar ſah, es ſey dieſes nur die Einleitung zu noch größeren Gewaltſchritten, und ein Stück Teutſchlands nach dem andern werde in den Abgrund hinabgezogen werden.

Was jedoch der neu errichteten, längſt alle Schranken der Mäßigung überſchreitenden, Macht einzig auch über das Leben des Stifters hinaus eine feſte Dauer hätte gewähren können, die Befeſtigung derſelben im Glauben und im innigſten Gemüthe der Völker, das hatte Napoleon nie verſtanden; jetzt that er, was ſolchem Eindruck am ſchroffſten entgegen war. Schon von Wien aus im Jahre 1809 hatte er den Papſt, den allgemeinen Vater der katholiſchen Welt, der in dem Glauben der Völker als unverletzlich daſtand, ſeiner alten Hauptſtadt beraubt, ihn ſelbſt gleich einem Verbrecher gefangen wegſchleppen laſſen, und nun vereinigte er auch Rom mit ſeinem großen Reiche, und verordnete, daß ſein und aller künftigen Kaiſer erſtgeborner Sohn den Namen eines Königs von Rom führen ſolle. Für ſolche Thaten wurde ihm in dem Herzen von Millionen geflucht; aber den eiſernen Mann kümmerte weder der Fluch noch der Segen. Sein Reich ſchien ihm durch 500,000 ergebene Krieger, und ein Heer heimlich laurender Horcher feſt genug begründet, und ſo urtheilte mit ihm die Welt, welche das Aeußere anſieht.

71. Die Befreiungskriege von 1812, 1813 und 1814.

Wenn einſt nach Jahrhunderten, die Begebenheiten unſerer Tage in ein großes Bild zuſammengedrängt, den Nachkommen wie in dem wundervollen Glanze einer Dichtung vor Augen ſtehen werden, wie uns die Zeiten Hermanns, des großen Karls oder der Kreuzzüge; wenn das menſchlich Gebrechliche durch die Hand der Zeit verwiſcht ſeyn, und nur der feurige Geiſt, der Alles durchdrungen, aus den Zügen des Bildes hervorleuchten wird; dann wird über das, was vor unſern Augen ſich zugetragen, in andern Weiſen geredet werden, als wir es jetzt vermögen. Wir haben mit geſtrebt, gelitten und gekämpft, wir haben uns ein Ziel aufgeſtellt, welches errungen werden, und ſich ſchnell von unſerer ausgeſtreckten Hand im raſcheſten Laufe erreichen ſollte. Weil wir es nicht erreicht, weil viel innere Kämpfe die äußeren erſt vollenden, und die Mängel des Einzelnen, welche uns allenthalben in den Weg treten, ausgleichen müſſen; ſo wird unſer Gemüth niedergeſchlagen, unſer Blick ſehr trübe, und wir möchten unſer müdes Haupt niederlegen und den Kampf aufgeben. Wenn aber auch dieſe ſchwerere, innere Arbeit, mit dem Beiſtande von oben, vollendet ſeyn, und hell in des Tages Lichte daſtehen wird, was ſich jetzt durch die ungewiſſe Dämmerung mühſam hindurchwindet, dann wird man des Schwachen und Hemmenden nicht mehr gedenken, und nur die große göttliche Hülfe ſehen, die uns zu Theil geworden, und das freudige Jauchzen der Völker hören, mit welchem ſie aufgenommen wurde. Die tauſend Opfer der Einzelnen aber, die unnennbare Treue der Völker, die Todesverachtung der Männer, die unerſchöpfliche Güte der Frauen, und was Gottesfurcht, Treue, Wahrhaftigkeit und Großmuth, was Liebe und gerechter Zorn, unſichtbar zuſammenwirkend, vollbracht haben, es wird unſerm armen, zerriſſenen Zeitalter als hochſinnige, außerordentliche That angerechnet werden. Auch das, was die Natur

mit ihren gewaltigen Kräften uns zum Heile gethan hat, was wir mit den Sinnen unſeres Leibes empfunden haben, wie wir das Alltägliche empfinden, es wird eine Seele empfangen im Munde der Nachwelt, und im Feuer wie in den Winden, in den Waſſern und in dem ſtarren Eiſe werden die Engel erſcheinen, die mit ſchneidendem Schwerdte den Uebermuth, den frechen Hohn, und den gotteslåſterlichen Frevel von der Erde vertilgten.

Alsdann wird man von einer unerklärlichen Zeit der Verblendung und des geiſtigen Schlummers in Europa reden, da die Menge Hoher und Niederer mit offenen Augen den Abgrund nicht ſahen, zu welchem eine eiſerne Gewalt ſie näher und immer näher hinzuriß. Dieſer Abgrund war von einem gewaltigen Treiber des Menſchengeſchlechts gegraben, welcher mit einem Trotze, wie die Könige der Heiden, von denen die Propheten reden, durch Schwerdt, Feuer, Hunger und Peſt Millionen der Menſchen verdorben, und andere Millionen durch ſtete, verzehrende Angſt um die ganze Freudigkeit ihres Lebens gebracht hat; welcher Thronen umſtürzte und Thronen aufrichtete, Scepter, durch Jahrhunderte geheiligt, zerbrach, und andre, zu ſeiner Ergötzung aus friſchem Holze ſchnitzen ließ. Ein ſo ſtolzer und vermeſſener Geiſt, daß er wähnte, dieſes Alles vollbringe er durch ſeine eigene Kraft und für den Glanz ſeines eigenen Namens, und ſein Wille ſey das Geſetz des Schickſals, ſein Wort eine ſichere Verkündigung deſſen, was geſchehen ſolle. Aber die Ruthe wurde zerbrochen und weggeworfen, nachdem die Gerichte vollendet waren. Er, der ſo lange unbeſiegbar geweſen, als die Welt mit ſeinen eigenen Waffen ihn bekämpfen wollte, wurde niedergeworfen, ſobald der Geiſt gegen ihn aufſtand

Darum werden die Namen derjenigen künftig nicht vergeſſen werden, welche in der Zeit der allgemeinen Verblendung das Licht ihrer Augen rein bewahrt, und ihre Stimmen erhoben haben zur Warnung, zur Lehre, zur Strafe und zur Ermunterung. Es wird dem teutſchen Vaterlande zum hohen Lobe

angerechnet werden, daß in dem Rathe ſeiner Fürſten, in dem Rathe des Krieges, in den Hörſälen großer und kleiner Lehranſtalten, daß endlich in vielen trefflichen und kühnen Schriften noch immer ſich Stimmen erhoben für die Freiheit des Geiſtes, für die Bewahrung der teutſchen Sprache und Sitten, der alten Treue und Ehrbarkeit; Stimmen, die darum ſo tief eindrangen, weil ſie aus der innerſten Tiefe des Gemüthes mit unwiderſtehlicher Kraft der Liebe und Wahrheit hervorkamen. Die dankbare Nachwelt wird die teutſche Wiſſenſchaft und die Welt der in der Rede und Schrift Kundigen zunächſt als die Bewahrer der Idee in einer, dem leiblichen Streben ganz heimgefallenen Zeit, anerkennen; ſie wird ſehen, daß in dieſem Kreiſe ſich ein heiliges Feuer erhielt, von welchem ſelbſt der Vorkämpfer des Böſen, wie von einer geheimnißvollen Macht, mit innerm Grauen redete; ein Feuer, welches, weil es zugleich Bewußtſein und Licht war, nachher dazu dienen mußte, dem Gemüthe des aufgeregten Volkes die Beſonnenheit hinzuzufügen, ohne welche die entbundenen Kräfte ſich vergeblich verzehrt haben würden. Dann freilich wird die Zukunft die Innigkeit, Kraft, Wärme und Frömmigkeit des Volkes ſelbſt, die unerwartet und glänzend hervortraten, als der Glaube an das Volk faſt erloſchen war, noch höher preiſen, weil die ſich hingebende Liebe und Treue, die nicht nach dem Grunde fragt, noch rührender iſt, als die Standhaftigkeit deſſen, welcher ein drohendes Uebel mit klaren Augen vor ſich ſieht. Gewiß aber iſt, daß Fürſten und Völker, Hohe und Niedere, die Gelehrten und die Ungelehrten, die Krieger und die Frauen, Alle ihr Lob davon tragen werden, weil die ruhige Nachwelt den beſſeren Willen in Allen anerkennen wird.

Und wenn alsdann die Zunge des Dichters oder des Redners den Sturz des Unerſättlichen nennen ſoll, ſo wird ſie erzählen, wie, als er nun nahe an ſeinem Ziele zu ſein glaubte, als er das letzte Bollwerk, an dem äußerſten Ende Europa's, niederzuwerfen, und den Schrecken ſeiner Waffen nach einem

andern Welttheile zu tragen gedachte, wie da über furchtbaren Gräueln eine große Opferflamme zum Himmel emporloderte, und den Verderber ſelbſt dem Untergange weihete. In dieſem Opferbrande zehrte ſich das Lebensfeuer eines, in dem wilden Getriebe der Leidenſchaften aufgewachſenen Geſchlechts, welchem die Scheu vor dem Heiligen eine Thorheit war, mit auf, und in erſtarrender Eiſeskälte verging es von der Erde. — Die Völker aber erkannten das Zeichen, und rüſteten ſich mit den Waffen ihres gerechten Zornes, und den unbezwinglicheren des Vertrauens auf den Gott der Gerechtigkeit. Und obwohl der Gefürchtete, neue Schaaren des Volkes, welches ihm ergeben war, in den Kampf trieb, ſo mußte er dennoch erliegen. Die Geſchichte wird künftig in hohen Ehren von den Feldern reden, wo in alter Zeit eines hochwürdigen teutſchen Königs Schwerdt die wilden Ungarn aus ſeinen Grenzen zurückſchreckte; wo ein, für ſeinen Glauben tapfer kämpfender, Held aus Norden ſeine große Seele aushauchte; wo ſchon einmal die franzöſiſchen Schaaren vor einer kleinen Zahl teutſcher Krieger ſchimpflich flohen, aber in der Zeit der Erniedrigung, da unſere Sinne verwirrt waren, wiederkehrten, und eine bittere, ſchmerzliche Vergeltung übten; die Felder, welche nun auserſehen waren, zuerſt die heldenmüthige Auſtrengung, und nach wenigen Monden das Glück und den Sieg der teutſchen Waffen zu ſehen. — Und drei Herrſcher wird die Nachwelt preiſen, durch Edelmuth und hohen, frommen Sinn verbunden, in ſchweren Stunden treu zuſammenhaltend, deren Beiſpiel das Seltenſte möglich machte, daß ganz verſchiedene, ſonſt oftmals feindliche Völker ohne Eiferſucht zuſammen ſtanden und kämpften; Herrſcher, welche der von Gott geſchenkte Sieg nicht ſtolz erhob, ſondern in Demuth und Gebeth auf ihre Kniee niederwarf. — Von Feldherrn wird ſie reden, die theils durch kühnen, vordringenden Muth, theils durch die ruhige, menſchlich milde Beſonnenheit, welche die verſchiedenartigſten Theile eines Heeres zu vereinigen weiß; überall aber durch Tapferkeit und Heldenſinn,

durch die Ruhe des Rathes und die Kraft der That, voranleuchteten; welche Großes ausrichteten, nicht dadurch, daß ſie Furcht und Gehorſam oder die wilde Raubſucht zu Triebfedern der Thaten machten, ſondern indem ſie ſich ſelbſt den übrigen gleich ſtellten, und es als ihre eigene Ehre achteten, daß dieſelben Antriebe der Vaterlandsliebe, der Tugend und der Ehre in dem Haufen der Krieger walteten, gleichwie in ihrer eigenen Bruſt. Dieſes Heer ſelbſt aber wird die Geſchichte unter die erſten und herrlichſten ſetzen, welche jemals aus dem Schooße der Völker aufgeſtanden ſind; ernſt und menſchlich, das Aufbauen höher achtend als das Zerſtören, den Krieg führend, des Friedens wegen; ein Heer, in welchem der Jüngling an den ſeltenen Tagen der Ruhe das Schwerdt aus der Hand legte, um die Saiten zu rühren und den Gefährten begeiſternde Lieder zu ſingen, oder um die Worte des Schriftſtellers zu vernehmen, der ihm aus tauſendjähriger Ferne zuredete; da in den Reihen des Feldlagers nicht ſelten tiefſinnige Worte über die höchſten Aufgaben der Erkenntniß und des Lebens, und über die Meiſter in Kunſt und Wiſſenſchaft gehört wurden. So verſchieden war dieſes Heer von den gewöhnlichen Söldnerhaufen, daß in vielen Zeichen die Zeit des Ritterthums wieder neu zu werden ſchien. Kehrte doch ſelbſt, gleichwie uns die Dichter des Mittelalters ſingen, das Milde und Kindliche, Liebe und Gemüth, ſogar zwiſchen den Mann und ſein treues Thier zurück, da ſie einander zu verſtehen ſchienen, und geſehen wurden, wie ſie nach harter Arbeit, unter dem Sternenzelte des Himmels, treu und traulich zuſammen ruhten.

Solche Zeichen, auch die kleinſten, wird die verſtändige Zukunft nicht überſehen, gerade dieſe werden ihr das Wundervolle klar machen, wie eine faſt große, unüberwindlich geltende Macht, doch endlich zernichtet wurde. Das Größte aber wird ſie darin ſetzen, daß nicht Einzelne, nicht dieſer und jener Name, ſondern der wehende Odem der Begeiſterung in

Allen das Außerordentliche vollbracht hat; denn dieſes iſt das Zeichen großer Zeitalter.

---

72. Neue teutſche Bundesakte.

8. Juni 1815.

Nachdem der Feind des Friedens und der Ruhe endlich, durch viele Arbeit und viel vergoſſenes Blut, in Feſſeln gelegt war, kehrte der Friede wieder in das durch mehr als zwanzig qualvolle Jahre athemlos hindurch getriebene Europa zurück. Aber ſo viel war in dieſer langen Zeit aus den alten Fugen gewichen, ſo vieles untergegangen und ganz neu hervorgekeimt, daß es als unmöglich erkannt wurde, in dem Laufe von Tagen und Wochen eine neue Ordnung zu ſtiften. Es wurde daher in dem Pariſer Frieden (20. Mai 1814) vieles unentſchieden gelaſſen, und auf einen großen Congreß aller europäiſchen Mächte zu Wien verſchoben. Ueber unſer Vaterland war ſo viel feſtgeſetzt worden, daß es die Länder, welche ſeit dem Jahre 1792, ſeit dem Ausbruche der Revolutionskriege, verloren gegangen waren, alſo das linke Rheinufer vom Elſaß abwärts, bis auf wenige Ausnahmen wieder erlangen, und ferner, daß ſeine künftige Verfaſſuug ein freier Bund ſelbſtſtändiger und unabhängiger Staaten ſeyn ſolle. Wohl trauerte mancher, daß nicht der ganze vaterländiſche Strom, von ſeinen Quellen bis zu den Mündungen, unſerm Bunde angehören ſolle; daß die Schweiz, die ſüdweſtliche Vormauer Teutſchlands, in dieſer großen Zeit nicht für uns wiedergewonnen ſey, daß das Elſaß und das Thor des Oberrheins, Straßburg, ſo wie auch das alte Lothringen, bei Frankreich verbleibe, und daß Belgien und Holland, der alte burgundiſche Kreis, welcher für das nördliche Teutſchland in eines Feindes Hand wohl ſo gefährlich werden kann, als die Schweiz für das ſüdliche, nur ſchwach durch das Herzogthum Luxemburg an unſerer Vereinigung Theil nehme. Ferner

klagten ſehr viele, ſelbſt von denen, die für Könige und Fürſten das Wort führten, daß nun das uralte Reich der Teutſchen, reich an Ehren und Thaten, nicht mehr ein Reich, ſondern nur ein Staatenbund ſeyn, daß die Kaiſerkrone Karls des Großen, Otto's I., der mächtigen Salier, der hochſinnigen und ritterlich herrlichen Hohenſtaufen, des ehrenreichen und treuen Rudolphs, und die zuletzt Maximilian I. und Karl V. noch in ihrem alten Glanze gezeigt hatten, nun zu den Alterthümern einkehren ſolle, die man als Denkmäler einer abgeſtorbenen, wenn auch bewunderten, Vorzeit aufbewahrt. Eben ſo wurde an der neuen Bundesakte, als ſie nach manchen Berathungen und Widerſprüchen am 8. Juni 1815 erſchien, (der Wiener Congreß war am 1. November 1814 eröffnet worden), von Vielen Vieles getadelt; beſonders, daß ſie der Willkühr der Einzelnen zu viel Gewalt laſſe, und ein viel zu loſes Band um das Ganze ſchlinge, ſo daß der erſte Sturm es wieder zerreißen könne. Und in allen ſolchen Klagen und Tadeln, wenn ſie mit aufrichtigem Sinne ausgeſprochen wurden, zeigte ſich auf erfreuliche Weiſe, daß noch in vielen teutſchen Gemüthern eine treffliche Geſinnung, ein Feſthalten an der Ehre und dem Wohle des Ganzen, und eine Selbſtentſagung wohne, welche gern die eigene Willkühr aufopfern will, damit das Ganze deſto ſtärker werde. — Allein wenn der Gang des Schickſals nun einmal ein unabwendbarer geworden, wenn die Klagen das Geſchehene nicht zu ändern vermögen, ſo ziemt es ſich, den Blick nur nach vorwärts zu richten, und die ganze, inwohnende Kraft an ſeinem Theile dahin zu verwenden, daß aus dem unvollkommenen Neuen ein Vollkommneres, daß aus dem noch Lebloſen ein Beſeeltes werde. Und die deutſche Bundesakte iſt, ſelbſt nach dem Willen ihrer Stifter, noch nichts Vollendetes, ſondern nur die Grundlage, auf welcher der neue Bau errichtet werden ſoll.

Die Bundesglieder ſind: 1) Oeſtreich. 2) Preußen. 3) Baiern. 4) Sachſen. 5) Hannover. 6) Würtemberg. 7) Baden. 8) Churheſſen. 9) Groß-

herzogthum Heſſen. 10) Der König von Dänemark, als Herzog von Holſtein. 11) Der König der Niederlande, als Herzog von Luxemburg. 12) Braunſchweig. 13) Meklenburg Schwerin. 14) Naſſau. 15) Sachſen Weimar. 16) Sachſen-Gotha. 17) Sachſen Coburg. 18) Sachſen Meinungen. 19) Sachſen-Hildburghauſen. 20) Mecklenburg Strelitz. 21) Oldenburg. 22) Anhalt-Deſſau. 23) Anhalt-Bernburg. 24) Anhalt Köthen. 25) Schwarzburg-Sondershauſen. 26) Schwarzburg-Rudolſtadt. 27) Hohenzollern-Hechingen. 28) Lichtenſtein. 29) Hohenzollern-Sigmaringen. 30) Waldeck. 31) Reuß, ältere Linie. 32) Reuß, jüngere Linie. 33) Schaumburg-Lippe. 34) Lippe. 35) Freie Stadt Lübeck. 36) Frankfurt. 37) Bremen. 38) Hamburg. Später iſt noch 39) Heſſen Homburg hinzugekommen.

Die Hauptbeſtimmungen aber waren dieſe:

„Des Bundes Zweck iſt die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Teutſchlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der teutſchen Bundesſtaaten."

„Alle Bundesglieder haben als ſolche, gleiche Rechte."

„Die gemeinſamen Angelegenheiten werden durch eine Bundesverſammlung beſorgt, die ihren Sitz zu Frankfurt am Main hat, und bei welcher Oeſtreich den Vorſitz führt. Der Bundestag iſt beſtändig, und kann ſich höchſtens auf 4 Monate vertagen., wenn die Geſchäfte es erlauben."

„Sein erſtes Hauptgeſchäft ſoll die Abfaſſung der Grundgeſetze des Bundes und ſeine organiſche Einrichtung in Rückſicht auf ſeine auswärtigen, kriegeriſchen und innern Verhältniſſe ſeyn."

„Alle Bundesglieder verſprechen, mit einander gegen jeden Angriff zu ſtehen, und wenn der Bundeskrieg erklärt iſt, keine einſeitige Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen, noch einſeitig Waffenſtillſtand oder Frieden zu ſchließen. Sie behalten ſich zwar das Recht der Bündniſſe aller Art vor, verpflichten ſich aber kein ſolches zu ſchließen, welches gegen die Sicherheit des Vaterlandes oder ein-

zelner Bundesglieder gerichtet wäre. Ebenfalls wollen ſie unter keinerlei Vorwand einander bekriegen, ſondern ihre Streitigkeiten bei der Bundesverſammlung vorbringen. Dieſe ſoll entweder vermitteln oder richten, und die ſtreitenden Theile ihrem Ausſpruche gehorchen."

„In allen Bundesſtaaten wird eine landſtändiſche Verfaſſung ſtatt finden."

„Die Verſchiedenheit der chriſtlichen Religionspartheien kann in den Ländern des teutſchen Bundes keinen Unterſchied im Genuß der bürgerlichen und politiſchen Rechte begründen. — Wie eine bürgerliche Verbeſſerung der Bekenner des jüdiſchen Glaubens zu bewirken ſey, wird die Bundesverſammlung in Berathung nehmen."

„Die Unterthanen der teutſchen Fürſten haben das Recht, aus einem Lande frei in das andere wegzugehen und dort bürgerliche, oder Kriegsdienſt anzunehmen, wenn keine Verbindlichkeit zum Kriegsdienſt gegen das bisherige Vaterland im Wege ſteht."

„Die Bundesverſammlung wird ſich mit Abfaſſung gleichförmiger Geſetze über die Preßfreiheit und den Nachdruck, ſo wie auch:"

„Ueber den Handel und Verkehr zwiſchen den Bundesſtaaten beſchäftigen."

In dieſen Grundzügen, wenn ſie mit dem, was noch eben als Weisheit der Zeit galt, verglichen werden, zeigt ſich ſo viel Anerkennung des Rechten und Vernunftgemäßen, und ſolches Vorwalten des menſchlich freien Sinnes; und der lebendigen Bewegung eines bildenden, ſchaffenden Geiſtes ſo viel Raum gelaſſen, daß es nur darauf ankömmt, ob ein ſolcher unter uns ſeine Wohnung nehmen wolle. Denn überall und zu allen Zeiten hat der Geiſt, wenn er nur in ſich rein und feſt war, die Gewalt gehabt, und ſelbſt die mangelhafte Form zu einem trefflichen Werkzeuge umgeſchaffen. Auf unſerm reinen, uneigenſüchtigen Willen beruht es, daß der neue teutſche Bund ein Segensquell für Jahrhunderte und einſt hoch geprieſen werde, wie wir das tauſendjährige Kaiſerthum ehren und preiſen.

Durch die übrigen Verhandlungen des Wiener Congreſſes und durch ſpätere, iſt das teutſche Land ſo unter jene 39 Bundesglieder vertheilt, daß die meiſten wieder erhalten haben, was ein jeder urſprünglich beſaß, und auch die Vergrößerungen durch den Lüneviller Frieden und die Zeiten des Rheinbundes behaupteten. Oeſtreich hat ſein treues Tyrol, hat Salzburg und das Inn-Vierthel wieder gewonnen; Baiern iſt mächtig in ſeinem Kreiſe und über Franken, auch hat es in der Pfalz am Rheine Entſchädigungen erhalten, und zählt über drei Millionen Unterthanen. Würtemberg herrſcht in Schwaben über faſt anderthalb Millionen treuer und kräftiger Menſchen, und wird durch den Schwarzwald von Baden geſchieden, welches von Baſel längs dem Rheine bis über Mannheim hinab ein ſchönes, fruchtbares Land darbietet. Auch Heſſen=Darmſtadt hat gegen frühern Umfang in der Zeit der Umwälzungen ſehr gewonnen, und zählt in ſeinen Städten die wichtigſte Feſtung des teutſchen Bundes, den Schlüſſel zum Herzen von Deutſchland, das oft heimgeſuchte Mainz. Am meiſten Unterthanen von teutſcher Zunge zählt jetzt der König von Preußen; es ſind an 9 Millionen, ſo viele als noch nie unter einem einzigen Scepter vereinigt waren. Sie ſind ihm durch den Beſchluß des großen europäiſchen Gerichtes zuerkannt, weil er den größten Theil ſeiner polniſchen Länder dem ruſſiſchen Reiche abtrat; und Preußen iſt nun, zu ſeinem und des Vaterlandes Heil, ein ächt und einzig teutſcher Staat. Seine Länder reichen von der öſtlichſten Grenze bis zur weſtlichſten, und liegen in ſolcher Ausdehnung als ſtete Mahnung da, für des Vaterlandes Schutz und Ehre ſich wach und gerüſtet zu halten.

---

78. Der heilige Bund.

26. September 1815.

Noch war der Wiener Congreß mit ſeinen Anordnungen der europäiſchen Verhältniſſe nicht fertig;

verworren lag vielmehr noch vieles da, und manche Knoten ſchienen nur ſehr ſchwer gelöſt werden zu können; — da verließ der auf eine Inſel im Meere Gebannte plötzlich ſeinen Ort, um in die Verwirrung, in welcher Europa noch ſchwebte, ſeine Brandfackel zu werfen. Es wäre ein ſchrecklicherer Brand geworden, als der erſte! Aber Gott lenkte die Herzen der Führer der Völker, daß ſie ſogleich allen Hader über das Kleine vergaßen, ihren Bund neu befeſtigten, und gegen den wiedergekehrten Friedensſtörer, obwohl er ſehr milde und friedliche Worte redete, die europäiſche Acht ausſprachen. Es war das erſte Beiſpiel in der Geſchichte. Ganz Europa erklärte, daß Napoleon Buonaparte, als ein Feind und Störer der Ruhe der Welt, auf jegliche Weiſe verfolgt und beſtraft werden müſſe. Ein ſolches Wort zeugte von dem tieferen, ſittlichen Ernſte, der wiederum in die Staatskunſt eingekehrt war, ſo daß nicht mehr nur Klugheit und Berechnung, ſondern auch die Stimme des Gemüthes gehört wurde. Und weil die Völker ſolchen Ernſt in ihren Herrſchern erkannten, ſo ſtanden ſie noch einmal in ihrer Kraft auf, und die Begeiſterung, die mancher ſchon verſlogen geglaubt, — wie denn Napoleon früher ſie nur einer flüchtigen Fieberhitze verglichen hatte, — zeigte ſich als tief eingedrungen in die Herzen. Obwohl ein großer Theil des franzöſiſchen Volkes, in der Revolution großgezogen, den mit offenen Armen wiederum aufnahm, der ihm die Früchte der Umwälzungen erhalten zu können ſchien; obwohl er ſelbſt mit der entſchloſſenen Schaar ſeiner alten Waffengefährten, die für den ganzen Gewinn ihres angeſtrengten Lebens fochten, auf dem Kampfplatze erſchien; er wurde dennoch durch den mündig gewordenen Geiſt, der in Allen trieb, noch einmal und ſo gänzlich niedergeworfen, daß er ſich von ſeinem Falle nicht wieder aufzurichten vermogte.

In den äußeren Verhältniſſen der Völker zog der neue Kampf keine weſentliche Veränderung nach ſich; aber einen großen Entſchluß brachte er in den Herzen der Herrſcher zur Reife, welcher ein Zeugniß

von dem Siege des Geiſtes über die ſinnliche Weltanſicht des nächſtvergangenen Zeitalters ablegte, und den Keim einer herrlichen und frommen Zukunft in ſich trägt, wenn den Sinn, welcher ihn erzeugt hat, die Herrſchaft gewinnen wird. Tief durchdrungen von dem Gefühle deſſen, was ihnen den Sieg über eine ſo große weltliche Macht, von dem ſchärfſten Verſtande geleitet, gegeben hatte; mit Widerwillen erfüllt gegen den Mißbrauch der guten menſchlichen Rede und den Uebermuth der nichtigen Liſt in den bisherigen Künſten der Politik, ſchloſſen die drei Herrſcher, welche ſich nicht geſcheut hatten, vor Aller Augen, im Angeſichte des Himmels, zuſammen ihre Kniee zu beugen, nun auch durch das Wort einen heiligen chriſtlichen Bund, durch welchen ſie chriſtliche Tugend als Leiterin ihrer Regierungsweiſe, Gerechtigkeit als das Lebenswehen zwiſchen ihren Völkern, und das richtende Auge des Allwiſſenden als den Wächter ihres Bundes aufſtellten. Das war das Außerordentliche in dieſem großen Ereigniſſe, daß, was den einzelnen Menſchen bindet und leitet, nun nicht mehr als ein, nur den kleineren Kreiſen des Lebens angemeſſenes, daſtand, wie in den Jahrhunderten der von Frankreich ausgegangenen Staatsklugheit, ſondern daß es dieſe falſche, lügneriſche Weisheit zu nichte machte, und den Völkern und Herrſchern gebot, in dem Größten wie in dem Kleinſten nur der Stimme der Pflicht und Tugend Gehör zu geben. Da ſteht nun der ſichere Leitſtern, welcher nimmer verdeckt iſt, und nie ſeinen Platz verändert. Nun kann, was Heute als Weisheit gegolten, Morgen nicht mehr als Thorheit gelten, und die Klugheit kann nicht mehr mit dem Drange der Nothwendigkeit oder der Berechnung des Vortheils entſchuldigen, was dem Rechte und der Wahrhaftigkeit entgegen iſt. Was dieſen entgegen iſt, ſoll nicht mehr geſchehen, unter keinerlei Vorwand, und wenn die ganze Welt zu gewinnen wäre. Was Theodorich, was Karl den Großen in ihren Bildungen leitete, was der ächte Grundgedanke im Kaiſerthum und Papſtthum des Mittelalters gewe-

ſen, was einzig die Welt binden und ihre Händel zu einem wohlgefälligen Schauſpiele machen kann, der chriſtlich einige und fromme Sinn, er wurde von den Herrſchern, die den neuen Bund geſtiftet, mit Bewußtſein, klar und beſtimmt, als Geſetz der Völker ausgeſprochen. Und was den Werth der Gabe erhöhte, war, daß die drei Stifter gleichſam die Vertreter der verſchiedenen Zweige geweſen, in welche das Chriſtenthum ſich getheilt hat. Die unſichtbare Kraft der, in allen Formen ganz einigen und gleichen Geſinnung hatte den Sieg über den Geiſt der Trennung und Verwerfung davon getragen. Es war ein chriſtlicher Bund.

So nahm der einfache, zutrauensvolle und gläubige Sinn dieſen Bund auf; er rechnete von ihm an einen neuen Zeitraum für das Leben der Staaten.

74. Die Jahre 1816 bis 21.

Das Jahr 1816 war ſeit einem Viertel Jahrhundert das erſte, welches im völligen Frieden in Europa verfloß. Aber ſo tief hatten die Schrecken des Krieges, unter welchen das jetzige Geſchlecht erwachſen iſt, in die Gemüther der Menſchen eingegriffen, daß ſie, wie zu der Zeit des dreißigjährigen Krieges, den Glauben nicht mehr faſſen konnten, der Friede mit ſeinen Segnungen könne je wieder auf der Erde eine feſte Wohnung nehmen. Jedes Gerücht machte Tauſende von neuen Ausbrüchen zittern.

Auch nahm der Krieg, nachdem er auf den Schlachtfeldern ausgetobt, in dem Gebiete der Meinungen ſeinen Sitz. Die Zeiten der alten griechiſchen und der italieniſchen Freiſtaaten des Mittelalters ſchienen zurückgekehrt zu ſeyn, da ein jeder für ſeine Meinung und für ſein Bild der beſten Staatsverfaſſung, nicht wie für eine Verſtandesſache, ſondern wie für ein theures Kleinod mit allen Waffen kämpfte, und, weil er mit vollem Gemüthe Theil nahm, die Erde für einen Kerker, das Leben für eine Quaal anſah, wenn die

ſes Bild nicht in Erfüllung gehen ſollte. Daher die Partheiungen, daher die Bitterkeit, man kann ſagen, der Haß der Gegner, das Frohlocken, wenn etwas gelungen, die Verzweiflung, wenn das Gefürchtete und Verhaßte die Oberhand gewonnen hatte. Solche Zeichen offenbaren eine Zeit, da die Theilnahme an Staat und Volk und Vaterland wieder lebendig geworden; ſie waren auch jetzt willkommen, weil ſie dem Staate, der faſt zu einem lebloſen Räderwerke geworden war, wieder eine Seele einhauchen zu wollen ſchienen.

Aber, weil das Zeitalter die Kunſt der Rede ſo ſehr ausgebildet hat, ſo war die Gefahr der Verirrung um ſo größer. Es war faſt keiner von allen Partheien, der nicht ſeiner Meinung ein großes Anſehen der Wahrheit zu geben wußte; und der, welcher das Gegentheil behauptete, vermogte es ebenfalls. Dazu griff die Luſt des Tadelns und Verwerfens, gleich einer bösartigen Krankheit, immer heftiger um ſich, und durch alle dieſe zuſammenwirkenden Urſachen iſt bei denen, welche nicht durch eigene Kraft und Klarheit einen feſten Standpunkt gewonnen haben, eine unglaubliche Verwirrung und ein unſeliges Schwanken der Meinung entſtanden.

Am entſchiedenſten vereinigten ſich indeß die Anſichten und Wünſche der Mehrzahl in dem Streben nach einer zeitgemäßen Verfaſſung der Staaten, welche dem Herrſcher die volle Kraft zum Guten laſſe; jeder verderblichen Willkühr dagegen die Schranken der Geſetze entgegenſtelle; und welche im Volke das Bewußtſeyn erwecke: was von ihm gefordert werde, ſey nicht aus der Willkühr Einzelner entſprungen, ſondern Männer, die es ſelbſt mit ausgewählt, haben geprüft und eingewilligt. So werde es gehorchen, wie der ſittliche Menſch gehorchen ſoll, frei, aus innerm Entſchluß. Der Gehorſam werde in Wahrheit eine Tugend, und der Fürſt werde, indem er der Alleingewalt in der Geſetzgebung entſage, dafür in der Zufriedenheit ſeiner Unterthanen eine nicht zu berechnende ſittliche Gewalt gewinnen. Und ſeyen die Geſetze, ungeachtet ſie aus der Geſammtheit

hervorgegangen, dennoch nicht lobenswerth, ſo werde die Unzufriedenheit darüber nicht, wie ſo oft, wenn der Menſch die Schuld von ſich auf andere wälzen kann, zur verzehrenden Krankheit des Mißmuthes, ſondern ſie wirke wie ein inneres Erweckungsmittel. Der tüchtige Menſch ſehe alsdann ein, daß die Schuld in dem Zuſtande des geſammten Volkslebens liegen müſſe; ſtatt Tadel und Mißmuth zu nähren, werde er da Hand anlegen, von wo aus immer und unfehlbar das Beſſere hervorzurufen iſt. Er werde ſich und andere klarer im Denken und beſſer im Wollen zu machen ſtreben; die Quelle guter Geſetze werde er in den religiöſen und wiſſenſchaftlichen Bildungsanſtalten des Staates ſuchen; und wo Viele in ſolchem Sinne zuſammenwirken, da werden ſich die guten Geſetze bald einfinden.

So ſtellten die denkenden Männer den innern Werth einer, auf Volksvertretung gegründeten Verfaſſung dar, und unter den teutſchen Fürſten gab zuerſt der König von Preußen, im Mai 1815, ehe noch die Bundesakte durch ihren 13ten Artikel die Verbindlichkeit dazu ausgeſprochen hatte, ſeinen Unterthanen die erfreuende Zuſage derſelben. Die Ausführung indeß, war in dem, aus ſo verſchiedenartigen Theilen neu zuſammengeſetzten Staate ſehr ſchwierig, und deßhalb haben die nothwendigen Vorarbeiten bereits eine Reihe von Jahren hinweggenommen.

Unter den kleineren teutſchen Fürſten gab zuerſt der Großherzog von Sachſen-Weimar, ſchon im Jahr 1816, ſeinem Lande wirklich eine neue landſtändiſche Verfaſſung, welche ſich im Laufe der letzten Jahre immer vollſtändiger ausgebildet hat.

Die freie Stadt Frankfurt, die Herzöge von Naſſau und von Sachſen-Hildburghauſen und die Fürſtin von Lippe-Detmold, haben ebenfalls neue Verfaſſungen eingerichtet.

In den öſtreichiſchen Staaten, in Meklenburg und einigen kleineren Ländern, waren die Landſtände in ihrer alten, in Hannover in etwas veränderter Geſtalt, thätig. Im Kurfürſtenthum Heſſen iſt ebenfalls ein, wenn auch nur

kurzer und ungenügender Verſuch mit ihnen gemacht worden.

Auf **Würtemberg**, das Land, wo ſich am früheſten ein gutes Verhältniß der Volksvertretung gebildet und am längſten erhalten hatte, richteten ſich ſeit dem Jahre 1816 die Augen aller Vaterlandsfreunde. Von dort, aus dieſem kernigten, durch Gottesfurcht und gründliche Unterrichtsanſtalten wahrhaft gebildeten, teutſchen Volke, hofften ſie ein Vorbild trefflicher Verfaſſung aufblühen zu ſehen. Und ihre Hoffnung iſt nicht getäuſcht worden. Trotz des heftigſten, oft beinahe unauflöslichen Streites der Meinungen, hat das, immer mit neuer Liebe und Wärme aufgenommene Werk endlich doch ſeine Vollendung gefunden. Und es hat ſich an dem ganzen Streite recht erfreulich gezeigt, wie wir auch in den ſchlimmſten Fällen an der teutſchen Sinnesart nicht verzweifeln dürfen, die endlich gewiß die rechte Mitte findet, wenn ſie nur, **ungeſtört durch fremden Einfluß**, ihr Ziel verfolgen darf.

Zuerſt wurde ſchon im Jahr 1816 von Seiten des vorigen Königs eine Konſtitution für Würtemberg geboten, worin er, der zur Zeit Napoleons eine unumſchränkte Gewalt in ſeinem Lande beſeſſen hatte, ſich einer ſolchen Gewalt entäußern und den Vertretern des Volks viele Rechte in der Geſetzgebung und Steuerbewilligung einräumen wollte. Allein es lebte in dieſem Lande eine Anzahl Männer, welche das Frühere, geſchichtlich Begründete, über Alles ehrten, und der Gegenwart nicht das Recht zugeſtehen wollten, ganz aus eigener Machtvollkommenheit etwas Neues zu erbauen. Sie wollten, daß das Alte, in die Geſchichte des Volkes eng verwachſene, als Hauptbeſtandtheil der Verfaſſung angeſehen würde und dieſe demnach nur eine Verjüngung jenes Alten, nicht aber eine Gabe der unbeſchränkten Gewalt ſeyn ſollte. Denn was die Gewalt jetzt als **Geſchenk** gegeben, meinten ſie, könne dieſelbe auch wieder zurückzunehmen oder vielfach zu verändern für gut finden. **Das alte Recht**, und nichts als das ate Recht, — das wurde in dem Streite der Wahlſpruch

dieſer Männer und ihrer Parthei, welche endlich, im Eifer des Streites, Weſentliches und Unweſentliches nicht mehr gehörig zu unterſcheiden wußte. Ihr entgegen ſtand der König mit ſeinem ſtarken Willen und die Parthei derjenigen, welche die Nothwendigkeit weſentlicher Veränderungen fühlten und den Beruf zu haben glaubten, aus eigener Fülle der Erfindung und der Einſicht ein neues Gebäude bürgerlicher Einrichtungen aufzuführen.

Die Gegenſätze ſchieden ſich bald ſo ſcharf von einander und die Leidenſchaften wurden ſo heftig aufgeregt, daß ſelbſt, als das Schickſal in die Mitte trat, und durch den Tod des Königs, (30. Oktbr. 1816) den Weg zu eröffnen ſchien, um den Streit ſchnell auszugleichen, dennoch keine Vereinigung möglich war. Nach vielen vergeblichen Verſuchen von beiden Seiten ſetzte der neue König, im Bewußtſeyn ſeines treuen Willens für das Beſte ſeines Volkes, den Ständen eine beſtimmte Friſt für die Annahme des von ihm vorgelegten Verfaſſungsentwurfes. Die Stände verweigerten am 2. Juni 1817 die Annahme und löſten ſich dann auf.

Der König indeß, mit dem ernſten Vorſatze, das ſo vereitelte Werk dennoch nicht ſinken zu laſſen, ließ die Bahn der Anknüpfung weislich offen, und als ihm nun der günſtige, vielleicht auf immer entſcheidende Augenblick gekommen, und die Stimmung der Gemüther beruhigt zu ſeyn ſchien, berief er auf den 13. Juli 1819 eine neue Ständeverſammlung. Sie ſollte ſich ausſchließlich mit der Verfaſſung beſchäftigen, ſie Punkt für Punkt mit ſeinen Bevollmächtigten durchgehen und das vollendete Werk zur letzten Entſchließung ihm vorlegen. Unter guter Vorbedeutung wurde die Arbeit begonnen, mit einigem, nur auf die Sache gerichteten Sinne fortgeführt, und ſchon nach zwei Monaten lag die Verfaſſungsurkunde vollendet dem Könige vor. Er unterzeichnete ſie, überreichte ſie am 25. Sept. den Bevollmächtigten der Ständeverſammlung, und empfing dagegen das zweite, von allen Mitgliedern der Verſammlung im Namen des Landes unterzeichnete Exemplar derſelben.

Wie in alter Zeit, ſo kam auf ſolche Weiſe auch jetzt in Würtemberg die Verfaſſung durch einen Vertrag zwiſchen Fürſten und Volk glücklich zu Stande. — In dem ungeheuchelten, mit Worten nicht zu beſchreibenden, dankbaren Jubel ſeines Volkes hat der König, wie er es laut ausgeſprochen, den ſchönſten Lohn ſeines Lebens gefunden.

Am 27. Mai 1818, an ſeinem 62ſten Geburtstage, hat auch der König von Baiern ſein Volk mit einer Verfaſſungsurkunde beſchenkt, welche die weſentlichen Grundzüge einer zeitgemäßen Staatseinrichtung enthält. Im Sommer 1819, vom 4. Febr. bis zum 25. Juli waren die Stände des Reichs zum erſtenmal verſammelt. Ihre Verhandlungen waren ſehr lebhaft; nicht immer wurde die geziemende Schranke gegenſeitig beobachtet, ſo daß auch hier ſich zeigte, wie das rechte Maaß im Gebrauche verfaſſungsmäßiger Freiheit erſt durch Uebung gewonnen werden kann. Aber das ernſte, redliche Streben iſt allgemein durch die öffentliche Stimme anerkannt, und auch der König hat den Ständen bei ihrer Entlaſſung bezeugt, daß ſie viel weſentlich Gutes zu Stande gebracht und mehreres noch angeregt hätten. Und ſo iſt es. Die öffentlichen Laſten wurden erleichtert, für die Bezahlung der Staatsſchulden zweckdienliche Maßregeln ergriffen; und das Volksſchulweſen erhielt Unterſtützung. Der Anfang zur Verbeſſerung des Gerichtsweſens wurde ebenfalls gemacht und beſonders der Grundſatz der Oeffentlichkeit der Rechtspflege ausgeſprochen.

In Baden nahm der erſte Verſuch keinen ſo günſtigen Ausgang. Im Auguſt 1818 erließ der verſtorbene Großherzog das Edikt wegen der Verfaſſung ſeines Landes, und jeder unpartheiiſche Blick erkannte darin einen hellen, vorſchreitenden Geiſt und die wohlwollendſten Grundſätze für eine freie Bewegung des bürgerlichen Lebens in den Gränzen des Rechtes und der Ordnung. Es war eine der letzten wichtigen Handlungen ſeines Lebens, denn nicht lange nachher, den 9. Dezember, ſtarb der Großherzog. Sein Nachfolger, Ludewig, bekannte ſich ſogleich

zu den Grundſätzen ſeines Vorgängers und gewann durch ernſte, treue Sorge für des Landes Wohl bald das volle Zutrauen ſeines Volkes. Am 22. April d. J. berief er die Verſammlung der Stände nach Carlsruhe. Die Verhandlungen begonnen mit guter Hoffnung, bald wurden ſie lebhafter, als einige wichtige Gegenſtände, beſonders das Verhältniß und die Rechte des Adels, und der Staatshaushalt, zur Sprache kamen. Der Gegenſatz der Anſichten und Grundſätze zeigte ſich hier mit ſehr entſchiedenem Ernſte, doch ſchien die Vereinigung keinesweges unmöglich; als der Großherzog, — „durch Umſtände veranlaßt,“ wie er in ſeiner Erklärung ſagt, (die aber nicht weiter bekannt geworden ſind,) — am 28. Juli die Ständeverſammlung auflöſte. Im Anfange des nächſten Jahres 1820 wurde ſie indeß wieder zuſammengerufen und vollendete nun ihre erſte Sitzung in würdiger Haltung und wichtigen, dem Lande ſehr erſprießlichen Berathungen.

Auch Heſſen-Darmſtadt erhielt in demſelben Jahre eine Verfaſſung, und obwohl ſich gleich bei dem erſten Zuſammentritt der Ständeverſammlung harter Widerſpruch erhob und ſogar ein Theil der Deputirten in die Heimath zurückkehrte, ſo ſind doch auch hier die Schwierigkeiten allmählig beſiegt, und die Arbeiten der Stände haben einen erwünſchten Ausgang genommen.

Die teutſche Bundesverſammlung

hat ſeit dem 5 November 1816 in Frankfurt ihre Sitzungen gehalten; aber unter dem vielfachen Wechſel der Begebenheiten und Meinungen, unter dem Andrange von ſehr vielen Privatanſprüchen, bei der Unbeſtimmtheit mancher der wichtigſten Verhältniſſe, und der Nothwendigkeit, für jedes bedeutende Geſchäft die Verwaltungsbefehle von den einzelnen Regierungen einzuholen, hat ſie nur einen Theil der Hauptgeſchäfte vollenden können, welches ſie gleich Anfangs als ihre Aufgabe ausgeſprochen hatte.

Darin hat ſie das Vaterland geehrt, daß ſie den teutſchen Bund, als Geſammtheit, zu einer ſelbſt-

ſtändigen europäiſchen Macht erklärt und zugleich die hundertjährige Verachtung der Mutterſprache durch ein Geſetz getilgt hat, nach welchem in ſchriftlicher und mündlicher Verhandlung nur ſie gebraucht werden ſoll. Ferner iſt die allgemeine Wehrordnung, — wie groß nämlich das Bundesheer im Kriege und im Frieden ſeyn, aus welchen Theilen es beſtehen, wie viel ein jedes Bundesglied dazu ſtellen, wie und bei wem die Anführung ſeyn, wie viele und welche Feſtungen der Bund haben ſolle, — und was ſonſt dazu gehört, zum großen Theile ſchon feſtgeſtellt worden. Das Bundesheer wird aus 300,000 Mann beſtehen, wozu Oeſtreich 94,000 Mann giebt, Preußen 79,000, Baiern 35,000, Würtemberg 13,600, Hannover 13,000, Königr. Sachſen 12,000, Baden 10,000, Großherzogthum Heſſen 6000, Kurheſſen 5400, und ſo nach Verhältniß die übrigen. Es wird unter einem Oberfeldherrn ſtehen, welcher von der Bundesverſammlung erwählt und in Eid und Pflicht genommen wird, von ihr ſeine Vollmachten und Befehle erhält und an ſie ſeine Berichte erſtattet. Zu ſeiner Vertretung oder Nachfolge im Oberbefehl wählt die Bundesverſammlung auch ſogleich einen General-Lieutenant. Die Anführer der zehn Armeekorps, in welche das Bundesheer getheilt werden ſoll, ſtehen einzig unter des Oberfeldherrn Befehle. Von dieſen zehn Korps bildet Oeſtreich 3, Preußen 3, Baiern 1; die drei übrigen ſind aus den andern teutſchen Kriegshaufen zuſammengeſetzt. — Ueber die Bundesfeſtungen dauern die Berathungen noch fort.

Wie für den Krieg die Wehrordnung, ſo war für den Frieden die allgemeine Rechtsordnung des Bundes von der größten Wichtigkeit. Es mußte feſt beſtimmt werden, wie den Beſchlüſſen des Bundes Gehorſam verſchafft, und bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander Gewaltthat vermieden, das Recht gehandhabt und deſſen Ausſpruch zur Vollführung gebracht würde. Der Weg zum Rechte wurde bald gefunden. Statt eines allgemeinen Bundesgerichts, welches an die Stelle des ehemaligen Reichskammergerichts treten mochte, wie einige Stim-

men wünſchten, wurde der Bundesverſammlung ſelbſt das Geſchäft der Schlichtung jedes Streites übertragen, und wenn der ſtrenge Weg des Rechtes verfolgt werden ſollte, den höhern Gerichtshöfen der einzelnen Staaten ſelbſt die Entſcheidung vorbehalten. Wie aber der Widerſpänſtige, der ſich dem Richterſpruch nicht gutwillig fügen wollte, mit Gewalt dazu angehalten werden könnte, das blieb noch lange eine unentſchiedene Frage, bis endlich die dringenden Umſtände der Zeit auch einen vorläufigen Beſchluß des Bundes über eine Exekutions-Ordnung unter dem 20. Sept. 1819 hervorbrachten. Die Bundesverſammlung darf zur Vollziehung ihrer Beſchlüſſe die bewaffnete Macht des ganzen Bundes zu Hülfe nehmen; ſie hat ſowohl die Zahl der zu ſtellenden Truppen, als die zu deren Stellung verpflichteten Bundesſtaaten zu beſtimmen; und der Rückmarſch der Truppen geſchieht erſt nach erfolgter und gehörig verſicherter Vollziehung der Bundesbeſchlüſſe.

Was die verſprochenen gleichförmigen Geſetze über die Preßfreiheit und den Nachdruck betrifft, ſo iſt die letztere Angelegenheit durch eine gründliche Erörterung zum entſcheidenden Schluſſe vorbereitet; über die Preßfreiheit aber iſt jede weitere Verhandlung durch den Bundestagsbeſchluß vom 20. Sept. 1819 zunächſt auf 5 Jahre verſchoben, indem durch dieſen Beſchluß alle Zeitſchriften und alle Schriften unter 20 Bogen der Cenſur unterworfen ſind. Auch die größeren Schriften ſind in den meiſten Bundesſtaaten unter die Aufſicht der Regierungen geſtellt.

Wenn wir nun, nach der Ueberſicht dieſer gemeinſchaftlichen Angelegenheiten, noch einen Blick auf die einzelnen Begebenheiten der vier letzten Jahre werfen, ſo haben

die Jahre 1816 und 17

dem teutſchen Volke Gelegenheit gegeben, ſich in den Tugenden zu zeigen, welche des Glückes und Wohlſtandes würdig machen, ſo wie es in den Jah-

ren des Krieges die Tugenden bewährt hatte, welche einem Volke Freiheit und Ehre verdienen. Denn jene genannten Jahre waren durch Mißwachs und unerhörten Mangel die drückendſten, welche ſeit langer Zeit erſchienen waren. Aber mit großer Geduld, mit Enthaltſamkeit und guter Zuverſicht, ertrug das Volk jede Entbehrung, und der treffliche Gemeinſinn, welcher die Gefahren eines argen Krieges überwunden, kämpfte nun mit gleicher Tüchtigkeit gegen die gemeinſame Noth. Es bildeten ſich Hülfsvereine aller Art, beſonders in den Gebirgsgegenden am Rheine, in Sachſen und in Würtemberg, ſo wie in vielen einzelnen Städten. Sobald der Gedanke eines ſolchen Eingreifens nur ausgeſprochen war, kam ihm der gute Wille von allen Seiten ſo treulich entgegen, die Gaben waren ſo reich, und in der Verwaltung des Geſammelten zeigte ſich eine ſo geordnete, klare Beſinnung über die Grundverhältniſſe aller geſelligen Einrichtungen, daß man die Noth hätte ſegnen mögen, welche ſolche Erfahrungen an den Tag gebracht hatte. Ja, wahrlich, nach den Erfahrungen der Jahre 1813 bis 17, kann kein Wohlgeſinnter mehr zweifeln, daß mit unſerm Volke, wenn je mit einem der Erde ein feſter und ſchöner Bau menſchlicher Einrichtungen zu vollbringen möglich ſey.

Zugleich aber hat das Jahr 1817 in zwei merkwürdigen, folgereichen Erſcheinungen auch die Eigenthümlichkeit unſerer Zeit, welche ſich nur in Gegenſätzen und Spaltungen aller Art zu gefallen ſcheint, recht auffallend bewährt, ſie ſind: die Feier des 18 Oktobers auf der Wartburg, und des dreihundertjährigen Jubelfeſtes der Reformation. Bei beiden Gelegenheiten zeigte ſich eine ganz unerwartete Spannung der Gemüther, welche ſie in jedem Sinne über das Gewöhnliche hinaustrieb; bei der Beurtheilung derſelben aber nicht die Ruhe und Beſonnenheit in der Sichtung des Guten von dem Schlechten und Nichtigen, welche einzig ſolche Zeichen zu bewältigen und zum Rechten zu kehren im Stande iſt. Während einige von den Unternehmungen der Jugend am 18. Oktober

die drohenſte Gefahr für das Vaterland verkündigten, andere dagegen ſie zu den großartigſten Zeichen des ganzen Zeitalters erheben wollten, mag die Zahl derjenigen nicht ſo gar groß geweſen ſeyn, welche ſich getrieben fühlten, die Hoffnungen, welche ſie von der teutſchen Jugend gefaßt nun um ſo ernſter in treuer That zu bewähren, und ihr durch das Zurückführen auf den Pfad gründlicher Wiſſenſchaft, ſo wie der gebührenden Beſcheidenheit und Mäßigung, die geiſtige Hülfe zu leiſten, deren ſie ſo dringend bedarf.

Bei der Feier des Reformationsfeſtes am 31. Oktober und den folgenden Tagen zeigte ſich lebendig die Sehnſucht nach der Vereinigung der proteſtantiſchen Bekenntniſſe zu Einer evangeliſchen Kirche. Dieſe Regung war an ſich rein und lauter, ohne Nebenabſicht, dem Geiſte des Evangeliums ganz entſprechend; und dennoch iſt die That hinter dem Vorſatze weit zurückgeblieben. Die wirkliche Vereinigung der beiden Kirchen iſt verhältnißmäßig nur an wenigen Orten zu Stande gekommen. Vorurtheile und Beſchränktheit mancher Art haben ſich vielleicht eben ſo oft entgegengeſtellt, als die beſſere, auf Innigkeit des Gemüthes ruhende, Anhänglichkeit an den Gebräuchen der Vorfahren, welche ſich ſcheut, ſelbſt das Kleinſte von ihnen anzutaſten. Auch der Sekteneifer zwiſchen den chriſtlichen Religionsbekenntniſſen iſt bei dieſer Gelegenheit von Neuem wach geworden, und hat Streitigkeiten hervorgerufen, deren ſich unſer Zeitalter nicht zu rühmen hat; ſo daß es in der That ſcheint, es könne gar nichts von einiger Bedeutung an das Licht treten, ohne ſofort den heftigſten Widerſpruch der Partheien aufzuregen.

Das Jahr 1818

iſt im Ganzen das ruhigſte geweſen und hat außer dem großen Congreß der Monarchen zu Aachen im Oktober und November nichts hervorſtechend Merkwürdiges dargeboten. Auf dieſem Congreß waren wiederum die Kaiſer von Oeſtreich und

von Rußland und der König von Preußen, die Stifter des heiligen Bundes, und die Geſandten der übrigen großen Mächte vereinigt, um vorzüglich die Frage zu entſcheiden, ob jetzt, nach 3 Jahren der Beſetzung Frankreichs durch die fremde Truppen, dieſes Land ohne Gefahr von ihnen geräumt werden könne? Sie fanden den Zuſtand Frankreichs ſo beruhigt, daß ſie durch einen Vertrag vom 9. Oktober die Räumung beſchloſſen, und den Franzoſen auch noch einen großen Theil der Summe, welche ſie an Unterthanen der andern Länder zu bezahlen hatten, erließen. Sie betrachteten dieſen Schritt, nach ihrer Erklärung vom 15. November, „als den Schlußſtein des Friedenswerkes in Europa, und als die Vollendung des politiſchen Syſtems, das dieſem Werke ſeine Dauer begründen ſolle.“ Dabei wurden die Grundſätze des heiligen Bundes von Neuem bekräftigt, indem die Herrſcher feierlich erklärten: „ihre Pflicht gegen Gott und gegen die Völker, welche ſie beherrſchten, gebiete ihnen, der Welt, ſo viel an ihnen ſey, das Beiſpiel der Gerechtigkeit, der Eintracht, der Mäßigung zu geben. Glücklich, daß es ihnen von nun an vergönnt ſey, — ſo ſchloſſen ſie, — alle ihre Bemühungen auf Beförderung der Künſte des Friedens, auf Erhöhung der innern Wohlfahrt ihrer Staaten und auf Wiedererweckung jener religiöſen und ſittlichen Gefühle zu richten, deren Herrſchaft unter dem Unglück der Zeiten nur zu ſehr erſchüttert worden.“ — Um über die Aufrechthaltung dieſer Grundſätze von Zeit zu Zeit Rath zu pflegen, wurde die Abſicht ausgeſprochen, ſolche Zuſammenkünfte zwiſchen den Herrſchern ſelbſt, oder zwiſchen ihren Miniſtern, zu wiederholen.

Das Jahr 1819.

Schon die erſten Monate des Jahres erregten heftige Bewegungen im Gebiete der Meinung über eine Schrift des ruſſiſchen Staatsraths v. Stourdza über die teutſchen Univerſitäten.

Zu gleicher Zeit wurde ſehr heftig über das Turnweſen geſtritten, vorzüglich in Schleſien.

Was in einfacher, ruhiger Entwicklung als Theil einer naturgemäßen Erziehung ausgebildet werden ſollte, war zur Partheiſache geworden, und der König von Preußen ſah ſich bewogen, im März d. J. die Wiedereröffnung der Turnplätze in ſeinen Staaten zu verbieten; mit der Erklärung jedoch, daß die Sache ſelbſt, mit dem Unterrichtsplane jeder einzelnen Schulanſtalt in die gehörige Verbindung gebracht, nicht untergehen ſolle.

Noch in dieſem ſelben Monate rief die Ermordung Kotzebue's durch Karl Sand (23. März) jedes, den Zuſammenhang der Begebenheiten durchſchauende Gemüth zu den ernſthafteſten Betrachtungen auf.

Nach kurzem Zwiſchenraume, am 2. Juli, wurde ein zweiter Mord an dem naſſauiſchen Regierungspräſidenten Ibell verſucht aber nicht vollführt.

Gleich darnach erfolgten ſtrenge Unterſuchungen durch ganz Teutſchland, gegen eine Verbindung, welche der Verbreitung gefährlicher politiſcher Grundſätze beſchuldigt wurde. Beſonders wurden die Univerſitäten angeklagt, daß ſie der Sitz ſolcher Grundſätze ſeyen. Es geſchahen Verhaftungen; einige akademiſche Lehrer wurden entlaſſen; und die Bundesverſammlung faßte unter den Beſchlüſſen vom 20. September, von welchen wir die über die Verfaſſungsangelegenheit, über die vorläufige Exekutions-Ordnung, und über die Cenſur der Druckſchriften, ſchon früher genannt haben, auch noch folgende:

1) Bei jeder teutſchen Univerſität ſoll ein außerordentlicher Bevollmächtigter angeſtellt werden, „um über die beſtehenden Geſetze zu wachen, den Geiſt, in welchem die akademiſchen Lehrer bei ihren Vorträgen verfahren, zu beobachten, und der Beförderung der Sittlichkeit, der guten Ordnung und des äußern Anſtandes der Studirenden ſeine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen.“ — Univerſitäts- und andere öffentliche Lehrer, welche ihre Pflicht und die Grenzen ihres Berufes überſchreiten, und der Jugend verderbliche Grundſätze einprägen, ſollen von ihrem Amte entfernt und in keinem andern Bundes-

ſtaate bei einem öffentlichen Lehrinſtitute wieder angeſtellt werden. — Alle geheime Verbindungen auf den Univerſitäten, insbeſondere der unter dem Namen der allgemeinen Burſchenſchaft beſtehende Verein, ſind von Neuem ſtreng verboten, und kein, von einer teutſchen Univerſität Verwieſener kann auf einer andern aufgenommen werden.

2) Zur Unterſuchung der revolutionären Umtriebe und dämagogiſchen Verbindungen in Teutſchland wird eine Commiſſion von ſieben Mitgliedern in Mainz niedergeſetzt.

Dieſe Beſchlüſſe der Bundesverſammlung waren in einer Zuſammenkunft der Miniſter der größeren teutſchen Staaten in Karlsbad vorbereitet; um ſie ferner durchzubilden, und überhaupt die Befeſtigung des teutſchen Bundes zu vollenden, verſammelten ſich gegen Ende des Jahres die Bevollmächtigten der Fürſten und freien Städte Teutſchlands von Neuem zu einem Congreſſe in Wien. In Ruhe und Eintracht wurden die Berathungen angeſtellt und führten zur Beſtätigung der Grundſätze, die ſchon als die leitenden für das Ganze aufgeſtellt waren.

Das Jahr 1820

war zwar in Teutſchland ſelbſt frei von heftigen Bewegungen; aber faſt rund umher in Europa entzündete ſich der Brennſtoff gewaltſamer Umwälzungen, ſo daß eine eigentliche Beruhigung der Gemüther dennoch nicht eintreten konnte. Am Neujahrstag gab ein Theil der ſpaniſchen Armee, die in Cadix zum Einſchiffen nach Amerika verſammelt war, das Signal zu einer gänzlichen Staatsveränderung in Spanien. Bald folgte das Nachbarland, Portugal, und auch hier gieng der Anſtoß der Bewegung von dem Heere aus. Noch ehe dieſes geſchehen, hatte die neapolitaniſche Armee den König genöthigt, am 7. Juli ſeinen Staaten ebenfalls eine freie Verfaſſung zuzuſagen. Von Neapel aus wurde auf die übrigen italieniſchen Völkerſchaften gewirkt und das Verlangen nach der Vereinigung von ganz Italien und Befreiung von aller fremden Herrſchaft immer

heftiger angefacht. Dieſes weckte in dem öſtreichſchen Kaiſer Beſorgniß für ſeine italieniſchen Länder und überhaupt in den Regenten die Sorge, daß die Luſt an Revolutionen wie eine Seuche um ſich greifen und ganz Europa wieder in den Abgrund der Verwirrung ſtürzen werde.

Auch in mehreren andern Ländern zeigten ſich heftige Ausbrüche der Leidenſchaften. In Frankreich, wo der Partheigeiſt noch immer ſtark war, trieb er den Sattler Louvel zur Ermordung des Herzogs von Berry, und erregte einen großen Theil des Jahres hindurch Unruhen und Verſchwörungen. Nicht friedlicher war es in England, wo eine Verſchwörung zur Ermordung aller Miniſter, beſonders aber die Zwiſtigkeit des Königs Georg II, — (Georg III. war am 29. Jan. in einem Alter von 81 Jahren geſtorben,) mit ſeiner Gemahlin, und der höchſt ärgerliche Prozeß gegen die letztere, die Gewalt des Partheigeiſtes furchtbar genug darthat — Halb Europa war in Gährung und jeder Tag ſchien immer Aergeres zu bringen.

Deßhalb kamen die drei Stifter des heiligen Bundes im Oktober in Troppau zuſammen, um über die Lage Europa's und die zunehmenden Maaßregeln zu rathſchlagen; und da die neapolitaniſchen Angelegenheiten ihnen zunächſt die wichtigſten waren, ſo verlegten ſie im Anfange

des Jahres 1821

den Congreß nach Laybach, um dem Schauplatze der Begebenheiten näher zu ſeyn. Auch der alte König von Neapel fand ſich dort ein. Allein eine friedliche Ausgleichung war nicht mehr möglich, und im März rückte ein öſtreichſches Heer Italien hinunter, gegen Neapel. Aller Blicke waren auf den Ausgang dieſer Begebenheiten geſpannt, als eine neue Militär-Revolution, die vierte in weniger als zwei Jahren in Turin ausbrach und für Oeſtreich gefährlicher als alles bisherige zu werden drohte. Die theuer erkämpfte Ruhe Europa's ſchien auf einmal wieder verloren zu ſeyn. Doch bald legte ſich der

Sturm von dieſer Seite, die Kraftloſigkeit der revolutionären Unternehmungen zeigte ſich ſogleich, als die öſtreichſchen Heere ſich nur näherten, und Neapel wurde eben ſo leicht und ſchnell wie Piemont in die alte Ordnung zurückgebracht.

Kaum war indeß hier die Ruhe hergeſtellt, als ſchon wieder auf einer andern Seite das Feuer losbrach. Im März dieſes Jahrs begann der Aufſtand der Griechen gegen die Tyrannei der Türken, die ſie nun bald vier Jahrhunderte getragen haben, und in dem Kampfe der beiden Völker entwickelte ſich bald der religiöſe Fanatismus und die morgenländiſch kaltblütige Grauſamkeit der Türken in ſo furchtbarem Grade, daß eine Beſchwichtigung auf friedlichem Wege kaum möglich ſcheint. Und kömmt es zu einem Kriege der europäiſchen Chriſtenheit gegen ſie, ſo muß es ein Vertilgungskrieg werden, deſſen Bedeutung und Folgen auch auf uns verderblich zurückfallen müſſen, wenn das übrige Europa ſich von Neuem über dieſen Anlaß entzweien ſollte.

So tönt das Schreckenswort Krieg, gleichſam als Nachklang aus dem fünf und zwanzigjährigen Blutvergießen ſeit der franzöſiſchen Revolution, noch faſt in jedem Jahre wieder; und doch iſt es einzig der Friede, welcher uns Noth thut! Nur in ihm iſt die Durchbildung der verworrenen Elemente zu einem wohlgeordneten Zuſtande möglich; nur im Frieden kann der innere Kampf vollendet werden, welcher dem Zeitalter die rechte Läuterung geben muß. Sein Loſungswort iſt Selbſtüberwindung; Beſiegung der ſinnlichen Richtung, welche in die Welt gekommen iſt; der Eigenſucht, welche Abſonderung erzeugt hat, wo Einheit und Aufopferung ſeyn ſollte; der Liebe des Scheines und der Unwahrheit, wodurch das ſchöne menſchliche Vertrauen aus unſerer Mitte gewichen iſt; der Flachheit endlich, welche aus Trägheit, der Trägheit, welche aus Sinnlichkeit entſprungen iſt. Die Waffen aber, welche in dieſem Kampfe einzig den Sieg erfechten können, ſind: zuerſt die unwandelbare Treue des Gemüthes, im

Fürſten, wie in dem geringſten ſeiner Unterthanen, die ſich immer an das Nächſte und Einfachſte zuerſt hält, und dieſes mit ernſtem Fleiße vollendet, ehe ſie das Entferntere angreift; ferner die ſtrenge Ehrfurcht vor der Wahrheit, die nicht duldet, daß man ſich ſelbſt oder andern irgend einen Schein durchgehen laſſe, ſollte er auch noch ſo ſehr der vorgefaßten Meinung ſchmeicheln; die Liebe endlich, welche das Grundübel der Zeit, die Quelle der Sünde und des Unglücks, die Selbſtſucht überwindet und den Einzelnen zu dem treibt, was das Wohl des Ganzen fördert. Liebe, Treue, Wahrhaftigkeit und Fleiß bilden zuſammen eine ſchaffende Kraft, welche die beſſere Zukunft unfehlbar herbeiführen muß.

Möge die Vorſehung uns den Frieden erhalten!

Ueberſicht der teutſchen Geſchichte für Gedächtnißübungen.

I. Zeitraum bis 486 nach Chr. Geb.

			1ſter Theil. Pag.
Cimbern und Teutonen	103—101	vor Chr. G.	28
Cäſar und Arioviſt	58	— — —	36
Druſus in Teutſchland	11— 9	— — —	44
Hermann und Varus . . .	9	nach Chr. G.	50
Hermann und Germanikus .	15	— — —	55
Hermanns Tod	21	— — —	62
Markomannenkrieg . .	167—180	— — —	65
Teutſche Völkervereine zwiſchen	200 u. 300	— — —	67
Völkerwanderung	376	— — —	73
Alarich erobert Rom . . .	410	— — —	79
Attila Schlacht bei Chalons	451	— — —	83
Odoaker und Romul. Auguſt	476	— — —	87

II. Zeitraum 486—768.

Klodwig . . . 482—511	500	— — —	90
Theodorich . . 488—526		— — —	93
Juſtinian zerſtört das Oſtgoth. Reich	553	— — —	96
Longobarden in Italien . .	568	— — —	98
Winfried oder Bonifacius .	730	— — —	104
Karl Martell	732	— — —	108

1. Die Karolinger. 752—911.

Pipin der Kleine	752	— — —	110

1ſter Theil. Pag.

III. Zeitraum 768—919.

Karl der Große	767—814	112
Karls Kaiſerkrönung	800	129
Ludwig der Fromme	814—840	145
Vertrag zu Verdün	843	149
Ludwig der Teutſche, Karl der Dicke, Arnulph und Ludwig das Kind	843—911	151
Konrad I.	911—918	161

IV. Zeitraum 919—1273.

2. Sächſiſche Kaiſer. 919—1024.

Heinrich I.	919—936	164
Schlacht bei Merſeburg	933	166
Otto I.	936—973	172
Schlacht auf dem Lechfelde	955	177
Erneuerung der röm. Kaiſerwürde	962	179
Otto II., Otto III, Heinrich II	973—1024	186

3. Saliſche Kaiſer. 1024—1125.

Konrad II.	1024—1039	192
Heinrich III.	1039—1056	197
Heinrich IV.	1056—1106	208
Heinr. und Gregor VI. zu Canoſſa	1077	215
Jeruſalem erobert durch Gottfr. v. Bouillon	1099	226
Heinrich V.	1106—1125	221
Lothar von Sachſen	1125—1137	228

4. Hohenſtaufiſche Kaiſer. 1137—1254.

Konrad III.	1137—1152	230
Friedrich I. Barbaroſſa	1153—1190	233
Zerſtörung Mailands	1162	237
Schlacht bei Lignano	1176	241
Heinrich der Löwe geächtet	1180	244
Heinrich VI.	1190—1197	249
Philipp von Schwaben und Otto IV.	1197—1215	251

		1ſter Theil.	Pag.
Friedrich II.	1215—1250	. .	252
Friedrichs II. Kreuzzug . .	1228	. .	252
Konrad IV. u. Wilh. v. Holland	1250—1256	. .	263
Interregnum	1254—1273	. .	288

V. Zeitraum 1273—1520.

5. Kaiſer aus verſchiedenen Häuſern. 1273—1437.

Rudolf von Habsburg . .	1273—1291	. .	291
Adolf von Naſſau . . .	1292—1198	. .	297
Albrecht von Oeſtreich . .	1298—1308	. .	299
Befreiung der Schweiz . .	1308	. .	301
Heinrich VII. von Luxemburg	1308—1313	. .	304
Ludwig von Baiern und Friedrich von Oeſtreich .	1314—1347	. .	305
Karl IV.	1347—1378	. .	312
Goldene Bulle	1356	. .	315
Wenzel	1378—1400	. .	317
Schlacht bei Sempach . .	1386	. .	318
Ruprecht von der Pfalz .	1400—1410	. .	324
Sigismund	1410—1437	. .	324
Conſilium zu Coſtnitz .	1414	. . . . .	325
Huß verbrannt	1415	. . . . .	329

6. Oeſtreichiſche Kaiſer 1437—1806.

Albrecht II.	1437—1439	. .	333
Friedrich III.	1440—1493	. .	337
Karl der Kühne ſtirbt . .	1477	. .	338
Maximilian I	1493—1519	. .	342
Ewiger Landfriede	1495	. .	349

IV. Zeitraum 1520—1648.

		2ter Theil.	Pag.
Karl V.	1520—1556 oder 58	. .	3
Anfang der Reformation.	1517	. .	8
Reichstag zu Worms	1521	. .	22

	2ter Theil.	Pag.
Schlacht bei Pavia	1521 . .	33
Augsburgſche Confeſſion . .	1530 . .	39
Zug nach Tunis	1535 . .	47
Friede mit Frankreich zu Crespy	1544 . .	53
Luthers Tod	1546 . .	58
Schmalkaldiſcher Krieg . .	1546 . .	64
Schlacht bei Mühlberg . .	1547 . .	74
Das Interim	1548 . .	83
Moritz gegen Karl	1552 . .	88
Religionsfriede zu Augsburg .	1555 . .	94
Karl legt die Regierung nieder	1556 . .	96
Ferdinand I.	1556—1564 . .	98
Maximilian II.	1564—1576 . .	105
Rudolf II.	1576—1612 . .	108
Matthias	1612—1619 . .	117
Anfang des 30jährigen Krieges	1618 . .	122
Ferdinand II.	1619—1637 . .	127
Schlacht auf dem weißen Berge	1620 . .	131
Krieg mit Dänemark .	1624—1629 . .	135
Wallenſtein	1626 . .	136
Guſtav Adolf in Teutſchland	1630—1632 . .	145
Zerſtörung von Magdeburg und Schlacht bei Leipzig . . .	1631 . .	150 und 153
Schlacht bei Lützen	1632 . .	161
Wallenſteins Tod und Schlacht bei Nördlingen	1634 . .	169 und 170
Ferdinand III.	1637—1657 . .	172
Weſtphäliſcher Friede . . .	1648 . .	176

VII, Zeitraum 1648—1821.

Leopold I.	1658—1705 . .	191
Schlacht bei Fehrbellin . .	1675 . .	195
Nimweger Friede . .	1678 und 79 . .	197
Die Türken vor Wien . . .	1683 . .	200
Friede zu Ryßwik	1697 . .	208
Friedrich I. König von Preußen	1701 . .	211
Spaniſcher Erbfolgekrieg	1701—1714 . .	212

	2ter Theil.	Pag.
Schlacht bei Hochſtädt . .	1704 . .	219
Joſeph I.	1705—1711 . .	221
Karl VI.	1711—1740 . .	229
Friede zu Utrecht, Raſtatt und Baden	1713 und 14 . .	229
Maria Thereſia . . .	1740—1780 . . .	235
Friedrich II. von Preußen	1740—1786 . .	239
Erſter ſchleſiſcher Krieg	1740—1742 . .	239
Karl VII. aus dem Baierſchen Hauſe	1742—1745 . .	243
Zweiter ſchleſiſcher Krieg	1744—1745 . .	246
Franz I.	1745—1765 . .	248
Siebenjähriger Krieg .	1756—1763 . .	253
Joſeph II.	1765—1790 . .	309
Erſte Theilung Polens . .	1773 . .	310
Baierſcher Erbfolgeſtreit . .	1778 . .	311
Franzöſiſche Revolution . .	1789 . .	318
Leopold II.	1790—1792 . .	317
Erſter Revolutionskrieg	1792—1797 . .	323
Franz II.	1792—1806 . .	324
Waffenglück der Franzoſen	1794 und 95 . .	331
Friede zu Baſel	1795 . .	333
Bonaparte in Italien .	1796 und 97 . .	335
Erzherzog Karl gegen Jourdan	1796 . .	337
Friede zu Campo Formio .	1797 . .	339
Friedenskongreß zu Raſtadt .	1798 . .	341
Expedition nach Egypten .	1798 . .	342
Zweiter Krieg mit Frankreich Suwarow	1799—1801 . .	344
Bonaparte erſter Conſul . .	1799 . .	347
Schlacht bei Marengo	1800 . .	348
Moreaus Siege im Sommer	1800 . .	350
Friede zu Lüneville	1801 . .	350
Beſetzung Hannovers . . .	1803 . .	355
Napoleon Kaiſer	1804 . .	356
Krieg Oeſtreichs von . . .	1805 . .	362
Schlacht bei Auſterlitz 2 Dzbr.	. . . . .	363
Preßburger Friede 25 Dzbr. .	. . . . .	365
Der Rheinbund 12 Juli . . .	1806 . .	370

		2ter Theil.	Pag.
Franz II. legt die teutſche Kaiſerkrone nieder 6 Auguſt		1806	367
Preußens Krieg von	1806 und	1807	371
Schlacht bei Jena 14. Okt.		1806	373
Schlachten bei Eilau und Friedland		1807	375
Friede zu Tilſit 7. und 9. Juli		1807	377
Joſeph Napoleon König v. Spanien		1808	381
Oeſtreichſcher Krieg von		1809	382
Schlacht bei Aspern 21. und 22. Mäy			384
Schlacht bei Wagram 5. und 6. Juli			388
Friede zu Wien 14. Oktob.			390
Maria Louiſe von Oeſtreich, franz. Kaiſerin			390
Vereinigung v. Bremen, Hamburg und Lübeck mit Frankreich 13. Dez.		1810	392
Krieg gegen Rußland		1812	393
Schlacht bei Smolensk, 17. Aug			
Schlacht an der Moskwa, 7. Sept.			
Einzug Napoleons in den Kreml, 14. Sept.			
Räumung von Moskau, 19 Okt.			
Uebergang über die Berezina, 27. Novbr.			
Kapitulation des Gen. York, 30. Dezbr.			

3ter Theil.	Pag.

Das Jahr 1813.

Friedrich Wilhelm fordert zum freiwilligen Dienſt auf, 3. Febr. 1813.	6
Kriegserklärung Preußens, 17. März	9
Schlacht bei Lützen. 2. Mai	20
Schlacht bei Bauzen, 20. und 21. Mai	26
Waffenſtillſtand, 10. Juni bis 17. Aug.	30
Kriegserklärung Oeſtreichs, 10. Aug.	36
Treffen bei Groß-Beeren, 23. Auguſt.	41
Schlacht an der Katzbach, 26. Aug.	42
Schlacht bei Dresden, 26. und 27. Aug.	45
Schlacht bei Culm, 30. Aug.	48
Schlacht bei Dennewitz, 6. Sept.	51
Treffen bei der Göhrde, 16. Sept.	85
Treffen bei Wartenburg, 3. Okt.	56

3ter Theil. Pag.
Baierns Bündniß mit Oeſtreich, 8. Oktob. . 82
Schlacht bei Leipzig, 16. 18. und 19. Okt. 61
Schlacht bei Hanau, 30. und 31. Okt. . . 82
Uebergabe von Dresden, 11. Nov. 84
Uebergabe von Danzig, 26. Nov. 84

Das Jahr 1814.

Blücher geht über den Rhein, 1. Jan. . . 86
Friede zu Kiel zwiſchen Schweden und Dänemark, 4. Jan.
Schlacht bei Brienne oder La Rothiere, 1. u. 2. Febr. 90
Treffen bei Champaubert und Montmirail, 10. und 11. Febr. 94
Treffen bei Montereau, 18. Febr. 99
Schlacht bei Laon, 9. März. 101
Gefechte bei Arcis ſur Aube, 20. und 21. März 105
Treffen bei Lafere Champenoiſe, 25. März . 110
Schlacht bei Montmartre, 30. März. . . . 111
Einzug in Paris, 31. März. 114
Napoleon abgeſetzt, 2. April. 115
Friede zu Paris, 30. Mai. 116
Einzug der Verbündeten in Hamburg, 31. Mai.
Eröffnung des Wiener Congreſſes, 3. Nov.

Das Jahr 1815.

Napoleon landet mit 900 Mann in Frankreich, 1. März. 118
Europäiſche Achtserklärung gegen Napoleon, 13. März. 121
Napoleon in Paris, 20. März. 119
Krieg Oeſtreichs gegen den König Joachim v. Neapel, 10 April. 122
Einzug der Oeſtreicher in Neapel. 22 Mai. . 123
Neue teutſche Bundesakte, 8. Jun. Th. 2. 406
Schluß des Wiener Kongreſſes, 9. Jun. . . 410
Schlacht bei Lygny, 16. Juni. Th. 3. . . 126
Schlacht bei Belle-Alliance und Waterloo, 18. Juni. 131

3ter Theil. Pag.
Napoleon entſagt der Krone zu Gunſten ſeines Sohnes, 22 Juni 142
Gefecht bei Iſſy, 2. und 3. Juli 142
Einzug in Paris, 7. Juli. 143
Napoleon Gefangner der Engl. 13. Jul. . 143
(Seine Ankunft auf St. Helena, 18. Oktober)
Heilige Allianz zu Paris, 26. Sept. Th. 2. 411
Zweiter Friede zu Paris, 20. Nov. . . . 413

Das Jahr 1816.

Tod des Königs von Würtemberg, 30. Okt. 421
Eröffnung des teutſchen Bundestages, 5. Nov. 422

Das Jahr 1817.

Feier des 18. Oktob. auf der Wartburg . . 426
Drittes Reformationsfeſt 426

Das Jahr 1818.

Congreß zu Aachen, Okt. und Nov. . . . 427
Räumung Frankreichs durch die Verbündeten. Dezbr. 427

Das Jahr 1819.

Kotzebues Ermordung, 23. März 428
Bundestages Beſchlüſſe vom 20. Sept. . . 429

Das Jahr 1820.

Militär Revolution in Spanien, Portugal u. Neapel; — Congreß zu Troppau, Oktob.

Das Jahr 1821.

Congreß zu Laybach, Jan. — März.
Revolution in Turin.
Beruhigung von Neapel und Piemont.
Aufſtand der Griechen in der Türkei.

Folgende Bücher ſind in der Büſchler'ſchen Buchhandlung in Elberfeld zu haben.

Lehren der Weisheit, Tugend und Religion, in Gedichten, Parabeln und Erzählungen der heiligen Schrift, für die Jugend und ihre Freunde, von D. J. L. W. Scherer. 8. - 10 gr.
Mit 1 illum. Kupfer, eingebunden 16 gr.

Der erſte Abſchnitt handelt: Von Gott, ſeinen Eigenſchaften und den Pflichten gegen ihn. Zweiter Abſchnitt. Von dem Menſchen, ſeiner Beſtimmung und den Pflichten gegen ſich ſelbſt. Dritter Abſchnitt. Von den Pflichten und Tugenden gegen andere Menſchen. Vierter Abſchnitt. Von den Thieren und den Pflichten gegen dieſelben. Fünfter Abſchnitt. Vom Tode und der Ewigkeit.

Unſer Planet oder die Erde in mathematiſcher und phyſikaliſcher Hinſicht. Für allerlei Leſer, inſonderheit auch für die Jugend gebildeter Stände, v. G. H. C. Lippold. 8. 25½ Bogen. 1 Thlr. 8 gr.

Dieß Buch ſoll wie auf dem Titel ſteht für die Jugend gebildeter Stände ſeyn, allein es iſt gar zweckmäßig auch für den wißbegierigen Lehrer, wie für den Bürger und Landmann.

Der Menſch im rohen Naturzuſtande von G. H. C. Lippold - - - - - - Preis 16 gr.

Der Freund der Menſchen- und Völkerkunde findet hier mit mühſamem Fleiße geſammelt, was er in vielen Bänden von Reiſebeſchreibungen zerſtreut hätte ſuchen müſſen. Lehrern in Schulen, Eltern, die für heranwachſende Kinder etwas Nützliches ſuchen, und dem Menſchenfreunde dem beim Anblick der unſerm Culturſtande noch anklebenden Mängel oft weh wird, empfehlen wir dieß Buch.

Pabſt, C. L., Fragmente über Menſchenerziehung, mit beſonderer Hinſicht auf die Bildung des weiblichen Geſchlechts in Töchterſchulen. 8. 1817. 8 gr.

Um uns jedes eigenen Urtheils über dieſe gehaltreiche Schrift zu enthalten, führen wir das aus der Jenaiſchen Literaturzeitung (Nro. 111. von 1819) an: „Die Fragmente ſind reich an Ideen, und verrathen einen Erzieher, der ſeinen großen Beruf mit Ernſt und Liebe treibt. Das geht beſonders aus dem trefflichen Aufſatz über die Würde und Wichtigkeit des Lehramts, von 6. 68 bis 101 hervor. Was weiterhin über die weibliche Erziehung geſagt wird, ſollte von allen Müttern recht ſehr zu Herzen genommen werden.“

Täubner, J. C. F., Regeln der Lebensweisheit aus dem Geſichtspunkte der Religion betrachtet, für denkende Chriſten. 8. 20 gr.

Wer für Stunden der Einſamkeit eine fromme Beſchäftigung ſucht, die zugleich ſeinen Geiſt anrege, ſein Wiſſen und die großen Gegenſtände der Menſchheit erweitere, und ihn von den Meinungen des großen Haufens in höhern und niedern Ständen unabhängiger mache, dem empfehlen wir dieſe Vorträge. Die Wahl der Hauptſätze ſchon beurkundet einen denkenden Verfaſſer z. B. am Feſte der Erſcheinung über Furchtſamkeit am Sonntage Rogate, über die Aufrichtigkeit am Ende des Lebens.

Naturlehre für Kinder, von G. H. C. Lippold, 2te verb. Aufl. m. K. 416 Seiten. 1 Thl.

Dieſe kleine Schrift, die, wie ihr Titel beſagt, für die Jugend beſtimmt iſt, zeichnet ſich nicht nur durch faßliche Darſtellung, ſondern auch durch eine ſehr geſchickte Auswahl des Intereſſanteſten aus dem weiten Gebiet der Naturlehre aus, und iſt vorzüglich dazu geeignet, den Sinn der Kinder für dieſe nützliche und ins menſchliche Leben ſo einflußvolle Wiſſenſchaft zu wecken. Sie wird daher für dieſe eine eben ſo angenehme als lehrreiche Lektüre ſeyn, und zugleich von Elementarlehrern mit großem Nutzen als Lehrbuch in dieſer Wiſſenſchaft zum Grunde gelegt werden können.

Helons Wallfahrt nach Jeruſalem, hundert und neun Jahre vor der Geburt unſers Herrn. Vom Verfaſſer der Glockentöne. 4 Bändchen. 3 Rtlr. 16 gr.

Seitdem durch die Annahme des Chriſtenthums die Kunde von demjenigen ins Abendland gekommen war, was einſt ſich auf des Tabors Höhen an des Jordans Geſtaden, in Judas heiliger Stadt, auf Bethlehems Auen, in Nazareths Dunkelheit, an des Galiläiſchen Meeres blühenden Ufern begeben, ſehnte ſich manches fromme Gemüth nach näherer Kunde von dieſem heiligen Boden. Die Kreuzzüge im Mittelalter fanden darum auch ſo viel Theilnahme, weil das chriſtliche Volk ſich nach dieſer Kunde ſehnte, und die Rückkehrenden mußten vielen Horchenden von den Oertern erzählen, wo Abraham ſich gelagert wo David geſiegt, wo Jeremias geklagt, wo ein neuer Tempel ſich auf den Trümmern des Alten erhoben, und wo zuletzt die Fülle der Gottheit in dem Welthеilande erſchienen. Beſchreibungen des heiligen Landes gehörten zu den Volksbüchern, und noch im vorigen Jahrhundert fand Jonas Kortens Reiſe Tauſende von Leſern, weil ſie mit frommem Sinne begonnen war. Indeß geben die neuen Beſchreiber doch immer nur ein Bild des verwüſteten und einer neuen Zeit harrenden Landes. Wehmüthig legte man ſie bald weg. Was war das Land ohne das Volk, das einſt darin waltete, was dieſe Gegenwart, die auf lauter Verſchwundenes hinwies. Dieſe Betrachtung war es, welche den Herrn Verfaſſer der Glockentöne bewog, ſeinem Vaterlande ein Werk zu geben, wie noch keines vor ihm da war. Er verſetzt uns zurück in die Zeit, wo unter Hyrkan dem Makkabäer Iſraels Staat, Religion und Volk wahrhaft blühete, und demnach alles der Beſtimmung des Volks gemäß weniger auf die blühende Gegenwart, als auf die durch Erſcheinung des Meſſias große Zukunft hinſah. In dieſer Zeit faßt Helon, ein Jüngling aus prieſterlichem Geſchlecht, in Egypten geboren, den Vorſatz, Iſrael im gelobten Lande aufzuſuchen. Die Caravane dorthin

nimmt ihn, einen ehrwürdigen Oheim und einen ſpöttelnden Griechen auf. Die Reiſe geht durch Gegenden, wo der Alte Gelegenheit findet, die Wunder, die Gott an ſeinem Volke gethan, begeiſternd zu erzählen, die Zweifel des Griechen zu würdigen, und ſeinen Spott zu zähmen. Sehr glücklich war der Gedanke des Verfaſſers, Helon gerade in der Jahreszeit Palläſtina betreten zu laſſen, als ſchon an der Grenze das Volk ſich zur Wallfahrt nach Jeruſalem anſchickte, und ihn in dieſen begeiſterten Zügen das fromme Leben deſſelben erblicken zu laſſen. Wir ſehen nun den ganzen Kreis der jüdiſchen Feſte bis zum letzten Hoſianna an uns vorübergehen, die Strenge des Geſetzes, die Erweiterung des Geiſtes durch Lehre, die Freude der Feſte und das Zuſammenleben des Volkes. Der Wunſch Prieſter zu werden führt Helon an fremde Orte, wo er ſeine Stammregiſter nachſuchen muß, die Nothwendigkeit, ſeinen griechiſchen Begleiter, der von Damask heimkehrte, abzuholen, an die nördlichſten Grenzen des Landes, und in die Fluren, die nachher der Weltheiland durchpilgerte, die Gaſtfreundſchaft nach Jericho, und in die Nähe des todten Meeres, und eine Menge Veranlaſſungen führen den Verfaſſer dahin, das häusliche, öffentliche und religiöſe Leben der auf des Meſſias Ankunft harrenden Juden darzuſtellen. Jemehr Helon den ganzen Geiſt ſeines Volkes in ſich aufgenommen hat, um deſto ergreifender iſt auch die Schilderung dieſes tief durch alles, was er ſah, bewegten Landes.

Das Werk iſt mit dem kürzlich erſchienenen vierten Bändchen vollendet. Diejenigen, die es zu wiſſen wünſchen, wie die religiöſe Gegenwart mit einer großen Vergangenheit zuſammenhängt, und ſich von ſo manchem, was zur Geſchichte des Glaubens gehört, unterrichten wollen, finden hier reichen Stoff, und Referent hat bereits in der Erfahrung Belege, mit welcher Liebe dieß Buch von heitern und liebevollen Gemüthern angenommen iſt.

Strauß, Fr., (Verfaſſer der Glöckentöne). Die Taufe im Jordan, im Jahre 136 nach Chriſti Geburt. **1 Thlr.**

Ritter, J. L., Sammlung faſt aller von Reinhard in Predigten abgehand. Hauptſätze, nach den Sonn- u. Feſttagen geordnet, und Disputat. ſeiner noch ungedruckten Predigten. **1 Thlr.**

Den Verehrern Reinhardts giebt dieß Werkchen eine vollſt. Ueberſicht der von dem ſeel. Manne abgehandelten Hauptſätze, wer alſo mit einem Blicke überſehen will, welche Anſichten derſelbe einzelnen Schriftſtellern abzugewinnen wußte, wer mehr von Reinhard zum eigenen Denken angeleitet, als durch ihn überhoben ſeyn will, dem iſt dieß Werkchen zu empfehlen.

Unter der Preſſe:

Kohlrauſch, Fr., kurze Darſtellung der teutſchen Geſchichte für Volksſchulen. (Ein Auszug aus des Verfaſſers teut. Geſchichte in drei Theilen.) gr. 8. **12 gr.**

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kohlrausch, Friedrich, 1780-1867

Die deutsche Geschichte

Bd.: 2

Elberfeld 1821

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.2,1045(2/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094281-5